

Sphinx


VE
RI
TAS

S

üb

V.



SPHINX

Monatsschrift

für die

geschichtliche und experimentale Begründung

der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden,

Dr. J. U.

VI. Jahrgang. 1891. Zwölfter Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).



SPHINX

Monatsschrift

für die
geschichtliche und experimentale Begründung
der
übersinnlichen Weltanschauung
auf
monistischer Grundlage,

herausgegeben
von
Hübbe-Schleiden,
Dr. J. U.

VI. Jahrgang. 1891. Zwölfter Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Inhalts-Übersicht
des
Zwölften Bandes.
Sechster Jahrgang
1891.

Seite



Mehr als die Schulweisheit träumt.

Abbildungen
im
Zwölften Bande.

Sechster Jahrgang
1891.

Seite





SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

Juli 1891 XII, 67.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57 & 59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen“ oder „magischen“ Thatsachen: der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 67.

Inhalt.

Juli 1891.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

für Deutschland und Österreich	M. 6,—;	einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	M. 1,50 (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter

Nr. 5833.

Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 67. Juli 1891.

Sphinx.

Die alte und die neue.

Von

Huldreich Haueisen.



Du stelltest einst die schwersten Rätselfragen,
Und strenge forschtest du den Wandrer aus,
Gar mancher mochte zittern dann und zagen,
Sah er dich ragen aus der Wüste Graus.
Du habest Vielen — lautete die Sage —,
Die rechten Wissens unglücksvoll entblößt,
Den Tod gegeben, und so rasch die Frage
Des Lebens für die Sterblichen gelöst.

Wir aber stellen dir die Rätselfragen, —
Von deinem Haupt gehn Lichtesstrahlen aus.
Nicht braucht der Frager ängstlich jetzt zu zagen;
Du hellst ihm auf der Erdenwüste Graus.
Zu lichtem Bild umwandelnd düstre Sage,
So weit es sich des Schleiers je entblößt,
Zeigst du den Tod und lehrst, daß diese Frage
Als Daseinsformenwechsel wird gelöst.



mit ganz verklärtem Angesichte, daß er drei Kreuze sehe und ihm vom mittleren der Heiland zulächle.

Solches Reden mit Verstorbenen und das anscheinende Sehen von tröstenden Bildern habe ich seitdem öfters bei Sterbenden auftreten sehen und die gleiche Beobachtung auch von ehrenwerten Personen erzählen gehört. Daß Derartiges mystische (oder meinetwegen okkulte) Vorgänge sind, wird wohl nicht bestritten werden, nur wird man sie von verschiedenen Auffassungen aus verschieden benennen. Manche greifen sicher sofort nach dem bequemen Wort „Hallucination“, während andere die „Vision“ vorziehen. Nun, in meinem Falle mag es das eine oder andere gewesen sein, aber eine fast heilige Empfindung überkam mich dabei, und sie ist heute noch nicht von mir gegangen!

II. Sympathie.

Ein anderes Bild: Die sogen. Sympathiemittel, in Volkskreisen kurzweg „Sympathie“ genannt. Diese spielt auch heute noch — eingestanden oder nicht — in fast allen Gesellschaftskreisen eine große Rolle. Immerhin war in meiner Jugendzeit, wenigstens soweit mein damaliger Horizont reichte, die Sache noch verbreiteter. Man sah z. B. fast keine Stallthüre, an der nicht die bekannten zusammengefalteten Zettelchen mit dem krausen, meist unverständlichen Inhalt angenagelt waren, um das Vieh vor „Verzauberung“ zu schützen. Daß man an „böse Leute“ (Hexen) fast allgemein glaubte (und teilweise jetzt noch glaubt), ist unbestritten. Selbstverständlich unterlief dabei manche ungerechte Verdächtigung, während andererseits wieder mancher sich als „Hexenmeister“ aufspielte, der sehr harmloser Natur war, aber mit seinem angeblichen Können den Leuten das Geld aus der Tasche lockte. Der Schwindel stürzt sich ja heute noch auf alles, „was im Himmel, auf Erden und unter der Erde ist“. Immerhin gab es in dieser Hinsicht mit Recht berühmte Leute, die an der „vernünftigen und unvernünftigen Kreatur“ ganz auffallende Kuren vollzogen. So erinnere ich mich noch lebhaft an den sogenannten „Kogenflicker von Hürbel“, der weitum angesehen war und von Hunderten aufgesucht wurde. Wieviel von seinen Heilungen auf Rechnung seines magischen Könnens gesetzt werden durfte, kann ich allerdings nicht wissen; daß er aber durch „Besprechen“, Amulette u. s. w. wirkte, steht außer Frage. Natürlich wurde er von den zünftigen Ärzten gehörig verfolgt, aber damit vergrößerte sich nur sein Ruf.

Selbstverständlich gab es (und giebt auch heute noch) viele sogenannte „Sympathiedoktor“, welche den Doktortitel natürlich ohne Dissertation erhalten haben, aber zweifellos oft ganz Auffallendes vollbringen. Durch „Besprechen“ von Blutungen, Vertreiben von Warzen, Heilung des sogenannten „Gliederschwundes“, von Salzfluß u. s. w. leisten sie heute noch — warum auch heute nicht mehr? — ganz Bedeutendes ohne „Schmieren und Salben“, das doch sonst nach dem Sprichwort hilft „allenthalben“. Meistens vererben sich die betr. Sprüchlein und Manipulationen — und wohl auch die magische Kraft? — vom Vater auf den Sohn und bilden eine Art von geheimwissenschaftlicher Familientradition. Natürlich gehört

vor allem „der Glauben“ dazu, der ja nach der Schrift sogar Berge versetzen könnte. Warum — das wissen wir jetzt so ziemlich. Daß dieser „Glauben“ auch ohne Anwendung von „Sympathie“ bei Heilprozessen von großer Wirkung ist, dürfte allgemein bekannt und in der „organisierenden Thätigkeit der Seele“ begründet sein. Sagt ja oft der einfachste Mann oder das einfältigste Weib: „An den oder den Doktor hab' ich eben den Glauben“. Und ein solcher hat ganz entschieden leichtere Arbeit als ein anderer.

Um aber wieder auf die so oft geschmähte sog. „Sympathie“ zurück zu kommen (zu der schon Fürsten und Könige und auch die gelehrtesten Ärzte, wenn alle anderen Mittel versagten, mit Erfolg ihre Zuflucht genommen), so ist nicht leicht etwas bekannter und durch tausendfache Erfahrung mehr erhärtet, als ihre oft „wunderbar“ erscheinende Wirkung. Einen gewaltig quellenden Blutstrom z. B. fast augenblicklich durch „Besprechen“ zu stillen, also ohne jeden Verband, ist doch etwas ziemlich Auffallendes. Und dies habe ich in meiner Jugend mehr als einmal gesehen, also in einer Zeit, wo die Augen unbedingt helle sind und jede Voreingenommenheit ausgeschlossen. Selbstverständlich wär ich auch in jenen Tagen weder von der „Wissenschaft“, noch vom „Okkultismus“ „angekränkelt“, ganz zu schweigen vom „Spiritismus“.

Am bekanntesten dürfte wohl das „Vertreiben“ von Warzen sein, und vielleicht — aus uns naheliegenden Gründen — am leichtesten. Mit diesem „Kunststück“ beschäftigen sich jetzt noch viele Leute und es giebt eine Menge „Sprüchlein“, welche wohl eine Art Formel für die magische Wirksamkeit des fremden oder eigenen Willens sind. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich durch „Sympathie“ eine Unmasse von Warzen in meiner Jugend verlor, gegen welche „Auswüchse“ der Höllenstein völlig machtlos geblieben war. Und noch ist es kein Jahr her, daß ich gegen eine große Warze an der Hand umsonst ein „Warzenpflaster“ verwandte, dieselbe aber durch Anwendung eines hier fast jedem Kinde bekannten „Sprüchleins“ rasch und fast „unbesehen“ zum völligen Schwinden brachte. Die Anwendung ist folgende: Man spricht, indem man seine Augen auf einen Leichenzug richtet — oder auch beim Anhören der Totenglocke —, indem man sanft über die Warze streicht:

„Warz, Warz weich',
Es kommt 'ne schwarze Leich';
Warz, Warz nimm ab
Als wie der Mensch im Grab.
Im Namen des Vaters u. s. w.“

Ob das Schwinden mit dem Verwesen des Menschenleibes im Grabe in einem gewissen geheimnisvollen Zusammenhange steht, weiß ich nicht, aber diese Annahme liegt ziemlich nahe. „Item, es hilft“, wie es oft in alten Rezeptbüchern heißt; und das ist schließlich die Hauptsache und kann durch das Nichtglauben von anderer Seite nicht aus der Welt geschafft werden.

III. Lebensmagnetismus.

Leider kann ich all die übersinnlichen Dinge — mit Sinnlichem durchsetzt — nur streifen, wenn ich meinem Vornehmen, möglichst vielseitig zu

umgekehrt, weiß ich nicht. Aber das weiß ich — und mit mir noch viele —, daß er die „Gabe" des zweiten Gesichtes besaß, die er übrigens oft verwünschte. Er wußte mit absoluter Sicherheit zu sagen, daß in so und so vielen Tagen aus diesem oder jenem Hause eine männliche oder weibliche Person sterben werde, es mochte jemand krank sein oder nicht. Das Geschlecht erkannte er nach seiner Behauptung daran, ob dem Sarge, den er zum Friedhofe (vorausschauend) tragen sah, unmittelbar die männlichen oder weiblichen „Leidtragenden" folgten. Der unheimliche Mann, welcher ganz kugelige, weit aus den Höhlen quellende Augen besaß, erregte natürlich dieses unholden Schauens wegen eine Art von ehrfürchtiger Scheu. Übrigens ließ er selten etwas von seinen „Gesichten", welche er meist in der Dämmerung oder bei Mondschein hatte, verlauten, um die Leute nicht in Schrecken zu setzen. Aber ganz vertraute Leute — wozu auch ich nach längerer Bekanntschaft gerechnet wurde — „brachten etwas aus ihm heraus" (es wurde ihnen widerstrebend mitgeteilt) und seine Sehergabe erwies sich erschreckend reell.

Es ist mir nie wieder ein solcher Mann begegnet. „Der Schloßhopper" ist seit langem auch eingegangen in den Zustand erhöhten „Schauens". Ich weiß es noch wie heute, daß ich zuweilen in der Kirche, wenn (es ist ein rührender Brauch in manchen katholischen Gegenden) bei Leichenfeierlichkeiten „noch ein Vaterunser für den Nächststerbenden" gebetet wurde, mit einer Art von Grauen nach dem „Schloßhopper" hinsah und mir im stillen sagen mußte: „der könnte vielleicht mit Fingern auf ihn zeigen." Ob er *seinen* Hingang auch vorausschaute, weiß ich nicht, aber mir ist dies nicht unwahrscheinlich.

V. Anmeldungen.

Das zweite Gesicht ist — nach meinen Erfahrungen wenigstens und in den Kreisen, welche mir vertraut sind — sehr *selten*. Sehr *häufig* dagegen sind andere Anzeichen von dem Hingange dieser oder jener Persönlichkeiten, die vor, bei oder nach dem „Weggehen" derselben auftreten und welche wir gemeiniglich zu den *Fernwirkungen* rechnen. Es sind mir z. B. aus meiner Jugendzeit manche erinnerlich, und früher wußte fast jede Familie darüber zu berichten. Heutzutage freilich getrauen sich viele kaum davon „zu schnaufen", von wegen der grausamen Gelehrtheit der Zünftigen, die mit rührender Logik *behaupten*: „Es kann nach unseren Aufstellungen nicht sein, *also* kommt es auch nicht vor, und wer *demnach* so etwas behauptet, macht sich einfach lächerlich." (Man lacht auch wirklich vielfach darüber; nur wenn es solchen Logikern *selbst* vorkommt, lachen sie nicht mehr, sondern zucken nur ablehnend die Schultern gleich ratlosen Ärzten.) Doch lassen wir diese Ignoranten, die *absichtlich* Derartiges übersehen oder beiseite schieben, und bleiben wir bei den Thatsachen.

Man nennt diese Vorkommnisse bei uns zu Lande meistens „Anmeldungen" oder „Vorzeichen", welche Benennungen sicher sehr bezeichnend sind. Vielfach kann man heute noch sagen hören: „der oder der hat sich verzeigt" (sein Ableben angezeigt). Diese Anmeldungen äußern sich, wie

ja sattsam bekannt ist, meist als Geräusche von ganz auffallender Art: Läuten von Glockenzügen ohne sichtbare Berührung, donnerndes Gepolter, Krachen und Zerspringen von Möbeln, Glasscheiben oder dergleichen, Klopfen (dies ist wohl das am meisten beobachtete Geräusch) an oder in Wänden, Thüren u. s. w. Zuweilen bleiben auch Uhren ohne erklärbare Veranlassung stehen. Eine diesbezügliche Andeutung findet sich auch in dem bekannten, tiefergreifenden Gedichte von Gabriel Seidl, „Der tote Soldat", wo es heißt:

„Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: Gott helf!
Er hat sich angemeldet,
Die Uhr blieb stehn um Elf!"

Was nach dieser Richtung landauf und landab durch mündliche Überlieferung sich im Gedächtnisse vieler Menschen forterbt, gäbe — auch nur für den Kreis, den ich in Gedanken umschreite — eine umfangreiche Sammlung, wenn sich Chronikenschreiber dafür gefunden hätten. Einzelnes mag zuweilen in alten Kalendern oder dergl. eingetragen worden sein, aber wer kann alle Winkel, wo sie vielleicht vergilben und vermodern, durchstöbern? Die meisten derartigen Erlebnisse sind jedenfalls nicht aufgeschrieben, was mir ein Zeugnis dafür zu sein scheint, daß derartige „Anmeldungen" als nichts gerade Seltenes angesehen wurden, die Landleute pflegen ja nur ganz Außerordentliches mit ihren „Krähenfüßen" schriftlich festzuhalten. So ist natürlich viel köstliches Material für die Jetztzeit, welche sich wenigstens teilweise diesen merkwürdigen Dingen wieder zuwendet, verloren gegangen, denn auch die Tradition vergilbt und vermodert, sie vergißt oder spinnt aus, so daß man keine scharf umrissenen, sondern auch noch verschwommene Bilder erhält. Auch ist in dem Hasten und Jagen der Jetztzeit das Sinnliche ganz in den Vordergrund getreten und überwuchert wie Unkraut die Stecklinge des Übersinnlichen, welche man vielfach im günstigsten Falle „dahingestellt" sein läßt, wie es in bequemer Weise auch manche „Gelehrte" machen, wenn ihnen etwas „gegen den Strich geht". Es dürfte sogar anzunehmen sein, daß — wenn die Behauptung, derartiges käme heutzutage nicht mehr oder weniger häufig vor, auch nur einigermaßen zutreffend sein sollte — dies einfach in der genannten „Überwucherung" begründet sein dürfte. Auch das sogenannte Übersinnliche bedarf jedenfalls eines geeigneten Ackergrundes und das Wort der Schrift wird wohl auch hier zutreffen: „Sammelt man Trauben von Dornen und Feigen von Disteln?" Nach dieser kurzen Abschweifung berichte ich kurz zuerst von einem derartigen Falle, der noch klar vor meiner Erinnerung steht und insofern beweiskräftig sein dürfte, als er sich vor Zeiten in unserer eigenen Wohnung ereignete.

Meine Mutter — die jetzt hochbetagte Frau kann das Nachfolgende bestätigen — befand sich damals (verheiratet mit meinem seligen Vater) etwa 50 Stunden von ihrer Mutter entfernt und beide dachten wohl oft in Liebe und Sehnsucht an einander. Der briefliche Verkehr war aber nicht sehr lebhaft, man sparte das Porto. Ob jedoch meine Mutter wußte, daß die ihrige damals leidend war, ist mir nicht genau erinnerlich.

War es der Fall, so mag dadurch der „Rapport" ein innigerer gewesen sein. Jedenfalls dachten die Ihrigen nicht an ein baldiges Hinscheiden.

Eines Tages nun — die Stunde ist mir entfallen —, als unsere Familie im Wohnzimmer versammelt war, erhob sich auf einmal ein derart fürchterliches Gepolter, daß alle entsetzt auffuhren. Es schien von der Bühne (dem Bodenraum) auszugehen und setzte sich beide Treppen herunter fort bis in die Hausflur, um vor der Zimmerthüre Halt zu machen. Unser aller erster Gedanke war, das Schulholz auf dem Oberboden — einige Klaftern — müsse auf unerklärliche Weise zusammengestürzt sein und seinen Weg die Stiegen herunter genommen haben. Daß dieses Niederrollen auf den von einem Gange unterbrochenen Treppen physikalisch eine Unmöglichkeit gewesen wäre, fiel uns erst später ein. Kurz, alle stürzten sofort hinaus. Im Flur — nichts; auf der ersten Treppe ebenfalls nichts; im oberen Gange ebensowenig; auf der Stiege im zweiten Stock wieder nichts; und droben auf dem Bodenraum standen die Holzhaufen ganz unberührt und wohlgeordnet wie sonst. Wir standen schreckensbleich vor diesem Rätsel, aber darin waren die Eltern wenigstens sofort einig, „daß das etwas zu bedeuten habe".

Die „Aufklärung" — wenn man so sagen darf — blieb nicht lange aus. Es traf einige Tage danach ein Brief der Schwester meiner Mutter ein, der der fernen Schwester mitteilte, daß ihre gemeinsame Mutter „heimgegangen" sei. Tag und Stunde stimmten genau mit dem geschilderten „Ereignis" zusammen und wir wußten, daß die Sterbende sich „verzeigt" hatte, und zwar mit einer Deutlichkeit, die man kräftiger und „auffallender" nicht hätte wünschen können.

Dieser eine selbsterlebte und auch sonst wohlbezeugte Fall einer „Fernwirkung Sterbender" dürfte eigentlich für den mir vorgesetzten Zweck genügen, aber ich führe noch aus neuerer Zeit zwei andere an, weil sie der dabei beteiligten Personen wegen über jede Anfechtung erhaben sind.

Der Onkel meiner jetzigen Frau, in dessen Haus in Stuttgart sie erzogen worden war, erkrankte im Jahre 1882 schwer. Die Genannte befand sich damals hier in Eßlingen als Witwe und wohnte in einem Hinterhause mit ihren Kindern und einem Dienstmädchen allein. Am Nachmittag des 24. Oktober hatte sie den Kranken noch in Stuttgart besucht und lag dann nachts schlafend in ihrem Bette. Etwa um 1/2 11 Uhr weckte sie ein heftiges Läuten an der Thorglocke. Sie stand auf, schaute zum Fenster hinaus und fragte, wer draußen sei, erhielt aber keine Antwort. In der Annahme, es habe wie schon öfter irgend ein Nachtschwärmer aus „Jux" angeläutet, ging sie wieder zu Bette. Kurze Zeit darauf läutete „es" wieder und sie that das gleiche, und zwar wieder resultatlos. Kurz vor 12 Uhr ertönte die Glocke noch einmal und sie stand zum drittenmale auf. Diesmal aber war es der Telegraphenbote, der ihr die Botschaft einhändigte, ihr Onkel sei verschieden. Dieses Verscheiden war, wie sie nachher erfuhr, annähernd zu gleicher Zeit erfolgt, als das erste Mal geläutet wurde.

Ein zweites Ereignis dieser Art erzählte mir eine jüngere Frau, die

auf der gleichen Flur mit uns wohnt und deren Mann Zollbeamter ist. Frau F., welche an dem „kritischen" Tage (vor etwas mehr als 2 Jahren) in hiesiger Stadt eine andere Wohnung innehatte, besaß zu genannter Zeit noch beide Eltern, wohnhaft in N., etwa 15—20 Stunden von hier. Ihr hochbetagter Vater, ein Notar, war schon längere Zeit leidend und beschäftigte sich in Gedanken und Worten oft mit der entfernten Tochter, ganz besonders aber, wie ihr später kund wurde, in der Nacht seines Abscheidens, das am 7. März 1889 morgens 5 Uhr erfolgte. Am 6. März abends nach 10 Uhr saß Frau F. ganz allein in ihrem Wohnzimmer, als auf einmal ein Krachen erfolgte, das sie in heftigen Schrecken versetzte. Sie suchte den ganzen Wohnraum ab, konnte aber nichts finden. Erst anderen Tages fand sie in der Platte des runden Tisches (aus Hartholz) einen wohl fußlangen Sprung, der heute noch ganz deutlich zu sehen ist und welchen ich kurz vor Niederschrift dieser Zeilen noch einmal in Augenschein genommen habe. Dieser Sprung, welcher sich in der Zwischenzeit teilweise zu einer Spalte erweitert hat, läuft nicht etwa der Richtung der Holzfasern entlang, sondern q u e r ü b e r, und ist unzähligemal b l i t z artig gezackt. S o springt wohl kein Hartholz, etwa unter dem Einfluß der Wärme. Der zersprungene Bettschirm Zöllners, welcher in Gegenwart Slades zerbarst, fiel mir beim ersten Erblicken dieses seltsamen Risses ein, der ad oculos gewisse Kräfte demonstriert, welche vielleicht zu jenen gehören, die der große Apostel „die Kräfte der künftigen Welt" nennt.

Daß auch hier die Fernwirkung eines Sterbenden vorliegt, welche für mehr als ein Menschenalter eine Art von Runenschrift hinterlassen, dürfte wohl nur von ziemlich „Hartschlägigen" in Zweifel gezogen werden. Anzufügen habe ich für diesen Fall nur noch die Bemerkung, daß der betreffende Tisch beim Zerspringen wie gewöhnlich mit einem Teppiche bedeckt war. Dies mag wohl der Grund sein, daß der Sprung nicht sofort in die Augen fiel.

Ich könnte nun noch, um den Kreis zu schließen, auf ein noch dunkleres, aber hochinteressantes Gebiet übertreten, in dem die „E n t k ö r p e r t e n" eine Rolle spielen, soweit derartiges in den Gesellschaftsklassen, welche ich zunächst im Auge habe, herumgesprochen wird. Das ist aber — vom sogenannten Spiritismus sehe ich vorerst ganz ab — eine kitzliche Sache, denn mit B e w e i s e n aufzuwarten, ist diesbezüglich bei dem Mangel an eigenen Erfahrungen mehr als schwierig, und mich auf zuweilen ziemlich vage Behauptungen zu berufen, halte ich einer ernsten und möglichst objektiven Berichterstattung nicht für würdig — „Hörensagen lügt gern". Nur soviel sei bemerkt, daß mir schon in meinen jungen Jahren vielfältig Dinge erzählt wurden, denen man in kritischer Beleuchtung in den dem Okkultismus gewidmeten Zeitschriften jetzt vielfach begegnet. Daß manche Verstorbene z. B. „geistweis" gehen müssen (P h a n t o m g e s t a l t e n) und oft viel Rumor machen (S p u k), ist eine landläufige Behauptung. Daß diesem oder jenem ein „Geist" erschienen und sogar mit ihm „geredet", dies konnte man früher von manchem hören. Ich kenne sogar ein Gebet, das einem moralisch gesunkenen Manne angeblich von dem „Geiste" seiner

um ihn schwer besorgten Frau zur „Seelenrettung" nächtlicherweile in die Feder diktiert wurde. Doch verzichte ich aus dem oben genannten Grunde der Vorsicht vorerst auf weiteres. Es genügt mir, den Beweis wenigstens einigermaßen erbracht zu haben, daß das „Übersinnliche" auch in der so sehr sinnlichen Welt stets und überall „am Wege blüht".



Glück.

Von

Frank Forster.



Du reicher Mann, der du trotz tausend Bänden
So unwert doch mit ihren Geistern gehst,
Die sich dir nahn mit übervollen Händen,
Zu dir, dem Bettler, kommen, um zu spenden,
Und scheiden kalt, weil du sie nicht verstehst!
Naht dir der Tod, der nüchterne Geselle,
Weißt du, was nun? — Ich weiß dann, was ich thu' —
Doch was **du** that'st — ein tönendes Geschelle,
Vorüber flog's in unbarmherz'ger Schnelle! —
Und dann —
Wie **arm** bist du!

Du armer Mann, dem Blumen Verse dichten,
Und dem der Quelle Singsang Melodie,
Dem Vögel rufen fern von Bergesfichten,
Und der den Gruß versteht, den herzig schlichten:
Wo du auch rufst, das Echo fehlt dir nie!
Mit Thränentau hast du dich selbst begossen,
Im Schweiß gemüht; und staunend sah ich zu,
Wie sich zur Blume formte unverdrossen
Die Knospe, die dein Körper warm umschlossen —
Und jetzt —
Wie **reich** bist du!



Des Lebens Sinn.

Von

Hans von Mosch.



Auf moos'gen Trümmern einer Waldkapelle,
Das Haupt zur Ruhe auf den Arm gestützt,
Lag ich und schaute sinnend nach den Sternen. —
Nicht mehr als Fläche schien des Himmels Wölbung,
Nein, — unabsehbar weit hin ausgedehnt,
Durchwogten Welten eines Weltalls Räume
In heil'ger Ruhe, majestätisch stolz.
Und zwischen ihnen, auf des Zweifels Flügeln,
Von Stern zu Sternen, — weiter — weit hinaus! —
Floh der „Gedanke" zagend, — glaubend fort: —
Wer wohnt dort oben auf den fernen Welten?
Giebt's auch auf jenen Menschen, — Menschenqual?
Wer gab den Anstoß ihrem mächt'gen Lauf?
Wer schuf sie einst? Wer endet einst ihr Sein?
Und wer wohnt über — zwischen jenen Sternen?
Wer lenkt der Menschen, lenkt mein kleines Los?
Ist's jener Gott, von dem die Schriften sagen:
Er sei „allmächtig", „gütig", und sein Wunsch,
„Daß allen Menschen einst geholfen werde"? —
Warum muß dann der Mensch so vieles leiden
Und doch vielleicht noch in Verdammnis gehn?
Ist er ein Spielball nur der höhern Mächte?? —
Und also sinnend schlief ich endlich ein. —
Da hört' im Traum ich eine mächt'ge Stimme,
Zu tausendfachem Donner angeschwellt,
Und doch so weich, wie einer Mutter Flehen,
Die aus der Ferne meinen Namen rief:
„Du zager Geist, ich will dich glauben lehren!"
Und wie vom Hauch des Frühlings fortgeweht,
Zerfloß zu Staub die Hülle meines Geistes,
Der starke Kerker einer freien Macht. —
Er war allein, — allein im Weltgetriebe,

Und mit Gedankenschnelle floh er auf,
Das weite All im Fluge zu durchmessen. —
Wie wogt' es da!! — Millionen von Millionen
Gewalt'ger Bälle einer Riesenwelt,
Die doch so zwerghaft klein im All erschienen!
Bald war die Erde meinem Blick entrückt,
Und weiter, immer weiter flog ich auf,
Wohl ein Jahrtausend mit Gedankenschnelle. —
Und was ich sah, beschrieb des „Kreises" Bahnen,
In stetem Kampf ein Werden und Vergehn
Nach eines Lenkers ew'gem Urgesetz. —
Aus Nebelballen wurden feste Massen,
Zersprungne Sonnen wuchsen neu heran,
Den Glutenkern in eigner Asche kühlend.
Und aus der Asche sproßt' es licht und grün,
Vom Stein zur Pflanze, zu organ'schen Wesen,
Bis hin zum Menschen stufend aufwärts schreitend,
Um stufend abwärts wieder zu vergehn. — —
Und weiter flog ich, — einer Macht entgegen,
Die unsichtbar den weiten Weltenraum
Bis in des Stäubchens kleinsten Teil durchdrang.
Woher sie kam, ich konnt' es nicht ermessen,
Ich fühlte nur den übermächt'gen Zug,
Ein eignes, wunderbares, heil'ges Wehen
Von jenem „Weltgeist", den man kaum erfaßt
Im kleinsten Teilchen, — „einer Menschenseele". —
Da rief es mir ein mildes „Halt!" entgegen:
„Nun kehre, Geist, zur Erdenwelt zurück,
Du sollst im Kleinen gleiche Wunder schauen,
Denn auch im Kleinen ist der Schöpfer groß." —
Ich sah die Erde wieder vor mir gehn,
Und dort am Kelche einer Blüte hing,
Der Perle gleich auf purpurfarbnem Grund,
Ein kleiner, winzig kleiner Wassertropfen. —
Und in dem Tropfen fuhr es hin und her,
Ein Drängen, Wogen, Jagen auf und ab
Von tausend wunderbar geformten Wesen,
Die mit des Hungers wilder Gier einander
Im wütenden Vernichtungskampf verschlangen.
Doch Aber-tausend wurden neu gezeugt,
Bis daß der Tropfen von des Tages Glut
Ins helle Blau hinaufgetragen wurde. —
Und wie ich nun des Geistes freien Blick
Bald hier, bald dort in die Natur versenkte, —
Ich fand nur Kampf und Kampf und wieder Kampf,
Ein stetes Sterben und ein Neuentstehn

In gleichem Wechsel ewig fort und fort,
In ew'gem Kreislauf ohne Ziel und Ende. — —
Und wie ich so dies seelenlose Sein
In stummer Trauer hin und her durchdrang,
Erwägend, ob der Mensch denn auch gezeugt,
Um nach dem Tod ein Häufchen Staub zu sein,
Ein Häufchen Staub, vergessen und verloren,
Da wies der Geist mich an ein Sterbelager.
Auf weichen Kissen müde hingestreckt,
Durchrang ein Greis den letzten Augenblick.
In heißem Schmerz umknieten ihn die Seinen
Und Thränen perlten auf die bleiche Hand,
Die er zum Abschied kraftlos hingereicht.
Dann flog ein leises Zittern durch die Glieder,
Ein letzter Seufzer hob die schwache Brust
Und mit dem Seufzer floh der letzte Hauch
Des Lebens aus der morschen, müden Hülle,
Den Kampf beendend, der sie hart durchtobt. —
Die „Seele“ doch, die ewig junge, zog,
Dem sel'gen Hauch des jungen Frühlings gleich,
Zu dem empor, dem ich nicht nahen durfte,
Zu jener Macht, die mir das „Halt!“ gebot,
Die ich als „Geist“ allein nicht fassen konnte.
Als letzte Spur nur blieb ein milder Glanz,
Der durch des Toten starre Züge glitt,
Die Auferstehungsbotschaft leise kündend. —
Ich rang verlangend ihren Spuren nach,
Da tönt es wieder „Halt!“ — die gleiche Stimme
Sprach mahnend ernst, doch mild und weich zu mir:
„Du willst die Lösung deiner Fragen wissen?
So höre denn, so weit du hören darfst:
In stetem Wechsel jüngt sich neu die Welt,
In ew'gen Kreisen ewig zu bestehen;
Der Mensch allein ward nicht zum Kreis bestimmt;
Ihm ward ein Teil von überird'scher Kraft,
Verbindend mich und meiner Schöpfung Leben.
Von meinem Geiste gab ich dieses Teil,
Der Kreatur den Weg zu mir zu bahnen,
Und meine Gabe fordre ich zurück. —
In Kampf und Leiden läutert jene Kraft,
Von Stuf' zu Stufe zur Vollendung treibend,
Was die Materie eng gebunden hielt.
Du lebst nicht einmal in der Welt der Formen,
Du machst, entwickelnd, manche Stufe durch,
Bis du gewürdigt für ein bess'res Leben,
Für eine ewig reine Seelenwelt. —

Warum das ist, — du faßt es nimmermehr.
Wohl mag der „Geist“ den Weltenraum durchfliegen,
Doch über ihm lebt eine andre Welt,
Die nur die „Seele“ dunkel ahnen kann,
Auf Glaubensschwingen hoch hinauf getragen. —
Nun kehr' zurück und folge jenem Drang
Auf reiner Spur zu jenen ew'gen Zielen!“

Da wacht' ich auf, — entschwunden war der Traum,
Doch tief im Busen ist er mir geblieben. — —



Profundus, der Klosterschüler.

Von

Walter von Appenborn.



I. Erinnerung.

Was ich mit träumenden Blicken
Um mich im Lichte gesehen,
Weckt mir ein tiefes Entzücken,
Will mich mir selber entrücken;
Erde, wie bist du so schön!

Als mir das Aug' auf den blauen,
Leuchtenden Fernen geruht,
Glaubt' ich um Wälder und Auen
Waltende Liebe zu schauen,
Vater! wie bist du so gut!

II. Abendlied.

Du Sommertag, im Neigen,
Mit Dämm'rung, Ruh' und Schweigen,
Dein Tagwerk ist vollbracht.
Dem Weg- und Wandermüden
Winkt schlummertiefer Frieden
In Gottes Sternennacht.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Hexentanz.

Die Geschichte einer Hallucinations-Übertragung.

Von

Hilarion Smerdis.*)



Die Kunst des berühmten Nicolo Paganini — des größten Violinspielers, den die Erde je gesehen — ist schon oft besprochen, und als übernatürlich oder magisch bezeichnet worden, und der überwältigende, hinreißende Eindruck, welchen er auf seine Zuhörer machte und der an das Wunderbare grenzte, ist immer unerklärt geblieben. Als der große Rossini zum erstenmal Paganini spielen hörte, weinte er wie ein junges Mädchen; die Prinzessin Elisabeth von Lucca, die Schwester des großen Napoleon, konnte — trotzdem er in ihren Diensten als Kapellmeister ihres Privatorchesters stand — ihn lange Zeit hindurch nie spielen hören, ohne in Ohnmacht zu fallen. Seine merkwürdige Erscheinung bezeichneten seine Freunde als excentrisch, andere aber als dämonisch oder teuflisch. Tausend unheimliche Sagen knüpften sich an die Person des mysteriösen Genuesen, den modernen Orpheus Italiens. Er hatte Mühe genug gehabt, gewisse Gerüchte zum Schweigen zu bringen, welche behaupteten, er habe seine Frau und später auch seine Geliebte, die beide leidenschaftlich an ihm gehangen, ermordet. Die nicht zur Ruhe gekommenen Seelen der beiden hatte er — so erzählte man sich — in seine Geige — die berühmte Cremona — hinein gebannt, und dieser Aberglaube schien nicht ganz grundlos in Anbetracht des Umstandes, daß er mit größter Leichtigkeit ganz überirdische Töne und geradezu menschliche Stimmen dem Instrumente zu entlocken wußte.[1]) Solche Klänge erweckten bei seinen Zuhörern oft geradezu Entsetzen, und wenn man außerdem bedenkt, daß gewisse geheimnisvolle Begebenheiten einen Teil seiner Jugend mit mysteriösem Dunkel umgaben, so werden die unheimlichen Gerüchte über ihn erklärlich scheinen, besonders bei einem Volke, dessen Vorfahren die Borgias und Medicis und deren Ruf als Zauberer kannten.

*) Der Verfasser datiert diese Erzählung von Cypern, am 1. Oktober 1879. Dieselbe erschien zuerst in englischer Sprache im ersten Jahrgange des „Theosophist", Adyar, Januar 1880, S. 95. Es bedarf dies Feuilleton wohl kaum besonderer Einführung unsrerseits. Es ist eben nicht für jedermann bestimmt. (Der Herausgeber).

[1]) Wir erinnern hierzu noch einmal an Buttgeralds „Künstlerweihe" in unserm letzten Mai-Hefte.

Das in der Folge Erzählte gründet sich auf eine derartige Sage, eine Episode aus seinem Leben. Die Presse bemächtigte sich damals dieser Ereignisse, und die Erinnerung daran lebt noch heute in der italienischen Litteratur, in verschiedenen Überlieferungen.

Es war im Jahre 1831; der große, der „diabolische“ Paganini hatte im Opernhause zu Paris einen Enthusiasmus hervorgerufen, der seine bisherigen Triumphe alle bei weitem übertraf. Dort lebte damals noch ein anderer Violinspieler von großem Talent, doch arm und unbekannt; ein Deutscher, Namens Franz Stenio. Er war jung, doch nachdenklich und ganz beeinflußt von den damals beliebten mystischen Erzählungen Hoffmanns, und groß geworden unter den Geister-Sagen der alten Schlösser am Rhein. Er hatte sich mit Geheimwissenschaften und Alchymie beschäftigt, doch wenig auf das Treiben und die Ereignisse der Welt geachtet. Seine ganze Sehnsucht strebte, getragen von den Wellen der Harmonien, die er seinem Instrumente entlockte, einer Opferflamme gleich zu höhern reinern Sphären aufwärts.

Seine Mutter, die allein er auf dieser Welt liebte und niemals verlassen hatte, starb als er das 30. Jahr erreichte; damals wurde es ihm klar, daß in der That er arm geblieben, sowohl in seinem Beutel, als noch mehr an Liebe. Sein alter Violinlehrer Samuel Klaus, eine jener grotesken Figuren, die eben einem ehrwürdigen Bilde aus dem Mittelalter entstiegen zu sein scheinen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu seiner Geige und sagte mit seiner greisenhaft kreischenden, aber durchdringenden Stimme bloß: „Mache dich berühmt; ich bin alt und kinderlos, ich will dein Vater sein und wir wollen zusammen leben.“

So gingen sie miteinander nach Paris. Franz hatte niemals Paganini gehört. Er schwur, entweder alle Geigenspieler seiner Zeit zu übertreffen, oder sein Instrument zu zertrümmern und gleichzeitig seinem Leben ein Ende zu machen. Der alte Klaus war hierüber hocherfreut; und indem er auf einem Beine wie ein alter Satyr herumhumpelte, bestärkte er den jungen Menschen durch Schmeichelworte in seinem Plane, in dem Glauben, er erfülle dadurch eine heilige Pflicht für die Sache der Kunst.

Franz bereitete sich gerade vor, seinen ersten Versuch in der Öffentlichkeit zu machen, als der Besuch Paganinis in der großen Hauptstadt der Mode durch den Ruhm und Ruf, der stets ihm vorauseilte, verkündet wurde. Der deutsche Geigenspieler beschloß, sein Debüt zu verschieben; doch lächelte er zuerst über die Begeisterung, mit welcher der Name des Italieners genannt wurde. Doch bald wurde dieser Name ein furchtbarer Stachel in Stenios Herzen und ein drohendes Gespenst in der Einbildungskraft des alten Samuel. Beide schauderten allein bei der Erwähnung der Erfolge Paganinis.

Endlich wurde das erste Konzert des Italieners angekündigt; die Preise zum Eintritt waren ungeheuer. Der Meister und der Schüler verpfändeten ihre Uhren und verlangten zwei bescheidene Sitze. Wer kann die Begeisterung und den Triumph dieser glorreichen und zugleich verhängnisvollen Nacht beschreiben? Beim ersten Geigenstrich von Paganinis

magischem Bogen war es beiden, Franz wie Samuel, als hätte sie die eisige Hand des Todes berührt. Hingerissen von unwiderstehlicher Begeisterung, die bald zur heftigen unsagbaren Geistesqual wurde, wagten sie weder einander anzusehen, noch ein Wort während des ganzen Konzerts zu wechseln.

Als um Mitternacht die erwählten Abgesandten der musikalischen Gesellschaften die Pferde von Paganinis Wagen ausspannten, um ihn im Triumph nach Hause zu ziehen, kehrten die zwei Deutschen heim und setzten sich traurig und verzweifelt in ihrem düstern Zimmer auf ihre gewohnten Plätze am Kamine nieder.

„Samuel," begann Franz, und sein Gesicht war bleich wie der Tod, „Samuel, uns bleibt nichts übrig, als zu sterben. Verstehst du mich wohl? Wir sind nur unwissende Stümper; Narren sind wir gewesen zu hoffen, ein Mensch auf der Welt könne — ihm gleichkommen." — Der Name Paganinis blieb ihm in der Kehle stecken, als er verzweifelt in seinen Lehnstuhl zurücksank.

Das Gesicht des alten Lehrers belebte sich, und seine kleinen grünen Augen glänzten unheimlich, als er, gegen seinen Schüler sich neigend, diesem mit heiserer und gebrochener Stimme zuraunte: „Du hast unrecht, Franz. Ich war dein Lehrer, und du hast von mir in der großen Kunst alles gelernt, was ein einfacher Sterblicher und guter Christ von einem andern, der auch nur ein gewöhnlicher Mensch ist, lernen kann. Bin ich zu tadeln, weil diese verfluchten Italiener — um unerreicht im Reiche der Kunst zu herrschen — ihre Zuflucht zum Satan, zu den Mitteln der diabolischen schwarzen Magie nehmen?"

Franz wendete die Augen gegen seinen alten Lehrer ... ein unheimliches Feuer blitzte aus ihnen, welches nur zu deutlich verriet, daß auch er — um sich die Hilfe solcher Macht zu sichern — kein Bedenken tragen würde, sich mit Leib und Seele dem Satan zu verschreiben. Samuel verstand den furchtbaren Gedanken, aber er fuhr mit anscheinender Ruhe fort:

„Du kennst ja das Gerücht von dem unglücklichen Tartini. Er starb in der Nacht eines Sabbaths, von seinem spiritus familiaris erdrosselt, der ihn die Art gelehrt hatte, durch Beschwörungen seine Violine mit einer Menschenseele zu beleben, indem er die Seele einer Jungfrau in das Instrument bannte ... Paganini that mehr; um seiner Geige die Fähigkeit zu geben, menschliches Seufzen, den Schrei der Verzweiflung, kurz, die herzzerreißendsten Laute der Menschenstimme hören zu lassen, wurde Paganini der Mörder seines Freundes, der ihn am zärtlichsten von allen liebte. Dann machte er aus den Eingeweiden seines Opfers die vier Saiten seiner verzauberten Geige ... dies ist das Geheimnis seines berückenden Talentes, dieser überwältigenden Melodien und jenes Zusammenwirkens der Töne, die niemals zu bemeistern du fähig sein wirst, außer ..."

Der alte Mann konnte seinen Satz nicht vollenden; er bebte zurück vor dem satanischen Blick seines Schülers, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. — „Und ... du glaubst wirklich ... daß — hätte ich die

Mittel, mir aus menschlichen Eingeweiden Saiten zu machen — ich Paganini gleichkommen könnte?" fragte Franz nach einer Augenblickspause, indem er die Augen niederschlug.

Der alte Lehrer erhob sein Gesicht und antwortete mit sonderbarem Ausdruck der Entschlossenheit sanft: „Menschliche Eingeweide allein sind nicht geeignet zu diesem Zweck; sie müssen von jemand genommen sein, der uns sehr geliebt hat, und das mit einer uneigennützigen, heiligen Liebe. Tartini erfüllte seine Geige mit dem Leben einer Jungfrau; doch diese war an unerwiderter Liebe zu ihm gestorben.[1]) Paganinis Geschichte habe ich dir gerade erzählt; doch geschah es im Einverständnis mit seinem Opfer, daß er diesen Freund ermordete, um dessen Eingeweide als Saiten zu benutzen ... O die Macht der menschlichen Stimme!" rief Samuel nach einer kleinen Pause aus; „was kommt der Beredsamkeit, dem magischen Zauber der Menschenstimme gleich! Meinst du denn, mein armer Junge, ich hätte dich dieses höchste letzte Geheimnis nicht auch gelehrt, fielen wir dadurch nicht in die Krallen von dem, der Nachts besser ungenannt bleibt?" — Franz antwortete nicht; mit furchtbarer Ruhe erhob er sich von seinem Sitze, nahm seine Geige von ihrem Platze an der Wand herunter, packte mit starkem Griff die Saiten, riß sie aus und schleuderte sie ins Feuer.

Der alte Samuel unterdrückte einen Schrei des Entsetzens; die Saiten wanden sich pfeifend auf den glühenden Kohlen; sie drehten und ringelten sich zwischen den glimmenden Holzscheiten gleich einem Knäuel lebendiger Nattern.

Wochen und Monate vergingen. Weder Meister noch Schüler kamen je auf das Gespräch jenes Abends zurück, aber eine tiefe Schwermut war über Franz gekommen und nur selten wurde ein Wort zwischen ihnen gewechselt. Die Geige hing stumm und saitenlos mit Staub bedeckt an ihrem gewöhnlichen Orte an der Mauer, und ihre Gegenwart war wie die eines entseelten Körper zwischen ihnen. Eines Nachts, als Franz wieder bleich und düster dasaß, sprang der alte Samuel plötzlich auf, hinkte im Zimmer herum wie eine Elster, näherte sich dann dem Stuhle seines Schülers, und nachdem er einen zärtlichen Kuß auf die Stirne des jungen Mannes gedrückt, rief er laut: „Es ist Zeit, mit all' diesem ein Ende zu machen." Franz, aus seiner gewöhnlichen Teilnahmslosigkeit gerissen, antwortete wie im Traume: „Ja, es ist Zeit, mit all' dem ein Ende zu machen." — Daraufhin schieden sie, um sich zu Bett zu legen.

Tags darauf erwachte Franz und war erstaunt, seinen alten Lehrer nicht in seiner gewohnten Ecke zu finden, um ihm den ersten Morgengruß zu wünschen. „Samuel — mein guter, lieber Samuel," rief Franz, sprang

[1]) Giuseppe Tartini, der große italienische Komponist und Violinspieler des 17. Jahrhunderts, machte durch seinen beseelten Vortrag solchen Eindruck, daß er gewöhnlich nur der „Meister der Völker" genannt wurde. Er entführte ein junges Mädchen von hohem Stande und großer Schönheit. Seine wunderbarste Komposition war die „Sonata del diavolo" oder „il sogno di Tartini", von welcher er behauptete, sie geschrieben zu haben, als er aus einem Traume erwachte, in welchem er das Stück durch den Teufel hatte vorspielen hören, infolge eines Bundes, den er mit diesem geschlossen.

vom Bette und eilte nach dem Zimmer seines Meisters. Er prallte zurück, entsetzt über seiner eigenen Stimme Ton — so verändert und heiser schien sie ihm in jenem Augenblick. Keine Antwort folgte seinem Rufe. — Es giebt im Reiche des Lautes eine Art der Stille, die den Tod verkündet. In der Nähe einer Leiche, wie im düstern Schweigen eines Grabes wird die Stille zu einer geheimnisvollen Macht, welche die empfindsame Seele mit unsagbarem Schrecken schlägt.

Samuel lag auf seinem Bette, kalt, steif, leblos .... Bei dem Anblick dessen, der ihn so lieb gehabt, der mehr als ein Vater ihm gewesen, fühlte Franz sich niedergeschmettert. Doch die Leidenschaft des fanatischen Künstlers besiegte bald die Verzweiflung des Menschen, und beruhigte seine stürmischen Gefühle. Ein Brief, der seinen eigenen Namen als Aufschrift trug, lag sehr sichtlich auf einem Tisch neben der Leiche. Mit zitternder Hand öffnete der junge Künstler den Umschlag und las folgendes:

„Mein lieber Franz!

Wenn Du dieses liest, werde ich das große Opfer, welches Dein bester und einziger Freund und Lehrer für Deinen Ruhm bringen konnte, gebracht haben. Der, welcher Dich am meisten liebte, hat jetzt seinen Leib verlassen und von Deinem alten Meister bleibt Dir nur mehr eine Masse organischen Stoffes. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, was Du damit zu thun hast... Fürchte keine thörichten Vorurteile; für Deinen künftigen Ruhm habe ich meinen Körper zum Opfer gebracht, und des schwärzesten Undankes würdest Du Dich schuldig machen, bliebe dieses Opfer nutzlos. Wenn Du die Saiten Deiner Geige wirst ersetzt haben, und diese Saiten — ein Teil meiner selbst — unter Deiner Hand meine Stimme, mein Willkommsgruß, die Seufzer meiner unendlichen Liebe zu Dir und meinen Jubel über Deine Erfolge wiedergeben, dann mein Junge, dann Franz, fürchte niemand mehr! Nimm Dein Instrument und folge der Spur von ihm, der unser Leben mit Bitterkeit und Verzweiflung erfüllt. — Tritt auf den Kampfplatz, wo bisher er unerreicht geherrscht, und wirf ihm mutig Deinen Fehdehandschuh hin! — O Franz, erst dann wirst Du hören, mit welch magischer Gewalt volle Töne der Liebe Deiner Geige entströmen, wenn Du dann vielleicht beim letzten Bogenstrich Dich daran erinnerst, daß ihre Saiten einstmals einen Teil Deines toten Meisters gebildet haben, der nun Dich zum letztenmal umarmt und segnet! —

Samuel."

Zwei brennende Thränen entquollen Franzens Augen, doch sie versiegten augenblicklich unter dem mächtigen Feuer seines leidenschaftlichen Ehrgeizes. Die Augen des künftigen Magier-Künstlers ruhten wie festgebannt auf dem geisterhaften Antlitze der Leiche und glänzten in unheimlichem Feuer.

Die Feder versagt niederzuschreiben, was später am Tage — als die gesetzliche Leichenschau beendet — im Sterbezimmer geschah.... Es ist genug zu sagen, daß, ehe zwei Wochen vergingen, die Geige vom Staube befreit und vier neue starke Saiten über dieselbe gespannt wurden. Franz wagte nicht sie anzusehen; er versuchte zu spielen, aber der Bogen zitterte in seiner Hand wie der Dolch in der Hand eines Menschen vor dem ersten Morde. Er schwur einen Eid, nicht mehr zu spielen, bis zu dem verhängnisvollen Abend, an welchem er den Versuch wagen wollte, Paganini gleich zu sein — nein, ihn zu übertreffen. Doch der berühmte

Virtuose hatte Paris verlassen, und gab eben jetzt eine Reihe von Triumph-Konzerten in einer alten flämischen Stadt Belgiens.

Eines Abends, da Paganini im Gastzimmer des Hotels, in welchem er abgestiegen war, saß, umgeben von einer Menge Bewunderer, wurde ihm eine Karte, auf welcher ein paar Worte mit Bleistift geschrieben standen, von einem jungen Mann mit wilden, durchbohrenden Augen überreicht. Paganini warf dem Eindringlinge einen jener Blicke zu, den wenige zu ertragen vermochten, begegnete jedoch einem Auge, das ebenso entschlossen wie das seinige war; er verneigte sich leicht und sagte dann ganz trocken: „Mein Herr, es wird so sein, wie Sie es wünschen. . . nennen Sie den Abend — ich stehe zu Diensten.“

Den folgenden Morgen wurde die ganze Stadt in Aufruhr versetzt durch den Anblick zahlreicher Maueranschläge an allen Straßenecken. Diese merkwürdige Bekanntmachung lautete wie folgt:

Heute Abend wird im großen Theater zum erstenmal der deutsche Violinspieler Franz Stenio vor dem Publikum erscheinen. Derselbe ist nur mit der Absicht hergekommen, den weltberühmten Paganini zu einem Wettstreit auf der Violine herauszufordern. Er wird mit ihm sich in der Ausführung von dessen schwerster Komposition messen. Der berühmte Paganini hat den Kampf angenommen. Franz Stenio spielt in diesem Wettstreit mit dem unerreichten Virtuosen dessen berühmte „Fantaisie caprice“, bekannt unter dem Namen „Der Hexentanz“.

Der Eindruck dieser Bekanntgabe wirkte magisch; Paganini, welcher mitten in seinen größten Triumphen niemals ein gutes Geschäft unbeachtet ließ, verdoppelte die Eintrittspreise, aber trotzdem konnte das Theater kaum die Menschenmengen fassen, die an jenem bedeutsamen Abend zu demselben hinströmten.

Als die furchtbare Stunde des Kampfes schlug, stand Franz auf seinem Posten, ruhig, entschlossen, beinahe lächelnd. Es war ausgemacht worden, Paganini solle beginnen. Als er auf der Bühne erschien, erzitterten die Mauern vom Beifallssturm, der ihn begrüßte; er begann und endigte seine berühmte Komposition, „Der Hexentanz“, unter ununterbrochenem Jubel. Der begeisterte Applaus des Publikums dauerte so lange, daß Franz glaubte, seine Reihe würde nie kommen. Als endlich Paganini, unter dem lärmenden Beifall der geradezu fanatisierten Menge, sich hinter die Scene zurückziehen konnte und sein Auge auf Stenio fiel, der eben seine Geige stimmte, war er erstaunt über die heitere Ruhe und den Ausdruck der Sicherheit des unbekannten deutschen Künstlers.

Als Franz an die Rampenlichter trat, empfing ihn eine eisige Kälte, doch fühlte er sich dadurch nicht im mindesten außer Fassung gebracht. Er lächelte bloß höhnisch, denn er fühlte sich seines Triumphes sicher.

Bei den ersten Klängen des Präludiums vom „Hexentanz“ wurden alle Zuhörer von stummem Erstaunen ergriffen — es war Paganinis Bogenstrich, doch außerdem — noch etwas anderes. Einige — die Mehrzahl der Zuhörer — meinten, daß niemals, selbst in seinen Augenblicken höchster Begeisterung, der italienische Künstler bei der Ausführung jener diabolischen Komposition eine solche geradezu satanische Macht entfaltet habe. Unter dem Drucke der langen sehnichten Finger schienen die Saiten sich, wie die zuckenden Eingeweide eines noch lebenden Opfers zu winden.

Das satanische Auge des Künstlers, welches auf den Resonanzboden der Geige geheftet blieb, schien die Hölle selbst aus den geheimnisvollen Tiefen seines Instrumentes heraufzubeschwören. Die Töne wurden zu Formen, sie verdichteten sich durch den Zauber des mächtigen Magiers, und wirbelten um ihn gleich einer Schar phantastischer Höllengebilde, die den Tanz der Faunen und Hexen vollführen. Auf dem leeren Hintergrunde der Bühne hinter ihm erschien durch den Widerhall überirdischer Vibrationen eine ganze Phantasmagorie, von Bildern der schamlosesten Orgie und der Wollust des hochzeitlichen Hexensabbaths.... Eine allgemeine Hallucination bemächtigte sich der Zuhörer; geisterhaft, und in den eisigen Schweiß namenlosen Entsetzens gebadet, saßen sie wie festgebannt durch den Zauber der Musik, keiner Bewegung fähig. Sie alle empfanden die entnervende Wollust des Paradieses, wie sie nur die verrückte Einbildungskraft eines opiumessenden Muselmannes sich vorzaubert, während gleichzeitig der unsagbare Schrecken und verzweifelte Todeskampf eines Menschen sie erfaßte, der gegen einen Anfall von Delirium tremens ankämpft... Viele Frauen wurden ohnmächtig, während starke Männer die Zähne fletschten gegen ihre vollkommene Hilflosigkeit.

Nun kam das Finale. Der Künstler entlockte eben seinen magischen Saiten die letzten trillernden Töne, welche die hastige Flucht der Hexen nach den berauschenden Saturnalien der Nacht ausdrückte, als die Töne von ihrem melodiösen Aufsteigen sich plötzlich in die unangenehmen und keifenden Laute einer Menschenstimme verwandelten, die mit greisenhaftem Kreischen schrie: „Bist du zufrieden, Franz, mein Junge? habe ich nicht mein Versprechen wohl gehalten? eh?“ Und plötzlich schien die schlanke und graziöse Gestalt des Künstlers den Zuhörern wie umhüllt von einer halb durchsichtigen Form, deren Außenlinien deutlich die Gestalt eines grotesken, grinsenden, aber teuflisch dreinschauenden alten Mannes bildeten, dessen Eingeweide von seinem Körper aus über die Geige gespannt zu sein schienen! —

In dem Nebel dieses zuckenden Schleiers sah man nun den Künstler wie wahnsinnig mit seinem Bogen über diese menschlichen Saiten fahren, mit den satanischen Verdrehungen eines Besessenen, wie man sie wohl auf alten Bildern dargestellt sieht.

Ein namenloser Schrecken wehte über die Zuhörer dahin und als der Zauber nun, der sie bisher auf ihre Sitze bannte, endlich brach, stürzte alles wie in wahnsinniger Angst nach den Thüren. Aber unter diesem Sturm chaotischer Töne und den schreienden Lauten der Geige, ihrem langgezogenen wimmernden Stöhnen, und dazwischen dem schrillen Aufschrei des Entsetzens, hörte man, wie vier Pistolenschüsse nacheinander die vier Saiten des verzauberten Instrumentes zerreißen....

Als der allgemeine Aufruhr sich gelegt hatte und das Theater leer geworden war, wagte man sich auf die Bühne, um nach dem unglücklichen Künstler zu sehen. Man fand ihn tot hinter den Rampenlichtern, in ganz unnatürliche Stellung verdreht, und seine Geige lag nicht weit davon in Splitter zertrümmert.



Franz Anton Meßmers Leben.

Von

Carl Kiesewetter.

III.

Mesmers letzte Lebensperiode.

Es konnte nicht fehlen, daß die neue Entdeckung des Somnambulismus — ähnlich wie es in unserer Zeit dem Okkultismus seit einigen vierzig Jahren erging — mit viel Schwärmerei und Schwindel verquickt wurde, bis sich endlich eine bessere Erkenntnis Bahn brach.

Namentlich war es die Straßburger Schule, welche in dieser Beziehung viel sündigte, und manche ihrer Mitglieder wollten in ihrer Schwärmerei z. B. das Mysterium der Dreifaltigkeit mit Hilfe des Somnambulismus erklären[1]), während ein anderes Mitglied, der französische Kapitän Tardy de Montravel, die Träumereien des ungeregelten Somnambulismus für bare Münze nehmend, weitschweifige Schlafreden zweier Hellseherinnen drucken ließ[2]), worin eine derselben dem im Innern eines Kranken somnambul geschauten Bandwurm Knochen, Augen und in einem dicken Maul stehende Zähne beilegte und dem Leidenden gegen dieses Untier drei gebratene Fuchslebern verordnete. — Doch sei andererseits bemerkt, daß Tardy de Montravel mit merkwürdiger Intuition von der Entwickelung eines sechsten Sinnes im Menschen spricht, welchen er in die sogenannte tierische Seele (Anima sensitiva) verlegt und als Ursache der merkwürdigen Erscheinungen des Somnambulismus betrachtet.[3])

Obschon Mesmer, wie wir noch sehen werden, den Erscheinungen des Somnambulismus volles Verständnis entgegenbrachte, so war er doch nicht blind gegen die mit demselben getriebenen Mißbräuche und äußerte sich darüber in einer schon zu Kerners Zeit nicht mehr zu habenden kleinen Schrift: „Erläuterungen über Somnambulismus und Magnetismus“[4]) folgendermaßen:

[1]) Auszug aus dem Tagebuche einer magnetischen Kur. Frankfurt und Leipzig. 1787. 8⁰.

[2]) Journal du traitement magnétique de la Dem. N. vol. 1. 2. Londres 1786. 8⁰. Journal du traitement magnétique de Mad. Braun. Strassb. 1787. 8⁰

[3]) Essay sur la théorie du somnambulisme magnétique. Londres 1786. 8⁰.

[4]) Kerner a. a. O. S. 79. Kerner hatte das französische Originalmanuskript Mesmers vor sich.

„In dem Leichtsinn und der Unvorsichtigkeit derjenigen, welche meine Heilmethode nachahmen, ohne mit ihrem innern Wesen bekannt zu sein, liegt die Schuld sehr vieler Vorurteile, die sich gegen dieselbe erhoben haben. Von diesem Zeitpunkt an wurde Somnambulismus und Magnetismus eines für das andere genommen, und man wollte mit einem Eifer, den nicht immer die kältere Besonnenheit leitete, die Wirklichkeit des einen durch die überraschenden Effekte des andern bestätigen. Es mangelte sogar nicht an solchen, die mit der Behauptung auftraten, im Besitz der Kunst zu sein, Somnambule machen zu können, die als unfehlbare Orakel anzusehen wären, durch die alles zu erlernen sei, und deren Besitz allein in den Stand setze, Kranke zu heilen. Sogar sollte diese, aus von mir willkürlich gezeigten, von ihnen aber in Regeln gezwängten Manipulationen bestehende technische Kunst die von dem Urheber der Erhaltungskunde aufgestellte Lehre übertreffen. Einige Gelehrte Deutschlands nahmen sie mit Enthusiasmus auf und huldigten dem Scheine eines Irrlichts, während sie vor den Strahlen der Wahrheit die Augen fest zudrückten; bis jetzt ohne richtigen Begriff von dem von mir sogenannten Magnetismus und ebenso unbekannt mit meiner Theorie, suchen sie in der einzigen Verfahrungsart eine spezifische Kraft und werden dadurch zu blindem Empirismus und Aberglauben verführt."

„Diese irrige Meinung bildete in Straßburg eine besondere Sekte, die durch unverständiges Experimentieren der guten Sache schädlich wurde, indem sie dieselbe um die Achtung brachte, die ihr gebührte, und Anlaß zu dem allgemeinen Unglauben gab, der in Deutschland Wurzel gefaßt hatte."

Soviel über Mesmers Stellung zur Straßburger Schule.

Unterdessen lebte Mesmer ruhig in Frauenfeld, ohne weitern Anteil an gelehrten Streitigkeiten zu nehmen, in stiller Zurückgezogenheit, wegen seiner Wohltätigkeit und Heilkraft als Segen der Armen und Elenden. In diese Zeit fällt seine politische Projektemacherei, indem er nach Rousseauschen Prinzipien ein sentimental-philiströses Verfassungsideal aufstellte, welches einen großen Teil seines „Mesmerismus" ausfüllt, und von dem man nicht weiß, ob Robespierres abgeschmackte Ideale und komödienhafte Volksfeste Mesmer, oder ob Mesmers Ideen Robespierre beeinflußt haben. Tatsache ist, daß Mesmer mit französischen Staatsmännern und dem Minister der helvetischen Republik C. Jenner über Verfassungsänderungen viel korrespondierte.[1]) Auch hatte er — allerdings in späteren Jahren — einen Plan entworfen, wie dem preußischen Staat durch Ausgabe von Papiergeld aufzuhelfen sei, welcher nach dem Zeugnisse des Bruders von Professor Wolfart, eines Staatsbeamten in Berlin, ganz vortrefflich gewesen sein soll.[2])

Vom Jahre 1803 bis zum Jahre 1809 suchten Pariser Freunde Mesmer wieder nach Paris zu ziehen, allein umsonst; er hatte das Treiben der großen Welt bis zum Überdruß kennen gelernt, und die Ruhe war ihm lieb geworden. Unterdessen hatte sich die Lehre vom animalischen Magnetismus und Somnambulismus auch in Deutschland verbreitet, und zwar war es Lavater, welcher die Bremer Ärzte Georg Bicker, H. W. M. Olbers (1758—1848) — es ist dies der berühmte Astronom,

[1]) Kerner a. a. O. S. 109.

[2]) Vergl. Wienholt: Beitrag zu den Erfahrungen über den tierischen Magnetismus. Hamburg 1787. 8⁰.

wie ich zu bemerken nicht unterlassen will — und Arnold Wienholt (1749—1804) mit diesen Entdeckungen bekannt machte. Alle drei Ärzte — namentlich Wienholt — wurden eifrige Verteidiger des Mesmerismus und Somnambulismus. Allerdings machte Lavater in seiner bekannten Überschwenglichkeit den Fehler, die große Entdeckung auf das religiöse Gebiet hinüberzuziehen, was in der damaligen Zeit breiweicher Rührseligkeit zu vielfachen Alfanzereien Anlaß gab, die das homerische Gelächter der bösen Welt erregten. An sich aber äußert sich der alte brave Hans Kaspar Lavater sehr richtig und klar, wenn er in einem aus dem Oktober 1785 stammenden an Spalding Sohn gerichteten Brief[1]) sagt:

„Ich Schwärmer rufe immer: Untersucht! und kann es bei andern nicht dazu bringen, die Philosophen heißen und über meine Schwärmerei spotten. Bemerke ruhig, mein Lieber! Der Magnetismus ist eine neuentdeckte Kraft der menschlichen Natur, eine Naturkraft. Nun ist jede Entdeckung einer Naturkraft wichtig, am wichtigsten, wenn sie im Menschen haftet und für Menschen wohlthätig ist. Wer sich gegen eine wohlthätige Wirkung der Natur empört, ist nicht unser Freund."

Trotz der Bemühungen der Genannten hegte aber die offizielle deutsche Wissenschaft, welche damals mehr als je in den Banden der Franzosen lag, infolge des parteiischen Gutachtens der Akademie ein solch' unüberwindliches Vorurteil, daß Dr. Eberhard Gmelin zu Heilbronn, damals der bedeutendste wissenschaftliche deutsche Forscher auf diesem Gebiete, 1787 in seiner in Tübingen erschienenen Schrift: „Über den tierischen Magnetismus" schrieb: er möchte gern, weil ein großer Teil des Publikums einen unbezwinglichen Widerwillen gegen den Namen „tierischer Magnetismus" habe, seine magnetischen Versuche: „Versuche über die Kräfte der menschlichen Natur durch lebendige menschliche Berührung" nennen, wenn er der Dummheit nachgeben möchte. — Er gab jedoch dieser Dummheit nach, indem er eines seiner ausschließlich Erfahrungen auf dem Gebiete des Mesmerismus enthaltenden Bücher: „Materialien zur Anthropologie" nannte, weil er fürchtete, das Buch werde unter dem Titel: „Versuche über den tierischen Magnetismus" keinen Absatz finden.

Äußerst charakteristisch und in der Gegenwart völlig auf die Gegner des Okkultismus anwendbar sind die treffenden Worte, mit denen Gmelin die Feinde des Magnetismus charakterisiert:

„Sie treten auf unter ehrwürdigen Gestalten eines schwülstigen Redners, hochweisen, warnenden Lehrers, absprechenden Rezensenten, neidischen Kollegen, erbosten Predigers, lustigen Komödianten, flüchtigen Reisenden, komischen Romanschreibers, witzelnden Travestierers, feilen und seichten Notenmachers zu sehr guten Almanachsabbildungen, injuriösen Zeitungsschriftstellers, bettelnden Anekdotenjägers, boshaften Verleumders, gedungenen Chikaneurs."

„Mit diesen Waffen und unter diesen Gestalten hat man inzwischen größtenteils gesucht den Magnetismus zu Boden zu stürzen. Ohne diese rüstigen Gegner gerade miteinander zu vermischen, frage man doch, wie ich es schon öfter persönlich gethan habe, diese Herren, von was sie reden? Wenn sie von Magnetismus reden: ich wette darauf (die Erfahrung hat mich belehrt), keiner wird bestimmt angeben können,

[1]) Abgedruckt bei Kerner, a. a. O. S. 96.

von was und was er rede. Ihre Äußerung hierüber wird der beste Beweis ihrer leeren Geschwätzigkeit sein. Aber gerade diese Herren sind es, welche den tierischen Magnetismus für Traum und die Verteidiger desselben für Schwach- und Schiefköpfe halten, und dies alles natürlich ohne Grund und Erfahrung, es ist ihnen genug zu sagen: car tel est notre plaisir; durch diese dreiste grundlose Absprechung zeigen sie selbst, daß sie, wenn sie es nicht an Alter, doch an Verstand sind, unbärtige Knaben welche vor angestellter Untersuchung absprechen und freilich alsdann durch die Teilnahme an Journalen den schwächeren Teil des Publikums, der sich von ihnen gängeln läßt, danach stimmen."

In Gmelin mußte ein jeder, selbst der verbissenste Gegner, einen Mann von scharfem und richtigem Blick, einen gelehrten und erfahrenen Arzt und hochgebildeten Psychologen anerkennen, aber trotzdem gelang es demselben nicht, den hartnäckigen Widerstand der Gegner zu besiegen. Wienholt in Bremen, welcher im Laufe von fünfzehn Jahren 80 von der Schulmedizin aufgegebene Kranke magnetisch behandelt und großenteils geheilt hatte, sowie namentlich bei Augenleiden große Erfolge erzielte, erging es nicht anders; und ganz besonders waren es die von ihm beobachteten Erscheinungen des Somnambulismus, an denen die zopfige Weisheit der damaligen Ärzte Anstoß nahm.

Günstig auf die Ausbreitung des Mesmerismus wirkte die Entdeckung des Galvanismus, in welchem man damals etwas dem tierischen Magnetismus Analoges sah, und die Schellingsche Naturphilosophie ein. Außer Schelling traten Hufeland, Kluge, Wohlfart, Kuntzmann, Petzold, Böckmann, Heinecken, Kahn, Scherb, Nasse, Müller — alles ausgezeichnete Ärzte der damaligen Zeit — für den animalischen Magnetismus in die Schranken, aber in den Werken der meisten von ihnen wird man den Namen Mesmers vergebens suchen, so namentlich in den zahlreichen Schriften Gmelins und Wienholts. Der Name des Entdeckers des animalischen Magnetismus war infolge französischer Arroganz und Parteilichkeit und deutscher philisterhafter Schwachköpfigkeit verfemt, und jeder reputierliche akademisch geaichte Gelehrte scheute sich, auch nur eine Kenntnis von der Existenz des mit dem großen wissenschaftlichen Banne Belegten zu verraten.

Erst im Jahre 1812 fanden die Professoren Wolfart und Kluge in Berlin den Mut, sich zugleich im Auftrage Hufelands, Heims und Reils brieflich an Mesmer zu wenden und ihn aufzufordern, nach Berlin zu kommen und dort seinen eben genannten Anhängern noch nähere Aufschlüsse über seine Entdeckung zu geben. So ehrenvoll diese Aufforderung nun auch für Mesmer war, so wenig war derselbe wegen Alter und Kränklichkeit in der Lage, nach der Hauptstadt Preußens, wo Professor Wolfart eine magnetische Klinik unterhielt, überzusiedeln. Überhaupt hatte merkwürdigerweise gerade in dem wegen seines schnodderigen Witzes berüchtigten Berlin der Magnetismus durch die Bemühungen der genannten berühmten Ärzte großes Interesse erregt; selbst der Staatskanzler von Hardenberg war ein Förderer der neuen Lehre, und König Friedrich Wilhelm III ernannte im Sommer des Jahres 1812 eine unter dem Präsidium des berühmten Arztes Staatsrat Dr. Hufeland stehende Kommission, welche — da Mesmer den Wunsch nach Entsendung eines

wissenschaftlichen Prüfungskommissars ausgedrückt hatte — Professor Dr. Wolfart als königlichen Kommissar nach Frauenfeld schickte. Die demselben ausgestellte Vollmacht lautete:

„Herr Professor Dr. Wolfart wird hiedurch von der unterzeichneten Kommission beauftragt und autorisiert, den Erfinder des Magnetismus, Herrn Dr. Mesmer, um Mitteilung alles dessen, was zur näheren Bestätigung, Berichtigung oder Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes dienen kann, zu ersuchen und den Zweck der Kommission auf seiner Reise möglichst zu fördern."

Berlin, den 6. September 1812.

Dr. Hufeland,
königlich preußischer Staatsrat und Leibarzt, als Direktor der zur Untersuchung des Magnetismus von der Regierung niedergesetzten Kommission."

Wolfart reiste nach Frauenfeld, wo er von dem 78jährigen Mesmer geradezu entzückt ward, und schreibt von dort über denselben[1]):

„Meine Erwartung fand ich durch die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Entdecker des Magnetismus übertroffen. Ich fand ihn in seinem, von ihm selbst ausgesprochenen wohlthätigen Wirkungskreis beschäftigt. In seinem hohen Alter schien das Umfassende, Helle und Durchdringende seines Geistes, sein unermüdeter, lebendiger Eifer, sich mitzuteilen, sein ebenso leichter als seelenvoller, durch die Behendigkeit der Gleichnisse durchaus eigentümlicher Vortrag, sowie die Feinheit seiner Sitten, die Liebenswürdigkeit seines Umgangs um so bewundernswürdiger. Nimmt man dazu einen Schatz positiver Kenntnisse in allen Zweigen des Wissens, wie sie nicht leicht ein Gelehrter vereint, und eine wohlwollende Güte des Herzens, welche sich in seinem ganzen Sein, in seinen Worten, Handlungen und Umgebungen ausspricht, nimmt man noch dazu eine thätige, fast wunderbare Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der bloß still erhobenen Hand, und alles dies durch eine edle, Ehrfurcht einflößende Gestalt gehoben, so hat man in den Hauptzügen ein Bild von dem, was ich an Mesmer als Individuum fand."

Mesmer, welcher bei dem Verfahren der preußischen Kommission nicht — wie bei der französischen — Kabulisterei, sondern aufrichtiges Entgegenkommen sah, legte sein ganzes Verfahren Wolfart offen dar, erläuterte sein ganzes System und führte die Wirkungen seiner Heilmethode an Kranken praktisch vor. Die Heilungsgeschichte einer von dem Frauenfelder Ortsarzt Dr. Keller erfolglos behandelten und deshalb von demselben Mesmer übergebenen Kranken schildert Wolfart mit folgenden Worten:

„Es war ein 17jähriges, schon entwickeltes Mädchen von sehr bleicher Farbe; dasselbe litt schon seit mehreren Jahren an einem im rechten Hypochondrium nach der linken Seite sich fixierenden periodischen Schmerz. Es hatte sich dieser zwar seit einigen Monaten verloren, dagegen war die Respiration äußerst gehemmt, die Muskularverrichtungen erschlafft; nach einer unruhigen Nacht, die ohne erquickenden Schlaf meistens in einem soporosen Zustande bestand, fühlte sie sich am Morgen äußerst ermattet; wollte sie das Bett verlassen, so war sie genötigt, sich wegen Ohnmacht wieder niederzulegen. Ihr Puls war unterdrückt, die Verdauung ganz schlecht, und kam nach einem halb schlafend zugebrachten Tag der Abend, so befiel sie ein Übelsein, daß ohne die horizontale Lage jedesmal eine Ohnmacht erfolgt wäre. Vor

[1]) Vergl. Kerner a. a. O. S. 151 ff. — [2]) Ebenda S. 152 ff.

einigen Monaten wurde sie plötzlich von einem heftigen Schmerz in der Lebergegend befallen, Konvulsionen verhinderten das Schlingen, mit Mühe konnte man ihr einen Löffel Arznei reichen. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage, die spasmodischen Zufälle vermehrten sich, daß sie zu ersticken drohte, Schaum vor den Mund trat und sie dabei keinen Laut sprechen konnte, obschon sie alles leicht hörte, was man sie frug. Seit dieser Zeit zeigte sich der lebhafte Schmerz nicht mehr, sondern vielmehr ein Stumpfsein, eine Abgeschlagenheit aller Verrichtungen des Körpers, vorzüglich aber unterdrücktes Atmen; unvermögend, die horizontale Lage auszuhalten, schlich sie unthätig die wenigen Stunden des Tages dahin und suchte sich, da sie sonst arbeitsam war, so viel als möglich durch leichte Arbeit zu beschäftigen." —

Am 8. Oktober 1812 wurde die Kranke zu Mesmer gebracht, und Wolfart berichtet weiter:

„Als die Kranke von Dr. Keller zu Mesmer gebracht wurde, wurden nur die Konvulsionen als Hauptsymptom der bloß angeblichen Nervenkrankheit erwähnt. Bei der magnetischen Krankenuntersuchung von Mesmer nach seiner Methode, sowie er nämlich nur, prüfend sein Eigengefühl, die Hand gegen sie, vor sie hintretend, erhob, zeigten sich ihre kramfhaften Zufälle aufs heftigste, in einem solchen Wechsel, daß alle zum Vorschein kamen, welche sie seit langer Zeit gehabt hatte, wie Herr Dr. Keller versicherte und man aus der vorstehenden Beschreibung entnehmen konnte. Bald fiel sie in einen Ohnmachtsschlaf, und Mesmer erklärte nun: sie habe als jetzt bestehende Quelle ihrer Übel Leber- und Milzverstopfungen, und es würden sich bald heftige Gallenergießungen als kritische Ausleerungen zeigen. In dem Zustande der Ohnmacht blieb sie von halb zehn bis zwölf Uhr. Hätte man es gewollt und sie angeredet, sie wäre wohl ohne allen Zweifel schlafwachend geworden, denn den Gesichtsausdruck dieses Überganges hatte sie schon. Indessen blieb sie sich selbst überlassen ruhig, da sie an das Baquet zu andern Kranken gebracht worden und aus der Ferne mitunter von Mesmer magnetisiert wurde. Nach zwölf Uhr, da sie nicht erwachte — und er hatte es uns schon vorher bestimmt, sie werde wohl in seiner Nähe nicht leicht erwachen —, ließ er sie in diesem Zustande nach Hause bringen. Dort blieb Schlaf, zwar mit einigen Konvulsionen noch etwas abwechselnd, im ganzen späterhin doch ein Schlaf, nur durch starke Neigung zum Erbrechen einmal unterbrochen, der bis zum andern Tag währte. Sie konnte an diesem zweiten Tag nicht zu Mesmer kommen, denn heftiges Erbrechen war eingetreten. Alles war in Angst, denn dabei war der konvulsivische Zustand fast heftiger als je. Botschaft über Botschaft kam an den ehrwürdig ruhigen Greis; man glaubte, die Kranke werde verscheiden müssen. Dr. Keller war äußerst bedenklich und betreten über diese Zufälle. Alle beruhigte Mesmer und lächelte. Das solle und müsse ja alles so sein, meinte er, und er zweifelte nicht daran, sie morgen zu Fuß zu sich kommen zu sehen. Dies geschah. Wir fanden die Kranke ganz verändert. Schon vor und bei dem ersten Erbrechen hatte sie Schmerz in dem linken Lappen der Leber und der Milzgegend empfunden; derselbe stellte sich sogleich am Baquet ein, und zwar wiederum heftiger, da Züge mit der Hand gemacht wurden. Aber weder Konvulsionen noch Ohnmacht kam zum Vorschein. Sie war sehr munter und belebt, fast völlig hergestellt; nur noch einige leichte Empfindungen stellten sich beim Magnetisieren ein, als ich am 13. Oktober von Frauenfeld abreiste. — Den obigen Krankenbericht hat Mesmer geflissentlich erst gelesen, nachdem er die Krankheit behandelt, beurteilt und so schnell gehoben hatte."

Wolfart legte nach seiner Rückkehr der Kommission einen dreizehn Bogen starken Bericht über seine Erfahrungen vor und schrieb am 20. November 1812 an Mesmer:

„Die Teilnahme, womit ich von aller Welt empfangen wurde, die Angelegentlichkeit, womit alles sich nach Ihnen bei mir erkundigte, kann ich Ihnen nicht genug rühmen; diese allgemeine Teilnahme aber sowohl von den angesehensten Gelehrten und Ärzten der Hauptstadt, als auch von dem größern Publikum ist es, welche die segensreichen Folgen Ihrer wichtigen Mitteilungen auf alle Fälle sichert."

Unterdessen waren die Gegner nicht müßig. **Zschokke** hatte in den „Aarauer Miscellen" einen Gift und Galle gegen den Mesmerismus speienden Aufsatz vom Stapel gelassen, welcher auch in Berlin Verbreitung fand, und ein ungenannter Schweizer Arzt hatte ein noch giftigeres, von Verleumdungen strotzendes Machwerk an die „Allgemeine Zeitung" eingesandt. Dasselbe gab dem Berliner Departementschef des Kultus und der allgemeinen Polizei, Herrn von Schuckmann, einem eingefleischten Gegner des Mesmerismus, Gelegenheit, ein gegen Wolfart gerichtetes Publikandum zu veröffentlichen, worin er — die vom König niedergesetzte Kommission und die Parteinahme Hardenbergs ignorierend — dessen Sendung als eine nicht offizielle hinzustellen sucht und gegen den animalischen Magnetismus in jeder Weise loszieht. Doch scheint er wenig Anklang gefunden zu haben, denn Wolfart schreibt in dem oben erwähnten Brief an Mesmer[1]): — „nicht bloß ganz Berlin ist indigniert, so daß ich von allen Seiten von Bekannten und Unbekannten Beweise von der dadurch nur vermehrten Achtung für Ihre Sache, für Sie selbst und mich als Ihren wärmsten Anhänger, Verteidiger und Freund, erhalte, sondern auch die höchste Behörde verleugnet die Gesinnungen nicht, welche in dem Ihnen gleichfalls im Original vorgelegten und abschriftlich mitgeteilten Schreiben des Staatskanzlers ausgedrückt sind."

In Berlin muß Schuckmanns Verfahren eine lebhafte Reaktion zu gunsten des Magnetismus hervorgerufen haben, denn wie Wolfart im Februar 1813 an den mittlerweile nach Konstanz übergesiedelten Mesmer schrieb, erschienen zahlreiche Zeitungsartikel gegen Schuckmann. Reil forderte Wolfart zu öffentlichen Vorträgen über den Magnetismus auf; die magnetische Klinik des letzteren hatte den größten Zulauf, und Geheilte wie Ärzte trugen demselben Grüße der Verehrung und Liebe an Mesmer auf. — Dabei ist hervorzuheben, daß Wolfart die Abneigung gegen den Magnetismus auf die somnambulistischen Gaukeleien der Straßburger Schule schiebt, mit denen das Publikum den echten Somnambulismus und Mesmerismus verwechselte.

Nach Konstanz übergesiedelt, lebte Mesmer, wie Kerner aus dessen Originalmanuskripten ersah[2]), mit einer Haushälterin in einem bequemen Hause von einer ihm vom französischen Staat gezahlten Jahresrente von 3000 Gulden, hielt sich Pferd und Wagen und lebte nur seiner Gesundheit. Interessant ist, daß Mesmer nach derselben Niederschrift in Paris durch seine Kunst über eine Million Francs erworben hatte, von denen er eine halbe Million beim Staat in rentes viagères anlegte, während die andere halbe Million durch wohlthätige Unternehmungen und die Verschwendung von Mesmers Frau zu Wasser wurde. Von der beim Staat angelegten halben Million verlor Mesmer durch den Assignatensturz 400 000 Livres und mußte sich an obiger staatlicher Jahresrente genügen lassen.

---

1) Vergl. Kerner a. a. O. S. 157. — 2) Ebenda S. 162.

Durch den Wiederausbruch des Krieges wurde 1813 die schon in völligem Gang gewesene Prüfungskommission in Berlin unterbrochen und schließlich ganz aufgegeben, wohingegen Mesmer am 27. Februar des genannten Jahres in den deutschen Zeitungen die öffentliche Bekanntmachung seines Systems durch den Druck auf Wolfarts Andringen ankündigte. Wolfart gab dasselbe ein Jahr später unter dem Titel heraus: „Mesmerismus oder System der Wechselwirkungen, Theorie und Anwendung des tierischen Magnetismus als die allgemeine Heilmethode zur Erhaltung des Menschen, von Dr. F. Anton Mesmer." Ich werde auf dieses jetzt zu den größten bibliothekarischen Seltenheiten gehörende Werk zurückkommen.

Im Sommer des Jahres 1814 zog Mesmer nach dem Dorfe Riedelsweiler und bald darauf nach Meersburg, um seinen dort lebenden Verwandten nahe zu sein. Diese Übersiedlung geschah, weil zu Paris eine Zigeunerin Mesmer prophezeit hatte, er werde sein 81. Lebensjahr nicht überleben. Weil nun die gleichzeitige Prophezeiung der Zigeunerin, daß der damals noch über eine Million verfügende Mesmer sein Vermögen verlieren werde, in Erfüllung gegangen war, so glaubte er auch fest an die Erfüllung dieses Teils der Weissagung, wie Kerner noch aus dem Munde von Leuten hörte, welche Mesmer persönlich gekannt hatten.[1]

In Meersburg lebte Mesmer in gewohnter Weise, unterhielt einen regen Verkehr, besuchte eifrig die von dem Fürsten Karl von Dalberg, welcher von einem heftigen Gegner in einen Freund Mesmers umgewandelt worden war, gegebenen Konzerte, fuhr fleißig aus und hatte seine Freude an seiner Zimmergärtnerei und seinem Kanarienvogel. Dabei sah er bei aller Mäßigkeit sehr auf einen guten Tisch und trank alle Mittage eine Flasche Wein. Gegen Wolfart äußerte er sich in dieser Beziehung: Der Mensch unterscheide sich besonders auch dadurch vom Tier, daß er bestimmt sei, sehr vielerlei zu essen, und daß es gesünder und naturgemäßer sei, wenn der Mensch sich imstande befinde, sich nicht bloß von einem Gericht sättigen zu müssen, sondern nach der Neigung seines Geschmackes von mehrerlei weniger äße.[2] — Zur Stärkung seines Körpers gebrauchte Mesmer warme Bäder.

Am 26. Februar 1815 wurde Mesmer von einem heftigen Anfall seines alten Blasenleidens und am 1. März von einem schweren Schlaganfall mit rechtsseitiger Lähmung befallen, infolgedessen er am 5. März sanft verschied und unter Teilnahme der geistlichen und weltlichen Behörden feierlich auf dem Friedhofe zu Meersburg beerdigt wurde. — Er hinterließ seinen Verwandten an barem Gelde und Wertgegenständen 6000 Gulden, wodurch — abgesehen von seiner Pension — die Fabel von seiner gänzlichen Verarmung widerlegt wird.

Mesmers Grabhügel befindet sich am Chore des Meersburger Friedhofes; in seiner Nähe ruhen Annette von Droste-Hülshoff und Freiherr Joseph von Laßberg.

[1] Vergl. Kerner a. a. O. S. 195. — [2] A. a. O. S. 203.

Durch Wolfarts Bemühungen wurde auf Mesmers Grab ein Denkstein errichtet, den ein Verwandter des letzteren folgendermaßen beschreibt[1]:

„Auf einem Fußgestell von weißem Sandstein, welches drei Staffeln bildet, steht ein dreieckiger Marmorblock von 3½ Schuh Höhe und 2 Schuh Breite, an seinen Winkeln etwas abgestumpft, wie auch das Fußgestell, so daß das Dreieck an die Ellipse hindeutet.

Auf den schön polierten Flächen dieses dreieckigen — als bedeutsame Zahl — gleich einem Altar gestalteten Marmorsteins sind folgende Inschriften und Sternbilder vertieft und gut vergoldet von der geschickten Künstlerhand des Herrn Sporer, Bildhauer in Konstanz, angebracht:

‚Auf der Seite gegen Sonnenaufgang ruht das strahlende Auge Gottes über dem Namen: Franz Anton Mesmer.'

Gegen Nordwest ist in einem Abbild von Kreisen das Sonnensystem mit Sonne, Mond, Sternen und der Erdkugel dargestellt.

Unter dem Erdkreise wird Mesmers irdisches Dasein ausgedrückt durch die Worte: geboren am 23. Mai 1734. Es bezieht sich das Ganze zugleich auf seine große Entdeckung der allgemeinen Wechselwirkung des Allmagnetismus, und so erscheint hier seine Idee und seine Entdeckung: Dissertatio de influxu planetarum in corpus humanum.

Gegen Südwest zeigt die als strahlender Stern brennende Fackel, mit welcher der Palmzweig ein Kreuz bildet, sein ruhiges friedliches Hinübergehen zum Licht über dem ‚gestorben den 5. März 1815' an.

Auf der obern Fläche ist schließlich noch Leben und Bewegung durch Sonnenuhr und Boussole als in Zeit und Raum dargestellt. So enthält diese glückliche Allegorie eine Epos über den Toten und seine Entdeckung."

Zu Kerners Zeit (1856) war das Denkmal von böswilliger Hand bereits beschädigt, Sonnenuhr und Boussole herausgebrochen; die Stufen waren geborsten, und aus den Ritzen wuchsen Dornen und Gestrüpp hervor. Heutzutage ist es vielleicht ganz verfallen.

Unsere Zeit setzt Leuten, deren Verdienste nicht entfernt an die Mesmers heranreichen, Denkmäler. Soll dieses großen Mannes Grab allein ohne ein solches bleiben?



Bild und Rahmen.

Es ist ein großer Fehler in den Augen der Menschen, ein Bild ohne Rahmen zu sein, da sie gewohnt sind, Rahmen ohne Bilder zu sein.

St. Martin.

[1] Kerner a. a. O. S. 211.

Zur Geschichte des Okkultismus.

Von

Dr. Carl du Prel.

Bei den Versuchen des Menschengeistes, eine übersinnliche Weltanschauung aufzustellen, war das Hauptbestreben naturgemäß immer dahin gerichtet, die Eingliederung des Menschen selbst in das Übersinnliche zu erkennen, indem man in ihm eine über das Irdische hinausreichende Substanz nachweisen wollte. Bei diesen weit in die Vergangenheit zurückreichenden Versuchen hat man aber von jeher die Schwäche derjenigen Beweise gefühlt, die dem normalen Seelenleben entnommen waren. Die psychischen Funktionen, die im Lichte unseres Selbstbewußtseins verlaufen, sind doch allzu eng mit der Körperlichkeit verknüpft, als daß auf einen übersinnlichen Träger derselben mit Notwendigkeit geschlossen werden müßte. Zwar hat der philosophische Spiritualismus noch heute seine Vertreter; aber diese Leute würden sicherlich von Stunde an ihre anachronistischen Versuche einstellen, wenn sie mit den okkulten Phänomenen des Seelenlebens vertraut wären, welche der Seelenlehre eine ungleich solidere Basis zu geben vermögen. Leute, die auf diesen Vorteil freiwillig verzichten, gleichen einem Menschen, der zur Reise nach Paris einen lahmen Droschkengaul benutzt, während er doch mit dem Expreßzug reisen könnte. Seine Ankunft wird nicht etwa nur verzögert, sondern ist überhaupt in Frage gestellt.

Von Zeit zu Zeit tauchten daher von jeher Philosophen auf, die den Seelenbeweis auf die okkulten Kräfte des Menschen gründeten. Von Indien ganz abgesehen, finden wir derartige Andeutungen bei Platon, besonders aber bei den alexandrinischen Philosophen. Solche Versuche mündeten immer bei der Präexistenz und Unsterblichkeit ein, also bei der Eingliederung des Menschen in die übersinnliche Weltordnung. Damit war aber noch ein anderer Vorteil verknüpft. Die Philosophie des normalen Seelenlebens, auch wenn sie, so gut es eben ging, Unsterblichkeit lehrte, konnte doch auf keine Weise auch nur die blasseste Vorstellung von der Beschaffenheit unseres jenseitigen Lebens gewinnen. Die Philosophen des Okkultismus dagegen konnten mit dem Daß der Unsterblichkeit zugleich das Wie mehr oder minder bestimmt erledigen. Die okkulten, diesseits abnormen Kräfte sind die normalen des Jenseits.

Die alte Seelenlehre liegt heute unbestreitbar in den letzten Zügen. Sie wird nur noch in der theologischen Fakultät gelehrt, ohne sich ihrer Umstrickung durch die physiologische Psychologie erwehren zu können. Bei

den übrigen Fakultäten ist die Seele überhaupt schon zum alten Eisen geworfen. Die Studenten werden zu Leugnern der Seele und der Unsterblichkeit erzogen, und sind, wie sich besonders deutlich bei den Medizinern zeigt, beim krassen Materialismus angelangt, dessen Nacktheit nur durch einige rein äußerlich aufgeklebte Anstandsfetzen verhüllt ist. Solche Anschauungen sind aber durch die Popularisierung der Wissenschaft immer tiefer ins Volk gedrungen. In unseren Arbeiterkreisen geht Büchners „Kraft und Stoff" von Hand zu Hand, und auch bei den russischen Nihilisten, wie Turgenjew sagt, steht dieses Machwerk in hohem Ansehen.

Wir stehen demnach vor einer sehr klaren Alternative: Wenn dieser von den Universitäten ausgehende Prozeß, vom Staate selbst unterstützt, ungehemmt weiter gehen sollte, so wird unsere Gesellschaft nach wenigen Generationen materialistisch sein; der Glaube an die Seele wird beseitigt sein, und der Accent ausschließlich auf das Diesseits gelegt werden. Kurz, das Experiment wird wieder einmal versucht werden, ob eine materialistische Gesellschaft möglich ist, eine Frage, welche durch die Lehren der Geschichte verneint wird.

Andrerseits aber zeigt sich vermöge der Ausbildung der körperlichen Wissenschaften die alte Seelenlehre unhaltbarer, als je früher. Jenem Prozesse könnte demnach nur Einhalt geschehen durch jene vertiefte Seelenlehre, die sich auf die okkulten Kräfte gründet. Nur mit diesen können wir in ein Jenseits hineinragen. Wie weit entfernt man aber noch heute von dieser Einsicht ist, das zeigt sich darin, daß die offizielle Wissenschaft den Okkultismus überhaupt ablehnt, ja daß die Behörden in ihm sogar eine gefährliche Neuerung sehen und den Gesellschaften, die diese Richtung pflegen, mit polizeilichen Chikanen entgegen arbeiten. So wirft man dem Okkultismus, der allein den Zersetzungsprozeß unserer Gesellschaft aufhalten könnte, auch noch Prügel in den Weg. Dieses Verfahren zeigt eine so ungeheure Verblendung, daß man sie nur etwa durch den Spruch erklären kann: Quem Deus vult perdere, prius dementat.

Eine okkulte Seelenlehre ist es also, die wir brauchen, und darum muß ich der jüngst erschienenen „Geschichte des neueren Okkultismus" von Carl Kiesewetter[1]) eine große aktuelle Bedeutung zusprechen, und will hier auf das Buch aufmerksam machen. Kiesewetter ist eigentlich der erste, der es unternimmt, die historischen Versuche zur Begründung einer okkulten Seelenlehre in ihrer Entwickelung darzustellen und zu gruppieren, — eine Aufgabe, welcher Ennemosers „Geschichte der Magie" nur sehr teilweise gerecht geworden ist.

Von systematischen Versuchen dieser Art ist erst seit dem sechzehnten Jahrhundert die Rede, daher beschränkt sich Kiesewetter darauf, die geheimwissenschaftlichen Systeme darzustellen, die von Agrippa von Nettesheim angefangen bis zur Gegenwart aufgestellt worden sind. Daß eine solche Aufgabe schon auf den ersten Wurf völlig gelingen sollte, wird niemand erwarten. Daß aber Kiesewetter zu dieser Aufgabe berufen ist, ergiebt sich schon aus seiner Konkurrenzlosigkeit. Ich wenigstens

[1]) Leipzig, Friedrich.

wüßte keinen, der in den mittelalterlichen Geheimwissenschaften besser bewandert wäre, als er; auch dürfte seine okkulte Bibliothek, in Deutschland wenigstens, die größte im Privatbesitz befindliche sein, während unsere öffentlichen Bibliotheken bekanntlich nach dieser Richtung ganz ungenügend versehen sind.

Sowohl im Altertum, als im Mittelalter war die Wissenschaft des Okkultismus an der freien Entfaltung gehindert, weil sie beengt war durch die herrschenden religiösen Vorstellungen. Am deutlichsten zeigt sich das an dem mit dem Teufelsglauben in Verbindung gebrachten Hexenwesen. Gleichzeitig mit der Wissenschaft überhaupt hat sich auch der Okkultismus aus diesen Fesseln befreit, und Agrippa war der erste, der in seiner philosophia occulta diesem Befreiungsakte Ausdruck gab. Bis dahin hatte man die okkulten Kräfte überhaupt nicht in die Seele verlegt, sondern auf fremde Quellen bezogen, auf Gott die weiße Magie, auf den Teufel die schwarze. Agrippa hat das erlösende Wort gesprochen und die Einheit der Quelle mit den Worten betont:

„Du sollst wissen, daß wir die Ursache so großer Wirkungen nicht außer uns suchen sollen; in uns ist ein wirkendes Wesen (operator), welches alles ohne Beleidigung Gottes und der Religion erkennt und vollbringt, was die Astrologen, Magier, Alchymisten und Nekromanten versprechen. Ich sage: In uns ist der Urheber jener Wunderdinge."

Nos habitat, non tartara, sed nec sidera coeli,
Spiritus in nobis, qui viget, illa facit.

Die große Bedeutung dieser veränderten Anschauung ist ohne weiteres klar. Wenn wir selbst die Besitzer magischer Kräfte sind, und weder beim Himmel noch bei der Hölle eine Anleihe zu machen brauchen, so ergiebt sich — weil diese Kräfte nicht am irdischen Leibe haften — eine metaphysische Definition des Menschen; von seiner Eingliederung in die übersinnliche Ordnung der Dinge wird der Schleier hinweggezogen, das Daß und das Wie der Unsterblichkeit wird gleichzeitig bestimmt. Weil wir uns aber unserer magischen Kräfte nicht bewußt sind, muß die Seele im Unbewußten gesucht werden, nicht — wie es meistens und noch bis heute geschieht — im Bewußtsein. So gewinnt also die Wissenschaft des Okkultismus ihren Einfluß auf die Philosophie, und Agrippa selbst drückt das mit den Worten aus:

„Diese Wissenschaft ist daher die vollkommenste und höchste; sie ist eine erhabene und heilige Philosophie, ja sie ist die absolute Vollendung der edelsten Philosophie."

Aber nicht bloß unsere Philosophen könnten bei Agrippa in die Schule gehen, sondern auch Juristen und Theologen. Die gerichtlichen Verhandlungen gegen Somnambule, die polizeilichen Chikanen gegen spiritistische Vereinigungen zeigen, daß sich unsere Juristen noch heute in den von Agrippa beseitigten Anschauungen bewegen, daß sie noch heute gelinde Hexenrichter sind. Die Theologen beider Konfessionen sind aber mit wenigen Ausnahmen noch heute der Ansicht, daß im Okkultismus der Teufel steckt. Ja, während schon Agrippa die Grundlage für eine vertiefte Auffassung des menschlichen Wesens gelegt hat, wird heute von den Lehrstühlen der Universitäten herab seichter Materialismus dociert, und die okkulte Psychologie des Agrippa hat sich zur physiologischen Psychologie

3*

Tranceredner —, die Transfiguration und Materialisation. Aber auch solche Phänomene schrieb er nicht dem Teufel zu, sondern natürlichen Kräften, die in der übersinnlichen Natur liegen und in der Seele, und deren bewußte Anwendung eben die Magie ist.

Eine merkwürdige Gestalt ist auch Cardanus, der ebenfalls die somnambulen Fähigkeiten in sich selbst vorfand. Von seinem Fernsehen giebt er mehrere Beispiele, und wenn er auch glaubte, unter dem Schutze eines spiritus familiaris zu stehen, so wurde er doch mit der Zeit geneigt, diesen mit seinem transscendentalen Subjekt zu identifizieren. Bei ihm finden wir auch den vielleicht ersten beglaubigten Fall von spiritistischen Klopflauten.

Gehörte Cardanus zu denjenigen, die sich selber durch bloßen Willensentschluß in Ekstase versetzen konnten, so wandte dagegen Porta Narkotika zu diesem Zweck an. Ihm war auch die angeblich neueste medizinische Entdeckung bekannt, daß der Mensch in narkotischen Zuständen suggestionsfähig ist. Man glaubt geradezu den Pariser Professor Richer und seine Experimente über die objectivation des Types zu lesen, wenn Porta sagt:

„Ich hatte einen Freund, der, so oft es ihm beliebte, vor Zuschauern einen Menschen so beeinflussen konnte, daß er sich in einen Vogel, oder ein beliebiges anderes Tier verwandelt glaubte oder allen möglichen anderen Unsinn trieb." (Magia naturalis, VIII, cap. 1—2.)

Dazu kommt noch, daß Porta selbst diese zur Suggestion prädisponierenden Medikamente „Hypnotica" nennt. Die gleiche hypnotische oder posthypnotische Suggestion meint auch ein anderer Okkultist jener Zeit, Campanella, wenn er von magischen Künsten spricht, welche die Seele verwirren und den Menschen Dinge sehen lassen, die in Wirklichkeit nicht existieren. Auch Giordano Bruno kannte den tierischen Magnetismus, den Somnambulismus und die Suggestion. Nähere Aufschlüsse über seine okkulten Kenntnisse würden wir aus seinen Schriften de magia und de anima erhalten, wenn dieselben nicht noch immer als bloße Manuskripte in den Bibliotheken von Moskau und Erlangen lägen.[1]) Ein Herausgeber wird sich auch kaum finden, solange die offizielle Wissenschaft ihren Ruhm darin sucht, in Sachen des Okkultismus unwissend zu sein.

Ein anderer, der aus eigener Erfahrung die künstliche Ekstase mit ihren Begleiterscheinungen kannte, und welchem der Begriff des transcendentalen Subjekts deutlicher, als seinen Vorgängern, war, ist wiederum ein Arzt: Van Helmont. Er kannte die Autosuggestion als Ursache mancher Krankheiten, und die Fremdsuggestion, die Erweckung entgegengesetzter Bilder, als therapeutisches Mittel. Sein ganzes medizinisches System ist von diesen Vorstellungen beherrscht, und was er sagt, könnte ebenso gut bei Liébeault oder Hack Tuke stehen.

Der eigentliche Vorläufer Mesmers war aber der Arzt Maxwell. Er gründete sein medizinisches System auf den animalischen Magnetismus. Sein „Lebensgeist" ist ganz identisch mit dem Anthropin von Gustav Jäger; ja schon bei Paracelsus finden wir dieses Anthropin als „lebende resp. tote Mumie" bezeichnet.

Es ist mir hier natürlich nicht möglich, einem Buche von so reichem

[1]) Die erstere ist in die lateinische Gesamtausgabe aufgenommen.

Inhalte auch nur annähernd gerecht zu werden. Darum glaubte ich am besten zu thun, einige Punkte herauszugreifen, aus welchen ersichtlich wird, daß wir am Ende des 19. Jahrhunderts mit unseren modernsten und wichtigsten Entdeckungen erst anfangen, solche Thatsachen anzuerkennen, die schon vor 300 Jahren den Okkultisten bekannt waren, von welchen wir aber — freilich ohne ihre Bücher zu lesen — als von abergläubischen Schwärmern reden zu dürfen glauben. In dieser Hinsicht ist für uns das Buch von Kiesewetter geradezu beschämend zu lesen. Man fragt sich unwillkürlich, ob uns überhaupt noch große Verdienste bleiben, wenn einmal jene Kulturgeschichte geschrieben sein wird, aus welcher die Fabel vom „finsteren Mittelalter" gestrichen und die wahren Entdecker unserer neuesten Erkenntnisse genannt sein werden.

So hat mich Kiesewetters Buch neuerdings in meiner schon mehrfach ausgesprochenen Ansicht bestärkt, daß die Akten des „Mittelalters" gründlich revidiert werden müssen. Es wird sich dabei herausstellen, daß die alten Okkultisten in diesem Gebiete weit mehr wußten, als wir. Wenn man in den alten Schweinslederbänden blättert, wollen uns freilich nur die mit unseren neuesten Entdeckungen übereinstimmenden Worte wie Goldkörner, in einem Wust von Aberglauben verstreut, vorkommen. Das könnte aber leicht eine arge Täuschung sein; denn noch vor zehn Jahren hätten wir auch diese Goldkörner zum Wust gerechnet, und es ist vorweg sehr wahrscheinlich, daß wir, denen schon die allererste Revision das Geständnis abnötigt, daß die mittelalterlichen Okkultisten im Recht waren, dieses Geständnis noch oft wiederholen werden müssen.

Jedenfalls können wir schon heute folgende Thatsache festnageln: Im Mittelalter wurde Magie sogar auf Universitäten gelehrt, heute wird sie auf Universitäten nur verlacht; aber die modernsten unserer modernen Entdeckungen gehören zum Abc der alten Magie. Mit anderen Worten: die Aufklärungsperiode, statt den Faden weiter zu spinnen, hat ihn abgerissen, und — wie sich schon heute zeigt — hat sie den Fortschritt um ein paar Jahrhunderte aufgehalten.

Ich muß es mir leider versagen, auf das Werk Kiesewetters hier näher einzugehen. Er verfolgt die Geschichte des Okkultismus bis zur Gegenwart und schließt mit der Darstellung meiner eigenen einschlägigen Versuche, so daß also der Leser auch über die Bewegung, die um uns vorgeht, gründlich orientiert wird, wobei sich der Spiritismus nur als das letzte Glied einer langen Entwickelungsreihe erweist. Es lag ja in der Natur der Sache, daß in der Entwickelung des Okkultismus die Differenzierung zweier Richtungen eintreten mußte: die eine erforschte die im Menschen selbst liegenden, die andere die in der übrigen Natur liegenden okkulten Kräfte. Erst indem neben dem Somnambulismus noch der Spiritismus sich einstellte, war der Okkultismus zu einem vorläufigen Abschluß gebracht; denn damit ist in der That der Mensch selbst in die übersinnliche Natur eingegliedert. In dieser seiner Darstellung ist es aber Kiesewetter nicht schwer gefallen, den gründlichen Nachweis zu führen, daß der Spiritismus keineswegs eine ganz unvermittelt importierte amerikanische Ware sei. Er ist vielmehr eine deutsche Wissenschaft, und von

den deutschen Pneumatologen viel gründlicher, als von den Amerikanern behandelt worden. Ich muß mich aber begnügen, bloß die Namen der von Kiesewetter Besprochenen anzuführen: Jakob Böhme, Swedenborg, Öttinger, Jung Stillung, Eckartshausen, Schubert, Kerner, Görres, Ennemoser, Bruno Schindler, Crookes, Wallace, Aksakof, Wittig, Ed. v. Hartmann, Zöllner, Hellenbach u. a. Daß auch Davis und Kardec ihren Platz finden, versteht sich von selbst; denn deren Bücher, wenn ihnen auch Kiesewetter nur geringen Wert zuspricht, sind eben doch — vielleicht gerade darum — die meist gelesenen.

Vermißt habe ich bei Kiesewetter zwei Namen, und zwar um so mehr, als es Namen von schwerem Gewichte sind: Kant und Schopenhauer. Von Kant zu sprechen, lag schon wegen seiner merkwürdigen Übereinstimmung mit Swedenborg sehr nahe. Daß er zu den Okkultisten gehört, wird niemand bestreiten, der seine „Vorlesungen über die Metaphysik" kennt, welche Professor Vaihinger vor einem Jahrzehnte erst wieder entdecken mußte. Aber freilich ist dieser Kant unseren Philosophen höchst unbequem. Das hat sich sehr deutlich gezeigt, als ich 1889 den wichtigsten Teil dieser Vorlesungen, die über Psychologie, neu herausgab. Sie entfalten in nuce ein ganzes System des Okkultismus und zeigen deutlich, daß die in Fachkreisen beliebte Auslegung der „Träume eines Geistersehers" ganz falsch ist. Man sollte nun meinen, daß in einer Zeit, da die Philosophie zum großen Teil Kantphilologie geworden ist — die bereits in Kantmikrologie ausartet —, die Entdeckung der Jahrzehnte lang verschollenen Vorlesungen Kants viel Staub aufgewirbelt hätte. Das geschah aber ganz und gar nicht, und meines Wissens ist meine Neuausgabe in Fachblättern überhaupt nicht besprochen worden. Leugnen ließ es sich nicht, daß Kant mit dem Okkultismus sich tief eingelassen; ihn für verrückt zu erklären — wie es den Okkultisten gegenüber meistens geschieht —, ging auch nicht wohl an; also mußte man seine Schwäche wenigstens vertuschen. Für mich freilich ist dieses Schweigen ungemein beredsam; denn nichts könnte die Verlegenheit der Gegner besser verraten, als dieses Schweigen.

Daß aber neben Kant auch noch Schopenhauer genannt werden kann, ist unbestreitbar. Zwar hat er sich erst an seinem Lebensabend mit Okkultismus beschäftigt, und nur wenige Abhandlungen darüber geschrieben; diese gehören aber zum besten, was geschrieben wurde. Hätte Schopenhauer die weitere Entwickelung des Okkultismus erlebt, so würde er heute metaphysischer Individualist und im guten Sinne des Wortes auch Spiritist sein. Ich schließe mit seinen eigenen Worten, aus welchen Kiesewetter entnehmen mag, daß ihm Schopenhauer seine „Geschichte des Okkultismus" als ein großes Verdienst angerechnet, aber auch in derselben seinen Platz beansprucht hätte. Schopenhauer sagt nämlich in Bezug auf die okkulten Phänomene, sie seien „wenigstens vom philosophischen Standpunkt aus unter allen Thatsachen, welche die gesamte Erfahrung uns darbietet, ohne allen Vergleich die wichtigsten; daher sich mit ihnen gründlich bekannt zu machen die Pflicht jedes Gelehrten ist."



Psychologische Gesellschaft zu München.

Über das Hellsehen.

Von

Dr. A. Liébeault.



(Schluß.)

Soll man nun, unter dem Vorwande, daß diese wenigen Fälle von Gedankenübertragung auf Entfernung sich, weil sie so selten auftreten und weil sie durch Zufall oder infolge fehlerhafter Beobachtung zustande gekommen sein können, soll man deshalb davon abstehen, einen Blick darauf zu werfen? soll man sie von vorneherein für unmöglich halten, wie es diejenigen thun, die in ihrer Anmaßung alles das verwerfen, was ihr geringes Wissen übersteigt? Mir scheint es klüger, mit seinem Urteile zurückzuhalten, neue Erfahrungen zu suchen, und diesen gordischen Knoten nicht zu zerhauen, sondern zu lösen. In wissenschaftlichen Dingen muß man alles prüfen, selbst das, was absurd erscheint. Wie oft sehen wir, daß Gelehrte wichtige Dinge verwerfen, und dafür später eine gerechte Demütigung erfahren! —

Wenn ich nun auch abwarte, ob andere Erfahrungen obige Fälle bestätigen werden, stehe ich nicht an, schon jetzt die wahrscheinlichste Hypothese aufzustellen, daß in gewissen organischen Zuständen die Sinne und das Gehirn des Menschen außergewöhnlich lebhafte Eindrücke empfangen, außergewöhnlich verwickelte intellektuelle Prozesse verarbeiten können, und daß auch möglicherweise diese Organe bei sehr sensitiven Menschen fähig sind, in solchem Zustande mit größerer Feinheit zu funktionieren, als man bisher geahnt. Giebt man nun z. B. mit den wenigen nicht voreingenommenen Geistern zu, daß die durch Berührung vermittelten Schwingungen zwischen Einschläferer und Somnambulen von letzteren nicht nur wahrgenommen, sondern auch richtig gedeutet werden, dann sollte es doch nicht schwer halten zu glauben, daß, gleich einer großen Anzahl anderer, von allen anerkannter physikalischer Vorgänge, auch die Wellen, die wirkliche Verlängerung dieser Schwingungen, sich durch die Luft fortsetzen und von überaus nervösen Naturen, selbst auf große Entfernungen, empfunden und richtig verstanden werden können! Und man wird um so mehr zu diesem Glauben neigen dürfen, wenn die Versuchspersonen gewohnt sind, von einem und demselben Hypnotiseur eingeschläfert zu werden, oder wenn zwischen ihm und ihnen Sympathie

und eine gewisse Anziehung der Charaktere herrscht, wie es auch bei den vorerwähnten zwei jungen Mädchen der Fall war.

Es ist bekannt, daß Brieftauben, weit fortgebracht, ihren Wohnort wiederfinden, ohne daß man recht weiß, wie es geschieht, daß Hunde, Katzen, Esel die gleiche Fähigkeit besitzen, daß diese Fähigkeit sogar niedrigen Wesen wie: der Biene, der Schildkröte, dem Lachse eigen ist, und man wollte dem Menschen, dessen Geist oft einen so hohen Aufschwung und so große Schärfe erreicht, man wollte ihm die Fähigkeit absprechen, suggestiv Mitteilungen zu erhalten, die von entfernten Orten kommen und stillschweigend durch Gedankenthätigkeit hervorgerufen werden! In den von mir geprüften, speziellen Fällen ist es gewiß nicht unmöglich, daß von seiten der Somnambulen und Medien, ohne daß sie sich selbst beeinflußt gefühlt haben, auf große Entfernungen ein Sinneseindruck durch Erschütterungen der Luft und dann eine geistige Auffassung dieser Erschütterungen stattgefunden habe. Wenn z. B. im letzten Falle der von mir beschriebenen Gedankenübertragung die Mitteilung auf eine Entfernung von 250 Kilometer stattfand, waren dann die übertragenen Schwingungen nicht auch verstärkt, bei dem einen der Subjekte durch eine außergewöhnliche Sensibilität, bei dem andern durch einen besonders erregten Zustand, der im letzten Augenblick des Lebens durch den Gedanken zum Ausdruck kam? Wenn man weiß, daß die dem geistigen qualitativ untergeordneten Kräfte wie: die Anziehungskraft, die Leuchtkraft, Wärme und Elektrizität unermeßliche Weiten, alle Richtungen und alle Zwischenräume des Äthers durchlaufen, Raum und Welten erfüllen, so ist es doch das Wenigste, daß der menschliche Gedanke, diese von uns noch unerkannte Macht, sich durch gewisse Schwingungen in der Atmosphäre von der einen Person, die diesen Gedanken ausdrückt, auf eine andere übertragen lasse, die dann wiederum die also übermittelten Zeichen sympathisch empfinden und richtig interpretieren kann.

III.

Bei den Ereignissen der moralischen Weltordnung ist man noch geneigt, die Zukunft als undurchdringlich zu betrachten; man glaubt höchstens, daß der menschliche Geist, von bestimmten Annahmen ausgehend, mögliche Folgerungen auf die zukünftige Reihenfolge der Dinge aussprechen kann, die aus der geistigen und sittlichen Entwickelung einiger Menschen sich schließen lassen.

Da man nun die Ursachen, welche die Regelmäßigkeit dieser Entwickelung durchbrechen, noch nicht kennt, betrachtet man diese Entwickelung gewöhnlich als nicht unter das anerkannte Gesetz gehörend, nach welchem sich auf physikalischer Basis in der Natur Ursachen und Wirkungen unausgesetzt und notwendig folgen müssen. Wenn nun aber der Mensch in der Reihenfolge moralischer Erscheinungen doch manchmal im stande wäre, solche wichtigen Ereignisse, wie diejenigen, welche ich anführen werde, vorauszusehen, hielte er dann nicht einen leitenden Faden in der Hand, der ihm erlaubte, das Gesetz der veränder-

lichen Reihenfolge ebensolcher Ereignisse mit dem zu verbinden, der z. B. die Sternenwelt so harmonisch zusammenhält? Im Weltall fügt sich alles aneinander; warum sollte der Mensch nicht hoffen dürfen, auch in Zukunft in der moralischen Welt die Verkettung von Ursache und Wirkung ebenso zu finden wie in der physikalischen, wie bei der Elektrizität, die wir zuerst nur an ihren Wirkungen auf eine Stange Harz, wie bei der Spannkraft des Dampfes, deren Thätigkeit wir ursprünglich unter dem Deckel eines Topfes beobachtet haben?

Nach obigen Betrachtungen gehe ich nun zu den Fällen von Voraussagungen über, welche den Inhalt dieses letzten Paragraphen bilden und deren Veröffentlichung ich mir zur Pflicht mache, so absurd sie auch den Gelehrten erscheinen mögen, die von der Ansicht ausgehen, daß in diesen Dingen, wie in einer Menge anderer, nichts mehr zu erforschen sei. Man soll in der Natur jeden Stein aufheben, um zu sehen, was darunter liegt, sagt Bacon. Wohlan, ich befolge seinen Rat; ich hebe diesen. Honni soit qui mal y pense!

1. Beobachtung; sie ist ein Auszug einer meiner Listen, der Ordnung nach Nr. 339, vom 7. Januar 1886.

Herr S. von Ch.... kam heute um 4 Uhr nachmittags, um mich wegen eines unbedeutenden nervösen Zustandes zu konsultieren; er ist geistig sehr beschäftigt wegen eines schwebenden Prozesses und wegen folgender Dinge: Am 26. Dezember 1879, während er in einer Straße von Paris spazieren ging, las er über einer Thür die Inschrift: „Mme. Lenormand, Wahrsagerin." Von einer unbedachten Neugierde getrieben, ließ er sich das Haus öffnen und eingetreten, sich in einen ziemlich dunkeln Saal führen. Hier erwartete er Mme. Lenormand, die, sofort benachrichtigt, zu ihm kam und ihn vor einem Tische Platz nehmen hieß. Dann ging die Frau hinaus, kam wieder, setzte sich Herrn Ch.... gegenüber und, eine seiner Handflächen betrachtend, sagte sie: „Genau in einem Jahre, Tag auf Tag, werden Sie Ihren Vater verlieren; Sie werden bald Soldat werden (er war neunzehn Jahre alt), es aber nicht lange bleiben; Sie werden sich jung verheiraten, zwei Kinder bekommen und im Alter von sechsundzwanzig Jahren sterben." Anfangs nahm Herr Ch.... diese erschreckende Prophezeiung, die er einigen seiner Freunde und Familienglieder anvertraut hatte, nicht ernst; als aber sein Vater nach einer kurzen Krankheit am 27. Dezember 1880, gerade ein Jahr nach der Unterredung mit der Wahrsagerin gestorben war, wurde seine Ungläubigkeit durch dieses Unglück doch etwas erschüttert, und als er dann nur sieben Monate lang Soldat blieb, als er kurz nachher sich verheiratete, Vater zweier Kinder wurde, und im Begriff war, sein 26. Lebensjahr zu erreichen, da übermannte ihn die Angst, und er glaubte nur noch wenige Tage zum Leben zu haben. Damals also kam er zu mir mit der Frage, ob es mir nicht möglich wäre, das ihn erwartende Schicksal abzuwenden, denn nachdem die ersten vier vorher gesagten Ereignisse eingetreten seien, fürchtete er, auch das fünfte müsse sich rettungslos erfüllen.

Ich versuchte nun diesen und die folgenden Tage, Herrn M. de Ch.... in tiefen Schlaf zu versetzen, um die düstere Idee, die sich in seinem Geiste festgesetzt hatte, zu zerstreuen; denn nicht nur, daß er an seinen baldigen Tod glaubte, er bildete sich auch ein, derselbe müsse am 4. Februar, einem Geburtstage, eintreten, trotzdem Mme. Lenormand ihm in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes vorausgesagt hatte. Aufgeregt, wie der junge Mann in höchstem Grade war, konnte ich ihn auch nicht in den leisesten Schlaf versetzen. Da es jedoch unbedingt nötig war, ihm die gefährliche Überzeugung, der er bald unterliegen mußte, zu nehmen — ist es doch nicht selten, daß derartige Prophezeiungen sich durch Auto-Suggestion wörtlich erfüllen —, so änderte ich nun mein Verfahren und schlug ihm vor, einen meiner Somnambulen zu konsultieren; es war dies ein beinahe siebzigjähriger Greis, der Prophet genannt, weil er, von mir eingeschläfert, ohne sich zu irren, nicht nur den genauen Zeitpunkt voraussagte, wann er von seinem schon vier Jahre dauernden Gelenkrheumatismus geheilt werde, sondern auch seine Tochter so fest zu überzeugen wußte, sie werde zu einer bestimmten Stunde gesund, daß die Genesung durch diese Überzeugung thatsächlich eintrat. Herr M. de Ch.... nahm meinen Vorschlag begierig auf, und verfehlte nicht, sich pünktlich zu dem Rendezvous zu begeben, das ich ihm verschafft hatte. In Rapport mit diesem Somnambulen versetzt, waren seine ersten Worte: „Wann werde ich sterben?" Der erfahrene Schläfer, die Angst des jungen Mannes ahnend, antwortete, ihn ein wenig warten lassend: „Sie werden sterben .... Sie werden sterben .... in einundvierzig Jahren."

Die Wirkung, welche diese Worte hervorriefen, war eine wunderbare; der Frager wurde sofort heiter, mitteilsam und hoffnungsvoll, und als er den 4. Februar, den von ihm so sehr gefürchteten Tag, hinter sich hatte, glaubte er sich gerettet.

Einige Personen, die von dieser merkwürdigen Geschichte gehört hatten, stimmten nun überein in der Behauptung, es sei nichts Wahres an der Sache; der junge Mann verdanke die ganze Geschichte seiner Einbildung und einer post-hypnotischen Suggestion.

Leeres Geschwätz! das Los war gefallen; er mußte sterben! Ich hatte alles dieses schon vergessen, als ich anfangs Oktober einen Brief erhielt, der mir den am 30. September 1886 erfolgten Tod meines unglücklichen Patienten anzeigte; derselbe war in seinen 27. Lebensjahre, also im Alter von 26 Jahren gestorben, gerade wie Mme. Lemormand es vorausgesagt hatte. Und damit man nicht den Verdacht hege, das, was ich erzähle, sei nur eine extravagante Einbildung meiner überreizten Phantasie, bewahre ich nicht nur immer obenerwähnten Brief auf, sondern auch den Bericht, dem ich dann später die vorstehende Beobachtung entnommen habe.

Das sind zwei geschriebene, unleugbare Beweise. Seitdem erfuhr ich daß dieser Unglückliche wegen Gallensteinkolik nach dem Bade Contrexéville geschickt und dort durch die Ruptur der Gallenblase, die eine Bauchfellentzündung zur Folge hatte, bettlägerig wurde.

2. Beobachtung. Dieselbe wurde mir von einem sehr ehrenwerten Manne, Bankier L . . ., mitgeteilt.

In einer Familie aus der Umgegend von Nancy schläferte man häufig ein junges achtzehnjähriges Mädchen, Namens Julie, ein; in den somnambulen Zustand versetzt, wiederholte das junge Mädchen bei jeder Sitzung, ganz aus sich selbst heraus, wie infolge einer Inspiration, daß eine nahe Verwandte der Familie, die sie nannte, bald sterben und den 1. Januar nicht erleben werde. Wir schrieben damals November 1883. Die Beharrlichkeit in den Behauptungen der Schläferin veranlaßte den Chef der Familie, der hier ein gutes Geschäft witterte, die betreffende Dame mit 10,000 Francs in eine Lebensversicherung einzukaufen, zumal dieselbe nicht krank war, wofür man leicht ein ärztliches Zeugnis beibringen konnte. Um die Versicherungssumme zu erlangen, wandte sich der Mann in mehreren Briefen an einen Herrn L . . . und erzählte ihm auch in einem derselben den Grund seines Unternehmens. Herr L. hat mir diese Briefe gezeigt und bewahrt dieselben als untrügliche Beweise des vorhergesagten, eintretenden Ereignisses auf. Um kurz zu sein; man konnte sich wegen der Zinsfrage nicht einigen und das bereits eingeleitete Geschäft kam nicht zu stande; aber groß war die Enttäuschung des Unternehmers, als Frau H . . ., deren Tod vor dem 1. Januar prophezeit war, thatsächlich am 31. Dezember starb, wofür ein letzter Brief an Herrn L. den Beweis liefert, welchen L. mit den früher erhaltenen, auf dieselbe Person bezüglichen, aufbewahrt. —

Sicher kennzeichnen diese zwei Berichte ein eigentümliches Zusammentreffen von vorausgesagten und wirklich eingetretenen Ereignissen. Ist das nun alles allein dem Zufall zuzuschreiben? Den Pionieren der Zukunft wird es vorbehalten sein, uns über diesen Punkt aufzuklären, indem sie andere Vorgänge gleicher Art festzustellen suchen. Da ich mich nun aber einmal auf dem neuen Gebiete, solcher von Somnambulen vorausgesagter psycho-organischer Ereignisse befinde, wage ich auch zu ihren Gunsten einige Schlußfolgerungen, was man, wie Claude Bernard[1]) sagt, ohne Furcht thun soll, von dem Momente an, in dem man dadurch vorurteilsfreie Gelehrte auf vielleicht fruchtbare Forschungen führen kann.

Das Weltall zeigt uns in seiner Entwickelung eine Verkettung von Ursache und Wirkung, die sich geordnet und ununterbrochen folgen. Alles geschieht darin so, daß die Wirkung zugleich die Ursache der nächstfolgenden Wirkung ist u. s. w. In dieser Verkettung wird nichts aus nichts erzeugt, nichts geht zu Grunde und nichts kehrt zu nichts zurück; Alles, Kraft und Stoff, verwandelt sich und folgt aufeinander. Diese unveränderliche Verkettung aufeinanderfolgender Ereignisse, die z. B. in dem Laufe der Gestirne so augenscheinlich ist, daß sie uns gestattet gewisse Ereignisse Jahrhunderte vorher auf die Stunde zu bestimmen, finden wir ebenfalls in all den physikalischen Vorgängen, die tagtäglich von den Männern der Wissenschaft beobachtet und entdeckt werden, ja selbst in den metereo-

[1]) Introduction à l'élude de la médecine expérimentale p. 289, bei J. B. Baillière, Paris 1865.

logischen Erscheinungen, so wechselnd und verwickelt dieselben auch, infolge der zufälligen und vielfachen Umstände, die sie bestimmen, sein mögen. Die Wissenschaft stellt diese Verkettung auch in dem unaufhörlichen Kreislaufe fest, in dem, bei der untrennbaren und sich ganz durchdringenden Verbindung von Kraft und Stoff, die Entwickelung unorganischer Körper zur Pflanze, der Pflanze zum Tiere stattfindet, um dann wieder in absteigender Entwickelung, zum Urzustande der leblosen Materie zurückzukehren; denn dieser Kreislauf wiederholt sich in ewig gleichmäßiger Weise. Die unleugbare Gesetzmäßigkeit in der Verkettung von Ursache und Wirkung zeigt die Wissenschaft ebenso in der Entwickelung alles Lebenden, das uns ja am meisten interessiert; so z. B. in der ununterbrochenen, zusammenhängenden Ähnlichkeit von Wesen aller Art, die sich von Generation zu Generation folgen, wo eines dem andern und und jedes allen gleicht, nicht nur in ihrer Fortpflanzung, Entstehung und Entwickelung, sondern auch in der Art, wie sie altern und verschwinden; ferner in der zusammenhängenden Regelmäßigkeit der Funktionen, die diese Wesen während der ganzen Zeit ihrer Lebensdauer ausüben, und endlich auch in all den großen Zügen der verschiedenen Lebens- und Einzelbedingungen, die jedes von ihnen als Wesen darstellt. Warum sollte man gegenwärtig, wo man mit Dimitri Mendelejew zugiebt, daß die unsichtbaren Evolutionen der chemischen Körper den sichtbaren der Himmelskörper absolut gleichen, und daß sie denselben einfachen Gesetzen der allgemeinen Anziehungskraft folgen; daß der Molekularbau der Chemiker in ähnlicher Weise gestaltet ist, wie das System der einfachen und Doppelsterne der Astronomen; daß alle diese scheinbar entgegengesetzte Phänomene somit denselben Gesetzen von Ursache und Wirkung unterworfen sind: warum sollte man mit diesem Zugeständnis nicht auch ohne Zögern anerkennen, daß in den menschlichen Körpern, die mit dem Organismus verbundenen Äußerungen des Denkens einer zusammenhängenden Reihe von Ursachen und Wirkungen folgen, wenn wir auch bei den verwickelten Gesetzen, deren Resultat sie sind, den ganzen Zusammenhang noch nicht ergründet haben? Wie sollte der Gedanke, der den Organismus durchdringt und leitet, in dessen innerer Konstitution seiner kleinsten Teilchen man die wohlgeordneten Weltengesetze der Progression wiederfindet, wie sollte der mit dem molekularen Stoff innig verbundene und in ihm immer gegenwärtige Gedanke in seinem Gange und seiner veränderlichen Entwickelung dem Gesetze der Notwendigkeit entgehen, welchem gleicher Weise das unendlich Größte, wie das unendlich Kleinste unterworfen ist?

Und wenn er ihm nicht entgeht, könnten dann die Äußerungen dieses Gedankens an einem bestimmten fernen Zeitpunkte nicht ebenso vorher gekannt werden, wie das Zusammentreffen zweier Planeten, welches die Astronomen auf die Stunde vorher bestimmen?

Wenn endlich das alles, besonders beim Menschen, von der Sprache angefangen, den in ihrer Konstruktion unveränderlichen Regeln unterworfen und in ihrer uns allen unbewußten Entwicklung der Ausdruck einer tiefen Intelligenz ist, bis zu den organischen Funktionen, dem Blutkreislaufe,

der Verdauung, Sekretion ꝛc., wenn das alles ein weiterer zusammenhängender und harmonischer Ausdruck derselben Intelligenz ist, wenn anerkannt wird, daß der Gedanke darin ordnungsmäßig arbeitet, kann man dann noch zweifeln, daß die Sonnambulen oder Medien, durch eine unbewußte Beobachtungsgabe, die wir nur ahnen, in ihrem Zustand der Geisteskonzentration die Fähigkeit besitzen, die in den Tiefen des Organismus anderer vorhandenen Zeichen psychischer Verkettung von Ursache und Wirkung zu finden, und daß diese Verkettung es ihnen erlaubt, zukünftige Ereignisse vorauszusehen? Sollte man nicht zugeben, daß man aus dem komplizierten, von verschiedenen Äußerungen der psychischen Thätigkeit abhängigen Mechanismus des menschlichen Lebens aus einer Reihe regelmäßiger psychischer und organischer Vorgänge, welche ihre Vereinigung in den Geweben finden, den zukünftigen Moment vorauserkennen könnte, in dem vielleicht nach denselben regelmäßigen Gesetzen, welche die Gestirne lenken, irgend ein Körnchen, zufolge einer irgendwie abweichenden Ursache sich von dem organischen Bau lösen und sein Räderwerk aufhalten könnte?

Ich komme zum Schluß: Wenn man von neuem ähnliche Fälle, wie die zuletzt berichteten, konstatieren kann, dann wird man berechtigt sein zu dem Glauben, daß gewisse Somnambule und gewisse Medien wirklich die noch verborgene Fähigkeit besitzen, in anderen die Entstehung selbst zeitlich sehr entfernter sich organisch entwickelnder Vorgänge vorauszusehen, ohne Zweifel, dank der außerordentlich feinen Erregbarkeit ihrer Nerven, welche den Eindruck vermitteln, und ferner dank der Auslegung, die ihre hochgradig geschärfte Intelligenz den von ihnen wahrgenommenen Zeichen giebt. Besitzen sie diese Fähigkeit, wie man nach obigen zwei Fällen zu glauben geneigt sein dürfte, so muß ich doch hinzufügen, daß es sehr schwer ist, festzustellen:

1. durch welche der von ihnen aufgenommenen Eindrücke, mit Hilfe welcher intellektueller Operationen sie dahin gelangen, den leitenden Faden zu finden, d. h. welches Gesetz sie dahin führt, einer Person zukünftige Störungen, wie z. B. den Tod, auf die bestimmte Stunde vorauszusagen, und

2. wie sie im stande sind, an der Hand dieses leitenden Fadens, in der Person jene Richtung durch die veränderliche Reihe von Ursachen und Wirkungen zu verfolgen, die im Organismus stattfinden; und doch ist dieser Organismus selbst jeden Augenblick vielfachen und veränderlichen Einflüssen, einer Menge unvorhergesehener und nebensächlicher Einwirkungen ausgesetzt, die seine Bewegungen beengen und hemmen, wie z. B. der Beeinflussung durch die Handlungen der Umgebung, durch zufällige Berührung mit Menschen und Dingen, die sie jeden Augenblick dahin bringen, Bestimmungen und Handlungen zu ändern, wodurch auch Veränderungen in den innern Funktionen der Organe herbeigeführt werden!

Der Scharfsinn anderer Forscher wird sich in der Lösung dieser Fragen noch erproben können.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ein Roman von Carl du Prel,

besprochen von

Daniel von Marbach.



Im November des Jahres 1889 haben wir an dieser Stelle („Rundschau in der Tagespresse“, Sphinx VIII 47, S. 309) darauf hingewiesen, daß man auch bei uns in Deutschland angefangen hat, den so dankbaren Stoff, den die „Wunder“ des Hypnotismus, Somnambulismus 2c. bieten, belletristisch zu verwerten — leider selten mit Geschick. Wir sagten damals: „Es ist ja natürlich, daß sich schriftstellerische und poetische Begabung und wissenschaftlich forschender Sinn selten in einer Persönlichkeit vereinigt finden, und das müßte unbedingt der Fall sein, wenn nicht etwa entweder eine wissenschaftlich angehauchte, aber im übrigen ungenießbare Stilübung oder auf der anderen Seite ein poetisches Märchen entstehen soll, dem jede wissenschaftliche Basis mangelt. Zur Zeit ist, uns wenigstens, nur ein Schriftsteller bekannt, der nicht nur wissenschaftliche Bücher, sondern auch ein sehr anregendes Reisetagebuch „Unter Tannen und Pinien“ geschrieben hat“ u. s. w. Wer dieses Buch — es ist im Jahre 1875 (Berlin, Denickes Verlag) erschienen —, dessen herrliche warmherzige Naturschilderungen und die geläuterte philosophische Welt- und Lebensanschauung kennt, die schon damals, überall der Tiefe der Erscheinungen zustrebend, aus jeder Zeile herausleuchtet, wird nie daran gezweifelt haben, daß du Prel wie kein anderer die erforderlichen beiden Haupteigenschaften, wissenschaftlich-kritischen Geist und dichterische Begabung, in seltenem Grade in sich vereinigt. Du Prels letzte, auch in diesen Blättern gewürdigte Schriften, „Das hypnotische Verbrechen“ — ein wahres Vademecum für jeden Juristen und Psychologen — und die erst jüngst erschienenen beiden Bände „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ leiten fast von selbst zur Verwertung der dort in meisterhafter und spannender Weise niedergelegten Gedanken durch die freischaffende Phantasie hinüber. Und nun liegt in der That ein „hypnotisch-spiritistischer Roman“ von Carl du Prel, „Das Kreuz am Ferner“ vor uns, der unsere Erwartungen, die wir auf Grund ziemlich genauer Bekanntschaft mit den bisherigen Schriften des Verfassers hegen konnten, in jeder Beziehung weit übertrifft. Daß ein „hypnotisch-spiritistischer“ Roman im Cotta'schen Verlage (Nachfolger) erscheinen konnte, ist, ganz abgesehen davon, daß schon darin eine Empfehlung des Buches liegt, ein Zeichen, daß die Reaktion gegen die materialistische Strömung der

letzten Jahrzehnte entschieden im Wachsen begriffen ist. Der Cotta'sche Verlag ist damit seiner ruhmvollen Tradition am allerwenigsten untreu geworden, denn er stand auf der Höhe seiner Bedeutung und seines Einflusses, als er Justinus Kerners „Seherin von Prevorst" und die meisten Werke Ennemosers unter seine Fittiche nahm.

„Das Kreuz am Ferner" ist ein Tendenzroman, insofern der Verfasser den rückhaltlos ausgesprochenen Zweck verfolgt, den Leser an der Hand einer spannenden Handlung spielend mit den höchsten und letzten Ergebnissen seiner Studien auf dem Gebiete der Geheimwissenschaften bekannt zu machen. Unser Lesepublikum hat nicht mit Unrecht einen heiligen Respekt vor Romanen mit wissenschaftlichen Anmerkungen, auch du Prel hat seinem Roman im Anhang Anmerkungen beigegeben; dieselben stören aber nicht nur nicht den Gang der Handlung, die auch ohne sie verständlich bleibt, sondern der gebildete Leser wird sogar mit Begierde und Genuß nach ihnen greifen, denn hier findet er die Belege dafür, daß der Verfasser und sein Buch an den merkwürdigsten und wunderbarsten Stellen desselben nicht haltlos in der Luft, im unkontrollierbaren Reiche der Phantasie schweben, sondern daß beide im tiefsten Grunde auf dem realen Boden einer langsam und sicher fortarbeitenden Experimentalpsychologie fußen. Dazu kommt noch die dem Verfasser selbst von seinen Gegnern willig zugestandene wertvolle Eigenschaft, das klar Erkannte auch klar und stilistisch fesselnd wiederzugeben: du Prel hat sich in dieser Hinsicht stets als ein würdiger Schüler unserer Klassiker, insbesondere des klassisch gebildeten und klassisch schreibenden Philosophen Schopenhauer bewährt. Von der rein ästhetischen Seite betrachtet, mag dem Tendenzroman, wie jedem Werke einer außerkünstlerischen Tendenz, ein minderer Wert zukommen, wo sich aber die wissenschaftliche Tendenz, die zudem in eine hohe ethische Spitze ausläuft, so innig mit dichterischer Schönheit vermählt, so ganz und ohne trockenen Rest in dem künstlerischen Zweck aufgeht, wie in dem vorliegenden Roman Carl du Prels, dürfen wir gewiß von demselben als von dem von aller Tendenz reinen Werke eines Dichters sprechen, weil es eben auch alle ästhetischen Anforderungen befriedigt.

Nur ungern widerstehen wir der Versuchung, die anziehende Fabel des Romans eingehend zu erzählen, wir glauben aber darauf um so mehr verzichten zu sollen, als dadurch für unsere Leser der Reiz der Neuheit und der Spannung nur vermindert würde und keine noch so detaillierte Erzählung einen auch nur annähernden Begriff von der Kraft und der Originalität der Dichtung geben könnte. Nur im allgemeinen sei wenigstens der Weg angedeutet, den der Verfasser gegangen, um seinen doppelten Zweck zu erreichen, den Leser zu unterhalten und zu belehren. Du Prel beginnt seinen Roman mit einer Liebesidylle, die sich ohne jeden mystischen Hintergrund in seiner geliebten Bergwelt, die er in wunderbarer Wahrheit und Farbenpracht vor uns hinzuzaubern weiß, bis zum unerwarteten tragischen Schlusse abspielt. Marietta oder Moidele, die Geliebte des jungen Grafen Karlstein, verunglückt in demselben Augenblicke auf dem Ferner, als alle Hindernisse, die der Vereinigung der beiden Liebenden

entgegenstanden, beseitigt sind und der Geliebte selbst ihr auf dem wohlvertrauten Bergpfad entgegeneilt. Ein Fehltritt stürzt sie in eine Gletscherspalte. Hier, wo wir mit unserem Interesse, das auf das lebhafteste angeregt worden, schon am Ende zu sein glauben, befinden wir uns erst am Übergang in das eigentliche Hauptthema. Die Sehnsucht nach der toten Geliebten, das heiße Verlangen, mit ihr zu verkehren, zeigt dem Grafen den Weg in die Mystik; das Schloß birgt noch vom Ahnherrn her eine seltene Bibliothek wunderbarer mystischer Bücher. So wie dem Verfasser selbst sein „Oneirokritikon", die Erforschung des Traumlebens, zur Pforte in das Reich der Mystik geworden ist, die er später dann in seiner grundlegenden „Philosophie der Mystik" mutig überschritten hat, so betritt auch sein Held mit der willkürlichen Regelung seiner auf die Geliebte gerichteten Träume ein dunkles Gebiet, das uns durch den Verfasser im Laufe der Geschichte immer mehr erhellt wird. Ein Freund des Grafen Alfred, den dieser sich zur Hilfe bei seinen Studien ins Schloß geladen hatte, verunglückt zwar, nachdem es ihm eben gelungen war, auf spiritistischem Wege eine Verbindung mit Marietta herzustellen, bei einem deren Erscheinen ermöglichenden chemischen Experimente; Alfred selbst aber hat inzwischen, um keine Zeit zu verlieren, einen anderen Weg zum Ziele eingeschlagen, er ist nach Ägypten und nach Indien gegangen, und dort hat er durch Fakire und Brahminen wenn auch nur im Nebel, im eigentlichen und im übertragenen Sinne, Aufschluß über sein Schicksal erhalten. Am Kreuz, das auf dem Ferner zum Andenken Moideles errichtet worden, wird sich sein Geschick erfüllen: dort oben wird er ihren und seinen Sohn wiederfinden, der durch eine unselige Verkettung von Umständen bald nach seiner Geburt verloren ging. Es kann wohl kein glänzenderer Beweis für die ungewöhnliche dichterische Gestaltungskraft des Verfassers erbracht werden, als daß es demselben, obwohl der Leser auf Grund dieser Prophezeiung etwa von der Mitte des Buches an den Schluß bereits ahnen kann, gelungen ist, die Spannung bis zu diesem Schlusse nicht nur wach zu halten, sondern noch zu steigern.

Sind wir im ersten Teil durch die Experimente im Laboratorium des gräflichen Schlosses und durch den Aufenthalt des Grafen in Indien in das dunkle und vielfach so fragwürdige Gebiet des Spiritismus und in die Wunder indischer Geheimlehre eingeführt worden, so erleben wir im zweiten Teile ein auf hypnotischem Wege vollbrachtes Verbrechen, das sich scheinbar mit aller Macht und mit Erfolg der Erfüllung der uns bereits bekannten Geschicke entgegenstemmt, aber gerade dadurch derselben in die Hände arbeitet. Alle Höhen und Tiefen der menschlichen Seele thun sich vor uns auf, zum Schlusse aber erglänzt in Verklärung „das nebelfeuchte Kreuz am Ferner, um welches, gleich einem Totenkranze, die Geschicke zweier Liebenden sich schlangen". Mit Wehmut und doch mit tiefer innerster Befriedigung legen wir den Roman aus der Hand, dessen Fabel wir, wie schon bemerkt, keineswegs erzählen wollten und auch nicht erzählt haben, denn eine reiche Fülle bewegter Geschehnisse liegt zwischen den hier nur flüchtig skizzierten Endpunkten.

Schopenhauer sagt vom Roman, daß er desto höherer und edlerer Art sein wird, je mehr inneres und je weniger äußeres Leben er darstellt. Die Kunst bestehe darin, daß man mit dem möglichst geringen Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringe, denn das innere sei der eigentliche Gegenstand unseres Interesses. Die Aufgabe des Romanschreibers ist nicht, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen. Du Prel ist nicht nur diesem inneren Erfordernis gerecht geworden, sondern er hat es außerdem verstanden, ganz ungewöhnliche, von der überwiegenden Mehrheit unserer Gelehrten nicht genügend beachtete und deshalb verkannte Vorgänge des Seelenlebens an der Hand einer fesselnden Geschichte zu schildern und jedem gebildeten und nicht im starrsten Apriorismus befangenen Leser klarzulegen.

Es sei uns zum Schlusse noch gestattet, in Kürze auf die schönsten und wichtigsten Stellen des Romans aufmerksam zu machen. Wir sehen dabei von den prachtvollen Naturschilderungen ab, die sich durch das ganze Buch hinziehen und für dasselbe einen Hintergrund bilden, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Man lese aber im ersten Bande, S. 119 den meisterhaften Übergang zum mystischen Hauptthema des Buches, S. 159 die Auseinandersetzung mit den „Fachleuten" und dem Detailwissen, S. 168 die Abfertigung des Materialismus, S. 207 u. ff. die in einen astronomischen Vortrag verwobene Liebeserklärung, S. 226 die Laboratoriumscenen eines modernen Faust, S. 237 und 273 die mystischen Versuche Alfreds in Indien, S. 227 das Fernsehen mit Hilfe des Knaben in Kairo, man lese jene flammenden Worte, mit welchen der Verfasser S. 277 die ewige Frage nach dem Zwecke dieser Erscheinungswelt aufwirft, S. 280 den Trost der Unsterblichkeit spendet und S. 286 europäische und indische Kultur gegeneinander abwägt; man würdige zu Beginn des zweiten Bandes den klar präzisierten Standpunkt des Verfassers, seine juridische und etbische Darlegung des hypnotischen Verbrechens und dessen Entdeckung — man lese dieses alles ohne Voreingenommenheit, und man wird, stehe man sonst auf was immer für einem Standpunkt, die hohe wissenschaftliche und ästhetische Bedeutung dieses jüngsten Werkes des vielangefochtenen Philosophen und geistvollen Schriftstellers nicht verkennen. Es freut uns deshalb, konstatieren zu können, daß, obwohl erst wenige Wochen seit dem Erscheinen des Buches verflossen sind und die vorwiegend materialistisch gesinnte Presse sich dem Werke ihres Gegners voraussichtlich kaum gewogen zeigen wird, dasselbe bereits seinen Weg mit jenem Erfolge zu machen beginnt, der einer bedeutenden That früher oder später sicher ist. (Wie ich soeben erfahre, hat u. a. die Kaiserin von Österreich, die auch des Verfassers „Philosophie der Mystik" kennt, bei ihrer jüngsten Anwesenheit in München die Bekanntschaft des vorliegenden Romans gemacht und denselben in mehreren Exemplaren in die Heimat genommen.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die vierte Dimension.

Eine Entgegnung

von

Ludwig Deinhard.

Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
was sie nicht verstehen. Goethe.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" (herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach) erschien 1890 in dem Doppelheft 112/113 (neue Folge, 5. Serie, Hamburg 1890) ein am 8. Dezember 1888 im mathem.-wissenschaftl. Vereine der technischen Hochschule zu Stuttgart von Dr. Carl Cranz, Docent an der genannten Hochschule, gehaltener Vortrag: „Gemeinverständliches über die vierte Dimension". Der Verfasser spricht sich hierin gleich zu Anfang folgendermaßen aus:

„Die Resultate der exakten mathematischen Forschung wurden benutzt, um gewissen längst kultivierten Phantastereien und Spekulationen neuen Nahrungsstoff zu geben. Eben die letzteren Anwendungen sind es vor allem, welche dem Begriff der vierten Dimension seine Popularität in nicht mathematischen Kreisen, aber auch zahlreiche Mißverständnisse eingetragen haben — Mißverständnisse derart, daß dieselben das Ansehen der Mathematik in den Augen mancher Laien zu schädigen imstande waren; daß man in den 70er Jahren das Wort hören konnte, an jenen Phantastereien trage eine „erkenntniskrank gewordene Mathematik" die Schuld."

Dr. Cranz fühlte sich nun offenbar als Mathematiker berufen, in jenem Vortrag eine Ehrenrettung seiner Spezialwissenschaft zu unternehmen. Seine Ansichten über die Theorie der höheren Räume faßt er (Seite 49 der Broschüre) in den folgenden Sätzen zusammen:

„Der menschliche Erfahrungsraum ist der einzige Maßstab, unter dessen Voraussetzung über ausgedehnte Mannigfaltigkeiten Untersuchungen angestellt werden können; die Axiome der Geometrie charakterisieren diesen Raum als einen ebenen, gleichförmigen. Die sogenannten mehrdimensionalen Räume sind nichts weiter als Gedankendinge, analytische Fiktionen, welche dazu dienen, Sätze der Analysis oder Geometrie allgemeiner auszusprechen, mehrere Sätze in einen einzigen zusammenzufassen, Ausnahmen zu vermeiden. Alle übrigen Anwendungen der sogenannten vierten Dimension sind gegenstandslos, weil auf Trugschlüssen beruhend."

Den Anwendungen der Theorie höherer Räume auf Transscendentalphysik und Transscendentalpsychologie steht Dr. Cranz völlig ablehnend gegenüber (S. 60):

„Die behaupteten spiritistischen Wahrnehmungen sind nicht Sache der Naturwissenschaft" (S. 62). „Die Versuche, theologische Fragen mit Zuhilfenahme natur-

wissenschaftlicher Theorien, speziell der Zöllnerschen Theorie mehrdimensionaler Räume, zu beantworten, gehören einem glücklicherweise fast überwundenen Standpunkt an."

Wir glauben mit diesen Citaten aus dem erwähnten Vortrag den Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet zu haben.

Woher nun diese Abneigung bei Dr. Cranz gegen die Transscendentalpsychologie? Eigene Erfahrungen auf diesem Gebiet besitzt er anscheinend gar keine. Dieser Mangel läßt sich ja mit dem Fehlen einer Gelegenheit hierzu entschuldigen. Dagegen führt er eine ziemlich große Anzahl von litterarischen Quellen an, aus denen er diese ihn beherrschende Abneigung allmählich geschöpft hat.

Vor allem die „Wissenschaftlichen Abhandlungen" Zöllners. Ganz abgesehen von den bekannten Mängeln dieser Schriften, welche deren Wirkung auch auf solche bedeutend abschwächen, welche daraus allen Ernstes Belehrung über Transscendentalphysik suchen, ist es für einen Gelehrten in offizieller Stellung eine gefährliche Sache, dem kühnen Gedankenflug Zöllners folgend, für diesen Geisteshelden, den Märtyrer seiner Überzeugung, Partei zu nehmen. Dr. Cranz läßt sich wenigstens dazu herbei, Zöllner und du Prel zu den „ehrlichen Spiritisten" zu zählen: „Die Anschauungsweisen Zöllners und du Prels haben wenigstens ihren guten Sinn" (Seite 62). Im übrigen aber entgeht es Dr. Cranz völlig, daß die transscendental-physikalischen Experimente Zöllners, vor allem diejenigen, bei welchen ein Verschwinden materieller Gegenstände eintrat, und welche eben gerade die Theorie der vierten Raumdimension zu stützen geeignet sind, einwurfsfrei sind. Man hat freilich vor einigen Jahren in den Kreisen der Londoner Society for psychical research, angeregt durch einen Komitee-Bericht der Universität Philadelphia, geglaubt, auch an Zöllners Beobachtungsfähigkeit herumkritisieren zu sollen. Wir sind nun allerdings nicht in der Lage, angeben zu können, ob sich der Scharfsinn jener Kritiker auch daran wagte, das zeitweilige Verschwinden eines ganzen Tisches in einem ganz und gar für solches Unternehmen unvorbereiteten Raum ebenfalls für einen „Trick des schlauen Amerikaners Slade" zu erklären, möchten aber an der geistigen Zurechnungsfähigkeit derjenigen einen gelinden Zweifel hegen, die eine solche Behauptung im Ernste vertreten wollten. Wenn wir also in diesem Falle gezwungen sind, die Unmöglichkeit einer Täuschung auf Seiten Zöllners zuzugeben, als er das thatsächliche Verschwinden eines materiellen Gegenstandes beobachtete, stellt sich dann nicht die Theorie der vierten Raumdimension ganz von selbst ein, und wird danach der vierdimensionale Raum nicht mehr als das, was Dr. Cranz zuläßt, nämlich mehr als bloßes Gedankending, bloße analytische Fiktion, wird er nicht vielmehr ein Etwas, dem wir logisch gezwungen sind, eine Wirklichkeit zuzuschreiben?[1]) Wer aber über die Phänomenalität unserer Raum-

[1]) Andernfalls müßte man mit dem Verfasser der „Geistigen Mechanik der Natur", Professor Joseph Schlesinger in Wien, den Raum als eine den Schein der Materialität nicht tragende geistige Wesenheit auffassen, welche aber Wirkungen mit diesem Scheine erzeugt und diese Wirkungen auch wieder aufgeben kann. Dann allerdings genügt die Vorstellung eines dreidimensionalen Raumes zur Erklärung des Ver

vorstellung noch im unklaren ist, der lese die ersten Kapitel des III. Bandes der „Vorurteile der Menschheit“ von L. B. Hellenbach. Kaum dürfte in der ganzen Litteratur sich ein Schriftsteller finden, der dieses etwas schwierig zu behandelnde Thema so meisterhaft klar zu behandeln verstand. Man erinnere sich, daß derselbe philosophische Schriftsteller (der Erfinder der Bezeichnung „Zellenfrack“ für physischen Menschenkörper) bei Erörterung der menschlichen Raumvorstellung die Bezeichnung „dreidimensionales Kephaloskop“ für menschlichen Kopf anwandte. Dreifach dimensional zeigt sich in unserm Kephaloskop der Raum. Sicherlich ist er in Wirklichkeit anders beschaffen, als er sich in diesem unserm phänomenalen Kopf spiegelt. Warum also nicht vier- oder mehrdimensional?

Dr. Cranz hat sich ferner (Seite 63) die Mühe genommen, einige Jahrgänge der „spiritistischen Zeitschrift Sphinx“ durchzulesen, fühlte sich aber dabei in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters versetzt. Wenn Dr. Cranz die „Sphinx“ eine spiritistische Zeitschrift nennt, so liegt für uns darin ein Beweis, daß er dieselbe nicht gelesen, jedenfalls nicht verstanden haben kann. Wenn er aber nur darin geblättert hat, und da und dort vielleicht einen Kiesewetterschen Aufsatz, welcher die Geschichte des Okkultismus behandelt, zu Gesicht bekam, so trat ihm dort allerdings eine Art „Mittelalter“ entgegen; aber nicht das von unsern modernen Naturforschern sogenannte dunkle, sondern das Zeitalter eines Giordano Bruno und geistesverwandter Männer. — Besonders charakteristisch für den Standpunkt des Dr. Cranz ist folgende Stelle:

„Wahrhaft erfrischend in dieser dumpfen Atmosphäre von Okkultismus wirkt die neulich in den Zeitungen berichtete heitere Episode von Resau, wo „„es““ so lange und intensiv mit Kartoffeln und Bratpfannen warf, ohne selbst den Geistlichen des Orts zu verschonen, bis sich schließlich die Bewohner in ihrer Verlegenheit an den Physiker Helmholtz um Rat wandten, wie einst die Delier in ähnlicher Not an das Orakel von Delphi.“

Professor v. Helmholtz als Sachverständiger in einer Spukgeschichte! Das Orakel, das aus solchem Munde über Dinge käme, denen von jeher grundsätzlich ferne geblieben zu sein, sich kürzlich derselbe Gelehrte in seinem famosen Gutachten über Suggestion und Dichtung[1]) rühmte! Wahrlich, wer kann sich hier eines Lächelns erwehren. Dr. Cranz aber hat allem Anscheine nach sein Wissen über den Resauer Spuk aus den Zeitungen geholt — kein Wunder, daß er darüber so wenig orientiert ist. Denn er fährt folgendermaßen fort: „Zu frühe für die Nachwelt wurden die naturwissenschaftlichen Studien der Resauer dadurch unterbrochen, daß „„es““ sich als Hausknecht entpuppte.“ Dr. Cranz, dem es hier, wie noch an verschiedenen andern Stellen viel mehr um einen Witz als um die Wahrheit zu thun zu sein scheint, hätte gut gethan, vor Abhaltung seines Vortrages seine Studien über den Resauer Spuk auch auf eine der be-

schwindens eines Tisches. Die Schlesingersche Raumlehre verdiente sicherlich eine Prüfung seitens des Herrn Dr. Cranz, die auch wohl dahin führen könnte, daß er sich mit den „ehrlichen Spiritisten“ Zöllner und Du Prel aussöhnte.

[1]) „Deutsche Dichtung.“ Ausgabe vom 15. XII. 1890. Auch „Sphinx“ April 1891, S. 246.

kannten Broschüren von Dr. Hans Natge, Dr. Egbert Müller, Assessor Puls und andere auszudehnen, eine Darstellung dieser Vorgänge, die für ihn vielleicht weniger erfrischend, als die Quelle, aus der er geschöpft, aber desto lehrreicher gewesen wäre.

In einer, „Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters" betitelten Schrift von Lic. Dr. Kirchner, deren Bekanntschaft zu machen uns allerdings ein gütiges Geschick bis heute bewahrte, scheint nun Dr. Cranz seine ersten transscendental-physikalischen Studien gemacht zu haben, derzufolge er folgendes Verzeichnis dieser Phänomene aufstellt (Seite 37): Bewegung von Tischen, Stühlen, Belebung von Spazierstöcken, Pantoffeln und Besenstielen u. s. w. Der Mathematiker Dr. Cranz fand offenbar seinen eigenen Vortrag in dessen erstem Teil — worin er die Mittelstellung der Euklidischen Geometrie zwischen der sphärischen und pseudosphärischen Geometrie aufdeckte und das Vorurteil als sei die Euklidische Geometrie die einzig denkbare, und nicht vielmehr nur Eine unter Vielen möglichen, bekämpfte, — selbst so trocken, worin wir ihm übrigens nicht einmal beistimmen können, daß er in dessen zweiten Teil das Bedürfnis empfand, die Schleusen seines Witzes zu öffnen.

Dem reinen Mathematiker, der sich mit seiner Spezialwissenschaft bescheidet, und nicht auf andere unverstandene Gebiete verirrt, wie dies im vorliegenden Fall geschah, mögen ja immerhin die sogenannten mehrdimensionalen Räume nichts weiter sein, als Gedankendinge, analytische Fiktionen; dem Naturforscher aber und zumal dem Philosophen, und beides scheint Dr. Cranz ja ebenfalls sein zu wollen, sind sie mehr, als das.[1]) Sie liefern dem innern Auge den Schlüssel zum Verständnis okkulter Thatsachen. Denn um Beobachtungsthatsachen, nicht um Spekulationen, die sich ins Nebelhafte verlieren, handelt es sich vor allem im Okkultismus, worauf wir zum Schlusse Herrn Dr. Cranz und seine Geistesgenossen ganz speziell aufmerksam machen müssen; und wenn der erstere sich einmal wieder die Mühe nimmt, in der Sphinx zu blättern, so empfehlen wir ihm den kurzen aber sehr inhaltreichen Aufsatz von Dr. du Prel im Januarheft 1891: Unser Zweck.

[1]) Es sei hier nur beiläufig auch an Kant erinnert. Dieser spricht in seiner „Abhandlung von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume" allerdings nicht von der vierten Raumdimension, sondern vom absoluten Raum, was aber auf das Gleiche herauskommt. Er sucht dort den Beweis zu liefern, daß der absolute Raum (nicht der dreidimensionale) unabhängig vom Dasein aller Materie und selbst als der erste Grund von der Möglichkeit ihrer Zusammensetzung eine eigene Realität habe.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Übersinnliche Kausalität.

„Ahnung."

Im Juni dieses Jahres sah sich der Bischof Dr. B. auf seiner Visitationsreise genötigt, in L—itz zu übernachten. Die ihm bestimmte Bettstätte stand längs einer Wand, neben derselben am Kopfende stand ein Nachtkästchen mit einer etwas darüber hervorragenden Hinterwand. Über dem letzteren hing an der Mauer in einem Glaskasten eine mit Gewichten versehene Pendeluhr. Beim Schlafengehen legte Dr. B. seine Augengläser auf das Nachtkästchen, und brachte seine Taschenuhr, welche die Unart hat, beim Liegen stehen zu bleiben, möglichst in eine senkrechte Stellung an der Rückwand des Kästchens.

Obwohl von den Tagesgeschäften und der Reise ermüdet, konnte der geistliche Herr die Ruhe nicht finden und vermeinte, daß die Ursache in der ungewohnten Lagerstätte zu suchen sei. Da er sich erinnerte, im Nebenzimmer ein Sofa bemerkt zu haben, stand er auf, um zu sehen, ob dieses nicht als Bett zu verwenden sei, und da er es entsprechend fand, übertrug er einige Bettteile dahin und legte sich dort zur Ruhe, worauf er wirklich einschlief. Plötzlich aber wurde er durch einen Schlag und Klirren aus dem Schlafe aufgeschreckt. Da ihm ein Abends geführtes Gespräch anläßlich eines in der Nachbarschaft vor kurzem geschehenen Raubmordes in den Sinn kam, horchte er eine Weile, ob nicht etwa ein Einbruchsversuch gemacht wurde; denn ein solcher war früher einmal gelegentlich einer bischöflichen Visitation in einem Pfarrhause auf dem Lande vorgekommen. Da es jedoch weiterhin stille blieb, schlief er wieder ein und erwachte bei Tagesanbruch. Nun ging er sofort zu sehen, was wohl die Ursache der nächtlichen Ruhestörung gewesen sei. Da fand er, daß die Pendeluhr herabgestürzt war und im Falle die Hinterwand des Nachtkästchens so niedergebrochen hatte, daß die dort befindliche Taschenuhr darunter, wie unter einer Decke unbeschädigt blieb; weiter aber war die große Uhr auf die Bettstätte gestürzt, die mit den Glastrümmern bedeckt ward, und über diese war sie erst auf den Boden gefallen. Die Augengläser fanden sich am Fuße des Kästchens auf dem Fußboden vor, ohne Schaden genommen zu haben. Wäre der Herr Bischof im Bette liegen geblieben, so wäre er durch den Herabsturz der Uhr, wo nicht getötet, so doch sicherlich schwer verletzt worden. Durch die unerklärliche Unruhe, die ihn endlich aus dem Bette getrieben hatte, war er vor Schaden bewahrt worden.

Die Nachforschung ergab, daß der Pfarrer die Uhr erst am Tage vorher selbst dort angebracht hatte. Er glaubte, den Nagel fest genug

in die Wand getrieben zu haben, und hatte sogar versucht, seine Haltkraft sicher zu stellen. Doch mochte gerade durch diesen Versuch die Festigkeit gelitten haben.

Da ich diese Thatsache aus mündlicher Erzählung und einem Zeitungsberichte erfahren hatte, benützte ich damals eine Gelegenheit und bat den betroffenen hochwürdigen Herrn Bischof selbst um die Erzählung des Vorfalles, die er mir freundlichst gewährte und mit der mein Bericht wesentlich übereinstimmt.

B., den 7. November 1890. A. R.

Telepathie Liebender.

Ein sogenannter Zufall.

Am 13. Mai 1891 mittags 12¾ Uhr bemerkte ich, daß meine Taschenuhr, von deren Richtiggehen ich mich erst morgens 11 Uhr (während des Schlagens einer Turmuhr) überzeugt hatte, inzwischen um 25 Minuten zurückgeblieben war. Die Uhr ist ein Werk besserer Qualität mit Ankergang, etwa ein Jahr erst in Benutzung und funktioniert zu meiner größten Zufriedenheit; auch hatte ich dieselbe gegen 9 Uhr morgens erst aufgezogen. Die Uhr muß also in der Zeit von 11 bis 12¾ Uhr mittags während 25 Minuten im Laufe gehemmt gewesen sein. Das Stillstehen selbst der Uhr habe ich nicht bemerkt, beim Nachsehen sowohl um 11 Uhr wie um 12¾ Uhr war die Uhr im Gehen begriffen; auch zeigt dieselbe gegen früher bislang in ihrem Gange keine Veränderung. Dies Vorkommnis ist für mich besonders darum bemerkenswert, weil an demselben Morgen während der Zeit von ½12 bis 12 Uhr meine Frau auf einem Spaziergange von einem plötzlichen Ohnmachtsanfalle betroffen worden ist. Meine Frau ist in der bemerkten Zeit fast ununterbrochen bewußtlos gewesen und kann sich etwaiger Gedanken oder Sinneseindrücke nicht erinnern. — Wenn beide Vorkommnisse, deren Gleichzeitigkeit ja möglich ist, zu einander in Zusammenhang stehen sollten, so könnte eine Erklärung für den Stillstand der Uhr darin gefunden werden, daß die Psyche meiner Frau während der Zeit der Bewußtlosigkeit derselben auf mich und daher auch auf die Uhr in magnetischer Weise eingewirkt hat. Da ich in der fraglichen Zeit gerade sehr beschäftigt war, so ist die Einwirkung auf mich nicht zur Geltung gekommen. Mit dem Aufhören der Ohnmacht müßte dann auch die Einwirkung aufgehört und die Uhr ihren Gang nach etwa halbstündiger Unterbrechung fortgesetzt haben. Die räumliche Entfernung zwischen mir und meiner Frau betrug etwa einen Kilometer. Ich bemerke hierzu, daß ich vor etwa Jahresfrist an einer andern Taschenuhr durch Versuch erfahren habe, daß es sehr leicht möglich war, dieselbe durch Nähern eines Hufeisenmagneten zum Stillstande zu bringen.

Hannover, 29. Mai 1891. Dietrich Kokemüller.

Telepathie.

Aus Swijan-Podol geht uns folgende Mitteilung unter dem 14. April d. J. zu, welche beweist, wie schon eine verhältnismäßig geringfügige Veranlassung zu einer besonderen Gedanken-Verbindung zwischen zwei

Freunden eine telepathische Beeinflussung des einen durch den anderen bewirken kann. Die Mitteilung lautet:

„Ich habe einen Freund, Herrn A. J., Gutsverwalter, derselbe war im Jahre 1883 in hiesiger Gegend noch angestellt, und übersiedelte in jenem Jahre in eine andere Gegend. Zum Andenken sandte er mir einen Star, welchen er selbst schon 18—20 Jahre besaß, und empfahl ihn wärmstens meiner Pflege.

Der Vogel machte mir viel Freude, er war abgerichtet, und ich ließ ihm auch während der acht Jahre, die ich ihn hatte, nichts abgehen. Vorige Woche jedoch wurde der Star kränklich und konnte sich nicht mehr auf den Füßchen erhalten. Trotz aller Pflege starb der Vogel von Sonntag den 12. April nachts auf Montag früh (wahrscheinlich infolge von Altersschwäche). Der Tod muß meiner Berechnung nach erst gegen Morgen eingetreten sein.

Heute nun am 14. April früh erhielt ich von Herrn A. J., nachdem wir uns seit 1883 weder gesehen, noch zusammen korrespondiert haben, eine Korrespondenzkarte folgenden Inhalts:

„Obermecholup, 13. IV. 1891.

Ich habe mich erinnert, daß ich Dir seiner Zeit einen Star schenkte. Obwohl dies schon lange her, wirst Du Dich vielleicht doch noch an ihn erinnern. Ich bitte Dich mir zu schreiben, was mit diesem Star geschehen ist, ob er noch lebt? Es würde mich sehr freuen zu hören, — wie er geendet.

Mit freundschaftlichem Gruß stets Dein A. J."

Es ist dies gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen. Auffallend ist besonders in der Korrespondenzkarte die Frage: ob er noch lebt? dann der Gedankenstrich und die Frage, wie er geendet.

— — — ergebenst M. E., Disponent."

Wir fragten hierauf an, welche Ursache oder Veranlassung Herr A. J. angäbe, daß er gerade an jenem Morgen sich nach dem Star erkundigte und ohne logischen Zusammenhang seiner übrigen Sätze die Vermutung aussprach, daß derselbe verendet sei. Darauf teilte Herr A. J. mit, daß ihn sein Kind, ein Knabe von sechs Jahren, welcher stets großes Interesse an seinen Erzählungen von dem Star gehabt, zum Schreiben dieser Sätze getrieben habe. — Kinder sind ja allerdings besonders leicht suggestiv und mithin auch telepathisch empfänglich. H. S.



Ahnung und Traum.

Aus einer größeren Zahl ähnlicher Mitteilungen greifen wir folgende ihrer natürlichen Einfachheit wegen heraus. Wie die Einsenderin im weiteren selbst treffend bemerkt, erscheinen solche Erlebnisse vereinzelt angesehen belanglos, werden aber bedeutsam dadurch, daß sie als eine allgemeine Erfahrung aller Feinsinnigen festgestellt werden. Die Einsenderin schreibt:

„Obwohl ich mir im allgemeinen einer ziemlich nüchternen Denkungsweise bewußt bin, kann ich doch nicht umhin, Ihnen folgende beiden Vorgänge mitzuteilen, welche allerdings mehr den Psychologen als den Laien nteressieren dürften.

Als ich am Freitag den 7. Juni das Burgtheater besuchte, fiel mir plötzlich ein, ich müsse eine Schulkollegin, die ich seit fünf Jahren nicht mehr gesehen habe, treffen. Warum mir gerade dieselbe, mit welcher ich niemals intim verkehrt habe, wogegen unter vierzig derselben wenigstens zwölf mit mir eine Art Korporation gebildet hatten, in den Sinn kam, das konnte ich mir nicht erklären, um so mehr, als ich sie trotz eifrigen Umherspähens nicht entdecken konnte. Als ich aber in der Pause vom zweiten zum dritten Akt von ebendieser Dame angesprochen wurde, konnte ich meine Überraschung kaum bemeistern.

Dieser „Ahnung", wenn ich es so nennen darf, folgte am 10. d. M. ein ähnliches Ereignis, ein prophetischer Traum. Ich sah dabei einen Herrn, den ich nur vor mehreren Jahren, und seither nicht wieder getroffen hatte, und der mir nur durch ein interessantes Gespräch noch in Erinnerung geblieben sein mag. Ich legte dem natürlich keinerlei Bedeutung bei; als ich denselben Herren aber tags darauf in der Tramway traf, erkannte ich den Umständen nach meinen Traum als einen prophetischen."

Wien, 12. Juni 1890. C. Sperlich.

Hypnose oder Doppelgängerei?

Ein Erklärungsproblem.

Folgende Geschichte eines indischen Gauklerstückchens brachte der Bostoner „Sunday Herald" vom 29. März 1891, von einem gewissen Julian Hawthorne berichtet. M. A. (Oxon.) führt in seinen: Notes by the way im „Light" vom 18. April 1891 diesen Bericht auf, im Anschlusse an einen ziemlich einfachen Fall von Doppelgängerei, den derselbe Mr. Hawthorne aus seinem eigenen Leben, und zwar von sich selbst berichtet.

Das dort erwähnte Kunststück jenes indischen Gauklers — sogenannten Fakirs — ist übrigens sehr häufig schon beobachtet worden und wird von sehr vielen Reisenden berichtet; es wird sicherlich auch den meisten Lesern der „Sphinx" nicht neu sein. Bringt doch verdienstvollerweise neuerdings auch die „Gartenlaube" aus der Feder von Dr. A. Ullrich (München) Ausführlicheres über Indiens Kultur mit speziellem Hinweis auf die okkulten Leistungen der Fakire, ja sogar die „Münchener Neuesten Nachrichten" haben in ihrem Feuilleton vor kurzer Zeit ihren Lesern unter anderm auch jene erwähnte Geschichte — wiewohl etwas anders dargestellt — vorgetragen.

Ich erinnere mich erst kürzlich von einem bekannten deutschen Ethnographen in offizieller Stellung gehört zu haben, welcher derartige Kunststücke mit eigenen Augen in Indien gesehen zu haben berichtet, und sich dabei beruhigt, daß es „tricks" seien, ohne sich mit einer möglichen Erklärung abzumühen, ebensowenig wie das Publikum bei gewöhnlichen Taschenspieler-Vorstellungen über unverstandene, ihm unerklärliche Kunststückchen sich die Köpfe zu zerbrechen pflegt. Vielleicht aber gelingt es doch einmal, einen psychologischen Schlüssel zu finden, der in das komplizierte Brahma-Schloß dieses sogenannten Kunststücks hineinpaßt, und dasselbe unserm Verständnis

erschließt. — Die Vorgänge, um welche es sich handelt, erzählt das „Light“ folgendermaßen:

„Drei junge amerikanische Künstler trafen eines Tages in Indien zusammen und machten sich auf, um der Vorstellung eines indischen Gauklers beizuwohnen. Die Fähigkeiten dieser Menschen scheinen keine Grenzen zu haben. Die Vorbereitungen jenes Fakirs waren sehr einfach. Er war fast vollständig nackt und hatte nur ein Stück Teppich. Er stand außerhalb der Stadt auf einen offenen ebenen Platz, umgeben von einer aus etwa 200 Köpfen bestehender Menge. Nachdem er einen Teppich ausgebreitet hatte, machte er Beschwörungen darüber. Der Teppich begann sich zu bewegen, wie wenn etwas Lebendes darunter wäre und alsbald kroch ein Junge darunter hervor. Der Gaukler hatte nun plötzlich ein Stück Seil in der Hand, wickelte es auf, und schwang es in die Höhe, worauf es oben im leeren Raum hängen blieb und von dort herabhing, bis einige Fuß über dem Boden.

Der Junge kletterte hierauf am Seil empor und verschwand in der Höhe. Der Gaukler rief zu ihm hinauf und es entstand nun ein Dialog zwischen ihm und dem unsichtbar gewordenen Knaben. Der letztere wurde frech, der erstere zornig.

Endlich kletterte auch der Gaukler hinauf mit einem Messer zwischen den Zähnen (woher plötzlich ein Messer?) und verschwand gleich dem Jungen, so daß nichts sichtbar blieb, als das herabhängende Seil. Aber auf einmal fiel eines der dicht am Körper abgeschnittenen Beine des Knaben, dann das andere Bein, dann die Arme, der Körper und endlich der Kopf aus der Höhe herunter.

Nun erschien auch der mörderische Gaukler den Blicken der Zuschauer wieder, sich langsam am Seil herunterlassend. Er brachte den Körper und die verschiedenen Glieder aneinander in die richtige Lage, murmelte einige Beschwörungen, bedeckte alles mit dem Teppich, denselben darüber ausbreitend, und in demselben Moment erschien auch der Junge gesund und frisch von außen kommend, durch die Menge sich den Weg bahnend. Viele haben dieses Wunder gesehen, mehr noch haben davon gehört; trotz seiner scheinbaren Unmöglichkeit vollzieht es sich vor den Augen der Zuschauer.

Diese amerikanischen Künstler nun gingen zur Ergründung dieses „tricke“ praktisch zu Werke. Zwei von ihnen machten während der Vorstellung in verschiedenen Momenten rasche Skizzen; der dritte dagegen nahm mit seiner photographischen Taschen-Camera etwa ein Dutzend Momentbilder auf. Darauf zogen sie sich zurück, um ihre Resultate zu vergleichen. Die zwei Skizzenbücher enthielten in der Hauptsache dasselbe. Nun entwickelte der Photograph seine Negative. Dieselben zeigten die Zuschauer mit dem Ausdruck der Neugier, der Furcht und des Schreckens auf den in die Höhe gestreckten Gesichtern, zuerst aufwärts, dann abwärts starrend, je nach dem Gang der Handlung. Sie zeigten den Gaukler, gestikulierend, redend und herumdeutend; aber sie zeigten keinen Knaben, kein Seil, kein Messer, kein Klettern, kein Verschwinden, keine abgeschnittenen Glieder — mit einem Wort nichts, als den nackten Gaukler mit seinem Stück Teppich. Dies war die Darstellung, welche die Photographie von der Vorstellung lieferte. Was sahen denn nun aber die Zuschauer und die beiden skizzierenden Künstler? War denn die ganze Gesellschaft hypnotisiert?“

Soweit der Bericht. Hoffentlich begnügen sich recht wenige unserer Leser mit dem Schlagwort „trick“, wie unser vorhin erwähnter Ethnograph.[1])

L. D.

---

[1]) In einer späteren Nr. des „Light“, Nr. 543 vom 30. Mai 1891, S. 261, behauptet ein Herr James Coates aus Glasgow, diese ganze Mitteilung der photographischen Momentaufnahme bei der Vorstellung des Fakir sei eine sensationelle

Telepathisches Läuten.

Vor vierzehn Jahren bekam ich von meiner Mutter eine telegraphische Depesche, der Vater sei sehr schwer erkrankt, ich möchte mit der Schwester und dem Bruder sogleich nach Hause kommen. Ich machte mich sofort auf den Weg, um den Vater noch lebend zu erblicken. Er lebte noch zu meiner großen Freude wirklich. Ich blieb einige Tage zu Hause, und da es gerade vor Schluß der Ferien war und ich in der Schule noch vieles zu besorgen hatte, rief ich noch einen zweiten Arzt zur Konsultation und bat ihn, er möchte den Vater gründlich untersuchen und sich aussprechen, wie es mit ihm stehe. Er sagte mir, es sei zwar keine Hoffnung auf Genesung vorhanden, die Krankheit könne jedoch noch mehrere Monate sich hinziehen. Sollte sich dieselbe verschlimmern, so sei er bereit, mich davon zu verständigen. Ich verließ also am folgenden Tage, nachdem ich mich vom Vater aufs herzlichste verabschiedet hatte, mit meinen zwei Geschwistern das väterliche Haus und kam abends wieder glücklich in Brünn an. Ermüdet von der Reise, die zu Wagen einen ganzen Tag gedauert hatte, legte ich mich abends bald zur Ruhe.

In der Nacht hörte ich auf einmal die Glocke, die an meiner Thür angebracht ist, ertönen. Ich machte schnell ein Licht und sah auf die Uhr, um zu erfahren, wie spät es sei. Es war gerade 12 Uhr, und da ich am folgenden Tage die Hauswoche beginnen sollte und diese nach einer alten Ordnung immer mit Mitternacht beginnt, so dachte ich mir, es sei vielleicht zum Kranken. Ich zog in Schnelligkeit die Schuhe und den Schlafrock an und eilte schnell in das Vorzimmer, um zu fragen, was da vorgehe, ob es nicht etwa wirklich zum Kranken sei. Ich bekam jedoch keine Antwort. Ich fragte abermals und wieder keine Antwort. Da ich nun gedacht habe, daß es mir nur im Traume so vorgekommen ist, als hätte jemand geläutet, so legte ich mich abermals ins Bett, ließ jedoch das Licht brennen. Aber kaum, daß ich etwa zwei Minuten im Bette gelegen bin, so läutet es abermals. Ich sprang schnell wieder aus dem Bett heraus und eilte zur Thür hinaus. Ich fragte abermals ob nicht jemand draußen wäre, doch wiederum keine Antwort. Ich öffnete zur Sicherheit die Thür, um nachzusehen, ob nicht etwa doch jemand draußen stehe. Indes, es war draußen keine Seele zu erblicken. Ich schloß daher die Thür zu, setzte mich ins Bett, nahm ein Buch in die Hand und las. Aber es hat nicht lange gedauert, da läutete es zum drittenmal. Ich sprang wieder aus dem Bett heraus, ging abermals zur Thür hin und fragte nochmals, ob nicht jemand draußen sei. Doch keine Antwort. Ich las dann eine ziemlich lange Zeit, und erst nachdem sich der Schlaf wieder ein wenig eingestellt hatte, legte ich mich wieder zur Ruhe. In der Frühe erzählte ich sogleich meinen Mitbrüdern, was in der Nacht vorgegangen war, und fragte, ob nicht etwa doch einer von ihnen zum Kranken gerufen worden sei. Es

Erfindung von Julius Hawthorne in Boston; er sagt aber nicht, woher er wisse, daß dies nur eine scherzhafte Zeitungsente sei. Daß sie der Wahrheit, wenn auch nicht der Wirklichkeit, entspricht, ist mindestens sehr wahrscheinlich.

war dies aber nicht der Fall. Als ich dann um die neunte Stunde in die Kirche ging, um das Hochamt zu halten, kommt mir ein Bote in den Weg und fragt mich, wo der Pater O. wohne, er bringe ihm eine telegraphische Depesche. Ich sagte ihm, ich wäre selbst der betreffende Herr. Er überreichte mir also das Telegramm, ich machte es auf und las: „Der Vater um 12 Uhr nachts gestorben, kommet zum Begräbnisse!“ Um dieselbe Stunde also, wo ich zum erstenmal durch das Läuten aus dem Schlafe geweckt worden bin, ist mein Vater auch wirklich gestorben. Ich muß nun aufrichtig gestehen, daß ich früher ein recht ungläubiger Thomas gewesen bin, und von solchen Zeichen nie etwas gehalten habe, ja daß ich noch immer gelacht habe, wenn so etwas erzählt worden ist. Jetzt bin ich aber ganz anderer Ansicht geworden. **Pater K. O.**



Annales des Sciences psychiques.

Mit dem Beginn dieses Jahres trat ein neues litterarisches Unternehmen in Paris vor die Öffentlichkeit, auf das wir das Augenmerk unserer Leser richten wollen.

Der geistige Leiter dieser alle zwei Monate erscheinenden Zeitschrift: „Annales des Sciences psychiques“ (Paris, Felix Alcan, 1891, Jahresabonnement 12 Frs.) ist der bekannte Gelehrte und Professor der Physiologie Charles Richet; die Redaktion liegt in den Händen des Dr. Dariex. Zweck dieses Unternehmens soll sein, eine in Frankreich und Deutschland fühlbare Lücke auf dem Gebiete des Okkultismus auszufüllen. In Heft II, S. 12 werden die gangbaren Journale in folgender Weise charakterisiert: die „Sphinx“ als ein „litterarisches Journal“, die „Psychischen Studien“ als „philosophische Zeitschrift“, das „Light“ als „religiöses Journal von haarsträubender Leichtgläubigkeit“; dagegen werden die in London erscheinenden „Proceedings“ allein als Muster hingestellt; denn sie sind das einzige „journal d'experimentation“. Damit ist auch der Zweck der Annalen angedeutet.

Wenn bis heute — so heißt es in Richets Vorwort zu Heft I — die sogenannte Geheimwissenschaft noch so meilenweit entfernt ist von der exakten Wissenschaft, so liegt das nicht nur an den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche ihr Inhalt überall darbietet, sondern auch hauptsächlich an der fehlerhaften Methode, die man in der Regel bisher darauf anwandte. Man begnügte sich mit vagen Versicherungen und zweifelhaften Zeugenaussagen. Man suchte Wunder, man ging leichtgläubig zu Werke, ohne jene rationelle Methode, die allein, wenn auch ganz langsam und äußerlich unscheinbar, wirklich Leistungen von bleibendem Wert hervorbringen kann! Jede theoretische Auslegung eines ganz fraglichen Thatsachengebietes erscheint Richet lächerlich. Man möge sich vorläufig damit begnügen, Thatsachen gut zu beobachten und festzustellen. Die Theorie folgt später von selbst nach. Man wird unwissenschaftlich vorgehende Geister immer wieder auf Schlußfolgerungen ertappen, zu denen sie nichts berechtigt. Übrigens ist nichts leichter, als eine Theorie aufzubauen und ein ganzes System zu errichten aus den heterogensten Elementen. Das ist eine leichte aber ganz unfruchtbare Aufgabe. Wirklich schwierig erscheint allein die sorgfältig genaue Feststellung eines Faktums, wenn es auch noch so einfach aussieht, besonders dann, wenn es sich nicht um ein Experiment handelt, sondern um die ge-

gelegentliche Beobachtung einer spontan eintretenden Erscheinung. — Wir stehen also noch in der Periode des Experiments, der Empirie! Eine Diskussion über die Ursachen ist heute unmöglich und unzulässig.

Unter strenger Vermeidung theoretischer Erörterungen besteht das Arbeitsgebiet des vorliegenden Journals in der klaren methodisch genauen Feststellung und Untersuchung folgender angeblicher Vorgänge: a) Telepathie, b) Hellsehen, c) Ahnungen, d) Bewegung von Gegenständen, e) Erscheinungen mit reeller Ursache und reellem Inhalt.

Heft I bringt uns eine Arbeit von Dariex: „Über die Methode bei telepathischen Beobachtungen". Darauf folgen einige unter Anwendung dieser Methode festgestellte Fälle, sowie mehrere Beispiele telepathischer Hallucinationen aus der im Erscheinen begriffenen französischen Übersetzung der Phantasms of the Living von Gurney, Myers und Podmore. Zum Schluß bibliographische Mitteilungen 2c.

Heft II bringt als ersten Artikel eine Arbeit von Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing: „Der gegenwärtige Standpunkt der Telepathie und des Hellsehens"; dieselbe stellt eine französische Übersetzung der Einleitung dar, welche derselbe Verfasser seiner deutschen Ausgabe „Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des Hellsehens" von Charles Richet (Stuttgart, Enke, 1891) vorausgehen ließ. Es folgen dann noch Mitteilungen einzelner Fälle, kritische und bibliographische Notizen 2c.

Gewiß wird die vorliegende Zeitschrift vielen willkommen sein schon deswegen, weil im großen Publikum das Bedürfnis nach einer Thatsachenbasis ein größeres ist, als nach Dogmen und theoretischen Auslegungen. Aber auch bei denen, die mit der beschränkten Richtung der Zeitschrift nicht einverstanden sind, wird sie sicherlich ihren Nutzen stiften, indem sie ihnen feste Bausteine zur solideren Grundlegung philosophischer Lehrgebäude liefert. Sie sei darum dem deutschen Leserpublikum wärmstens empfohlen.  F. J.

Noch eine Schopenhauer-Ausgabe.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß mit dem 21. September vorigen Jahres, dem 30. Todestag Arthur Schopenhauers, die Werke dieses größten nachkantischen Philosophen „frei" geworden sind, d. h. der unumschränkte Nachdruck jedem Verleger gestattet ist. Seit Beginn dieses Jahres ist der Büchermarkt deshalb auch mit verschiedenen neuen Schopenhauer-Ausgaben beschickt, die sich, der Konkurrenz wegen, an Billigkeit gegenseitig zu überbieten suchen. Der Verleger Schopenhauers, F. A. Brockhaus, hat die sechsbändige von Frauenstädt besorgte Originalausgabe jetzt auf den sehr geringen Preis von 18 Mk. herabgesetzt. Wer sich aber doch nicht in den Besitz dieser schönen Originalausgabe setzen kann oder will, der möge zur billigsten und zugleich besten Gesamtausgabe unter den gegenwärtigen Neudrucken, zu der von Eduard Grisebach besorgten Ausgabe greifen. Dieselbe ist ein würdiges Pendant zu der Kehrbachschen Kant-Ausgabe; sie erscheint sechsbändig in der sogenannten Universalbibliothek von Ph. Reclam, zu dem lächerlich billigen Preise von 1 Mark für den Band und wird

„alles enthalten, was Schopenhauer geschrieben". Grisebach, der bekannte Dichter des „Neuen Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom", ist Schopenhauerianer durch und durch. Er hat bereits früher „Edita und Inedita Schopenhaueriana" herausgegeben; und die vorliegenden ersten zwei Bände seiner Ausgabe, welche die „Welt als Wille und Vorstellung" enthalten, sowie der erste Nachlaßband mit Balth. Gracians „Handorakel" beweisen, daß er seine Aufgabe ernst und gewissenhaft aufgefaßt hat. Die neue Ausgabe wird noch mehr enthalten als die von Frauenstädt besorgte: Band IV und V (Parerga und Paralipomena) wird bisher ungedruckte Manuskriptstellen enthalten, ebenso wird der II. und III. Band aus dem Nachlaß ein erhebliches, von Frauenstädt ganz unbenutztes, des Abdrucks nicht wertgehaltenes (!) Material bringen. Der VI. Band der Werke wird in seinem „biographisch-bibliographischen Anhang" Ausführliches über die dem Herausgeber erfreulicherweise ermöglichte Benützung des Schopenhauerschen Nachlasses in der Berliner Bibliothek enthalten.

Zu dieser Ausgabe kann sowohl das kürzlich bei Brockhaus erschienene „Schopenhauer-Register" von W. L. Hertslet, sowie auch das Frauenstädtsche Schopenhauer-Lexikon benutzt werden, da der Herausgeber jener Grisebachschen Ausgabe die treffliche Einrichtung einer fortlaufenden Paginierung der Originalausgabe im Texte eingeklammert angebracht hat.

Ich schließe mit noch einer Schopenhauer betreffenden Mitteilung. In jüngster Zeit hat die „Frankfurter Zeitung" sich ein wirkliches Verdienst um Schopenhauer erworben, indem sie in mehreren kleinen aber scharfen Artikeln die ganz eingeschlafene Denkmalfrage aufs Tapet brachte und gleichzeitig darauf hinwies, daß auch das Grab Schopenhauers sich in einem unwürdigen Zustande befindet. Man erfährt dadurch, daß für das Schopenhauer-Denkmal 13025 Mark 65 Pfennige eingegangen sind, genug für eine Büste, zu wenig aber für ein monumentales Vollbild. Es ist geradezu beschämend, wenn man das in der neuesten (4.) Auflage des Meyerschen Konversationslexikons enthaltene Verzeichnis aller Denkmäler der Welt durchsieht und darin eine Menge fast ganz unbekannter Namen, nicht aber den Arthur Schopenhauers, eines der größten Philosophen des Abendlandes, findet. Wohl oder übel mußte sich das schläfrige Komitee auf diese Mahnungen rühren, wir befürchten aber sehr, daß die Sache wieder einschlafen wird; vielleicht tragen die neuen Schopenhauer-Ausgaben, die guten wie die schlechten, dazu bei, im gebildeten Publikum neue und thätigere Freunde für den großen Philosophen zu werben.

Daniel von Klarbach.

Erlösung.

Die Menschen würden sich nicht so sehr nach Erlösung von dem Tode sehnen, wenn sie es verständen, sich vom Leben zu erlösen.

Laò-tsè (Tao-te-king).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

August 1891 **XII**, 68.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57 & 59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klinckfieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen“ oder „magischen“ Thatsachen: der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 68. August 1891.

Inhalt.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

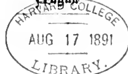
für Deutschland und Österreich	M. 6,—;	einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	M. 1,50 (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika.	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.
Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter
Nr. 5833.

Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 68. August 1891.



Die theosophische Gesellschaft
in
Indien und H. P. Blavatsky.

Von
Franz Hartmann,
Dr. med.

Wenn wir auf den bisherigen Gang der Weltgeschichte zurückblicken, so finden wir selbst in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraume, über den uns einigermaßen verläßliche Nachrichten vorliegen, ein fortwährendes Hin- und Herwogen des Zeitgeistes, einen beständigen Fortschritt und Rückschritt in der Entwicklung der Menschheit. Wie ein hin und her schwingendes Pendel, das an seinem Schwerpunkt angelangt, darüber hinausschwingt, bis es durch das Gravitationsgesetz zur Umkehr gezwungen ist, dann aber nicht völlig den früheren Standpunkt erreicht, sondern sich nicht mehr soweit von seinem Ruhepunkte entfernt, so schwingt auch der Menschengeist von einem Extreme zum andern, bis er endlich in der Erkenntnis der Wahrheit die ewige Ruhe finden wird. Wohin wir blicken, sehen wir die Offenbarung dieses Gesetzes. Die moderne Kunst hat sich noch nicht zu dem Standpunkte, den sie zur Zeit der alten Griechen eingenommen hat, wieder aufgeschwungen; in der „Wissenschaft" beginnt man erst jetzt das A B C der den alten Ägyptern bekannten „Geheimwissenschaften", den sogenannten „Hypnotismus", „Suggestion" ꝛc. kennen zu lernen, und dergleichen Dinge als „Errungenschaften der Neuzeit" anzustaunen. Dasjenige, was in einem Jahrhundert als „Aberglauben" behandelt wird, bildet die Grundlage der Gelehrsamkeit des darauffolgenden Jahrhunderts. Die religiösen Anschauungen der Völker machen auch keine Ausnahme von diesem Gesetz. Die Christenverfolgungen im Altertum bildeten die Grundlage, auf der sich das Mönchstum und die Pfaffenherrschaft entwickelten, und die Folge des krassesten Aberglaubens im Mittelalter war die Geburt des „modernen Materialismus", der alles verwirft, was er nicht mit seinen Händen betappen kann. Dieser Materialismus scheint sich jetzt überlebt zu haben, und ihm entgegengesetzte Extreme beginnen zum Vorschein zu kommen, wie wir sie z. B. in den Bestrebungen der „Heilsarmee" wahrnehmen können.

Es versteht sich wohl von selbst, daß eine „Theosophische Gesellschaft", welche einen solchen hohen Zweck verfolgt, ihren Mitgliedern keinerlei Dogma aufoktroyieren kann; denn ein solches Dogma, selbst wenn es Wahrheit enthielte, wäre für diejenigen, welche die Wahrheit darin nicht selbst erkennen, immerhin nur eine festgestellte Meinung oder Behauptung, aber noch lange keine Selbsterkenntnis. Deshalb stellt auch die „Theosophische Gesellschaft" in Indien keinerlei Dogma auf, und verweist jeden an keinen andern Glauben, als denjenigen an seine eigene ihm innewohnende Kraft der Erkenntnis, ohne welche keine Selbsterkenntnis möglich wäre. Da die Erlangung der göttlichen Selbsterkenntnis das Bestreben eines jeden Menschen ist, welcher den Namen „Mensch" verdient, so gehört auch jeder edeldenkende Mensch seiner eigenen Natur nach dieser Klasse von Theosophen prinzipiell, wenn auch nicht dem Namen nach, an.

Hier wirft sich nun vor allem die Frage auf, ob es möglich ist, durch die Gründung eines Vereins und ein Zusammenwirken von Mitgliedern desselben die Selbsterkenntnis des Einzelnen zu befördern; da, wie wir wissen, die göttliche Weisheit nicht ein Machwerk des Menschen ist, auch nicht durch sein eigenes Tüfteln und seinen Scharfsinn erzeugt wird, sondern in ihm selber erwachen muß. Wenn wir aber die Sache untersuchen, so finden wir, daß dasjenige, was diesem Erwachen im Wege steht, die eigenen Irrtümer und Vorurteile sind, welche allerdings durch ein Zusammenwirken von vielen widerlegt und aufgeklärt werden können. Die Welt ist voll von falschen Anschauungen und Begriffen in Bezug auf die wahre Menschennatur, die Zusammensetzung des Weltalls, die Entstehung der verschiedenen Religionssysteme und Philosophien, die Tragweite der in den ältesten Schriften niedergelegten Weisheitslehren rc. Erst wenn der Irrtum festgewurzelter Begriffe aufgedeckt, und der Mensch zum Loslassen des Falschen geneigt worden ist, kann das Licht der Wahrheit in ihm zur Erkenntnis gelangen.

Wer den Geist der Wahrheit selbst, und nicht bloß deren äußere Form kennen lernen will, der muß auch nicht an der äußern Form hängen bleiben, sondern in diesen Geist der Wahrheit selber eindringen, und hierzu sind gewisse Bedingungen nötig, welche ein solches Eindringen gestatten.

So z. B. haben sich einzelne Sanskrit-Forscher vergebens bemüht, den wahren Geist der buddhistischen und indischen Philosophien zu erfassen. Sie konnten mit ihren philosophischen Untersuchungen nur die äußere Schale, nicht aber das wahre Wesen der Religionen des Ostens ergründen, weil sie eben nicht tiefer als in die äußere Form einzudringen Gelegenheit hatten. Erst nachdem sich die Thätigkeit der „Theosophischen Gesellschaft", zu welcher viele Buddhisten und Brahminen gehören, in jenen Ländern entfaltet hatte, gelang es, die innerlichen Wahrheiten solcher Philosophien kennen zu lernen. Dem grübelnden Gelehrten gegenüber blieben die indischen Weisen kalt und überließen es ihm, die äußere Form zu betrachten und seinen Wissensdrang an ihr zu sättigen; dem selbstlosen Liebhaber der Weisheit erschlossen sie den Kern. Da eröffneten

Europäern zugänglich wurden und uns die altindische Weisheit ihrem inneren Werte nach erschlossen ward. Daß sie dabei gewissen protestantischen Missionären in Madras ein Dorn im Auge war, ist leicht zu begreifen, denn sie bewies den Orientalen, daß in deren eigenen Religionssystemen, wenn man sie nur richtig begreift, ebensoviel und noch viel mehr Wahrheit enthalten sei, als in der verfälschten Ware, welche diese Missionäre unter der Bezeichnung „Christentum" zum Verkauf offerierten. Wie diese „Missionäre" alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung setzten, um H. P. Blavatskys Ruf zu vernichten, — wie sie ein im Hause geduldetes mittelloses Ehepaar für sich gewannen, um eine „angebliche Entlarvung" in Scene zu setzen, — wie ein junger Mensch von London in die Falle ging, welche die Missionäre gelegt hatten, — wie auf seinen Bericht die Mehrzahl der Mitglieder der Society for Psychical Research sich verblüffen ließ, während nur ein kleiner Teil derselben Partei für Blavatsky nahm, — wie die gegen H. P. B. ausgestreuten Verleumdungen vor Gericht nicht bewiesen werden konnten, und der Verleumder zur Zahlung einer beträchtlichen Summe als Schadenersatz verurteilt wurde, — alles dies und dergleichen mehr hat für diejenigen, welche dieser Bewegung fern stehen, kein Interesse, und es wird hier nur deshalb darauf hingewiesen, weil auch durch deutsche Zeitungen falsche Berichte in die Öffentlichkeit drangen.

Das erste, was der Mensch einsieht, wenn er zur wahren Erkenntnis gelangt, ist, daß die Welt der Erscheinungen — seine eigene Persönlichkeit mit eingeschlossen — eben nur eine vorübergehende Erscheinungsform, aber nicht die wahre und wirkliche Wesenheit ist. So sehr es nun auch im gewöhnlichen Leben nötig sein mag, die Persönlichkeit des Menschen als etwas Wichtiges zu betrachten, so hat doch für denjenigen, der nach der Gotteserkenntnis strebt, das Schicksal einer Persönlichkeit keine allgemeine Bedeutung. Wer im Selbstbewußtsein seiner ihm innewohnenden göttlichen Kraft nach dem Höchsten und Guten strebt, der braucht sich nicht um die Meinung der „Welt" zu bekümmern. Dies that auch H. P. Blavatsky nicht, und wohl hauptsächlich aus diesem Grunde verbreiteten sich über sie die abenteuerlichsten Gerüchte. Besonders konnte sie sich vor allem der Feindschaft der Spiritisten rühmen; denn sie behauptete nicht nur, daß die von den Spiritisten aufgestellten Theorien falsch seien, und daß sich die von denselben angestaunten Phänomene auf anders erklärliche Ursachen zurückführen ließen, sondern sie bewies ihre Behauptungen auch dadurch, daß sie selbst solche „Wunder" hervorbrachte, was ihr infolge ihrer eigenen „mediumistischen" Begabung möglich war. Was aber bei den spiritistischen „Medien" unbewußt und willkürlich geschah, das geschah bei ihr willkürlich und bewußt. Die Phänomene der H. P. B. und diejenigen der Spiritisten unterschieden sich ungefähr so, wie sich die Bewegungen eines Gesunden von denen eines Epileptikers unterscheiden. H. P. B. hat nie solche Phänomene gegen Bezahlung veranlaßt und sich stets über diejenigen lustig gemacht, welche dergleichen Dingen eine ihnen nicht gebührende Wichtigkeit beimaßen, und es ist des-

halb absurd, wenn gewisse Personen behaupteten, sie sei eine „Betrügerin", da sich bisher noch niemand gefunden hat, der durch sie um etwas betrogen wurde. Alles dies verhinderte nicht, daß H. P. B. noch heutzutage als „Spiritistin" verschrieen wurde, eine Anschuldigung, die sie stets mit Entrüstung zurückwies. Auch zog ihr dies den Haß nicht nur der Spiritisten, sondern auch derjenigen zu, welche für dergleichen Dinge keine andere Erklärung als „Betrug" finden konnten, und denen man die Gesetze, nach denen solche Erscheinungen stattfinden können, nicht erklären konnte, weil sie für die Erklärung selbst — in Ermanglung der dazu nötigen Vorkenntnisse — kein Verständnis besaßen. Zu solchen gehörte vor allem der oben erwähnte junge Mann, der Abgesandte der Londoner S. P. R.

Alles dies hat übrigens mit der „Theosophischen Gesellschaft" als solcher nichts zu thun. Wenn es aber der Zweck der Gesellschaft sein soll, die Wahrheit in der ganzen Natur zu suchen, so dürfen auch „mystische Erscheinungen" von dem Gebiete der Forschung nicht ausgeschlossen sein, obwohl dieselben freilich nicht zur „Physik", sondern zur „Metaphysik" gehören.

Dies bringt uns zum dritten und letzten Zwecke der „Theosophischen Gesellschaft", nämlich „die in der Menschenseele verborgenen Kräfte kennen zu lernen und durch Ausübung des Guten zur Entfaltung zu bringen".

Welches sind nun die in der Menschennatur verborgenen geheimen Kräfte?

Die Antwort hierauf ist: daß im Menschen der Keim zu allem, sowohl zum Guten als zum Bösen enthalten ist; daß es sich aber in einer Gesellschaft, welche nach der höchsten Weisheit strebt, nur darum handeln kann, die Keime zum Guten in sich zur Entwickelung zu bringen, d. h. alles zu vermeiden, was der Entwickelung derselben hinderlich sein könnte.

Wer die Wahrheit nicht bloß theoretisch und wie von ferne, sondern ihrem wahren Wesen nach kennen lernen will, der muß sie in sich selbst aufnehmen und zur Ausübung praktisch verwerten. Wer bloß glaubt, oder zu glauben vorgiebt, daß der Mensch gut und tugendhaft sein soll, ohne daß er es dabei selber ist, der wird von seinen Theorien wenig Nutzen ziehen. Im Menschen selbst, in seinem guten Willen, schlummern die Keime zu seiner höheren geistigen Entfaltung; in ihm schlummert die Kraft, welche, wenn sie erwacht, ihn befähigt, sich über das Gemeine zum Wahren, Guten und Schönen, zum göttlichen Sein zu erheben. Um diesen Zweck zu erfüllen, dazu ist eine beständige Selbstüberwindung, eine ununterbrochene Ausübung der Tugend in Gedanken, Worten und Werken erforderlich.

Daß dieser Zweck, wenn auch nicht von allen Mitgliedern der „Theosophischen Gesellschaft", so doch von einem großen Teile derselben verfolgt wird, dies beweisen die vielen wohlthätigen Anstalten, welche durch die beschränkten Mittel der Gesellschaft in Indien ins Leben gerufen wurden.

solchen Menschen zu bilden, welche die Notwendigkeit des höheren Denkens und Fühlens nicht bloß theoretisch anerkennen und predigen, sondern auch in Wirklichkeit danach handeln. Eine solche Gesellschaft, wenn sie wirklich dasjenige wäre, was sie von ihren Gründern zu sein bestimmt war, wäre nichts anderes, als eine Gesellschaft von Heiligen, die durch das Licht der Wahrheit, welches in ihnen offenbar ist, eine geistige Leuchte bilden würden, um die Strahlen derselben über die ganze Welt zu verbreiten, und deren Beispiel dazu geeignet wäre, von jedermann nachgeahmt zu werden, um auf diese Weise der Welt das Glück und den Frieden zu bringen. Ob aber die Zeit hierfür schon reif ist, das kann nur die Zukunft lehren.

Dhammapada-Sprüche.

Wesenheit wird der Gedanke; darum sinne recht, sonst mußt du leiden. (1—2.)

Wer Übles that, leidet in Gegenwart und Zukunft, denn die Erinnerung wird ihn nicht verlassen und er wird noch mehr leiden, wenn er nicht abläßt. (17.)

Wer fremde Weisheit nachspricht, ohne daß er sie selbst lebt, der zählt den Reichtum anderer. (19.)

Weise Reden sind nicht jedermanns Sache; aber werde leidenschaftslos, wunschlos, strebe nach Erkenntnis und Geistesruhe, und du bist ein lebendiges Glied der geistigen Gemeinschaft wahrer Weisen. (20.)

Was der Hagel für die Saat, das ist Leidenschaft für den Geist. (13.)

Feindschaft gebiert Feindschaft, Friedfertigkeit den Frieden, der die Feindschaft besiegt. Wer das Ende bedenkt, läßt vom Streit. (5—6.)

Der Thor läßt sich vom Schein betrügen; ernste Begeisterung ist das Kleinod des Weisen. (26.)

Ernst führt zum Leben, Scherzen zum Tod. Schau' in dich starken Geistes und du wirst um dich eine glückselige Insel schaffen, welche keine Flut je überspült. (21. 23. 25.)

Gleich der Biene nippe du nur an dem Blütenkelche des Lebens. (49.)

Im Sonnenschein gaukelt der Falter von Blume zu Blume; aber es kommt der Sturm schnell und verwischt seine Spur. Hüte dich! (47. 48.)

Gesammelten Geistes, ein Gedankenzügler behütet sich der Weise. Für ihn giebt es weder Gutes noch Böses. (36. 38. 39.)

Willst du durchaus Richter sein, so sei nicht der Richter anderer, sondern deiner selbst. (50.)

Schöne Worte ohne Thaten sind schöne Blumen ohne Duft. (51.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Von verbotenen Dingen.*)

Von

Dr. Julius Stinde.



Das Wort ist frei, die Presse ist frei, es giebt sogenannte freie Bühnen, Gewerbefreiheit haben wir auch — aber trotz allerlei Freiheiten ist es dennoch verboten, eine Reihe von Fragen ernsthaft zu behandeln, wenn man nicht den Bannfluch des neunzehnten Jahrhunderts auf sich ziehen will, den Fluch der Unaufgeklärtheit.

Für unaufgeklärt zu gelten, das ist die größte Schmach, in die jemand geraten kann. Lieber ein bißchen Spitzbube mit Schlauheit, als ein Ehrenmann mit Beschränktheit. Wer unter dem Verdachte der Unaufgeklärtheit steht, — das ist der bewußten störrischen Dummheit, gegen die alle Weisheit vergebens ankämpft, — ist ein Ausgestoßener, Verachteter, dem nicht einmal das Almosen des Mitleids zu teil wird, sintemal man Boshaften nichts verabreicht. Darum hütet sich jeder wohl und hält sich zu den Erleuchteten, macht mit in Aufgeklärtheit, glaubt nur, was diese lehrt, und wandelt, wie man zu sagen pflegt, auf den Höhen der Menschheit. Schließlich wird man durch und durch aufgeklärt, wie jene Frau eines Sozialdemokraten dort oben in der Gegend von Flensburg, die der Seelsorger mit Trost versehen wollte, wie er für die Pflicht seines Amtes hielt, als ihm die Kunde von dem Tode ihres Mannes ward. Als die Frau den Geistlichen erblickte, streckte sie abweisend die schwielige Rechte gegen ihn aus und rief: „Herr Pastor, bleiben Sie mich zehn Schritt von'n Leibe. Zwischen Sie und mich steht die Wissenschaft.“ Diese Geschichte hat sich vor etlichen Jahren so zugetragen, wie sie hier erzählt wird. Sie prägte sich mir unvergeßlich als ein Beweisstück für die „segensreiche“ Wirkung der Wissenschaft in den breitesten Kreisen ein. Wäre ich ein Maler, ich würde ein Zeitbild daraus machen und darstellen, wie die lichte Aufklärung in Gestalt der einfachen Volksfrau den unaufgeklärten Dunkelmann zum heiligen Darwin oder sonst wohin schickt.

Von solchen Dingen darf man sprechen. Gefährlich, wenn auch nicht gerade lebensgefährlich, dagegen ist es, Zweifel an den jetzigen Satzungen der Wissenschaft merken zu lassen, obgleich jemand einmal ge-

*) Bereits abgedruckt in der Sonntags-Beilage Nr. 16 zur „National-Zeitung“ Nr. 244, vom 19. April 1891.

sagt hat, die Unsterblichkeit der meisten modernen wissenschaftlichen Unumstößlichkeiten dauern selten über vier Jahre. Ich bin froh, diesen Ausspruch nicht gethan zu haben, es liegt eine Lästerung und Versündigung gegen den Zeitgeist darin.

Wie jene einfache Frau aus dem Volke ganz und voll und unentwegt für die Wissenschaft eintrat, so liegt es auch dem Aufgeklärten ob, sich ablehnend gegen alles zu verhalten, was von wissenschaftlicher Seite aus dem Tempel der Erleuchtung gewiesen wird. Es kommt dabei weniger auf Richtigsprechen als auf Rechtsprechen an. Jene Frau hatte recht von ihrem Standpunkte aus, aber sie sprach nicht ganz richtig. Philologie hatte sie augenscheinlich noch nicht getrieben. Über Dinge zu reden, die der patentierten Aufklärung widersprechen, ist verboten. Man kann nur darüber sprechen, wenn man sie gründlichst verurteilt. Wer z. B. sagt: „Die Magie ist ein Schwindel von unten bis oben", dem geschieht nichts. Wer aber die Frage stellt: „Wie ist es möglich, daß magisches Wesen, soweit Geschichte reicht und uns Kunde vom Völkerleben wird, überall vorhanden ist und doch nicht wissenschaftlich zugegeben wird?" — der thut Verbotenes und redet sich um das bißchen Menschenwürde, das ihn von seinem Stammvetter, dem Gorilla, unterscheidet, und um die Gunst, zu den Aufgeklärten gerechnet zu werden. Ich bin überzeugt, wenn ich zu dem Wurstmacher meiner Straße, der nebenbei bemerkt, ein wohlhabender Mann ist, sagte, daß es Dinge gäbe, an denen die Wissenschaft vergebens herumrate und mancherlei zwischen Himmel und Erde unserer Weltweisheit immer noch verborgen sei — er würde mich nicht mehr als Zeitgenossen ansehen, sondern in das frühste Mittelalter zurückschätzen. Der Mann liest täglich seine zwei Zeitungen. Er weiß.

Es ist verboten, das Tischrücken ernst zu nehmen. Man muß sagen, die Tische werden in schwindelhafter, betrügerischer Weise geschoben, das ist erlaubt. Wie aber das Schieben gemacht wird — ich sehe von den allen Taschenspielern bekannten Kunstklammern ab, womit Tische vom Handgelenke aus in Bewegung gesetzt werden — darüber sind noch keine Versuche gemacht und Regeln entdeckt worden, die eine Geltung beanspruchen könnten wie die Gesetze der Schwere und der Pendelschwingung.

Auch die Wünschelrute darf von Aufgeklärten nur als Unsinn betrachtet werden, wenn auch schwer zu erklären ist, daß von Moses Zeiten bis zu unseren Tagen der Gabelzweig in den Händen geeigneter Menschen ein sicheres Mittel zum Auffinden von unterirdischen Wasserläufen ist. In Holstein ist das Wassersuchen mit der Rute, teils auch mit dem sogenannten siderischen Pendel, seit Menschengedenken üblich. Ich kenne holsteinische Rutengänger aus vornehmen und geringen Kreisen, Gutsbesitzer, Pächter, Tagelöhner, denen die Gabe eigen ist, Wasser mittelst der Wünschelrute zu finden. Ich habe die Sache praktisch verfolgt und eine Reihe von Versuchen angestellt, so daß möglichst ein Versuch zur Prüfung des anderen diente, was mir um so leichter möglich war, als an mir, dem bisher Zweifelnden, sich die Eigenschaft des Rutengehens herausstellte, als

ich den zweizinkigen Zweig selbst in die Hand nahm, wie es der Gebrauch lehrt. Dies teile ich hier nur ganz unter uns mit, denn würde ich es öffentlich sagen, möchte es mir gehen wie einmal, als ich streng wissenschaftlichen Leuten davon sprach. Sie lächelten mir milde zu wie einem Kranken, für den der Wagen nach einer Anstalt mit Gummizellen vor der Thür steht und von dem man annimmt, daß er durch gütiges Zureden eher zum Einsteigen veranlaßt wird als durch Gewalt. Zu spät ersah ich, daß ich von verbotenen Dingen geredet hatte: mein bißchen Ruf als Aufgeklärter des Jahrhunderts der Spektralanalyse war hin. Selbst der Hinweis, daß im südlichen England in den letzten Jahrzehnten ein halbes Hundert Quellenauffindungen durch die Wünschelrute in bester Form beglaubigt vorläge, verfing nicht. Die Thatsache, daß die Great Western Electric Light Company in Sommerset sich von dem Rutengänger W. S. Lawrence aus Bristol im Jahre 1882 Brunnenquellen für ihre Dampfkessel aufsuchen ließ, weil die Geologen immer aufs Trockene gerieten, ward als ungehörig und widersinnig verworfen. „Es sei", so sagten sie, „einem wissenschaftlich empfindenden Verstande unmöglich, sich zu denken, daß einer so neuzeitlichen Errungenschaft, wie einer Elektrisch-Licht-Gesellschaft mit einem so altabergläubischen Instrument zur Hilfe gekommen werden mußte, wie die Wünschelrute eins ist. Lieber", so fuhren sie fort, „wollten sie sich einen Nagel in den Kopf schlagen lassen, als ihr Gehirn mit solchem Wahnwitz verunsäubern." Um ihnen das Leben zu erhalten und meinen Ruf wieder zu erlangen, schwor ich die Wünschelrute, soweit wie möglich, ab und erklärte, der artesische Bohrer sei ihr über. Sie schlägt aber doch.

Noch verbotener als die Wünschelrute ist der tierische Magnetismus. Er ist ein Gemenge von Einbildung, Hypnotismus, Hysterie, Verrücktheit, Schwindel, Betrug, Kurpfuscherei, Aberglaube, Dummheit und überwundenem Standpunkt. Damit kann und darf sich ein Mann, der seine Wissenschaft rein erhält, nicht abgeben. Und dennoch spukt der Lebensmagnetismus schon über vier Jahre, länger also als manche moderne wissenschaftliche Errungenschaft, wie z. B. das benzoesaure Natron gegen Tuberkulose, oder die Transfusion von Tierblut, an der die Kranken so unerwartet eingingen, länger noch als eine ganze Reihe theoretischer Erklärungen der Elektricität, länger als die chemische Typentheorie u. a. m. Mesmer trat mit dem Lebensmagnetismus im Jahre 1775 schriftlich auf, also vor über hundert Jahren. Die Kenntnis der seltsamen Kraft ist aber viel älter. Die Ägypter wandten sie bereits an. Damals, als die Schwägerin des Königs Ramses XII, welche zu Buchtan wohnte, dem heutigen Tschai-Buchtan am oberen Tigris, von dem auch Moltke in seinem Reisewerke spricht, von einem bösen Geiste befallen war, der ihr in den Gliedern lag, ließ der König einen der Arztpriester kommen, einen Mann, der Herr seines Willens und Meister seiner Finger war, daß er hinziehe und die Kranke heile. Schaudernd und staunend wohnten der Große von Buchtan (der Vater) und die Kriegswürdenträger der Heilung bei, welche der vom Gotte Chonsu geweihte Ägypter durch segnende Be-

streichung bewirkte. Diese Geschichte ist weitläufig in auserlesenem Hieroglyphisch auf der sogenannten Bentroschstele der Pariser National-Bibliothek zu lesen und ward von dem Münchener Ägyptologen Professor Lauth in schwerfälliges Gelehrtendeutsch übertragen. Die geheilte Tochter des Großen von Buchtan hieß Bentrosch, der Magnetiseur aber Cothembebi. Vergangen sind seit jener Zeit über dreitausend Jahre.

Es kann daher nicht verwundern, wenn immer wieder die Frage auftaucht: was ist eigentlich der tierische Magnetismus? Giebt es einen solchen? Oder giebt es ihn nicht? Ist er wirklich jenes Gemenge aus Dummheit, Schwachsinn und Nervenkrankheit oder darf man ihn als eine vorläufig unerklärliche Kraft betrachten? Von Ramses XII bis Mesmer und darüber hinaus spielt das geheimnisvolle Etwas eine Rolle, das kurzweg Lebensmagnetismus genannt, von vielen bejaht, von vielen verneint wird. Einige Leute meinen, es sei ebenso wichtig von Staats wegen den Lebensmagnetismus der erforschenden Prüfung zu unterwerfen, wie die Durchforschung von Seesterngedärmen und Wasserflohaugen.

Es steht zu befürchten, daß der Wurstmacher meiner Straße diese Leute zu den unaufgeklärten rechnet. Leute, welche den Lebensmagnetismus zu Heilzwecken anwenden, nennt man Heilmagnetiseure. Die kommen öfters auf die Anklagebank, weil Lebensmagnetismus kein vom Staate urkundlich beglaubigtes Heilmittel ist. Im Jahre 1890 wandte sich das Amtsgericht Zwickau in Sachen eines angeklagten Mesmeristen an Geheimrat Prof. Dr. von Nußbaum in München um ein Gutachten, aus dem hier nachstehendes ausgeschrieben ist.[1])

„Ich gebe mir nun die Ehre, meinem Eide wohl eingedenk folgende Behauptungen aufzustellen:

1. Ein tierischer Magnetismus, welcher große Kraft besitzt, so daß das Berühren mit den Händen oder das Magnetisieren des Wassers schon vieles leistet, existiert bestimmt.

2. Der tierische Magnetismus ist bis jetzt nur von ganz wenigen wissenschaftlich Gebildeten studiert worden, weshalb man dessen Kräfte noch recht wenig kennt.

3. Von gerichtsärztlicher Seite muß daher jedes Urteil noch mit großer Sorgfalt abgegeben werden.

Zur Zeit scheint mir diese Angelegenheit auf dem Standpunkte zu stehen, daß man weder jene einer Ignoranz beschuldigen darf, welche an die vom Magnetismus erzählten Wunder nicht glauben, noch daß man ihre Antagonisten, welche dem Magnetismus bisher noch nicht gekannte Kräfte zuschreiben, der Übertreibung oder des Schwindels beschuldigen darf. Hochachtungsvoll

Geheimrat von Nußbaum."

Aus diesem Gutachten geht hervor, daß es tierischen Magnetismus giebt; was er ist, wird uns auch hier nicht erklärt. Ein kluger Mann nannte ihn eine physiologische Kraft. Das Fremdwort klingt ungemein klug, so einleuchtend, so selbstverständlich. Ich habe lange nachgesonnen, was wohl eine physiologische Kraft sein könne. Schließlich fand ich: — Lebensmagnetismus. So war ich auch nicht klüger geworden.

In dem genannten Gutachten sagt Prof. von Nußbaum ferner:

[1]) Vgl. das Nähere im Novemberheft 1890 der „Sphinx".

„Wissenschaftliche Ärzte haben sich noch wenig mit dem Magnetismus beschäftigt, sondern es bequemer gefunden, ihn als Schwindel zu bezeichnen; allein das Wahre findet immer seinen Weg und lägen auch diese wunderbaren Kräfte noch in Laienhänden, so kann man sie doch nicht lange mehr ignorieren. Bei den Ärzten ist es eine egoistische Furcht, ihren guten Namen einzubüßen und den Schwindlern beigezählt zu werden." Wie aber soll Wahres sich Bahn brechen, wenn berufene Fachleute sich aus irgend einem Grunde fürchten, dem zu erforschenden Gegenstande nahe zu treten? Mutige Reisende durchqueren gefahrbergende Weltteile, setzen ihr Leben wilden Menschen und Tieren aus, leiden Hunger und Durst, atmen Fieberkeime ein, lassen am Gleicher die Leber ausdorren, im Nordeise die Gliedmaßen erfrieren, Chemiker arbeiten der Wissenschaft wegen mit Sprengstoffen, die jeden Augenblick ihnen den Kopf abzureißen drohen, Ärzte dringen mutig in Cholera- und Pestbezirke ein, aber auf das Gebiet der magischen, mystischen, übernatürlichen Erscheinungen wagt sich nicht so leicht jemand. Auch dem bereits alternden Prof. von Nußbaum ist jenes Gutachten stark verdacht worden. Nicht von Wurstmachern, deren Bildung aus dem Tagesgewäsche Nahrung saugt, sondern von studierten Leuten und Fachgenossen, die viel von der Beeinflussung des menschlichen Klarblickes durch Morphium zu erzählen wußten und der kindlichen Milde der Greisenschaft.

Von dem Gedanken ausgehend, daß allem, was unseren Sinnen wahrnehmbar geschieht, natürliche Ursachen zu Grunde liegen, wäre es wünschenswert, wenn das „Übernatürliche" auf seine Ursachen zurückgeführt würde und zwar zu gunsten der Aufklärung und zu ungunsten des Aberglaubens oder, wenn man will, zum Nutzen der Menschheit. Die Kunststückchen, die schon die Alten mit dem geriebenen Elektron, dem Bernstein machten, waren Jahrhunderte hindurch nichts als Spielerei, bis forschend erkannt wurde, daß der Blitz und die im Bernstein entwickelte Kraft gleicher Art seien. Darauf erst konnte Franklin den Blitzableiter erfinden und später Edison als elektrischer Zauberer technische Wunder thun. Wer hätte je gedacht, daß die anziehende und abstoßende Kraft des geriebenen Bernsteins, die tanzenden Härchen und Faserchen, am Ende des 19. Jahrhunderts der Welt das elektrische Licht aufstecken würden? Und doch ging der Weg also, weil Forscher das Spiel zwischen geriebenem Bernstein und leichten Körperchen der eingehenden strengen Beobachtung nicht zu gering hielten.

Nun ist in neuerer Zeit eine Beobachtung gemacht worden, welche ebenso geringfügig erscheinen könnte, wie der Bernsteinversuch und nicht minder folgenschwer sein dürfte, wenn auch auf einem anderen Gebiete, auf dem der verbotenen Dinge nämlich. Vielleicht sieht sich die Wissenschaft gemüßigt, von diesem Punkte aus den magischen Erscheinungen auf die Spur zu kommen.

Auf der Universität Helsingfors nämlich beschäftigte sich Herr Fr. Elfving mit dem Wachstum eines Schimmelpilzes, des Phycomyces nitens, den er auf Brot ausgesäet bei vollständigem Lichtabschluß sprießen ließ.

Gleichzeitig aber drehte sich das Brot um eine wagerechte Achse, in fünfzehn Minuten einmal, wodurch der richtende Einfluß der Schwerkraft aufgehoben ist, so daß die Schimmelpilze geradeaus wachsen mußten. Wider Erwarten aber wuchsen nicht alle Fruchtträger („Zweiglein" zum leichteren Verständnisse) geradeaus, sondern die am Rande sitzenden krümmten sich nach auswärts. Dem scharf Beobachtenden fiel eins auf. Er untersuchte, ob die Centrifugalkraft hieran schuld sei oder der Aerotropismus, oder die Kohlensäure, welche von den dichtstehenden Schimmelpilzen entwickelt, die Zweiglein der Randpflanzen wegtrieb. Keine dieser Ursachen war thätig. Ein dauernder Strom von Kohlensäure hatte ebensowenig Einfluß auf das unregelmäßige Wachstum wie die lang fortgesetzte Absaugung der von den Pilzen erzeugten Kohlensäure. Nahm aber Herr Elfving lebendige Kohlensäurequellen in Gestalt kräftig wachsender Keimwurzeln, die er an Korkplatten befestigt über den sich drehenden Schimmelgarten hing, so fand er zu seinem Erstaunen, daß die Fruchtträger des Phycomyces sich nicht nur nicht wegwendeten, sondern im Gegenteile sich den Wurzelkeimen zukrümmten. Die wachsenden Wurzeln übten also einen Reiz auf die in ihrer Nähe wachsenden Schimmelpilze aus.

Um zu ermitteln, ob auch andere Körper ähnliche Wirkungen ausüben, hing Herr Elfving in ähnlicher Weise verschiedene Metalle über der Pilzaussaat auf. Es ergab sich, daß Eisen deutliche, Zink und Aluminium aber nur schwache Anziehung auf die wachsenden Fruchtträger ausübten. Silber, Gold, Platin, Wismut, Antimon, Cadmium, Kobalt, Nickel, Zinn, Blei, Kupfer, Messing und Aluminiumbronze blieben wirkungslos. Worin lag die anziehende Kraft des Eisens? Wir wissen, daß Eisen sowohl Stahl und Eisen wie auch Nickel anzieht, wenn es magnetisch ist; von seiner anziehenden Kraft auf wachsende Pflanzenteile hören wir hier zum erstenmale. Herrn Elfving machte diese Erscheinung stutzig. Er versuchte, zu ermitteln, ob etwa im Eisen aufgespeicherte Licht- oder Wärmestrahlen, magnetische oder elektrische Kräfte die wirksamen Ursachen seien, aber er mußte diese Einwände zurückweisen und sah sich gezwungen, anzunehmen, daß von dem Eisen eine besondere, eigenartige spezifische Kraft auf den wachsenden Schimmelpilz ausgeübt wird. Gleiche Anziehung erwies sich bei Siegellack, Geigenharz, glattem Papier, Wachs, Seide, Wolle, Holz und Schwefel. Damit die Erscheinung deutlich auftritt, ist es bei feuchtwerdenden Gegenständen notwendig, daß sie ganz trocken sind und auch die Luft nicht wasserdunstig ist, da feuchte Oberflächen abstoßend wirken. Bei Versuchen mit elektrisierten Scheiben wurden die Pilzfäden wie andere Fasern angezogen, aber weder positive noch negative elektrische Ladung übte einen richtenden Einfluß auf die wachsenden Fruchtträger des Pilzes aus. Die anziehende Wirkung der lebenden Keime sowie des Eisens und einiger anderer Stoffe auf die dem wachstumrichtenden Einflusse der Schwerkraft entzogener Pilzpflänzchen gleicht in vieler Beziehung magischen Wirkungen. Was von den lebensmagnetischen Erscheinungen seit alters her berichtet wird, findet sein Ähnlichkeitsbild in der Wechselwirkung zwischen den lebenden Keimen und

dem Schimmel. Nur der Lebende wirkt auf den Lebenden. Das ungelöste Rätsel der Zuneigung und Abneigung ist weder magnetischer noch elektrischer Art, sondern ebenso geheimnisvoll „physiologisch“, wie die Anziehung der Fruchtträger des Phycomyces durch die lebenden Keime.

Empfindliche Menschen fühlen Metalle — Reichenbach gründete seine sogenannte Odtheorie mit darauf —, ebenso wunderlich ist die „spezifische“ Wirkung des Eisens auf den Schimmelpilz unter den erwähnten Verhältnissen. Der gedrehte Schimmel befindet sich nicht in regelrechten, sondern in Ausnahmeverhältnissen und folgt jetzt Kräften, denen er sonst Widerstand entgegensetzt. Ähnliches hat bei Personen statt, die magischen Einflüssen unterliegen. Dem Kranken ist der Lebensmagnetismus spürbar, der Reizbare folgt Zu- und Abneigungen, denen der Abgehärtete widersteht; die übernatürlichen Kräfte ebensowohl, wie das leicht irreführende Spiel der Einbilduug sind meist nur unter besonderen Bedingungen zu studieren. Auch der Phycomyces ist in sonderliche Umstände versetzt. Er kann aber weder betrügen, noch schwindeln, er folgt der eigentümlichen Kraft, die ihn anzieht. Und diese Kraft ist vorläufig unerklärt. Man könnte sie mystisch, magisch nennen, aber da käme man auf das Gebiet der verbotenen Dinge.

Hoffentlich geht von diesem unscheinbaren Schimmel, wie einst vom geriebenen Bernstein, die Lösung vieler Fragen aus, deren Beantwortung auf sich warten läßt, weil Aufgeklärte sich erstaunlicherweise nicht mit ihnen befassen können, um ihren Ruf nicht auf das Spiel zu setzen. In diesem Sonderfalle aber liegt nichts Verdächtigendes vor. Die Wege der Forschung sind die zunftgemäßen, die Versuche wurden gemacht in Bezug auf das Wachstum pflanzlicher Lebewesen. Wo der Phycomyces der Versuchsgegenstand ist, eröffnen sich die Hallen der modernen Wissenschaft und strahlend leuchtet die Inschrift: Tretet ein, auch hier sind — Pilze.

Die Lerche.

Von

Frank Forster.



Wenn empor die Sonne steigt,
So entquillt der Lerche Brust
Lied um Lied in reiner Lust,
Bis der Tag sich neigt.

Sei, o Mensch, der Lerche gleich!
Auf dem Lied, das quillt hervor,
Steige du zum Licht empor,
Selig überreich!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Suggestion und Psychotherapie,*)

nach den Ausführungen des Prof. Dr. Bernheim (Nancy),

übersetzt von

Dr. Freiherrn v. Schrenck-Notzing.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde die Suggestion wissentlich und unwissentlich von Priestern, Charlatans und Zauberern zu Heilzwecken angewendet. Im weiteren Sinne hat also die Suggestion die ganze Geschichte der Menschheit beherrscht.

Angefangen von der Erbsünde, welche die Schlange Eva, und welche Eva Adam einflüsterte (suggerierte), bis zu den großen, durch religiösen und politischen Fanatismus entstandenen Kriegen, bis zu den blutigen Schreckensszenen der Revolution und Kommune, überall spielte die Suggestion eine große Rolle. Bald belebt ein hoher und edler Gedanke die Massen und vereinigt alle Herzen; Edelleute, Priester, Arbeiter und Bürger schließen Brüderschaft am Altar des Vaterlandes; die einen opfern ihre Vorrechte, die andern ihr Blut und ihre Arbeit. Das ist das Fest der Verbrüderung. Bald wird Haß, Mißtrauen, Verrat von den Volkstribunen verbreitet. Die suggestiv zum Bösen verleiteten Massen werden zu reißenden Tieren. Dann kehren Anarchie, Gewaltherrschaft und die mörderischen Orgien der Schreckenszeit zurück. Das Volk wird zum Engel oder Teufel, weil es für Eingebungen empfänglich ist.

Suggestion im weitesten Sinne ist der Vorgang, wie ein Gedanke in das Gehirn eingepflanzt und von diesem aufgenommen wird.

Die Idee wird dem Hirn durch einen der fünf Sinne, durch die inneren Empfindungen der Muskeln oder Eingeweide zugeführt. Jedes Gehirn bildet den Eindruck in eine Vorstellung um, je nach seiner psychischen Individualität; denn zum ersten Eindruck, dem Keim, kommt die Verarbeitung dieses Eindrucks, der den psychischen Boden befruchtet. Wie das Gehirn, so verhält sich auch das Aufnahmevermögen (die Suggestibilität) bei gleichartigen Eindrücken verschieden.

Jede eingegebene und angenommene Idee hat das Bestreben, sich in eine Handlung umzusetzen. Dieses psychologische Grundgesetz beherrscht die ganze Lehre von der Suggestion. Es ist das Gesetz von der Kraft

*) Die vorliegende Arbeit ist ein Auszug aus dem neuesten Werke von **Bernheim** (Hypnotisme, Suggestion, Psychotherapie, Paris, Doin 1891, S. 518 ff.). Wir entnehmen diese Übersetzung dem „Ärztlichen Praktiker“ vom 16. April 1891 (Lüdeking, Hamburg). Die Gemeinverständlichkeit und Klarheit, mit welcher der Führer der Nancyschule hier die Suggestionslehre darstellt, läßt uns die Wiedergabe dieser Arbeit hier wünschenswert erscheinen. (Der **Herausgeber**.)

des Gedankens (Ideodynamismus). Die Idee (des Schmerzes, des Juckens, der Kälte u. s. f.) wird zur bildlichen Vorstellung (Hallucination, Traum) zur inneren Empfindung (Durchfall, Erbrechen u. s. w.), zur Handlung und Bewegung (die Erscheinungen des Cumberlandismus u. a.).

Der Arzt verwertet die Suggestion zu Heilzwecken; denn das durch die Idee in Bewegung gesetzte Gehirn versetzt seinerseits die Nerven in Erregung, welche diese Idee verwirklichen sollen; es kann vermöge seiner Fähigkeit der Steigerung oder Hemmung (Dynamogenie oder Inhibition) die organischen Funktionen in einer die Heilung des Kranken befördernden Art verstärken oder herabsetzen; denn das Gehirn beherrscht alle Organe, ihre sämtlichen Verrichtungen. Jeder Punkt im Organismus endigt in einer Zelle des Gehirns, als seinem primum movens. Die Absonderung und Entleerung (Sekretion und Exkretion), die Ernährung, Atmung und Blutzirkulation stehen unter der direkten Herrschaft der Gehirncentren.

Damit die Idee zur Suggestion werde, muß sie vom Gehirn angenommen werden. Das geschieht in einer ganz bestimmten Weise durch die dem menschlichen Geist innewohnende Gläubigkeit (Neigung zu glauben). Im normalen Zustande ist sie beschränkt; die Gläubigkeit, welche die Idee als Suggestion annimmt, sowie der die Idee verwirklichende Gehirnautomatismus werden durch höhere Fähigkeiten des Gehirns abgeschwächt, und zwar bilden Urteil und Aufmerksamkeit die Kontrolle für die Gehirnthätigkeit.

Alles, was diese Kontrolle verringert, erhöht die Gläubigkeit und verstärkt den Gehirnautomatismus, d. h. die Fähigkeit, die Idee zur That umzugestalten. So bringt der natürliche Schlaf durch Einschläferung der Verstandesthätigkeit die Einbildungskraft zur Herrschaft; alsdann werden alle Eindrücke, die zum Sensorium gelangen, angenommen und in Bilder umgewandelt; so entstehen Träume, Hallucinationen. Es giebt bekanntlich verschiedene, entweder durch die Umstände dargebotene oder künstlich angewendete Mittel, welche die Gläubigkeit steigern und die Anwendung der Suggestion zu Heilzwecken erleichtern; da haben wir z. B. die Suggestion in der Religion: Heilungen durch Wunder; die Suggestion durch Medikamente: Heilungen mit Wasserstoffoxyd und Brotpillen 2c.; die Suggestion durch Instrumente (Elektro-, Hydro- und Metallotherapie, Suspension 2c.)

Unter allen Hilfsmitteln der Suggestion ist der Hypnotismus das wirksamste.

Wir haben die Hypnose definiert als einen besonderen psychischen Zustand, der sich künstlich erzeugen läßt, welcher die Suggestibilität, d. h. die Fähigkeit, von einer Idee beeinflußt zu werden und dieselbe zu verwirklichen, in Thätigkeit versetzt oder verschiedengradig erhöht. Der hypnotische Zustand ist nichts anderes, als ein Zustand erhöhter Suggestibilität; er kann, wie wir gesehen haben, mit oder ohne Schlaf hervorgerufen werden. Wir haben schon die verschiedenen üblichen Methoden beschrieben, welche die erhöhte Suggestibilität oder den hypnotischen Zustand künstlich hervorrufen und sind zu dem Schluß gekommen, daß alle diese sich in Wirklichkeit auf ein einziges Mittel zurückführen lassen: „die Suggestion". 6*

Es kommt darauf an, das Versuchsobjekt durch Worte, Bewegungen oder auf andere Art so zu beeinflussen, daß die beabsichtigte Idee in sein Gehirn auch wirklich eindringt. Der Schlaf ist zum Gelingen der Suggestion nicht notwendig, aber es ist zweckmäßig, ihn womöglich hervorzurufen; denn durch Erhöhung der Suggestibilität erleichtert er die Ausführung anderer Suggestionen. Nachdem wir die Worte Hypnose und Suggestion definiert und so deutlich wie möglich eine theoretische Erklärung derselben versucht hatten, betraten wir das Gebiet der Experimente und brachten die Erscheinungen zur Anschauung, welche sich durch Suggestion hervorrufen lassen. Sie erfuhren von Suggestionen, die sich auf das Bewegungsvermögen (die Motilität) beziehen; die Katalepsie ist nichts anderes, als eine dem Nichtvorhandensein geistiger Anregung (intellektueller Initiative) zuzuschreibende passive Stellung der Glieder; sie sahen, daß Lähmungen, Kontrakturen und Bewegungen sich suggerieren lassen. Wir brachten dann Suggestionen im Gebiete der Empfindung zur Durchführung; Empfindungslosigkeit (Anästhesie), Schmerzlosigkeit (Analgesie), Überempfindlichkeit (Hyperästhesie), sensitive und sensorielle Illusionen (Sinnestäuschungen); wir schafften künstlich eingebildete Sinneseindrücke (Hallucinationen) in Bezug auf Gesicht, Gehör, Geruch, sowie zusammengesetzte; wir suggerierten Handlungen, Diebstahl, Mord; wir erweckten die guten und bösen Leidenschaften; wir legten besonderen Nachdruck auf die Erscheinungen der posthypnotischen Suggestion, auf kurze oder lange Verfallzeit (á longue échéance). Wir haben die negativen Hallucinationen kennen gelernt; wir riefen vermeintliche (fiktive) Erinnerungen hervor und schufen falsche Zeugen, die in voller Überzeugung Aussagen machten.

Hieraus ersahen wir, wie gebrechlich unsere arme menschliche Vernunft ist, auf die wir so stolz sind, und wie wir alle in unserer Zugänglichkeit für Suggestionen und Hallucinationen jeden Augenblick Automaten werden. Wir haben eine schematische Einteilung der verschiedenen Grade des hypnotischen Zustandes aufgestellt von der leichtesten Betäubung bis zum Somnambulismus mit Empfänglichkeit für Hallucinationen und Erinnerungslosigkeit (Amnesie) beim Erwachen.

Und doch ist der Automatismus niemals vollständig; der Mensch wird niemals zum wirklichen Automaten: das Bewußtsein ist immer vorhanden, Erinnerungen aus dem hypnotischen Zustand können immer wachgerufen werden; das Bewußtsein ist nur dadurch modifiziert, daß die Einbildungskraft die eingeschläferte Vernunft beherrscht. Das ist ein normaler physiologischer Zustand, wie er unter dem Einfluß suggestiver Erregungen oder einer vorherrschenden Idee während des natürlichen Schlafes entstehen kann. Diese so interessanten Experimente haben die wichtigsten Fragen, die der Mensch sich stellen kann, angeregt. Das Problem des freien Willens und der moralischen Verantwortlichkeit haben wir in seiner vollen Größe erkannt. Welchen Anteil hat die experimentelle Suggestion, die erbliche angeborene Suggestibilität, die in Erziehung, Umgang, Lektüre und den Zufällen des Lebens beruhende Suggestion an unsern Handlungen? Wie weit beteiligt sich der freie Wille am Verbrechen? Meine Zweifel habe ich vorgebracht; und demütig sind

wir zu der Einsicht gekommen, daß uns zur richtigen Beurteilung anderer und unserer selbst oft die Grundbedingungen fehlen, daß menschliche Gerechtigkeit selten die wahre Gerechtigkeit ist!

Wir haben ein Kapitel dem Studium der Hysterie im Lichte der Suggestionslehre gewidmet und dargethan, daß die Suggestibilität eine allgemeine Eigenschaft des menschlichen Geistes ist, die nicht etwa den Nervenleidenden allein zukommt, daß also der hypnotische Zustand kein Zeichen von Hysterie ist. Wir haben gezeigt, daß hysterische Personen oft äußerst empfänglich sind, daß die Aufeinanderfolge der Phasen, welche das ausmachen, was man „grande Hysterie" nennt, nicht aus sich selbst die Regelmäßigkeit darbietet, welche die Schule der Salpétrière ihr zugeschrieben hat; daß diese regelmäßige Entwickelung nur durch suggestive Erziehung erzielt werden kann, daß viele hysterische Erscheinungen, wie Schmerz in den Ovarien (Ovarialgie), die hysterogenen Zonen, die Störungen des Empfindungsvermögens (der Sensibilität), die Aufblähung (Tympanites), das Entstehen und Unterbleiben von Krisen, der Suggestion gehorchen. Wir haben gesehen, welche Rolle im ärztlichen Leben beim Examen von Kranken die absichtliche oder unbewußte Suggestion mitunter spielen kann, und zwar durch Hervorrufung körperlicher Symptome psychischen Ursprungs und Verwirrung der Diagnose.

Mit diesen Betrachtungen sind wir auf das Gebiet der praktischen Medizin zurückgekommen; wir haben die therapeutische Suggestion oder die suggestive Seelenheilkunde (Psychotherapie) berührt. Die Suggestion ist weniger anwendbar bei organischen Verletzungen, als bei funktionellen Störungen; soweit es der Zustand des betreffenden Organs erlaubt, lindert sie Schmerzen, stellt Schlaf und Appetit wieder her, vermehrt die Kräfte der Bewegung, bringt die verlorene Empfindung und Bewegungsfähigkeit zurück, vertreibt die verschiedenen Krampfformen, sowie die nervöse Angst und regelt die verschiedenen Funktionen. Die Heilmittel der materia medica haben ebensowenig eine spezifische Wirkung auf organische Verletzungen als die Suggestion; sie sind ebenso sehr symptomatisch.

Seine Thätigkeit macht das Organ zum Organ; die Wiederherstellung der Funktion kann die Wiederherstellung des Organes nach sich ziehen. Aus zahlreichen Beispielen haben wir die Macht der Suggestion als Heilmittel ersehen. Die suggestive Seelenheilkunde linderte oder heilte mehr oder minder rasch Fälle von Hysterie, Krämpfe psychischen Ursprungs, funktionelle Lähmungen, verschiedene Neurosen, rheumatische Affektionen, Gelenkschmerzen, Magenweh, mit organischen Verletzungen verbundene Störungen, Dyspepsien, Diarrhöen, Stuhldrang, Kolik, Beklemmungen, Kopfschmerzen, Schwindel, Schwanken u. s. f. Sie haben erkannt, welche große Rolle das Nervensystem und das psychische Element bei allen Krankheiten spielen. Die funktionelle Störung kann sich über den Bereich der organischen Verletzung hinaus erstrecken: sie kann dieselbe zeitlich überdauern; die Suggestion stellt wieder her, was überhaupt sich herstellen läßt. Sie wirkt keine Wunder, sondern heilt entsprechend den Gesetzen der Biologie, welche den menschlichen Organismus beherrschen. Wir

haben auch gesehen, wie je nach der Individualität des Einzelnen die Suggestion verschiedenartig angewendet werden muß; nicht das Wort des Arztes vollbringt die Heilung, sondern das Gehirn des Patienten. Redlich bemüht, der Wahrheit treu zu bleiben, habe ich zum Vergleich mit den Erfolgen auch meine Mißerfolge nicht verschwiegen.

Ist mit der Suggestion, so wie wir sie ausüben, nämlich zu Heilzwecken, irgend ein Nachteil, eine Gefahr verbunden?

Man sagt, das Hypnotisieren mache hysterisch, führe zu Geistesstörungen. Das behaupten aber nur diejenigen allein, die keinen genauen Begriff von der Suggestion haben, die sich an ihr Vorurteil festklammern, anstatt Thatsachen zu beobachten, und die, ohne eigne genügende Beobachtung, in ihrer ganzen Inkompetenz die Frage entscheiden wollen. Bei den Kandidaten der Hysterie, so behauptet der Schüler der Salpêtrière, Gilles de la Tourette, bringe der Hypnotismus unfehlbar die „Stigmata" zur Entwickelung und beschleunige den Ausbruch der Krankheit, auf diese Weise vergrößere man das Kontingent der Hysterischen. Die Übertragung von Lähmungen 2c. von einer Hysterischen auf eine andere erzeuge Symptome in anderen Teilen des Körpers und ernstliche Anfälle! So treibe man den Teufel aus, damit Belzebub seinen Einzug halte. Gehen wir zu einem ernsteren Thema über. Diese Frage ist entschieden!

Sonderbar! Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren, als die Ovariotomie, eine viel blutigere Sache als der Hypnotismus, in die moderne Chirurgie aufgenommen wurde, bedeutende Professoren der chirurgischen Gesellschaft den Ausspruch thaten: „Diese Operation gehört in das Gebiet der Scharfrichter." Heute findet die Ovariotomie keine Gegner mehr. Nicht genug damit! Man will sogar Hysterische durch Ovariotomie heilen! Keine Stimme erhebt sich gegen diese Behandlung, aber die unschuldige Suggestion, durch welche man die Hysterie heilen kann, die wird in Acht und Bann gethan. Komische Veränderlichkeit des menschlichen Geistes! Ich appelliere an meine zahlreichen Schüler und Kollegen, die mir die Ehre anthaten, die Fortschritte meiner Klinik seit mehreren Jahren aufmerksam zu verfolgen. Sagt, habt ihr einen einzigen Fall gesehen, in dem ein ernster Schaden bei richtig angewendeter Suggestionsmethode entstanden wäre?

Ich sah wohl zahlreiche durch Suggestion geheilte, aber keine einzige durch Suggestion erzeugte Neurose. Ich sah wohl viele, deren Verstand durch die Suggestion wieder hergestellt und sich selbst zurückgegeben wurde, doch keinen, dem er durch Suggestion geschwächt wäre.

Gewiß ist die Suggestion kein Allheilmittel gegen jede Nervenstörung. Unter den zahlreichen Nervenleidenden, welche zu dieser Behandlung ihre Zuflucht nehmen, sind z. B. Kandidaten des Irrenhauses. Und Irrsinn wird durch Suggestion weder verhütet, noch geheilt. Über manchen von ihnen ist der Stab schon gebrochen, und allmählich entwickelt sich der angeborne und anfangs verborgene Keim des Irrsinns und sonstiger Gehirnkrankheiten. Der Suggestion das zuschreiben, was angeboren ist, heißt einen klinischen Irrtum begehen, gegen den meine lange Erfahrung protestiert.

Unter den mit Brom oder Baldrian behandelten Neuropathen sind auch solche, und zwar in ebenso großer Zahl, die heute oder morgen der Erbsünde ihrer Organisation den schuldigen Tribut zahlen müssen. Beschuldigt man nun etwa das Brom, den Baldrian, die Wasserheilkunde, daß sie die Leute hysterisch, ja närrisch machen?

Weder Herr Dr. Liébeault in Nancy, noch die Herren Dumontpallier, Déjerine, Auguste Voisin, Bérillon in Paris, weder die Herren Fontan und Ségard in Toulon, noch Herr Dr. v. Schrenck-Notzing in München, weder Professor Forel in Zürich, noch Dr. Ladame in Genf, weder Professor v. Krafft-Ebing in Wien, noch Professor Hirt in Breslau, weder Dr. Tuckey in London, noch die Herren van Renterghem und van Eeden in Amsterdam, weder Dr. Moll in Berlin, noch Dr. Wetterstrand in Stockholm, noch viele andere, die mit unserer Schule gehen und die Suggestion therapeutisch anwenden, sahen bei Tausenden von Fällen den geringsten ernstlichen Nachteil aus der Hypnose entstehen!

Die Suggestion heilt oft; wenn sie nicht heilt, so erleichtert sie; und wenn sie nicht erleichtern kann, so ist sie unschädlich!

Trotz der inkompetenten Anschuldigungen der einen, trotz der Routine und dem Vorurteil der andern Gegner, die nicht den Mut finden, sich für dieses Studium zu interessieren, und fürchten, ihre einmal gefaßte Meinung ändern zu müssen, die dem hundertjährigen Mißkredit nicht zu trotzen wagen, der sich immer noch an das Wort Magnetismus haftet, das von der Akademie verpönt wurde, weil sie den guten Samen vom Unkraut nicht zu unterscheiden wußte, trotz alledem hat sich die suggestive Seelenheilkunde Bahn gebrochen, wie so viele andere Wahrheiten! Jeder Tag bringt mir hiervon zahlreiche Beweise, die mir über manches spöttische Lächeln hinweghelfen! Professor Ewald protestiert dagegen, die Anwendung des Hypnotismus eine ärztliche Behandlung zu nennen. Zu einer solchen gehöre ärztliche Kunst und ärztliches Wissen. Aber was dem ersten besten Kuhhirten oder Schuhflicker gelingt, sobald er genug Selbstvertrauen besitzt, das verdient nach ihm nicht den Namen einer ärztlichen Behandlung. Das hieße behaupten, die Anwendung eines Zugpflasters, die Vornahme einer Waschung oder die Kompression einer Wunde, um die Blutung zu stillen, seien ebenfalls keine ärztlichen Verrichtungen.

Ich glaube übrigens gezeigt zu haben, daß die therapeutische Anwendung der Suggestion eine Kunst ist und eine Wissenschaft, welche langjährige Erfahrung fordert und gründliche medizinische und psychologische Kenntnisse voraussetzt.

Die Lehre von der Suggestion in ihrer verschiedenartigen Anwendungsweise bildet eine der großen Errungenschaften unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Wissenschaft. An diese von der Schule in Nancy ausgehende Entdeckung knüpft sich ein Name, der stets in dankbarer Erinnerung fortleben wird; es ist der eines bescheidenen Arztes und eines rechtschaffenen Mannes: ich meine den Namen des Dr. Liébeault.

❦

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Mesmers Lehre.

Nach seinen Originalschriften dargestellt

von

Carl Kiesewetter.

In seinem Mémoire sur la Découverte du Magnétisme animal[1]) erzählt Mesmer weitläufig, wie er zur Entdeckung des animalischen Magnetismus kam, was er unter demselben verstand, und welches seine ersten Erfahrungen hinsichtlich seiner neuen Heilmethode waren. Ich habe dies kurz in der „Sphinx" zusammengefaßt[2]) und gebe nun die siebenundzwanzig Sätze, in denen Mesmer — sich offenbar an Maxwells Aphorismen anlehnend — sein System zur Darstellung bringt.[3])

„1. Es besteht ein gegenseitiger Einfluß zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den beseelten Körpern.

2. Das Mittel, durch welches dieser Einfluß wirkt, ist ein überall zusammenhängend, ohne einen leeren Raum zu dulden, verbreitetes Fluidum, dessen Feinheit keinen Vergleich zuläßt, und das seiner Natur nach geeignet ist, alle Eindrücke der Bewegung[4]) zu empfangen, fortzupflanzen und mitzuteilen.

3. Diese wechselseitige Einwirkung ist bisher unbekannten mechanischen Gesetzen unterworfen.

4. Aus dieser Einwirkung entstehen abwechselnde Effekte, die man als eine Art Ebbe und Flut betrachten kann.

5. Diese Ebbe und Flut sind mehr oder weniger allgemein, mehr oder weniger besonders, mehr oder weniger zusammengesetzt, nach der Natur der sie bestimmenden Ursachen.

6. Durch diese Thätigkeit, die universellste der Natur, werden die einwirkenden Verbindungen zwischen den Himmelskörpern, der Erde und den Einzelkörpern derselben geknüpft.

7. Die Eigenschaften des Stoffes und des organisierten Körpers hängen von dieser Thätigkeit ab.

8. Der lebende Körper erfährt die abwechselnden Einwirkungen dieses Agens, indem es in die Substanz der Nerven eindringt, welche es unmittelbar affiziert.

9. Es giebt sich besonders im menschlichen Körper durch Eigenschaften kund, welche analog denen des Magnetes sind; man unterscheidet auch bei ihm verschiedene und entgegengesetzte Pole, welche mitgeteilt, verwechselt, zerstört und wiederhergestellt werden können; selbst das Phänomen der Inklination hat man an ihm beobachtet.[5])

---

[1]) Paris 1779, 12°. — [2]) Sphinx XI. 64, S. 208 ff.

[3]) Mémoire etc. p. 74.

[4]) Bewegung ist bei Mesmer eines der erschaffenen Prinzipien. „Es giebt ein unerschaffenes Principium. Es giebt in der Natur zwei erschaffene Prinzipien, die Materie und die Bewegung. Vergl. „Lehrsätze des Herrn Mesmer". Straßburg 1785. Aph. 1.

[5]) Soll dies vielleicht heißen, daß besonders organisierte Naturen die Magnetnadel ablenken?

10. Die Eigenschaft des lebenden Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper und die gegenseitige Einwirkung der Umgebung empfänglich macht, und die sich durch ihre Ähnlichkeit mit denen des Magnetes offenbart, hat mich bestimmt, sie animalischen Magnetismus zu nennen.

11. Die eben charakterisierte Wirkung und Kraft des animalischen Magnetismus kann andern beseelten und unbeseelten Körpern mitgeteilt werden. Beide sind mehr oder weniger empfänglich.

12. Diese Wirkung und Kraft kann durch die nämlichen Körper verstärkt und fortgepflanzt werden.

13. Man beobachtet erfahrungsgemäß die Strömung eines Stoffes, dessen Feinheit alle Körper durchdringt, ohne merklich an seiner Kraft einzubüßen.

14. Er wirkt auf sehr weite Entfernungen ein, ohne einen vermittelnden Körper zur Beihilfe zu bedürfen.

15. Er wird wie das Licht[1]) durch Glas verstärkt und zurückgeworfen.

16. Er wird durch den Schall mitgeteilt, fortgepflanzt und verstärkt.

17. Diese magnetische Kraft kann aufgehäuft, konzentriert und transportiert werden.

18. Ich habe gesagt, daß beseelte Körper nicht gleich empfänglich wären; ja es giebt sogar, obgleich sehr selten, solche, welche eine so entgegengesetzte Eigenschaft haben, daß ihre bloße Gegenwart alle Wirkungen des Magnetismus in andern Körpern zerstört.

19. Diese entgegengesetzte Kraft durchdringt ebenfalls alle Körper; sie kann ebenso mitgeteilt, fortgepflanzt, angehäuft, konzentriert, transportiert, durch Spiegel reflektiert und durch den Ton übertragen werden, woraus sich ergiebt, daß sie nicht ein bloßer Verlust (Privation), sondern eine positive entgegengesetzte Kraft ist.

20. Der natürliche wie der künstliche Magnet ist sowohl für den animalischen Magnetismus als für die ihm entgegengesetzte Kraft empfänglich, ohne daß in dem einen oder dem andern Fall seine Einwirkung auf das Eisen oder die Kompaßnadel eine Veränderung erleidet, was darthut, daß das Prinzip des animalischen Magnetismus wesentlich von dem des Mineralmagnetismus verschieden ist.

21. Dieses System wird neue Aufklärungen über die Natur des Feuers und des Lichtes, ebenso wie über die Theorie der Anziehung, der Ebbe und Flut, des Magnets und der Elektricität liefern.

22. Es wird erkennen lassen, daß der Magnet und die künstliche Elektrizität bezüglich der Krankheiten nur Eigenschaften besitzen, welche sie mit andern uns von der Natur dargebotenen Mitteln gemein haben, und daß, wenn sie einige nützliche Eigenschaften in der Behandlung derselben besitzen, sie diese dem animalischen Magnetismus verdanken.

23. Man wird durch die Thatsachen erkennen, daß nach den Regeln, welche ich mitteilen werde, dieses Prinzip unmittelbar die Nervenkrankheiten und mittelbar die übrigen heilen kann.

24. Mit Hilfe desselben wird die Medizin über den Gebrauch der Medikamente aufgeklärt, damit sie deren Wirkung verstärke, heilsame Krisen hervorrufe und lenke in der Weise, daß sie sich zum Herrn derselben macht.

25. Indem ich meine Methode mitteile, werde ich durch eine neue Theorie der Krankheiten die universelle Nützlichkeit des Prinzips darthun, welches ich ihnen entgegensetze.

26. Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, wird der Arzt sicher über den Ursprung,

[1]) Maxwell sah das Licht als das Vehikel des Weltgeistes und Universalheilmittels an. Med. magn. Aph. 78.

die Natur und das Fortschreiten auch der verwickeltsten Krankheiten urteilen; er wird das letztere verhindern und wird sie heilen, ohne jemals den Kranken gefährlichen Zufällen oder beschwerlichen Folgen hinsichtlich des Alters, Temperamentes oder Geschlechtes auszusetzen. Die Frauen werden selbst im Zustand der Schwangerschaft und während der Geburt diesen Vorteil genießen.

27. Diese Lehre wird endlich die Medizin in den Stand setzen, richtig über den Grad der Gesundheit einer jeden Person zu urteilen und dieselbe vor den Krankheiten, denen sie sonst ausgesetzt wäre, zu behüten. Die Heilkunst wird auf diese Weise zur größten Vollkommenheit gelangen."

Diese siebenundzwanzig Sätze sind eigentlich nur eine Ankündigung von Mesmers System, denn ausführlich bringt er dasselbe zuerst in den von mir bereits citierten Aphorismes oder Lehrsätzen zur Darstellung, welche Sprengel im fünften Band seiner „Geschichte der Medizin" merkwürdigerweise für unecht und untergeschoben erklärt. Es ist rätselhaft, wie dieser gelehrte Historiker zu einer solchen ungeheuerlichen Behauptung kommt, und es läßt sich nur annehmen, daß der gegen Mesmer voreingenommene Sprengel die Aphorismen nicht kannte und auf fremdes Zeugnis hin schrieb, denn auch nur die oberflächlichste Vergleichung der Aphorismen mit dem notorisch echten „Mesmerismus" hätte Sprengel zeigen müssen, daß beide Werke an zahllosen Stellen wörtlich übereinstimmen und das letztere nur die erweiterte Ausgabe des ersteren ist.

In seinen „Aphorismen" stellt Mesmer zunächst in 134 Paragraphen eine Art physikalisches Lehrgebäude auf, das zu weitläufig und zu unklar ist, als daß ich hier einen Auszug davon geben könnte. Schließlich kommt er zu dem Resultate, „daß der gegenseitige Einfluß und die Beziehungen aller miteinander existierenden Körper das bilden, was man Magnetismus nennt."

In dem Kapitel „von dem Menschen" betrachtet Mesmer denselben in Bezug auf Schlaf und Wachen, Gesundheit und Krankheit, und findet auch in ihm seine beiden Urprinzipien wieder: den Stoff und die Bewegung. Schlaf und Nahrungsaufnahme gelten Mesmer als Mittel zur Ergänzung des Verbrauchs dieser Prinzipien. Im Schlaf ergänzt der Mensch den Verlust der Bewegung (Mesmer würde besser Kraft sagen) aus den das All durchflutenden magnetischen Strömen, und die Sättigung des Organismus aus der Fülle derselben bestimmt das Erwachen.

Die Gesundheit besteht nach Mesmer im „Zustand der Harmonie" aller körperlichen Verrichtungen.[1]) Krankheit ist der entgegengesetzte Zustand, in welchem die Harmonie zerstört ist, und da es nur eine Harmonie giebt, so giebt es auch nur eine Gesundheit und ein Universalmittel. Das „Gesundheitsmittel" ist dasjenige Mittel, welches die zerstörte Harmonie wieder herstellt. Das Prinzip, aus welchem die allgemeine Harmonie besteht, welches die Harmonie erhält und wieder herstellt, ist das Prinzip der Erhaltung und identisch mit dem Prinzip der Heilung.[2])

[1]) Aph. 147. Mesmer spricht ebenso unaufhörlich von „Harmonie" wie Davis. Da letzterer von einem Mesmeristen ausgebildet wurde, ist der Zusammenhang klar.
[2]) Aph. 148—153.

Das Lebensprinzip ist ein Teil der allgemeinen Bewegung und gehorcht den gemeinschaftlichen Gesetzen des „allgemeinen flüssigen Wesens"; deshalb ist es auch allen Eindrücken des Einflusses der Himmelskörper, der Erde u. s. w. unterworfen. Dieses Vermögen oder diese Eigenschaft des Menschen, für all diese Beziehungen und Eindrücke empfänglich zu sein, ist der animalische Magnetismus.[1])

Der Mensch befindet sich fortwährend innerhalb magnetischer, ihn durchdringender Ströme, welche stärkend auf ihn einwirken. Der Magnetismus folgt dem Körper des Menschen in der Richtung der am meisten hervorragenden Teile, aus welchen Ströme dieses Fluidums ausfließen und in welche andere einströmen, wenn ihnen empfängliche Körper gegenübergestellt werden. Diese Ströme können zusammengedrängt und so in ihrer Intensität verstärkt werden. Die Punkte des Aus- und Einfließens der Ströme werden — analog dem Magneten — Pole genannt. Wenn an einem Körper ein Pol gebildet wird, wird dadurch sofort ein zweiter geschaffen. Inmitten der Pole geht eine Linie des Gleichgewichtes, wo alle magnetische Wirkung aufhört.[2])

Die magnetischen Ströme können auf eine beträchtliche Strecke hinaus durch den Zusammenhang der Körper, des Wassers, der Luft und des Äthers fortgepflanzt und mitgeteilt werden. — Alle Körper, die in einer Spitze endigen, dienen dazu, die Ströme aufzunehmen und ihre Ableiter und Konduktoren zu werden, die man als Öffnungen von Kanälen ansehen kann, aus welchen die magnetischen Ströme fließen. Diese Ströme durchdringen sowohl feste als flüssige Körper und können verstärkt werden durch innerliche und lokale Bewegungen, Töne, Wind, Reibung und Applikation von Mineralmagneten und lebenden Körpern. Sie können konzentriert und wie in einem Behälter gesammelt werden, um nachher in verschiedenen Richtungen verteilt zu werden und ihre wohlthätigen Wirkungen ausüben zu können.[3])

Mesmer giebt nun nach seiner Theorie eine Erklärung des Lebens und des Todes:

„Das Leben des Menschen ist der Teil der allgemeinen Bewegung, der in seinem Ursprung spannend geworden, einen Teil der Materie zugewandt hat und bestimmt ward, die Organe und Eingeweide zu bilden und nachher ihre Verrichtungen zu unterhalten und zu ordnen. — Der Tod ist die gänzliche Zerstörung der spannenden Bewegung; das Leben des Menschen fängt mit Bewegung an und endigt mit der Ruhe; so wie in der ganzen Natur die Bewegung die Quelle aller Kombinationen und der Ruhe ist, ebenso wird auch bei dem Menschen das Lebensprincipium die Ursache des Todes." [4])

„Jede Entwickelung und Bildung des organischen Körpers besteht in den verschiedenen und aufeinander folgenden Beziehungen zwischen der Bewegung und der Ruhe; da nun ihre Quantität bestimmt ist, so muß folglich auch die Anzahl der möglichen Beziehungen zwischen beiden bestimmt sein. Der Abstand zwischen zwei Punkten

---

[1]) Aph. 158 und 159.

[2]) Aph. 160—164. Ganz Gleiches hatte schon Robert Fludd gesagt. Vergl. Sphinx XI. 63, S. 183.

[3]) Aph. 165—172. — [4]) Aph. 198 und 199.

kann die Dauer des Lebens abbilden. — Wenn man den einen Punkt für die Bewegung, den andern für die Ruhe annimmt, so machen die aufeinander folgenden Fortschritte der verschiedenen Verhältnisse beider den Gang und die Veränderung des Lebens aus."[1])

„Diese Fortschritte der verschiedenen Modifikationen zwischen der Bewegung und Ruhe können in genauerem Verhältnisse zu einander stehen, oder dies Verhältnis kann zerrüttet sein. — Wenn der Mensch diese Fortschritte zurücklegt, ohne daß ihre Verhältnisse dadurch zerrüttet werden, so genießt er eine vollkommene Gesundheit und erreicht sein letztes Ziel ohne Krankheit; sobald diese Verhältnisse in Unordnung gebracht werden, so fängt die Krankheit an. Die Krankheit ist also nichts anderes, als eine Zerrüttung in den Fortschritten der Bewegung des Lebens. Diese Zerrüttung kann sowohl in den dichten als auch in den flüssigen Dingen existierend betrachtet werden. Wenn sie in den dichten Teilen vorhanden ist, so zerstört sie die Harmonie der Eigenschaften der organischen Teile, indem sie die einen vermindert und die andern vermehrt; wenn sie in den flüssigen ist, so verwirrt sie ihre lokale und innere Bewegung. Die Abweichung von der Bewegung in den dichten Teilen zerrüttet, indem sie ihre Eigenschaften verändert, die Verrichtungen der Eingeweide und ihre Verschiedenheiten. Die Abweichung von der inneren Bewegung der Säfte macht sie ausarten; die Abweichung von der lokalen Bewegung bringt Verstopfung und Fieber hervor: Verstopfung durch Schwächung oder Zerstörung der Bewegung, das Fieber durch die Beschleunigung derselben. Die Vollkommenheit der dichten Teile oder der Eingeweide besteht in der Übereinstimmung aller ihrer Eigenschaften und ihrer Verrichtungen; die Beschaffenheit der flüssigen Teile und ihre innere und lokale Bewegung sind das Resultat der Verrichtungen der Eingeweide."[2])

„Um die allgemeine Harmonie des Körpers wiederherzustellen, ist es hinreichend, wenn man die Verrichtungen der Eingeweide wiederherstellt, denn wenn ihre Verrichtungen einmal wiederhergestellt sind, so assimilieren sie alles, was assimiliert werden kann, und trennen, was sich nicht assimilieren läßt. Diese Wirkung der Natur auf die Eingeweide nennt man Krisis."[3])

Da nach Mesmer die Krankheit eine Abweichung von der Harmonie ist, so kann dieselbe mehr oder weniger beträchtlich sein und mehr oder weniger fühlbare Wirkungen, die Symptome, hervorbringen. Wenn diese Symptome die Wiederherstellung der Harmonie bezwecken, so werden sie kritische Symptome genannt und ihre Kenntnis ist eine Hauptaufgabe des Magnetiseurs.

„Ein Körper, der in Harmonie ist, fühlt die Wirkung des Magnetismus nicht, weil sich das festgesetzte Verhältnis oder die Harmonie durch die Anwendung einer einförmigen und allgemeinen Einwirkung nicht verändert; im Gegenteil, ein Körper, der nicht in Harmonie ist, das heißt, der in einem Zustande ist, in welchem die Verhältnisse zerrüttet sind, wird in diesem Zustande, ob er gleich gewöhnlicherweise nichts fühlte, dennoch durch den Gebrauch des Magnetismus nach und nach fühlbar (soll wohl heißen empfindlich) werden, weil durch diesen Gebrauch das Verhältnis oder die Dissonanz vermehrt wird."[4])

„Daraus kann man ersehen, daß man wieder für den Magnetismus fühllos wird, wenn die Krankheit geheilt ist; dies ist das Kriterium der Genesung. — Ferner begreift man, daß die Einwirkung des Magnetismus nach den Schmerzen zunimmt. — Die Wirkung des Magnetismus hemmt die Abweichung vom Zustande der Harmonie. — Aus dieser Wirkung folgt, daß die Symptome durch den Gebrauch des

[1]) Aph. 200—202. — [2]) Aph. 203. — [3]) Aph. 204. — [4]) Aph. 210.

Magnetismus aufhören. — Ferner folgt daraus, daß das Streben der Natur gegen die Ursachen der Krankheiten durch den Magnetismus gestärkt wird und folglich die kritischen Symptome vermehrt werden. — Aus diesen verschiedenen Wirkungen kann man die verschiedenen Symptome unterscheiden lernen. — Die Entwickelung der Symptome geschieht in umgekehrter Ordnung, in welcher sich die Krankheit gebildet hat. — Man muß sich die Krankheit als einen Knäuel vorstellen, der gerade so wieder abgewickelt wird, wie er angefangen und zugenommen hat. — Keine Krankheit wird ohne Krisis geheilt. — In einer Krisis muß man drei Hauptepochen beobachten: die Zerrüttung, die Kochung und die Ausleerung." [1])

Hat Mesmer bisher im allgemeinen eine Theorie des Magnetismus aufgestellt, aus welcher ich das Wesentlichste absichtlich mit seinen eigenen Worten mitteilte, so geht er jetzt zu einer Theorie der Anwendung des Magnetismus über, welche ebenso unklar und unbeholfen dargestellt ist wie seine sämtlichen Lehren. Das Wichtigste ist, daß nach Mesmer alle Körper mehr oder weniger unmittelbar durch ein- und ausgehende magnetische Ströme aufeinander wirken, je nachdem sie einander mehr oder weniger ähnlich sind. Ähnliches wirkt am kräftigsten auf Ähnliches, folglich übt der Mensch auf den Menschen den stärksten Eindruck aus.[2]) Dabei ist jedoch die Stellung nicht gleichgültig, welche zwei Menschen bei einer magnetischen Manipulation zu einander einnehmen:

„Zwei Menschen müssen, damit sie so stark als möglich aufeinander wirken, Gesicht gegen Gesicht kehren. In dieser Stellung rufen sie die Spannung ihrer Eigenschaften auf eine harmonische Art hervor und können angesehen werden, als machten sie nur ein Ganzes aus. Wenn bei einem allein sich befindenden Menschen ein Teil leidet, so nimmt die ganze Lebenskraft ihre Richtung dorthin, um die Ursache des Leidens zu zerstören. Ebenso, wenn zwei Menschen aufeinander wirken, so geschieht es, daß die Kraft dieser Vereinigung mit einer der Vermehrung der Masse verhältnismäßigen Stärke auf den kranken Teil wirkt. Man kann also überhaupt sagen, daß die Wirkung des Magnetismus im Verhältnis mit den Massen zunimmt. Man kann auch die Wirkung des Magnetismus auf diesen oder jenen Teil lenken; man darf nur den genauesten Zusammenhang zwischen den Teilen, die man berühren will, und dem Individuum, welches berührt werden soll (?), stiften. Unsere Arme können als Konduktoren angesehen werden, die tauglich sind, den Zusammenhang zu bewirken. Aus dem, was wir nun von der vorteilhaftesten Stellung zweier aufeinander wirkender Wesen gesagt haben, folgt, daß man die rechte Seite mit dem linken Arm und so gegenseitig berühren müsse, um die Harmonie des Ganzen zu unterhalten. Aus dieser Notwendigkeit entsteht die Entgegensetzung der Pole in dem menschlichen Leibe. Die Pole machen, wie bei dem Magnet bemerkt, Opposition gegeneinander, sie können verändert, mitgeteilt, zerstört, gestärkt werden." [3])

Mesmer teilt, wie Fludd, den Menschen durch eine Vertikallinie in zwei Hälften von ungleicher Polarität, ohne jedoch ein Wort von positivem oder negativem Magnetismus zu sagen. Er wiederholt nur bereits über Verstärkung, Aufhebung und Fortpflanzung des animalischen Magnetismus Gesagtes und fügt hinzu, daß nächst lebenden Körpern

[1]) Aph. 211—220. Der letzte Satz ist eine Konzession Mesmers an die alte medizinische Theorie, welche sich das Entstehen und Vergehen der Krankheiten analog der Eiter- oder Abscessbildung vorstellte.

[2]) Aph. 237. — [3]) Aph. 238.

Vegetabilien und von anorganischen Körpern Eisen und Glas den Magnetismus am besten verstärken und fortpflanzen.[1])

Mesmer läßt diesem Abschnitt seiner Schrift Beobachtungen über Nervenkrankheiten folgen, aus welchen hervorzuheben ist, daß er das Od lange vor Reichenbach kannte. Er sagt von dem Auge der Sensitiven[2]):

„Die dickste Finsternis ist für dasselbe nicht dunkel genug, um nicht eine hinreichende Quantität Strahlen zu sammeln, die Gestalt verschiedener Körper zu unterscheiden und ihre Verhältnisse bestimmen zu können. Ja, diese Personen können sogar Gegenstände durch solche Körper hindurch, die uns dunkel scheinen, unterscheiden; dies beweiset, daß die Dunkelheit der Körper keine besondere Eigenschaft, sondern ein Umstand ist, welcher mit dem Grade der Reizbarkeit unserer Organe in gleichem Verhältnis steht.“[3])

Von einer andern Sensitiven sagt Mesmer:

„Die Haut schien ihr ein Sieb zu sein; sie unterschied durch dieselbige das Gewebe der Muskeln in den fleischigen Teilen und die Verbindung der Knochen in den vom Fleisch entblößten Teilen; sie erklärte dies alles auf eine sehr sinnreiche Art und war zuweilen ungehalten auf den Mangel und die Unzulänglichkeit unserer Ausdrücke, ihre Begriffe zu entwickeln.[3]) Ein sehr dünner aber dunkler Körper verhinderte sie nicht, die Gegenstände durch denselben zu unterscheiden; er verminderte nur wenig den Eindruck, welchen sie davon empfing, so wie uns ein unreines Glas thun würde.[4]) — Deswegen sah sie auch alsdann, wann sie die Augenlider niedergeschlagen hatte, noch besser als ich, und oft ließ ich sie, um mich von der Wirklichkeit dessen, was sie mir sagte, zu überzeugen, die Hand auf diesen oder jenen Gegenstand ausstrecken, ohne daß sie sich jemals geirrt hätte.[5]) — Eben diese Person sah auch alle Pole des menschlichen Leibes von einem hellen Dunst erleuchtet; es war kein Feuer, aber der Eindruck, den dieses auf ihre Organe machte, gab ihr einen Begriff, der nicht sehr davon entfernt war, den sie aber nicht anders als mit dem Worte Licht ausdrücken konnte.[6]) — An meinem Haupte erblickte sie auf diese Art die Augen und die Nase. Die leuchtenden Strahlen, welche aus den Augen hervorgehen, vereinigen sich gewöhnlich mit den Strahlen der Nase, um sie zu verstärken, und von da ziehen sie sich sämtlich gegen die nächste Spitze hin, welche man ihnen entgegenhält. Doch aber, wenn ich meine Gegenstände von der Seite betrachten will, ohne den Kopf herum zu drehen, dann verlassen die beiden Strahlen der Augen die Spitze der Nase, um sich dahin zu ziehen, wohin ich es ihnen befehle.[7]) — Jede Spitze der Augenhaare, der Augenbrauen und der Haupthaare giebt ein schwaches Licht von sich; der Hals und die Brust scheinen auch ein wenig zu leuchten; reiche ich ihr die Hände dar, so läßt sogleich der Daumen ein lebhaftes Licht bemerken, der kleine Finger ist um die Hälfte weniger erleuchtet, der zweite und vierte scheinen ihr Licht nur entlehnt zu haben, der Mittelfinger ist dunkel, die flache Hand ist auch erleuchtet.“[8])

Wie Mesmer also bereits das Od kannte, so war er auf dem besten Weg, auch die Psychometrie zu entdecken, wie folgender Paragraph beweist:

„Ich kenne eine sehr verständige Person, deren Nerven sehr reizbar sind, und deren Reizbarkeit sich ganz auf der Zunge befindet; da sie ihr Bewußtsein dabei behält, so hat sie mir oft gesagt: Mich dünkt, indem ich dieses Rindchen Brot esse,

[1]) Aph. 239 und 240. — [2]) Aph. 265.
[3]) Diese Sensitive war also sowohl hellsehend wie odisch empfänglich.
[4]) Aph. 267. — [5]) Aph. 268. — [6]) Aph. 269. — [7]) Aph. 273.
[8]) Aph. 274.

das nicht größer ist als ein Stecknadelkopf, ich habe den ganzen Mund voll von dem vortrefflichsten Geschmack; aber das, was noch das Sonderbarste dabei ist: ich fühle nicht nur den Geschmack eines guten Stück Brotes, sondern ich empfinde auch besonders den Geschmack aller einzelnen Teilchen, aus welchen es besteht: das Wasser, das Mehl, kurz, alles giebt mir eine Menge von Empfindungen, die ich nicht ausdrücken kann, und giebt mir Begriffe, die mit der äußersten Geschwindigkeit aufeinander folgen, die aber keine Worte zu bestimmen vermögend sind."[1])

Die letzten Bogen der Aphorismen widmet Mesmer der Darstellung seines Heilverfahrens. Er setzt sich also seinem Patienten gegenüber, legt diesem, „um sich in Harmonie mit ihm zu versetzen", die Hände eine Zeitlang auf die Schultern, macht den Armen entlang Striche und hält die Daumen des Leidenden einige Augenblicke. Dies wiederholt er dreimal, dann macht er Striche vom Kopf bis zu den Füßen und verweilt längere Zeit mit den Händen auf den leidenden Teilen. Dabei wendet er Daumen und Zeigefinger, die flache Hand, einen Finger allein oder die Spitzen sämtlicher etwas gekrümmten Finger an und läßt bei den Strichen einen kleinen Zwischenraum zwischen der Hand und dem zu magnetisierenden Körper. Verstärkt wird die Wirkung, wenn man anstatt der Finger beim Magnetisieren einen Konduktor benutzt, d. h. ein konisches, an der Basis fünf bis sechs Linien starkes Stäbchen von Eisen, Stahl, Gold, Silber, spanischem Rohr oder Glas. Gläserne und eiserne mit einem Magnet bestrichene Konduktoren hält Mesmer für die wirksamsten.[2])

Im folgenden beschreibt Mesmer seine Baquets, die er in nasse und trockene teilt. Ein nasses Baquet ist ein mit Flaschen voll magnetisiertem Wasser angefüllter Zuber; in die Zwischenräume zwischen den Flaschen wird gestoßenes Glas und Eisenfeile geschüttet und das Ganze mit Wasser gefüllt. Die trockenen Baquets sind mit Glas, Eisenteilen, Sand und Eisenschlacken gefüllte Zuber. In der Mitte der Baquets erhebt sich eine Eisenstange, an welcher ein sehr langer Strick befestigt ist. Die Kranken setzen sich um das Baquet und bilden einen Kreis, indem sie den Strick an die leidenden Teile anlegen und sich gegenseitig mit den rechten und linken Daumen ähnlich wie heute bei den spiritistischen Sitzungen berühren. Außerdem legen sie noch aus den Baquets hervorragende bewegliche gebogene Eisenstangen an die leidenden Teile, worauf sich nach und nach die verschiedenen Symptome, Krisen, Hellsehen u. s. w. einstellen und endlich Heilung erfolgt. Außer diesen großen konstruierte Mesmer noch kleinere tragbare Baquets, welche unter die Betten nicht transportabler Kranker gestellt werden konnten; als die stärksten transportabeln Baquets betrachtet Mesmer mit Quecksilber gefüllte Glasflaschen.[3])

Mesmer magnetisierte auch Bäume, welche gewissermaßen als lebende Baquets wirkten, und zwar wählte er junge, kräftige Eichen, Ulmen und Buchen mit reichem Gezweig und möglichst wenig Knoten. Er stellte sich vor dieselben und bildete Pole an ihnen, indem er sie an diametral entgegengesetzten Orten mit der rechten und der linken Hand berührte. Dann magnetisierte er die rechte Seite des Baumes mit einem in der rechten

[1]) Aph. 282. — [2]) Aph. 287—292. — [3]) Aph. 295—303.

Hand geführten Konduktor, die linke mit einem in der linken Hand gehaltenen von den Blättern bis zum Fuß, magnetisierte dann die Wurzeln besonders, umarmte den Baum und berührte noch eine Zeitlang die bereits markierten Pole. Hierauf befestigte er Stricke an dem Baum und ließ um denselben von den Kranken Ketten wie um die Baquets bilden. Der Baum soll den Magnetismus einige Monate behalten können. Nach Mesmer empfanden selbst Gesunde die Wirkung des magnetisierten Baumes, während Leidende rasch in Krisen verfielen.[1])

Während der magnetischen Behandlung empfiehlt Mesmer reichliche Nahrung und alle Nahrungsmittel, nach denen der Kranke Verlangen hat, mit Ausnahme starker Weine, Liqueure, Kaffee, Gewürze und Tabak. Als Getränk empfiehlt er leichten, mit Wasser gemischten Wein und Limonade, auch ist er ein Freund von Bädern und Klystieren.[2])

Bei der Epilepsie magnetisiert Mesmer vom Scheitel bis zur Nasenwurzel mit der einen und vom Scheitel bis tief ins Genick mit der andern Hand; bei Schlaganfällen magnetisiert er Brust und Herzgrube mit der einen und das Rückgrat in seinem ganzen Verlauf mit der andern Hand. Bei Ohrenleiden, Taubheit und Stummheit läßt er den Strick um den Kopf winden und einen Eisenstab oes Baquets in das Ohr oder den Mund nehmen und magnetisiert Ohr oder Mund mit der Hand. Bei Augenleiden magnetisiert er die Augen mit der Hand oder dem Konduktor. Hautleiden behandelt Mesmer mit magnetisiertem Wasser und legt den Strick des Baquets an; ebenso behandelt er Geschwülste, Anschoppungen, Verstopfungen und Wunden. Bei Kopfweh magnetisiert er Stirne, Schläfe und Magen, bei Migräne Magen und Schläfe, bei Zahnweh die Kinnlade, bei Halsleiden den Hals, bei Brustleiden Brust und Rückgrat, bei den vielen Unterleibsleiden das leidende Organ oder die Gegend desselben u. s. w. u. s. w.[3])

Durch diese Behandlung sucht Mesmer die kritischen Symptome und heftige Krisen — nur bei schwachen und sehr empfindlichen Personen minder heftige — hervorzurufen, mit deren Eintritt die Macht der Krankheit gebrochen ist und die Heilung beginnt.

Dies ist der Kern des mesmerischen Heilverfahrens; es bleibt nun noch eine Schilderung dessen übrig, was Mesmer über Somnambulismus lehrt.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Aph. 303. — [2]) Aph. 312 und 313. — [3]) Aph. 316—332.



Eine spiritistische Sitzung.

Bericht mit Bemerkungen

von

August Butscher.

Ehe ich unsere letztgehabte „Sitzung“, von der die „Akten“ mir vorliegen, an meinem Erinnern und vor den Augen der Leser vorüberziehen lasse, will ich vorausschicken, daß unser derzeitiges Medium bei den übrigens sehr selten gewordenen „Sitzungen“ meine Frau ist. Diese, eine ganz ruhig angelegte Natur, die nicht leicht aus der Fassung zu bringen ist, hatte vor unsrer Verheiratung von dem sogenannten „Spiritismus“ nicht die leiseste Ahnung. Ich erzählte nun ihr und anderen, so den „unberührten“ Bekannten, von meinen Erfahrungen auf diesem Gebiete und begegnete dabei dem stereotypen ungläubigen Lächeln. Immerhin wurden Versuche angestellt und wir mühten uns mit dem „Klöpfeln“ eine geraume Zeit ab. Ich versuchte dann das Schreiben, aber es gelang mir bis auf den heutigen Tag nicht, ein „Automat“ zu werden. Scherzweise gab ich meiner Frau den Stift in die Hand, und siehe da! das Medium war „entdeckt“. Seit dieser Zeit schreibt sie bei den — jetzt überaus spärlich gewordenen — Sitzungen mit rapider Schnelligkeit und völlig ohne Bewußtsein dessen, was sie „an das Licht bringt“. Sie ist dabei völlig ruhig, unterhält sich nebenbei harmlos und empfindet auch nicht die Spur einer Aufregung.

Unsere letztgehaltene Sitzung nun fand an einem Sonntagabende im vorigen Herbste bei Tageslicht statt. Anwesend waren meine Frau, ich und ein Bekannter, der Journalist ist.

* * *

Wir saßen ziemlich lange resultatlos, was mir insofern nicht angenehm war, als ich von langer Hand her eine Reihe von Fragen vorbereitet hatte, mit denen ich den sich äußernden „Intelligenzen“ ein wenig auf den Zahn zu fühlen gedachte. Es stellte sich aber nach einiger Zeit heraus, daß an der Verzögerung die Gedankenabschweifung des Mediums schuld war. Meine Frau dachte nämlich sorgend an unsere Kleine, die sich auf der Straße befand; sie war der Meinung, es könnte dem Kinde etwas geschehen. Erst als ich sie ersuchte, „bei der Sache zu bleiben“, kam diese sofort in Fluß und das Schreiben begann; mit Klopfenlassen gaben wir uns seit langem gar nicht mehr ab. Ich lasse jetzt Fragen

und Antworten, soweit sie einigermaßen anregend sind, folgen und durchspicke sie zuweilen mit Bemerkungen in Klammern.

Ohne Frage wurde zuerst geschrieben: „Johanna Müller aus Berlin."

[Angeblich eine verstorbene Großtante des Mediums, von dem letzteren nur bei einem Besuche in der Reichshauptstadt persönlich kennen gelernt. — Nebenbei gesagt, lasse ich mich bei dieser Berichterstattung auf spitzfindige Untersuchungen, über „dramatische Spaltung" u. s. w. nicht ein, das sei Berufeneren überlassen, sondern gebe einfach das „Gespräch", begleitet von einzelnen Randglossen.]

Frage: „Warum kommst du zu uns?"

Antwort: „Das weiß ich nicht, ich mußte eben gehen."

Frage: „Kämest du zu jeder Zeit, wenn wir den Wunsch äußerten?"

[In diesem Falle hatten wir übrigens durchaus keinen derartigen Wunsch geäußert, ja nicht entfernt an die Verblichene gedacht, von der mir und dem anderen „Beisitzer" überhaupt nichts bekannt war. Das Medium hatte ebensowenig an die Dame gedacht.]

Antwort: „Ja, zu jeder Zeit und ich mußte kommen. Ich bin zwar oft bei euch [war dies „geistweis" oder nur im Erinnern gemeint?], ohne daß ihr mich sehet."

[Ich erinnere mich bei Anführung dieser Äußerung über diese Anziehung an eine andere, die vor vielen Jahren eine „berühmte" Persönlichkeit durch die automatische Schrift gab und die etwa lautete: „Wie der Magnet das Eisen anzieht, so des Menschen Wille uns; wir kommen, weil es Gesetz."]

Frage: „Was empfandest du beim sogenannten Sterben?"

Antwort: „Ich empfand eigentlich gar nichts mehr. Wenn man so alt wird, hat man kein Empfinden mehr, als zu seinen vorangegangenen Lieben zu kommen."

[Die Dame starb unseres Wissens in dem Alter von 82 Jahren.]

Frage: „Hattest du Kenntnis von der Beerdigung deines Körpers?"

Antwort: „Ja, ich hatte es, aber nicht in dem Sinne, wie ihr es meint."

[Wir waren uns übrigens über den „Sinn" nicht recht klar.]

Frage: „Wie war etwa dein Empfinden, als du dich im „andern Leben" fandest?"

Antwort: „Es war wie nach sehr langem Schlaf; ich war mir nicht recht bewußt, wo ich war; ich war in dem Reiche der Geister."

[Ähnliche ausweichende Äußerungen liegen massenhaft vor.]

Frage: „Giebt es in eurer Daseinsform auch Wohnungen, Landschaften u. s. f.?"

Antwort: „Wohnungen brauchen wir keine; Landschaften bilden die Wolken, aber sehen könnet ihr sie nicht."

[Erinnert diese Äußerung nicht ein wenig an jene merkwürdigen Wolkengebilde, die einem phantasievollen Auge als die wunderbarsten Landschaften erscheinen?]

Frage: „Sind die Sterne bewohnt, und von welchen Wesen? Hast du Kenntnis davon?"

Antwort: „Ja, die Sterne sind von guten Geistern bewohnt."

Frage: „Bedarf ein entkörperter Geist auch einer Art Nahrung?"

Antwort: „Ja, aber geistige Nahrung, aber euch nicht zu erklären."

[Derartige orakelhafte Aussprüche kommen häufig vor.]

Frage: „Wie wird euer Sichtbarwerden bewirkt?"

Antwort: „Durch Magnetismus."

[Recht hübsch dunkel!]

Frage: „Wisset ihr etwas von einer sogenannten „vierten Dimension", in der ihr leben sollt?"

Antwort: „Nein, davon wissen wir nichts, ist aber auch nicht nötig."

[Es kommt mir aus verschiedenen Gründen vor, als ob diese lakonische Antwort weit klüger sei als die Frage.]

Frage: „Wie verhält es sich mit den totgeborenen Kindern? Sind sie auch unsterblich?"

Antwort: „Nein, sie sind nicht unsterblich, diese waren noch nie da und haben nie gelebt."

[Ein schwerwiegender Ausspruch, über den ich mir keine Glossen erlaube.]

Frage: „Wie ist es mit den sogenannten Blödsinnigen, Wahnsinnigen u. s. w.?"

Antwort: „Sie sind unsterblich und kommen in unserm Dasein wieder zu Licht und Leben."

Frage: „Habet ihr auch Dichter, Erfinder, Entdecker u. s. f.?"

Antwort: „Ja, dies haben wir, und diese geben es den Menschen auf der Erde wieder ein."

Frage: „Können die Entkörperten den Menschen in bedrängten Lagen beistehen?"

Antwort: „Nach Umständen sind wir imstande dazu."

[Nach einigen Auseinandersetzungen über sogenannte Schutzgeister, wurde die Fragen gestellt, ob sie auch ein solcher sei. Die Antwort lautete:]

„Ich bin der Schutzgeist eines Neffen von mir, R. St. in Berlin." [Wir kennen den Mann, dessen Name voll angegeben wurde.]

Frage: „Habe auch ich [der Schreiber dieses] einen Schutzgeist und kannst du ihn vielleicht näher bezeichnen?"

Antwort: „Er ist weiblich, jung und in heller Gestalt, eine Anverwandte von dir."

Frage: „Vielleicht meine verstorbene Schwester M.?"

Antwort: „Ja, diese wird es sein."

[Starb in einem Alter von 24 Jahren und hat sich — wenn wir diesen „Intelligenzen" wirklich eine Realität, oder wenigstens Individualität zusprechen dürfen — schon oft „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" und in ähnlichem Sinne geäußert. — Jetzt kommt aber etwas ziemlich Auffallendes.]

Frage: „Kannst du dich auch über den Schutzgeist des Mediums äußern?"

Antwort: „Dieser ist männlich, hell und stramm, scheint einmal im Leben Soldat gewesen zu sein."

[Nebenbei gesagt habe ich die Bezeichnung „stramm" noch niemals aus dem Munde des Mediums gehört, er würde ihr — wenn ihr nicht der kunstfertige „larvierte Somnambulismus" einen Streich spielte — meines Erachtens geradezu „gegen den Strich" gehen und ist auch speziell „berlinerisch", während meine Frau eine gute Schwäbin ist.]

Frage: „Wie war sein Name in diesem Leben?"

Antwort: „Julius Klaiß."

[Der in jüngeren Jahren verstorbene kgl. württemb. Hauptmann dieses Namens stand der Mutter des Mediums von Seiten sehr nahe und schenkte uns schon öfters bei Sitzungen „die Ehre seines Besuches".]

Frage: „Wie würdest du nach unsern Begriffen etwa aussehen, wenn du dich materialisieren könntest?"

Antwort: „Das weiß ich von mir nicht zu sagen. Jedenfalls habe ich mich verjüngt, denn im Leben war ich sehr alt."

[Um nicht zu weitschweifig zu werden, übergehe ich verschiedene Fragen und Antworten untergeordneten Charakters — das Obige ist ja auch nur eine Auslese — und berichte noch einige Äußerungen, die sich in ihren Einzelheiten der Hauptsache nach bei späterer Erkundigung als falsch herausstellten. Der Gedanke liegt nahe,

daß hier von irgend einer Seite „Wahrheit und Dichtung" ineinander spielten oder eine possenhaft angelegte „Intelligenz", die wir früher als „Neckgeist" zu bezeichnen pflegten, sich einen Scherz erlaubte und die andere (wohlmeinende) „verdrängte".]

Frage: „Wo befindet sich in diesem Augenblicke meine alte Mutter [die des Berichterstatters] und was thut sie?"

[Es wurde eine Art „Reiseroute" gegeben — die Genannte lebt einige Stunden von Ulm in einem Dorfe an der Iller.]

Antwort: „Sie ist auf dem Sofa und liest etwas in einer Zeitung."

Frage: „Ist sie jetzt wieder hergestellt?" [die alte Frau brach etwa ein Jahr vorher den Fuß.]

Antwort: „Nein, aber es ist ihr erträglich."

Frage: „Befindet sich jemand bei ihr?"

Antwort: „Ja, es ist jemand bei ihr, eine Verwandte wird's sein."

[Es leben zwei unverheiratete Schwestern bei der Mutter. Bis hierher ist der Sachverhalt wenigstens einigermaßen richtig dargestellt.]

Frage: „Kannst du die Zeitung erkennen?"

Antwort: „Es ist eine Ulmer Zeitung — „Ulmer Tageblatt"."

[Diese Angabe ist vollständig unrichtig.]

Frage: „Kannst du uns schreiben, was sie eben liest?"

Antwort: „Es ist gefunden worden ein goldener Ring auf dem Münsterplatz."

[Diese Behauptung erwies sich ebenfalls unzutreffend, als wir hätten ähnliche, ausgestattet mit noch viel ausschweifenderer Phantasie, noch viele zu verzeichnen.]

Es war inzwischen dunkel geworden und wir beschlossen, die Sitzung mit dem etwas unbehaglichen Gefühle, zuletzt ein wenig „hinters Licht geführt worden zu sein". Es stellte sich wie gesagt auch so heraus. Aber von wem?

Ich kenne wohl die verschiedenen Erklärungsweisen für derartige „freie Dichtungen", ob sie aber zutreffend sind?

Im übrigen bietet die geschilderte Sitzung trotz ihrer scheinbaren Einfachheit doch verschiedene Gesichtspunkte, welche zu denken geben. Ich kann es mir nicht versagen — irgend welchen Äußerungen über das Vorgebrachte entgegensehend — eine Stelle aus meinem Volksromane „Der Einsiedler von Blumenrain", in welchem auch spirituelle Manifestationen verflochten sind, anzuführen, die mir nicht ganz unzutreffend zu sein scheint. Felix Riedmüller, der junge Hofkapellmeister, sagt nach einer stattgehabten merkwürdigen Sitzung „zu sich selbst":

„Sollte wirklich eine Fortexistenz in einer sogenannten „anderen Welt", die unserm Tagesbewußtsein für gewöhnlich verschlossen ist, möglich, ja sogar gewiß sein? Und waren diese „Intelligenzen" wirklich Menschen wie wir, oder aber sind diese „Offenbarungen" nur eine „dramatische Spaltung" unseres eigenen Geistes, der zu sich selbst wie zu einem fremden redet? Oder — der Fragen sind kein Ende, und ich kann jetzt nach der Niederschrift nur wieder den verwirrenden Eindruck, nein, die Überzeugung wiedergeben, daß entweder die „Geisterfrage" im Spiritismus der Lösung näherrückt, oder daß der Mensch ein noch viel rätselhafteres Geschöpf ist als man stets annahm, und daß niemand sagen kann und darf, man sei auf den Grund seines wirklichen, tiefinnersten Wesens gelangt." —



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Warnung durch einen Traum.

Von
Ludwig Deinhard.

Der von Carl du Prel in allen seinen neueren Schriften vertretene metaphysische Individualismus — eine Lehre, deren Anhängerzahl ohne Zweifel gegenwärtig trotz aller Einwürfe der Materialisten und Pantheisten zu wachsen beginnt — weist bekanntlich im Menschen die Existenz eines transscendentalen oder intelligibeln Subjektes nach, dessen Wirksamkeit zuweilen in gewissen Stadien des Traumlebens Spuren in unserm Gedächtnis hinterläßt, die wir als Wahrträume, Warnungsträume oder Ferngesichte im Traum aufzufassen pflegen. Das Religio-Philosophical Journal vom 31. Januar 1897 bringt nun ein sehr merkwürdiges Beispiel solcher Äußerungen des transscendentalen Subjektes im Schlafe, worin dem Träumer zunächst ganze landschaftliche Szenerien, die er im Wachen vorher niemals gesehen, die er aber später, dem Traum genau entsprechend, in Wirklichkeit vorfindet, erscheinen, wodurch das Fernsehen in räumlicher Beziehung für das transscendentale Subjekt sich erweist. Im ferneren Verlaufe dieses Traumes stellt sich auch das Fernsehen in zeitlicher Beziehung ein, und zwar nicht etwa dadurch, daß ein Ereignis, welches später wirklich eintrat, dem Träumer erschien, sondern in der Weise, daß eine demselben bevorstehende Gefahr durch die anschauliche Darstellung einer drohenden Katastrophe — also durch ein Warnungsbild — zum Bewußtsein gelangte. Dieser Warnungstraum beunruhigte den Betreffenden in zwei hintereinander folgenden Nächten in gleicher Weise und veranlaßte ihn dadurch zu energischem Handeln. Der von dem Betreffenden gegebene Bericht ist kurz der folgende:

„Vor einigen Jahren lebte ich in einer wilden, gebirgigen, ziemlich einsamen Gegend in Virginia (einem der östlichen, an dem Atlantischen Ocean liegenden Staaten der nordamerikanischen Union). Wenige Schritte von meiner Thüre war der Schienenstrang; das Stationsgebäude und ein größeres Dorf etwa eine Meile weiter westlich. In östlicher Richtung war die nächste Station ungefähr zehn Meilen entfernt. Ich war im Herbst mit meiner jungen Frau an diesen Ort gezogen. Anfang März des darauffolgenden Jahres wurde ich vom Typhus befallen und lag ungefähr einen Monat krank. Allein dank meiner kräftigen Konstitution und der sorgsamen Pflege eines liebenden intelligenten Weibes genas ich langsam.

Sobald ich wieder soweit hergestellt war, um aufstehen und ein wenig herumgehen zu können, sagte ich meiner Frau, sie thäte wohl jetzt gut daran, die Eisenbahn zu benutzen und ihren Bruder zu besuchen, der ungefähr fünfzig Meilen östlich von uns wohnte. Sie hatte mich während meiner Krankheit Tag und Nacht mit solcher Hingebung gepflegt, daß ich fürchten mußte, ihre Kraft und Gesundheit würden versagen, wenn sie nicht eine Zeitlang ausruhte. Ich wußte überdies, daß sie dies längst beabsichtigte, und zweifelte nicht daran, daß ihr Bruder und dessen Familie sehr erfreut sein würden, sie wiederzusehen, und gewiß alles thäten, ihr den dortigen Aufenthalt so angenehm, wie nur möglich, zu machen. Sie wollte mich anfänglich nicht allein lassen, indem sie fürchtete, ich bedürfe ihrer Pflege; nach ein paar Tagen aber, als sie sah, daß Gesundheit und Kräfte sich bei mir fortwährend hoben, beschloß sie meinen Rat zu befolgen. Eines schönen Morgens also um die Mitte April, nachdem für meine Bequemlichkeit alles geschehen war, und sie mir noch ans Herz gelegt hatte, ja mich vor Erkältung in acht zu nehmen und ja nicht zu weit zu gehen, reiste sie denn wirklich ab auf etwa vierzehn Tage.

Eines Tages, als ich meine Kräfte etwas überanstrengt hatte, fühlte ich mich abends sehr erschöpft und konnte nachts lange nicht einschlafen. Endlich verfiel ich in einen sehr unruhigen Schlummer und träumte ganz merkwürdige und fürchterliche Dinge. Es kam mir vor, wie wenn ich ein paar Tage im voraus überschlagen hätte, und wie wenn es in meinem Traum, anstatt Mittwoch den vierundzwanzigsten, Freitag den sechsundzwanzigsten wäre. Es schien mir im Schlafe, wie wenn diesen und den vorhergegangenen Tag über ein heftiger Regen niedergegangen wäre, worauf ein angenehmer ziemlich klarer, nicht sehr dunkler Abend folgte; den Mond bekam ich gleichwohl nicht zu Gesicht.

Ich hatte ferner die Empfindung, wie wenn ich der Bahnlinie entlang in östlicher Richtung ginge. Ich durchschritt zunächst einen etwa eine halbe Meile breiten Wald, kam dann wieder eine halbe Meile lang durch Felder, an zwei Farmerhäusern vorüber, von denen das eine bewohnt war, das andere nicht.

Ich kam nun, im Traume weiter wandelnd, wieder in einen Wald und nach etwa anderthalb Meilen an einen vom Regen ziemlich angeschwollenen Fluß, über welchen ein Bahnviadukt führte, dessen von den Fluten unterwaschene Pfeiler beim Passieren eines Passagierzuges zusammengebrochen waren, so daß auf beiden Seiten des Flusses aus demselben die Trümmer der Pfeiler und darübergefallenen Personenwagen herausstarrten, während ein Teil des Zuges in den Fluten ganz versunken war. Einige der Passagiere lagen tot oder sterbend in diesem Chaos, andere trieben in den Fluten, und wieder andere hingen an Bäumen und Buschwerk am Ufer. Es war ein über alle Beschreibung schrecklicher, herzzereißender Anblick, wie ich ihn hoffe in Wirklichkeit niemals erleben zu müssen.

Tags darauf nach diesem Traum fing es nun wirklich an zu regnen, und regnete fort den ganzen Tag und die ganze Nacht. Ich fühlte mich

den ganzen Tag über recht einsam und unbehaglich, eine Empfindung, die sich beim Empfang eines Briefes von der Hand meiner Gattin noch verstärkte, der mir ihren Entschluß mitteilte, Freitag Abend mit dem Expreßzug zurückkehren zu wollen. Ich ging spät zu Bett; der schreckliche Traum hatte mich ganz und gar aus der Fassung gebracht. Und nun kam noch zu diesen quälenden Vorempfindungen, oder wie man es nennen mag, daß der Traum sich wiederholte, und zwar diesmal noch lebhafter und bestimmter, als das erste Mal auftrat.

Als ich morgens erwachte, regnete es noch immer; es war dies der Freitag, an dem meine Gattin nach Hause reisen wollte. Wir hatten von Osten her jeden Tag zwei Passagierzüge; einen morgens um 9 Uhr und einen abends um dieselbe Stunde; dieser letztere war derjenige, den meine Gattin benutzen wollte.

Gegen Nachmittag hörte der Regen auf, und die Wolken verzogen sich allmählich. Der Traum hatte auf mich einen solchen Eindruck gemacht, daß ich beschloß, zu versuchen, den Fluß, den ich in meinen Träumen so deutlich gesehen hatte, zu finden, und wenn derselbe irgend gefahrdrohend aussähe, einen Versuch zu machen, den Zug anzuhalten. Als es demnach zu regnen aufhörte, machte ich mich fertig und brach auf. Ich hatte bisher nie Gelegenheit, dem nächsten Stationsgebäude in östlicher Richtung einen Besuch zu machen, und war demzufolge auch vollkommen unbekannt in dieser Gegend. Nun fand ich aber alles gerade so, wie es mir im Traume erschienen war.

Kurze Zeit nach meinem Aufbruch passierte ich bereits den Wald, den ich in meinem Traume gesehen hatte, gelangte dann ins freie Feld hinaus, und fand richtig die zwei Farmerhäuser, das eine bewohnt, das andere verlassen. Es kam mir überhaupt alles so bekannt vor, wie wenn ich den Weg wirklich schon gemacht hätte. Ich marschierte langsam und kam gegen Abend an den vermuteten Strom, dessen reißende Fluten vom Regen sehr angeschwollen schienen. Die Brücke jedoch war keineswegs zusammengebrochen oder mit Wagentrümmern und verstümmelten Passagieren übersäet, sondern stand noch; und obgleich ihre Balken etwas morsch und von der Witterung stark mitgenommen schienen, so sah sie doch nicht gerade aus, wie wenn sie unter der Last eines darüberrollenden Zuges zusammenbrechen müßte. Ein schwerer Güterzug mußte zudem gegen sechs Uhr von Westen her kommen; ich beschloß, dessen Ankunft abzuwarten und dachte, wenn der glücklich hinüberkäme, könne doch für den leichteren Passagierzug kaum eine Gefahr vorhanden sein.

Zur richtigen Zeit donnerte der Güterzug heran und passierte glücklich die Brücke. Jedoch — wenn auch hieran meine aufgeregte Einbildungskraft hauptsächlich schuld gewesen sein mag, kam es mir vor, wie wenn sich die Brücke gebogen und unter der Last des Zuges in gefahrdrohender Weise gewankt hätte. Auf alle Fälle beschloß ich noch etwas länger zu warten, und zu beobachten, ob der noch immer anschwellende Strom eine sichtbare Wirkung auf die Brücke ausübe. Eine Laterne und eine dicke Decke zum Schutz gegen die feuchte Nachtluft hatte ich bei mir.

Kurze Zeit nach Sonnenuntergang — ich saß nicht weit vom Ufer — hörte ich einen lauten Plumps und sah, als ich zur Brücke sprang, daß ein Teil des Ufers auf der entgegengesetzten Flußseite weggerissen, und daß durch die Wirkung des Wassers oder durch sonst eine Ursache das Fundament der Brücke in einer Weise gelitten hatte, daß die Schienen gebogen und so gelockert waren, um es für einen Zug unmöglich zu machen, hinüberzufahren. Sofort überschritt ich die Brücke und beschloß, den Zug wenn möglich anzuhalten und vor sicherem Verderben zu retten."

Um kurz zu sein, es gelang dem Erzähler den Zug rechtzeitig zum Stehen zu bringen; er rettete damit nicht nur seine Gattin, sondern noch Dutzende von Menschen vor einer schrecklichen Gefahr.

Wie will die materialistische Wissenschaft, welche das Fernsehen im Traume nicht zugestehen kann, diesen Fall erklären? Durch seine Hoheit den Zufall? Das geht wohl nicht an; denn der Traumverlauf war ja in zwei hintereinander folgenden Nächten der gleiche. Also bleibt dem Materialismus wohl kein anderer Ausweg, als die ganze Geschichte für erfunden zu erklären. Der Pantheismus kann sich vielleicht eher entschließen, einen solchen Wahrtraum für möglich zu halten, muß aber dann zur Erklärung die Weltsubstanz mit dem „Telephonanschluß im Absoluten" herbeiziehen. Der gläubige Spiritist dagegen kommt schon leichter mit einer Erklärung zustande. Er braucht bloß einen Schutzgeist anzunehmen, der einen derartigen Traum inspiriert.

Wir brauchen jedoch, um unserm Erklärungsbedürfnis Genüge zu leisten, vom Standpunkt des metaphysischen Individualismus nicht so weit zu gehen. Das vom Monismus zur Aufhellung der Phänomene des Okkultismus postulierte transscendentale Subjekt mit einer von unserer irdischen vollkommen verschiedenen Raum- und Zeitanschauung bringt unserm Verständnis derartige Träume, wie sie hier geschildert werden, so nahe, daß wir uns mit dieser Erklärungsformel wohl zufrieden geben können. Jedenfalls ist sie die einfachste.



Ergötzlichkeit.

Es ist sehr gut, wenn man erkennt, daß bei den Ergötzlichkeiten unserer sinnlichen Natur nicht eigentlich wir uns ergötzen, sondern nur das, was in uns noch Tier ist.

St. Martin.



Eine mediumistische Rede,

gehalten im Trance am 9. April 1891

von

Marie Liebich.*)

Als ich starb, war ich 34 Jahre 2 Monate alt. Ich hatte eine große Furcht vor dem Tode, vor dem sogenannten Sterben, und als die Stunde kam, war es nicht schön; — aber ich empfand nichts davon, und als ich erwachte oder tot war, da dachte ich, daß ich geträumt hätte. Es standen um mich herum eine Masse Gesellen beiderlei Geschlechts; einige lachten mich an, manche streckten mir die Hand entgegen, aber keiner kam und nahm mich. Ich stand da, ich starrte die anderen an, und ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, ich war ihnen fremd und sie mir — obgleich mir es vorkam, daß ich ihnen nicht fremd war: das fühlte ich. — Auf einmal näherte sich mir ein kleines Mädchen, weiß, viel heller und lichter als alle die anderen, welche vor dem lichten Wesen zurückwichen, weggingen, und das Mädchen kam auf mich zu, erfaßte mich und führte mich fort. Ich sah mich noch einmal um: ich sah da eine Hülle liegen, welk und schlecht, wie ein zerbrochenes Scherbenglas, und ich ging auf grüner Teppichwiese wie auf weichem Grase, schräg auf, immer höher, immer höher. Die übrigen Gefährten, die früher um mich standen, blieben zurück und sahen nach, wie ich mit dem Mädchen ihnen entschwand.

Ja, das war das erste Erwachen nach dem Tode!

Ich war noch so betäubt von alledem, daß ich noch nicht recht wußte, was es eigentlich zu bedeuten hatte. Ich sollte doch wieder erwachen, ich sollte doch wieder in meinen Körper zurück, in das Leben zurück, ich mußte doch träumen, ich wußte doch nicht, was . . . Schließlich

*) Stenographiert und übertragen wurde diese Rede von dem Gatten des Mediums, Herrn Eugen Liebich in Hamburg (Eilbeck). Dieselbe ist hier silbengetreu in ihrer Ursprünglichkeit wiedergegeben, ohne stilistische „Abfeilung". — Wir teilen diese Rede unsern Lesern mit als ein recht gutes Beispiel für solche mediumistische Vorträge. Der Grundcharakter derselben ist stets der gleiche und man kann aus allen die gleiche heilsame Anregung erhalten — einerlei, für was oder für wen man die sich auf diese Weise äußernde Intelligenz nehmen will. Der „kontrollierende Geist", welcher durch den Mund des hypnotisch-bewußtlosen Mediums redet, giebt sich in allen Fällen, und so auch in diesem, als die Persönlichkeit eines verstorbenen Menschen.
(Der Herausgeber.)

kamen mir ganz andere Sträucher, Bäume, Blumen, Vögel, allerhand zu Gesicht; es wurde in mir Tag, ich erinnerte mich; ich sah mich deutlich als Knabe, Jüngling, Mann, bis zu dem Punkte, wo ich dalag.

Ich erwähnte ein Kind. Das war eine Schwester von mir. Als kleines Kind, das ich noch nicht gekannt hatte, war sie gestorben; sie kannte mich aber.

„Ich muß dich wieder verlassen," sagte das Kind; „bleibe nun hier, sei fleißig, erhelle dich! erhelle dich!" sagte sie wohl wenigstens dreimal, und weg war sie.

Sie war weg. Da denke ich: ich soll mich erhellen?! Es war doch merkwürdig! Es war doch etwas ganz Eigentümliches! — — — Es kamen wieder und gingen wieder an mir welche vorbei. Der Weg war mit unaufhaltsam Wandernden besetzt, die aber nicht so hell und so strahlend waren, wie dieses Kind, sondern auch hellgrau-weiß; und alle waren sie bemüht, recht lieblich und gut zu sein, alle hatten sie ein Ziel: das Beste zu thun, und jeder wollte gerne das verwischen, was er hinter sich hatte. Ich dachte: diesen mußt du wohl folgen. Es war aber nicht etwa, als wenn ich ein Körper wäre. So müßt ihr es euch nicht vorstellen: nein, ich war plötzlich wie ein Licht, wie eine starke, weißlichgraue Atmosphäre, dicht, wie Gas in einem Gummiballon zusammengehalten: so klein wurde plötzlich meine Gestalt, und doch war sie so groß; ich empfand es, daß ich etwas thun konnte: ich konnte fassen, greifen, gehen, sprechen, aber ich war ein anderes Individuum geworden, doch höher als der Erdenkörper war diese Hülle. Ich dachte bloß: Wie fängst du es an, daß du das begreifen kannst: dich erhellen! was das Kind da sagte.

„Ach," sprach eine Stimme neben mir, „du sinnst wohl darüber nach, wie ich es auch gethan habe. Ja, ja, komm' nur mit, blicke einmal zurück auf deinen Weg!" — Herr Gott! Wie ich mich umwandte, da sah ich ab und zu schwarze Stellen, mitunter weniger: es war eigentümlich, als wenn ich in Schmutzhaufen getreten wäre. Mein ganzer Lebenspfad war besudelt. „Siehst du, das mußt du nun alles rein machen, bevor du dich wirklich erhellen kannst!"

„Ja," sagte ich, „wie fange ich das an?"

„Indem du Gutes thust!"

Aber, wie kann ich das jetzt? dachte ich, das hätte ich doch früher thun müssen!

„Das ist es eben, daß du das nicht gethan hast, darum mußt du es jetzt thun."

Aber giebt es denn Menschen, die überhaupt nur Gutes thun? Immer Gutes thun? Die giebt es ja gar nicht! dachte und dachte ich; ist es nicht also?

Es wurde mir bald klar, daß ein jeder Mensch, wenn er auf Erden ist, schon dort von einem lichten Geist umgeben wird und von seinem eigenen. Sein eigener Geist ist das Dunkle; und der lichte, das ist einer von den höheren Geistern, die uns gerne gute Thaten vollbringen lassen.

Unser Geist also, dieser Geist im Menschen, der ist wie ein ungeborenes Kind, zu dunkel, und hat zu dunkle Empfindungen, als daß er das Richtige begreifen könnte. Er kann nicht klar sehen; er ist zu sehr der materiellen Hülle anheimgegeben, und nicht thut er deswegen das, was er thun sollte.

Ich hatte die Empfindung als ich starb, wie wenn mir einer plötzlich das Wachen vorenthielte und ich noch träumte. Ich träumte, und doch fand ich mich so leicht. Ich empfand eine Leichtigkeit, die ich nicht bezeichnen kann, und doch eine Reue, die unaussprechlich war. Nachdem jene Frau oder dieser Freund, der um mich war, mir meinen Weg gezeigt hatten, ja, da hätte ich unaussprechlich schreien mögen vor Demut und Schmerz, — und so geht es, fast möchte ich sagen schließlich jedem, einem mehr, dem andern weniger... Ich sah erst in ein Labyrinth von Irrtümern und von schlechten Sachen, die mich jetzt anwiderten, und die ich doch wahrhaftig nicht mit Willen gethan hatte.

Also mein Geist war dazumal der Materie noch zu sehr anheimgegeben, und ich mußte mich jetzt erst reinigen. Wie schwer mir das wurde, wie schwer, und welche Reue ich empfand, wie tief diese war und wohl bei jedem ist, — das kann ich nur damit andeuten, daß ich nach euren Begriffen Tag und Nacht nicht eine Minute geruht habe, Gutes zu wollen, zu thun, und daß ich zu meinem Freunde betete, daß ich zu dem Kinde betete, das mir damals das Händchen reichte und zu mir sagte: „Erhelle dich!" — daß es mir möchte beistehen in meiner Kraft; — denn auch im Geisterleben kommen Versuchungen von noch tieferen Geistern.

Ich habe Jahre gearbeitet. Zuerst wurde ich dahin mitgenommen, wo ich Gestorbene mit in Empfang nahm; dann sah ich mein Arbeitsfeld. Jeder Geist hat sein eigenes Feld, zu dem er sich hingezogen fühlt; es wird ihm nichts auferlegt: das sollst du, das mußt du! — freiwillig thut er nur das, was seinem Geiste entspricht. Ich fühlte mich dazu hingezogen, den Menschen auf Erden zu erleuchten, ihn von den Irrtümern einigermaßen fern zu halten und gute Wege zu führen, soweit ich mich dem auf Erden gebundenen Geiste nähern konnte. Ich habe schon manchen solchen Erdengeist von einem Fehltritt fern gehalten und dadurch meinen Weg erhellt, so daß die dunklen Schatten oder dunklen Stellen schwanden. Es wurde Licht um mich und immer lichter, je mehr ich gute Sachen zu verzeichnen hatte. Es erfordert dieses eine unendliche Geduld, eine nicht zu sagende Geduld; aber eben: ich mußte und mußte immer wieder zurück in das Erdenleben, mich immer wieder mitten unter die übrigen Geister mischen, unverstanden von allen, verlacht, mißverstanden, und ich habe es dennoch fertig gebracht. Das thun die andern Geister ja auch, ich nicht allein; aber viele kehren auch um, bleiben jahrhundertelang in ihrem Unverstande sitzen, können sich nicht „erhellen", bis aber dann doch der innere Drang kommt und sie anfangen, Schritt für Schritt zurückzugehen. Ich habe jetzt noch lange nicht die höchste Stufe inne.

❦

Ich habe eine lange Pause gemacht; ich wurde abgerufen; es sollten sich erst die Kräfte des Mediums wieder sammeln.

Also ich bin jetzt immer noch Heiler des Geistes, der Geister auf Erden, welche noch in ihren Hüllen sind — oder Beschützer kann man lieber sagen. Ich weiß nicht, wie lange ich noch diesen Beruf haben werde, aber ich fühle in mir schon mehr Licht, ich habe mehr innerliche Zufriedenheit, mehr Glück: ich habe auf diese Weise mehr Glück verbreitet als in meinem ganzen Lebenslaufe. Ich habe mehr, mehr Glück in einem Tage gefunden, als in den ganzen Jahren meines Lebens.

Das wollte ich sagen. Ein jeder hat hier seine bestimmte Thätigkeit, die aber nur in dem einen wurzelt: gutes den andern zu erweisen. . . . Ihr müßt euch nicht denken, daß hier Kleider gemacht werden oder Stiefel geflickt oder Wäsche gewaschen oder sonst etwas: hier giebt es nur einen einzigen Weg, dem alle zuströmen, das ist der Weg der Liebe. Diese einzig klare, leuchtende, bis zur Selbstvergessenheit sich steigernde Liebe, die sich in der Gottheit auflöst, oder vielmehr, welche bis zur Gottheit, zur Vollendung steigt und die so rein ist, wie kein klarster Tropfen Wasser aus irgend einem Quell auf Erden sein kann. Diese Liebe ist nicht so zu verstehen, wie auf Erden die Menschen sich unter einander lieben; das ist nur der Anfang, ein Keim von dem, was sie wird in dieser Welt; da schwindet jeder Haß, jeder Neid, jede Selbstsucht, jedes egoistische Gefühl, jedes, auch nur das kleinste Pünktchen von Neid, es bleibt nichts, weiter nichts als eben nur die reine Gottheit.



Glückseligkeit.

Niemals wirst du die wahre Glückseligkeit besitzen, ehe du dich nicht von allem losreißest und entblößest, was dir das Liebste ist, als da sind irdische Güter, Ehren und Würden, deren du dich einzig nur zur Hilfeleistung derjenigen bedienen sollst, die deinen Schutz bedürfen; sage dich los vom Leibe, dessen Kräfte du nur zum Dienste des Ewigen verwenden darfst; los von deinem eigenen Herzen, das du einzig nur von der Liebe zum Ewigen besitzen und beschäftigen lassen darfst; und zuletzt von deinem Geiste selbst, ihn zurückziehend von allem, was ihn von dem Ewigen entfernt oder nicht dahin führt. Arabischer Spruch.



Eine möglichst allseitige Untersnchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm nnterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel nnd sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zn vertreten.

Verbrechen oder Irrsinn?

Von

Dr. Karl Eugen Neumann.

Die Lombrososche Schule hat im letzten Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht; sie hat aber die schwere, wenn nicht unmögliche Aufgabe, sich gegen die zahlreichen und immer lauter vernehmbaren Gegner siegreich zu behaupten. Sie gleicht jenem Manne mit der Börse voll falsches Geldes, unter dem sich jedoch zwei oder drei echte Münzen befinden: er ahnt, daß sie darunter sind, kann sie aber selbst nicht herausfinden. —

Lombroso und seine überreiche Schule lehren, der Verbrecher dürfe nicht als Verbrecher, sondern müsse als Irrsinniger betrachtet und dem entsprechend behandelt werden. Durch das unbestreitbare Gesetz der Vererbung werden nicht nur die physischen Eigenschaften und Gebrechen, sondern ebenso die moralischen Charaktere und Triebe der Eltern und Ahnen auf das gegenwärtige Individuum übertragen. Es tritt als fertiges Produkt vieler Faktoren auf und könne daher für seine durch sie notwendig bestimmte Handlungsweise nicht verantwortlich gemacht werden. Der Mörder z. B. muß morden, weil seine Konstitution (im weitesten Sinne) es notwendig erfordert; diese Konstitution aber hat er von seinen Eltern und Voreltern ererbt: er kann also für seine That nicht verantwortlich gemacht werden, d. h. er ist nicht als Verbrecher, sondern als Geisteskranker zu betrachten, den man seiner notwendig anormalen Konstitution gemäß als Irrsinnigen behandeln muß.

Jeder Unbefangene erkennt leicht, daß hier ein falscher Schluß aus richtigen Prämissen gezogen wurde. Richtig ist es, daß das Gesetz der Vererbung allgemeine Gültigkeit, im Moralischen wie im Physischen hat. Richtig ist es, daß das gegenwärtige Individuum durch das Zusammentreffen endloser Kausalreihen ganz und gar bedingt ist. Richtig ist es endlich, im großen und ganzen, was Lombroso und seine Schüler in vielen Hunderten sorgfältiger Statistiken beleuchtet haben: daß der Mörder als Mörder, der Dieb als Dieb, der Gerechte als Gerechter geboren wird, und nicht etwa durch Erziehung zum einen oder zum anderen sich entwickle. Das ist aber durchaus nichts Neues, darin stimmen alle tiefen

Denker überein, und „velle non discitur"[1]) hat ja schon der Erzieher des Nero gesagt. Falsch ist es aber, grundfalsch, aus diesen zweifellos richtigen Daten die Nicht-Verantwortlichkeit des Verbrechers zu folgern. Was überbrückt nun diese, wie es scheint bodenlose Kluft? — Nichts anderes, als die Kant-Schopenhauersche Weltauffassung, die Unterscheidung von „Erscheinung" und „Ding an sich".

Die Lombrososche Schule hat sich ein Gesetz vorgeschrieben, metaphysische Fragen gänzlich auszuschließen, und dadurch hat sie die Lösung ihrer schwierigen Aufgabe sich selbst unmöglich gemacht. Es ist ja leider nur allzu gerechtfertigt, wenn man heutzutage der Philosophie im engeren Sinne, also der Metaphysik, mit Widerwillen und Abscheu begegnet: erblickt man doch fast überall unter dem Deckmantel hoher Wichtigthuerei nur kindisches Spielen und leeres Gerede. Aller philosophischen Betrachtung überhaupt aber das Thor zu schließen, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten.

Der Verbrecher zeigt sich uns als das notwendige Produkt vieler Faktoren: das ist die eine, die äußere Seite seines Wesens, die Erscheinung. Der Verbrecher tritt uns aber viel unmittelbarer als durch sich selbst bestimmter moralischer Charakter entgegen, der durch seine That sein eigenstes Wesen manifestiert: das ist die andere, die innere Seite seines Wesens, das Ding an sich. Beide Betrachtungsweisen sind berechtigt, ja unentbehrlich, und nur durch ihr richtiges Ineinandergreifen wird eine wahre Erkenntnis möglich. Der Verbrecher hat seinen Charakter von seinen Vorfahren ererbt, gerade so wie das skrofulöse Kind seine Krankheit; aber er ist trotzdem verantwortlich für sein Thun, für seinen Charakter. Er kommt sozusagen schon verschuldet auf die Welt; sein Schwerpunkt aber liegt nicht in der Erscheinung, sondern in dem, was ihr zu Grunde liegt, dem Ding an sich, d. h. in seinem eigensten inneren Wesen, kraft dessen er gerade so ist, wie er sein will. Hier ist selbstverständlich nicht das „Liberum arbitrium"[2]), dieses Ammenmärchen, gemeint, sondern der ursprüngliche allmächtige Wille, der frei in die Erscheinung tritt, als Erscheinung aber notwendig handelt. Oder mit anderen Worten: die moralische Freiheit besteht zugleich mit der strengen Notwendigkeit der einzelnen Willensakte; sie ist aber nicht in der Erscheinung anzutreffen, da sie ihr zu Grunde liegt, erst durch sie die Erscheinung überhaupt möglich wird. Der Verbrecher ist also als Erscheinung das Produkt anderer, als Ding an sich dagegen sein eigenes. Er ist durchaus für sein Thun verantwortlich, wie jeder andere Mensch. Ist ein Verbrecher zufälligerweise auch irrsinnig, so ist er natürlich als Irrsinniger zu behandeln, aber nicht weil, sondern trotzdem er ein Verbrechen begangen hat. Ein solcher wurde durch die Umnachtung seines Denkvermögens von Schein-Motiven zum Verbrechen verleitet, während auf den normalen Verbrecher reale Motive eingewirkt haben, Motive,

[1]) Das Wollen wird nicht gelehrt. (Der Herausgeber.)

[2]) Freie Willkür oder „freier Wille". (Der Herausgeber.)

deren relative Stärke seinen Charakter zu einem Verbrechen getrieben hat, dem tausend andere widerstanden sind. Er ist, wie jedes Individuum, der Schöpfer seines Charakters.

In Bezug auf die Strafe ist schließlich zu bemerken, daß dieselbe keineswegs den Zweck hat, das Verbrechen als solches zu sühnen oder zu tilgen, was unmöglich ist: sie soll die durch Furcht möglichst gesicherte Abwehr zukünftiger Verbrechen darstellen. Dies ist der eigentliche Sinn jeder Strafordnung. Die Todesstrafe abschaffen, hieße aber das wirksamste Abschreckungsmittel beseitigen. Thatsächlich sehen wir auch in allen Kulturstaaten aller Zeiten die Todesstrafe in sanktionierter Geltung. Eine verkehrte Humanität ist es, die da Milde walten lassen will, wo die öffentliche Sicherheit durch das abschreckende Beispiel allein hinlänglich gewahrt werden kann; und eine bedenkliche Wissenschaft ist die, welche den Verbrecher für irrsinnig erklärt, weil sie ihn zu oberflächlich betrachtet hat.[1])

[1]) Wir sind nur darin mit dem Herrn Verfasser nicht ganz einverstanden, daß die Todesstrafe aus dem von ihm angeführten Grunde des Abschreckungsmittels beibehalten werden sollte. Die Abschreckungstheorie hat sich als praktisch unzulänglich erwiesen und es sprechen gegen die Todesstrafe insbesondere die ernstesten Erfahrungen des Okkultismus und des Spiritualismus. — Andrerseits bekräftigen auch wir, wie Dr. Neumann, die Kant-Schopenhauersche Lehre der Indier, jedoch erkennen wir das Wesen jedes Individuums zunächst nicht als „Ding an sich", sondern als das kausale Kontinuum seiner raum-, zeit- und gestaltlosen Individualität.

(Der Herausgeber.)



Symbol.

Von

Walter von Appenborn.

Du Flamme, wardst mir zum Symbol des Lebens.
Erst leuchten kannst du, wenn du aufgerieben,
Was in dir selbst vom „Element" verblieben.
O! reines Vorbild höchsten Menschenstrebens!
Wir ringen schwer, bis daß wir uns entwunden
Dem Erdenstaub, dem uns ein Gott verbunden,
Bis uns die Sehnsucht flammengleich erhoben
Und unser Licht mit ew'gem Licht verwoben.



Die Menschenseele.

Von

Charles Buttgerald.



Wie lang ist's her, daß man
Dir Wiegenlieder sang?
Daß frei der Knabe dann
Ins Leben sprang?

Es giebt so wunderbar
Antwort des Herzens Schlag:
War es wol tausend Jahr?
War es ein Tag?

Ein Traum, die Zeit verrinnt
Mit buntem Bilderschein.
Der wache Geist, der sinnt
In sich hinein.

Da überkommt es dich
Tiefklar, erkenntnisreich:
Still in der Brust das „Ich“
Blieb ewig gleich.

Gewechselt ward das Kleid,
Die Form und Hülle nur;
Bald Freud', bald Herzeleid
Grub seine Spur.

Und kommt die Stunde, wo
Des Körpers Bau zerbricht,
Schwebt deine Seele froh
Empor ins Licht.

Ihr Wesen, gottgeweiht,
Umschließt in dir das Heil;
Sie ist der Ewigkeit
Unsterblich Teil.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Satanas.

Ein wahrträumendes Alpdrücken.

Von

Luise Walter.

Als ich 17 Jahre alt war, hatte ich ein Erlebnis, an das ich mich noch heutzutage nur mit einem gewissen Schauder erinnere, obwohl es nicht fürchterlich war. Ich habe auch erst in späteren Jahren seine Deutung gefunden.

Ich wohnte bei meiner Mutter, und hatte ein eigenes kleines Zimmer inne. Es war mitten im Winter, kurz nach Weihnacht. Ich war vollkommen gesund, froh und jugendfrisch. An jenem Abend hatte ich mich gegen 10 Uhr zu Bette gelegt und war sogleich in gesunden Schlaf versunken.

Es mochte etwa gegen Mitte der Nacht sein, als ich durch ein krachendes Geräusch halb geweckt wurde; ich konnte aber, trotz meiner Bemühung, nicht ganz zu mir kommen; ich lag wie von einem Alp bedrückt und fühlte mich doch wach. Nach kurzer Frist wiederholte sich das Prasseln, wie von aufschlagenden Flammen, und in meiner innern Angst, es könne etwas brennen, wandte ich alle Willenskraft an, drehte mich von der Wand gegen das Zimmer und schaute gegen den Ofen. Da sah ich nun eine rote Beleuchtung von einem Fleck in der Nähe desselben ausgehen, wie bei einem bengalischen Feuer, und als ich mir die Augen rieb und wieder hinblickte, stand dort in rotem Scheine eine männliche Gestalt, von Kopf zu Füßen in schillernd rote Schuppen gehüllt, ein Federbarett auf dem durchaus nicht unschönen Kopfe. Ich wollte aufschreien, aber ich konnte nicht, und ich sah deutlich die Gestalt darüber höhnisch lächeln. Ich war bloß fähig, gelähmt vor Schreck, zu denken: „Was will dieses Wesen?“ und als hätte dasselbe den Gedanken gehört, hörte ich es sagen: „„Dich will ich!““ Ich wollte die Augen schließen und konnte nicht. „Wer bist du denn?“ brachte ich endlich hervor. „„Das ist jetzt gleich,““ wich die Gestalt aus, „„aber ich habe die Macht, dir Glück und Reichtum zu geben.““

„Das glaube ich nicht,“ sagte ich. „Er“ wurde augenscheinlich zornig, ich bebte vor Angst, aber ich hatte ein Gefühl, daß ich dies Wesen weder fürchten, noch ihm gehorchen dürfe.

„„Du zweifelst an meiner Macht, ich will dir eine Probe geben!““ Im Augenblicke ward mein Zimmerchen hell, ein Rosenduft erfüllte es und als ich umherblickte, schwebten hunderte verschiedener Rosen herab; es war ein reizendes Bild, daß ich nie vergesse.

„„Glaubst du nun an mich,““ sagte er.

„O nein,“ antwortete ich.

Da tönte ein Klingen und Klirren an mein Ohr; es rollte am Boden und die Luft war erfüllt wie von fallenden Goldstücken, so daß ich meine Hände schützend übers Gesicht hielt.

„„Sieh her,““ begann das Wesen wieder, „„das und viel mehr ist dein, wenn du an mich glaubst.““

Als ich aufblickte, glitzerten am Boden ganze Haufen goldener und silberner Münzen; ich konnte vor Angst nicht mehr reden und schüttelte zur Abwehr nur energisch den Kopf.

„„Noch nicht!““ zürnte er. „„Willst du fliegen, sage wohin?““

In meiner Todesangst sagte ich unwillkürlich: „Zu meinem Vater!“ und im gleichen Moment fühlte ich mich erhoben, das Fenster öffnete sich und mit Sturmeseile ward ich, hoch über den Häusern durch die Nacht getragen. Mein Vater wohnte in ziemlicher Entfernung von uns, und ehe ich mich es versah, stand ich mitten in dessen Zimmern; ich konnte im ersten Augenblick nicht viel unterscheiden, da kein Licht brannte, aber von einer nahen Gaslaterne auf der Straße fiel der Schimmer herein, und so sah ich meinen Vater ruhig im Bette schlummern, nicht weit davon meinen jüngern Bruder und hörte Beider tiefe Atemzüge. Eine unsägliche Angst überfiel mich; da raunte die Stimme in meiner nächsten Nähe: „„Willst du mir nun folgen?““

„Nein!“ sagte ich, „aber heim will ich!“

Sogleich ward ich wieder aufgehoben und ward ebenso mit Sturmeseile durch die Luft bis in mein Zimmer ins Bett geführt.

Ich glaubte nun erlöst zu sein, aber da stand die rote Gestalt wieder vor mir. Sie schaute mich mit bösem Blicke an und sagte drohend: „„Zum letztenmal frag' ich dich, willst du mir angehören?““

„Nein, nie und nimmer!“ rief ich.

„„So ist Elend dein Teil!““ hörte ich noch, dann prasselte, polterte, krachte es, als ginge das ganze Zimmer in Stücke, ich verbarg den Kopf in die Kissen; und als ich endlich mit voller Klarheit zu mir kam und meine Glieder wieder gebrauchen konnte, war alles verschwunden, un dich hörte, daß es auf der Uhr in meiner Mutter nebenliegendem Zimmer ein Uhr schlug.

Das Grauen beherrschte mich so stark, daß ich, trotz meines Vorhabens doch nicht aufstand. Ich betete ein Vaterunser und schlief später wieder ein; aber andern Tages war ich furchtbar zerschlagen, wie nach einer großen Körperanstrengung, hatte Kopfweh und befand mich mehrere Tage körperlich unwohl und seelisch sehr bedrückt. — Eine mir selbst unbegreifliche Scheu hielt mich lange Zeit damals ab, dies Ereignis meiner Mutter zu erzählen, wie ich auch niemals gegen jemand davon erwähnte.

In späteren Jahren ging die Drohung jenes Wesens allerdings wohl in Erfüllung, soweit sie sich auf irdische Güter beziehen läßt; doch wurde mir dies durch Erringung höherer reichlich ausgeglichen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Klinische Vorlesungen über Hypnotismus.

Von

Franz Imkoff.



In neuester Zeit hat die Zahl der Publikationen auf hypnotischem Gebiet ein wenig abgenommen. Seit dem hypnotistischen Kongreß (1889 in Paris) haben die Lehren der Nancyschule immer weitere Verbreitung gefunden und die ganze neuere Litteratur bedeutet im allgemeinen eine Annahme ihrer Theorie.

Im Gegensatz dazu sind — von Journalartikeln abgesehen — selbständige Publikationen der Pariser Schule immer seltener geworden und verdienen schon aus diesem Grunde eingehendere Berücksichtigung. Mit um so größerer Erwartung widmeten wir daher unser Studium dem neuesten Werke von S. Luys, „Leçons cliniques sur les principaux phénomènes de l'hypnotisme dans leur Rapports avec la Pathologie mentale" (Paris, Georges Carré, 1890). Diese im Hôpital de Charité gehaltenen Vorlesungen bedeuten im ganzen einen erneuten Versuch, die vielfach widerlegte Lehre von den drei Stadien des großen Hypnotismus zu stützen und durch einige Einzelheiten weiter auszubauen. Der Versuch ist nun allerdings unseres Erachtens deswegen nicht geglückt, weil einmal das umfangreiche Beobachtungsmaterial anderer Forscher, auf das sich die Nancyschule stützt, fast gar nicht in dem ganzen Buch berücksichtigt wird und weil ferner die wichtigste aller Fehlerquellen der Pariser Schule, die unbewußte Suggestion, weder bei den Versuchen vermieden ist, noch im Text die gebührende Erledigung erfährt. Die Prämissen, von denen diese ganzen Studien ausgehen, sind also unrichtige. So ist es unrichtig — wie Luys es versucht —, die Hypnose als artifizielle Neurose, als Pseudoschlaf aufzufassen; es ist unrichtig, diese Theorie durch einen angeblich beobachteten pathologischen Symptomenkomplex stützen zu wollen, anzunehmen, daß eine neuropathische Veranlagung für das Gelingen der Hypnotisierung prädisponiere 2c. Sehen wir jedoch von diesen Fundamentalirrtümern ab, so bietet das Buch doch auch manchen Vorzug dar und bezeichnet sogar in hypnotherapeutischer Beziehung einen entschiedenen Fortschritt. Es ist übersichtlich und klar geschrieben, wird nirgends trocken und zeichnet sich durch eine glänzende Diktion aus. Auf einige bemerkenswerte Punkte möge hier hingewiesen sein.

Luys ist der bekannte Erfinder des rotierenden Lerchenspiegels. Derselbe wird vor den zu hypnotisierenden Patienten aufgestellt und der Autor behauptet, daß durch den intensiven Reiz auf die Retina die Hypnose leichter eintrete bei angestrengter Fixierung der sich drehenden Spiegelflächen.

Er will ferner einen Symptomenkomplex gefunden haben, den er als „ultralethargisches Stadium der Hypnose" bezeichnet (S. 47). Dasselbe unterscheidet sich von der eigentlichen Lethargie durch das Fehlen der Übererregbarkeit von Muskeln und Nerven. Dieser Zustand ist nach ihm ein tief komatöser und geht mit kaum fühlbarem Puls und Abnahme der Atemfrequenz einher.

Auch das Kapitel über Katalepsie bietet vom physiognomischen Standpunkte manche Anregung. Luys hat durch Gehörs-, Gesichtseindrücke 2c. die Ausdrucksbewegungen Kataleptischer experimentell beliebig variiert — und auf dem Höhepunkt der Affekte das Mienenspiel photographisch fixiert. Eine Anzahl vortrefflicher Reproduktionen, welche dem Buche in 13 Tafeln beigegeben sind, stellt einen Teil seiner in diesem Punkte sehr gelungenen Experimente dar.

Über die „Suggestion mentale" spricht sich der Verfasser sehr reserviert aus, da ihm die Erfahrung fehle. Der „kleine Hypnotismus" der Nancyschule wird in einem besonderen Kapitel sehr stiefmütterlich behandelt. Er bezeichnet ihn als „Misch-Zustand", als „Fascination" — mit großem Unrecht; und wenn er hinzufügt (S. 220), daß man sich in Nancy glänzender Objekte bediene zur Erzeugung desselben, so zeigt dies eine Unkenntnis des für die Hypnotisierung in Nancy üblichen Verfahrens, in dem grundsätzlich von Bernheim und allen anderen immer wieder auf die allein hypnotisierende Wirkung der Suggestion hingewiesen wird.

Luys hat nun — und das ist wohl der wichtigste Teil des Buches — sehr entschiedene Heilerfolge durch ein Verfahren erzielt, bei dem, wenn auch ohne Wissen und Zugeständnis des Verfassers, die unbewußte Suggestion der maßgebende Faktor war. Er wendete zu Heilzwecken

a) die Wirkung des Spiegels allein an,
b) den Spiegel kombiniert mit Elektrotherapie,
c) den Spiegel kombiniert mit Suggestion.

Nicht ohne Mißtrauen erfährt der ärztlich gebildete Leser, daß sogar bei organischen Erkrankungen des Nervensystems merkliche Besserungen eingetreten seien, so bei chronischer Myelitis, Paralysis agitans, ferner bei Ataxie, Zittern, Chorea, Epilepsie, Morphinomanie, Chlorose, allen möglichen hysterischen Affektionen 2c. Jedenfalls darf Luys als der erste Vertreter der Pariser Schule angesehen werden, der die „enorme Wichtigkeit" der Hypnotherapie betont hat, und der die unter den Anhängern des „grand hypnotisme" übliche Anschauung über den Heilwert der Suggestion bedeutend erweitert. Aber gerade die ungewöhnliche Auswahl schwerer organischer Nervenaffektionen für eine derartige Behandlung wird auf den heftigsten Widerspruch in ärztlichen Kreisen stoßen, um so mehr,

als über die Dauer der erzielten Besserungen, über die etwaigen Rückfälle nichts berichtet wird.

Die Mitteilungen des Verfassers über die Fernwirkung der Medikamente, über die sympathetische Übertragung emotiver Zustände (Transfert) von einer hysterischen Hypnotisierten auf die andere sind zu kurz, zu ungenau, als daß es möglich wäre, sich irgend ein definitives Urteil über eine so sehr der Kontroverse unterliegende offene Frage zu bilden.

Im Schlußkapitel versucht Luys, durch Autopsie des Gehirns einer Hysterischen in minimalen Strukturanomalien der Großhirnrinde Anhaltepunkte zu finden für die cerebrale Lokalisation des hysterohypnotischen Symptomenkomplexes. Mit welchem Recht und welchem Erfolg, das zu entscheiden dürfte der Zukunft vorbehalten sein.



Der Zehner und die Decimale.

Dem Egoisten.

Von

Adolf Engelbach.



Mißfällt es dir auch noch so sehr,
Null bist du und nichts weiter mehr.
Doch reihst du hinter die Einheit dich,
Dann freilich wächst sie sicherlich,
Mit deiner Anzahl riesengroß,
Befassend dich in ihren Schoß.
Stell'st du dich aber vor die Eine,
Gleich schwindet sie ins Riesenkleine;
Du selbst versinkst in der Zeiten Strom,
Bist dort nichts weiter als Atom.



Eine möglichst allseitige Untersuchnng nnd Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, sawelt sie nicht von ihm nnterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sanstigen Mitteilnngen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Ein sogenannter Identitätsbeweis.

> „Die Identität einer verstorbenen Person festzustellen, ist der Hauptzweck gewesen, den ich in den letzten drei bis vier Jahren vor Augen gehabt habe, und ich habe keine günstige Gelegenheit verabsäumt, mich über diesen Punkt aufzuklären."
>
> W. Crookes.

Da wohl manche Leser der „Sphinx" zur Erklärung der psychischen Phänomene mit Dr. Eduard von Hartmann die Geisterhypothese für entbehrlich und vielleicht mit Professor Richet jede Diskussion über Hypothesen für unwissenschaftlich halten, in der Meinung, daß die Wissenschaft sich mit nichts anderem zu beschäftigen habe, als mit der empirischen oder experimentellen Feststellung von Thatsachen, so schien es mir am Platze, dem folgenden sogenannten Identitätsbeweise[1]) obige Worte des berühmten Physikers vorauszuschicken, die in einem Schreiben vom Jahre 1874 an eine vornehme Russin enthalten sind.[2])

Man wende mir hier nicht ein: Es heißt ja am Schlusse desselben Briefes: „Ich habe aber noch kein einziges Mal den befriedigenden Beweis erhalten, daß die Toten wiederkehren!" — Allerdings, einem Crookes genügten die von ihm erhaltenen Beweise, welche Tausende gewöhnlicher Forscher von der Wiederkehr der Toten überzeugt hätten, nicht. Diese Worte Crookes, sind aber ein Beweis dafür, daß das Suchen nach dem sogenannten Identitätsbeweise, trotz der gegenteiligen Anschauung vieler moderner Psychologen auch für einen Mann der exakten Wissenschaft keineswegs beschämend ist, wie viele annehmen. Es wäre wünschenswert, wenn auch in Deutschland diesem Gegenstande ernstes Interesse zugewendet würde. — Der erwähnte Fall ist folgender:

Neulich starb hier — schreibt „Edina" im „Light" — unter meinen Berufsgenossen ein bekannter, hervorragenden Mann, ziemlich unerwartet. Ich war persönlich nicht mit ihm bekannt gewesen und auch von meiner Familie hatte ihn niemals jemand gesehen. Als die betreffende Todesanzeige im „Scotsman" erschien und ich den Begräbnistag erfuhr, kam mir der Gedanke, daß es ein sehr guter

---

[1]) Entnommen aus „Light", Nr. 537, S. 183.

[2]) Kiesewetter: „Geschichte d. n. Okkultismus", S. 610.

Identitätsbeweis wäre, wenn der Verstorbene meiner Tochter erschiene, und zu ihr spräche, oder noch besser, wenn er durch ihre Hand schriebe. Ich nahm demzufolge meine Zuflucht zu einem Verfahren, das ich in den vergangenen sechs Monaten vielfach mit Erfolg angewendet hatte: ich schrieb einen kurzen Brief an den „Schutzgeist" meiner Tochter, und legte ihn in das Notizbuch derselben, worin dessen sämtliche Botschaften eingeschrieben waren. Der Brief enthielt eine kurze Notiz, daß in der City, in der und der Straße, in dem und dem Hause ein Herr, dessen Name sich nannte, gestorben sei, dessen Beerdigung an dem und dem Tag, der und der Stunde stattfinde und daß es mir ein großer Gefallen wäre und außerdem im Interesse der spiritistischen Forschung läge, wenn jene Person sich mir durch meine Tochter in irgend einer Weise mitteilen wollte. Am andern Tag kam die Antwort, geschrieben natürlich durch meine Tochter und in den eigenartig krummen Zügen der „Kontrolle", wie dieselbe immer schreibt, mit der Nachricht, daß es vielleicht dem Verstorbenen nach und nach möglich werde, so viel Kraft zu erlangen, um meinem Verlangen zu willfahren. Wochen vergingen und ich dachte gar nicht mehr an die ganze Geschichte, die ich beinahe vergessen, da sagte vor zwei Tagen (31. März), als wir beim Mittagstisch saßen und die Sonne hell ins Zimmer schien, meine Tochter zu mir: „Es ist ein Herr hier auf der andern Seite des Tisches, der sich vor dir verneigt." Aus ihrer Beschreibung der Gestalt und des Gesichtes konnte ich nicht schließen, wer es sein könne. Ich frug daher nach dem Namen. Die Antwort lautete: „Mr. —" und „er sei vor einigen Wochen auf dem Dean-Kirchhof begraben worden." Er machte nun eine Bemerkung über seine finanziellen Anordnungen, welche mich auf eine richtige Spur leiteten, über die ich aber aus begreiflichen Gründen nichts veröffentlichen kann. Dies war der erste Besuch aus dem „Jenseits" seitens unseres verstorbenen Berufsgenossen, mit dem in Verbindung zu treten ich den Wunsch ausgedrückt hatte.

Nun fiel mir ein, daß dieses Jahr in der königl. schottischen Akademie ein Porträt des verstorbenen Herrn sich befindet, und ich ersuchte gestern (am 1. April) meine Frau und Tochter hinzugehen und einen Rundgang durch die Galerie zu machen. Sie hatten in dieser Saison dort noch keinen Besuch gemacht. Ich schärfte dabei meiner Frau besonders ein, unsere Tochter ja nicht in den Katalog blicken zu lassen, damit, da keine von beiden den Verstorbenen gekannt, wenn trotzdem ein Erkennen stattfände, dadurch eben ein recht schlagender Beweis geliefert würde. Kurz nach dem Betreten der Galerie deutete meine Tochter auf ein Porträt und sagte: „Mama, das ist Mr. —, der Herr, welcher gestern in unserem Speisezimmer war." Beim Nachschlagen des Kataloges fand sich, daß das wirklich das Porträt der fraglichen Person war. Die Identität war damit sicher festgestellt.

Soweit „Edina". Ich gebe zu, daß für uns, die wir Mr. „Edina" nicht kennen, zunächst eine genaue Kenntnis des Charakters und der Beobachtungsfähigkeit dieses Herrn notwendig wäre, um von einer zwingenden Evidenz reden zu können. Vorausgesetzt jedoch, daß wir uns unter Herrn „Edina" einen durchaus zuverlässigen Mann zu denken haben, dessen Forschungen rein auf die Erkenntnis der Wahrheit, nicht aber einseitig auf die Bestätigung anticipierter Theorien gerichtet sind, könnte man diesen „Identitätsbeweis" wohl gelten lassen, denn die von Dr. Eduard von Hartmann und seinen Anhängern dem somnambulen Bewußtsein zugeschriebene Wissensphäre ist allermindestens unerwiesen. Ich weiß, daß verschiedene, im Texte dieser Mitteilung gebrauchte Ausdrücke, wie „Schutzgeist", „Kontrolle" schon genügen, um in den Augen einer gewissen psychologischen Richtung dem Berichte selbst jegliche wissenschaftliche

Bedeutung von vornherein abzusprechen. Ich selbst lebe aber einstweilen der Überzeugung, daß, wenn auch die offizielle psychologische Forschung mit der Zeit an Stelle jener bisher üblichen Ausdrücke andere, gelehrter klingende einführen wird, dadurch die Frage nach der Möglichkeit eines Identitätsbeweises ihrer Lösung auch nicht näher geführt werden wird.

Ludwig Deinhard.

Telepathie oder was sonst?

Im Sommer des Jahres 1889 hielt ich mich in Wörgl in Tirol auf, wo ich im sogenannten Bade Eisstein wohnte. Eines Abends, von einem längeren Spaziergang heimkehrend, fühlte ich mich sehr ermüdet, und da es in meinem Zimmer sehr schwül war, beeilte ich mich, das Fenster zu öffnen, welches eine sehr schöne Aussicht bot. Dicht vor dem Hause stiegen grüne Matten einen Berg hinan, der höher oben mit dichtem Wald besetzt war; ein paar hundert Schritte links, seitwärts vom Fenster, stand eine große, mächtige Tanne an der Wiese, unter der ein Brunnen angebracht war. Es war um die Zeit, ehe völlige Dunkelheit eintritt, aber noch hell genug, alles gut zu unterscheiden. Während ich mich zum Fenster hinauslehnte, sah ich plötzlich ein Etwas, wie eine durchleuchtete Nebelmasse sich aus dem Gebüsch, das an einer kleinen nahen Schlucht stand, drängen; diese Masse hatte eine rechteckförmige Gestalt, mit oben abgerundeten Ecken. Sie bewegte sich bis zu dem erwähnten Tannenbaum hin. Dort stand sie still, und nun begann ein Arbeiten, ein Wogen und Wallen; es reckte, dehnte und streckte sich, als ob unter dem Nebelschleier eine Menschengestalt sich befreien und sich formen wollte. Dann sank das Gebilde wie widerstrebend in sich zusammen, etwa den Anblick einer Fontäne gewährend, die abgesperrt wird, und es blieb ein Licht in runder Form, dessen Leuchtkraft immer intensiver wurde, einige Augenblicke ruhig über dem Rasen schwebend.

Während ich, gebannt vor Staunen, auf diese Erscheinung blickte, schwebte sie plötzlich mit großer Schnelligkeit zuerst nach rechts, dann, wie sich orientierend, zurück mir gerade gegenüber. Das Licht, in der Größe eines mittleren Apfels, von blendender, elektrischer Leuchtkraft, rückte nun stoßweise, wie um neue Kraft zu sammeln, in der Richtung gegen mein Fenster vor. Etwa 4—5 Schritte unter demselben befand sich die letzte Abstufung des ansteigenden Terrains; ich vermutete, daß es mit der nächsten Erhebung auch diese überschweben würde, — da plötzlich erfaßte mich unbesiegbare Angst, und ich schloß schnell die Jalousieen, denn es trat mir jetzt erst ins Bewußtsein, daß ich es hier nicht mit einem Vorgang der greifbaren Natur zu thun hatte.

Der Vorfall war mir rätselhaft, aber erklärte sich mir einige Tage später, als ich in den „Münchner neuesten Nachrichten" die Todesanzeige eines Mannes las, an dem ich einst in meiner Jugend durch volle sieben Jahre in ernster, aber unglücklicher Liebe hing, die nicht erwidert wurde. Der Betreffende, Hofrat H., hatte damals keine Ahnung von meiner

Neigung für ihn. Ich glaube nun, daß mit seinem Tode ihm die Erkenntnis hiervon wurde, und daß er vielleicht von dem Bestreben gedrängt worden sein mag, mir dies kund zu thun, was er dann in der erwähnten Weise versuchte. Jedenfalls hatte ich die Erscheinung wohl ziemlich unmittelbar nach seinem Tode.

Kössen, am 27. Mai 1891. **Anna v. C.**

Telepathie mit einer Sterbenden.

Im Jahre 1887 weilte meine Mutter bei mir zum Besuch. Es war im Monat Juli; des genaueren Datums aber eines telepathischen Erlebnisses, das sie damals hatte, entsinnen wir uns heute nicht mehr. Sie teilte mir jedoch dasselbe gleich am Vormittage nach der Nacht, in welcher es geschehen, mit.

Sie hatte sich gegen 10 Uhr schlafen gelegt, als sie nach einem ruhigen Schlummer von etwa drei Stunden plötzlich mit dem Gefühl erwachte, als streiche ein eiskalter Luftzug über ihr Gesicht. Gleich darauf spürte sie den warmen Atem eines Wesens, das sich über sie niederbeugte und einen innigen, langen Kuß auf ihren Mund drückte, und im selben Augenblicke kam in ihre Seele ein unendlich wehmütiges Gefühl; sie ward sich bewußt, daß dies ein Abschiedskuß sei, und es traten ihr Thränen in die Augen. Dann stand sie auf und machte Licht; lange danach konnte sie nicht wieder einschlafen, fast die ganze Nacht nicht mehr, und selbst am andern Tage war ihr die Erinnerung an den empfangenen Kuß so lebhaft, daß sie sagte, sie spüre ihn noch auf den Lippen, aber es überriesele sie dabei eiskalt. „Das kann nicht ohne Bedeutung sein," meinte sie, „du wirst sehen, es war ein Abschied der Schwester Mali; sie ist hochbetagt, und ich muß ständig auf ihren Tod gefaßt sein."

Die nächsten Tage warteten wir gespannt auf eintreffende diesbezügliche Nachrichten; aber erst etwa acht Tage darauf kam, einer unlieben Verspätung zufolge, die Trauerbotschaft, daß eine andere Schwester meiner Mutter verschieden war und nach unserer Vergleichung der Zeitangaben gerade am Tage vorher, ehe meine Mutter jenes nächtliche Erlebnis hatte, das für uns damit erklärt war.

Bertha Mutschlechner.

Noch einmal der Traum im Dienste der Wissenschaft.

An demselben Tage, als ich im diesjährigen Maihefte der „Sphinx" die interessante Mitteilung unter obiger Überschrift las, begegnete ich in der Lektüre des von dem berühmten Archäologen F. von Duhn am 14. Januar 1891 im Historisch-philosophischen Verein zu Heidelberg gehaltenen Vortrags über Heinrich Schliemann, den Kolumbus der homerischen Kulturwelt, einer Notiz ähnlichen Inhalts. Ich halte es für angemessen, die Mitteilung wörtlich wiederzugeben und bin überzeugt, daß sie vielseitigem Interesse dienen wird, wenn der Fall auch wesentlich anders

gelagert ist als das im oben erwähnten Hefte der „Sphinx" publizierte Beispiel.

Nachdem Duhn auf den romantischen Zug im Charakter Schliemanns, auf dessen „Erregung des Findens" und seine Treue, mit der er die homerische Orthodoxie als Gewissensbedürfnis betrachtete, hingewiesen, fährt der gelehrte Redner, ein persönlicher Freund Schliemanns, fort:

„Im Mai vorigen Jahres war Schuchhardt in Mykene. Als er dort in dem kleinen Museum vor jener einzigen Leiche stand, welche ziemlich wohlerhalten in den Königsgräbern der Burg gefunden wurde, fragte ihn der Wächter: Ist dies wirklich Agamemnon? Schuchhardt erwidert, er glaube das nicht. Darauf der Wächter: Aber Dr. Schliemann glaubt es. Er sagt, er habe in der Nacht, bevor er dies Grab fand, den Agamemnon im Traume gesehen, in einer goldenen Rüstung mit Schwert und Speer; und am andern Morgen sei er auf diese Leiche gestoßen, die eine goldene Brustdecke trug und ihre Waffen und goldenen Trinkgefäße zur Seite hatte; und deshalb sei es Agamemnon."

Herr Hofrat von Duhn bemerkt zu dieser seiner Erzählung: „Ich persönlich zweifle nicht an der Richtigkeit von Schliemanns Traum und bin fest überzeugt, daß Schliemann an den Namen Agamemnon für jene Leiche bis an sein Lebensende festgehalten hat."

München. Dr. G. A. Müller.



Träume.

Dem „Schweizer Volksarzt" in Bülach, vom 10. Januar 1891 (14tägig, 24. Jahrgang), entnehmen wir die nachfolgende Mitteilung:

„Auch ich kenne zwei eigentümliche Träume eines in keiner Weise abergläubigen Mannes. Derselbe war mein Vater, der uns, seine Kinder, von frühester Jugend an, ängstlich bewahrte und zu bewahren suchte vor Aberglauben und Gespensterseherei, welche in jener Gegend im Volke gar gepflegt wurde, durch allerlei Sagen, Schnak und Gespensterhumbug. Ich war auf der Schule. In einer schönen Nacht träumte meinem Vater von einem Leichenzug und ich, sein einziger Sohn, war die Leiche. Zwei Tage darauf (es gab damals noch keine Bahnen, noch Blitztelegraphen) erhielt er die Nachricht: ich sei schwer am Nervenfieber erkrankt und wirklich rang ich wohl drei Wochen lang mit dem Tode! — In derselben Nacht, in welcher es meinem Vater träumte — war ich erkrankt! . . . Daß meine Gedanken damals stets daheim bei meinen Eltern waren, die acht Stunden weit entfernt wohnten, da ich erst fünfzehn Jahre alt war, wird man sich denken können! — War dieser Traum nun bloß lediger Zufall oder — ein Gedankenruf?

Es mochte fünf Jahre später sein, da war mein Vater genötigt, eine etwa achttägige Fußreise zu machen. Er kam per pedes rascher vorwärts damals, als auf großen Straßenumwegen per Post. Er hatte am vierten Tage schon seine Geschäfte beendigt und legte sich frühzeitig schlafen. Da träumte ihm von einer großmächtigen Feuersbrunst, die er am Himmel sah. Wo es brannte, konnte ihm niemand von den Leuten sagen, die ihn umgaben. — Nun muß ich freilich hinzufügen, daß mein Vater der Brandinspektor seiner großen Wohn- und Heimatgemeinde und dorten ängstlich besorgt war, soviel er konnte „Feuer und Licht" zu hüten. Als er

so gegen Morgen 2 Uhr erwachte, es war, mein' ich, im Herbst, da verließ er beunruhigt das Bett, zog sich an, machte sich auf die Beine, und hatte abends 6 oder 7 Uhr — nach 16stündiger Fußtour — das Dorf und unser Haus erreicht. Wir saßen um 8 Uhr beim Nachtessen und der Vater erzählte den beunruhigenden Traum, der ihn trotz all' seines Unglaubens an Träume, dennoch lebhaft nach Hause getrieben, — da sein Stellvertreter als Brandinspektor krank darniederliege. Unser Nachbar saß ebenfalls bei uns, ein wohlhabender Gutsbesitzer. Da, auf einmal brach — Feuerlärm aus. Es brannte in der Scheune des Nachbars. Ein heftiger Wind trieb die Glut östlich von unserem Hause ab, das am Rand des Dorfes lag — und verschlang bis morgens 8 Uhr den größten und schönsten Teil des Dorfes. Daß es damals noch keine organisierte Feuerwehren gab und unendlich viel von der Taktik, dem Geschick und dem Vertrauen abhing, welches der amtliche Brandinspektor besaß, läßt sich denken — und so war es ein großes Glück für den zweiten Teil des großen Dorfes, daß mein Vater noch rechtzeitg erschienen war, — der nun trotz des 16stündigen Marsches doch Tag und Nacht seines Amtes oblag. — War dies Zufall? oder ein Geistesblick? oder der Gedankenruf des Brandstifters, der durch die Abwesenheit beider Brandinspektoren — recht großes Unheil anrichten wollte? .. oder die Bestätigung des Wallensteinschen Ausspruches:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher steht als sonst."



Eine Vision.

Von einem geistlichen Herrn, dessen Namen wir nur mit seinen Anfangsbuchstaben bezeichnen dürfen, geht uns folgende Einsendung zu:

„Im Jahre 1877 kam ich am 7. Juni nach Rom und übernachtete dort in der Anstalt von Santa Maria dell'anima, in einem kleinen Zimmerchen im zweiten Stocke, die letzte Thüre auf dem Gange. Ich lag im Bette in einem Winkel, mit dem Haupte gegen das einzige Fenster, mit den Füßen zur Thüre gewendet, die ich vor dem Einschlafen gut versperrt hatte. Zu meiner Linken war eine zweite Thüre, die in ein Nebenzimmer führte; doch war sie jetzt von meiner Seite mit dem Schlüssel gut abgesperrt, wie ich mich selbst vor dem Niederlegen überzeugt hatte. Es war eine helle italienische Nacht, und nach zwei Uhr dämmerte der Morgen noch heller herauf. Da plötzlich sehe ich aus der verschlossenen Thüre zu meiner Linken gleichsam herausschreiten eine weibliche Gestalt von erhabenen Aussehen im weißen langen Atlaskleide . . . ich hörte, wie ihr Kleid mit der Schleppe rauschte, die blonden Locken fielen ihr auf die Schultern herab, auf dem Kopfe hatte sie eine goldene Mauerkrone mit Türmchen und Zinnen, ungefähr so, wie in den heidnischen Zeiten die Göttin Roma dargestellt wurde, ihre Augen waren schwarz wie Kohle, aber ihr Teint weißrötlich von ungewöhnlichem Reize, Lieblichkeit, Fülle und Schöne, eine zum Staunen erhabene und majestätische Gestalt. Sie trat an mein Bett, und indem sie eine Weile stehen blieb, blickte sie freundlich auf mich und legte den Zeigefinger der rechten Hand auf ihre Lippen, ohne etwas zu sprechen. Ich war natürlich betroffen, und wußte nicht, was das bedeuten sollte. Aber die Erscheinung — wie ich meine, die Santa Maria dell'anima — ging, wie sie gekommen war,

nämlich durch die zweite versperrte Thüre auf den Gang. Sie verschwand gerade in der Thür, ohne sie zu öffnen oder zu schließen. Bebend vor Schrecken und Staunen kehrte ich mich auf dem Bette mit dem Gesichte zur Wand, deckte mich mit der leichten Decke zu, schlief wieder ein und schlief bis zum Morgen. Als ich aufgestanden war, ging ich zu beiden Thüren und überzeugte mich, daß sie beide von innen (dem Schlafzimmer) mit dem Schlüssel zugesperrt waren. . . .

Nach einer am selben Tage stattgehabten gemeinsamen Audienz beim heiligen Vater Pius IX. fuhr ich Nachts nach 10 Uhr mit der Bahn von Rom nach Neapel. Ich fuhr allein in einem besonderen Coupé zweiter Klasse. Ich streckte mich auf dem Sitze aus und schlummerte ein. Aber nach Mitternacht, etwa gegen die zweite Stunde, erwachte ich, und sehe zwei junge Männer in besten Jahren ins Coupé steigen, ein kühler Luftzug wehte mich an — wir waren offenbar in den Bergen der Abruzzen —, der Kondukteur schloß hinter ihnen die Thüre. Sie sahen wie reisende Engländer aus, in karrierten Sommerkleidern, eleganten Stiefeletten, setzten sich beide mir gegenüber, einer rauchte eine Cigarre, der andere aber streckte nach englischer Weise beide Füße zum offenen Fenster hinaus.

Ich sprach nicht ein Wort, denn ich erinnerte mich an das wunderbare Gesicht der vergangenen Nacht. Und wieder schlief ich ein. Morgens wachte ich durch Kühle auf; zu meiner Linken war die Wagenthüre offen und schlug gegen den Wagen, das Glas in der Thüre war zerbrochen. Auf der nächsten Station, schon im Neapolitanischen, lief der Kondukteur erschreckt herbei, da er die Thüre offen und das Glasfenster zerschlagen sah, und fragte auf italienisch, wo sind die zwei Herren? — Ich erwiderte, daß ich es nicht wisse, weil ich geschlafen habe. Nachdem wir auf die Station nach Neapel kamen, führte mich der Kondukteur sogleich in die Kanzlei, wo mir der Stationschef ein Blatt Papier gab, damit ich auf italienisch den ganzen nächtlichen Vorfall aufschreibe. Nachdem ich dies gethan hatte, ward ich höflich entlassen. Das trug sich zu am 8. Juni 1877. Ich halte dafür, daß ich durch mein Stillschweigen mein Leben und meine Habe gerettet habe." **Pater M. H.**

Warum dies, darüber giebt der verehrliche Einsender keine nähere Auskunft. Uns scheint es aber wahrscheinlich, daß ihm sein Schweigen ermöglichte, wieder einzuschlafen, und daß sein Schlaf ihm die Wahrnehmung von Dingen ersparte, deren Kenntnis ihm mindestens allerhand Unannehmlichkeiten hätte bereiten können. **H. S.**



Aus Pertys Leben.*)

Maximilian Perty hatte zwei sehr begabte Söhne, welche er nach

*) Die großen Verdienste des verstorbenen Professors **Maximilian Perty** (in Bern) um die Anerkennung übersinnlicher Thatsachen werden allen unsern Lesern bekannt sein. Die hier folgende Mitteilung hat Frau Mutschlechner, seine Nichte, unmittelbar nach den genauen Angaben ihrer Mutter, der noch lebenden jüngsten Schwester Pertys, für uns aufgeschrieben.

(Der Herausgeber.)

kurzem Zwischenraum in jugendlichem Alter durch den Tod verlor. Nach diesem herben Verluste blieb ihm noch ein vierjähriges Töchterchen, welches ebenso wunderschön wie liebenswürdig und geistig entwickelt war; der Vater hing natürlich mit unendlicher Liebe nun an diesem einzigen Kinde. Da traf ihn ein neuer Schlag, welchen er kaum verwinden zu können glaubte. Das Kind fand den Erstickungstod beim Genießen von sogenannten Herzkirschen, deren eine ihm im Halse stecken blieb. Der arme Vater mußte der Todesqual seines Lieblings zusehen, ohne ihm helfen, ihn retten zu können.

Etwa vier Tage nach dem Hingang des Kindes lag er wie vernichtet vor Schmerz und Wehe nachts im Bette; es war um die Mitte der Nacht, als er am Fußende seines Bettes ein glänzendes Licht aufsteigen sah, welches das Zimmer verklärte; dann schob sich langsam, von unten herauf, ein mächtiger Kranz von köstlichen Blumen in diese blendende Hellung und mitten in dieser Umrahmung erschien nun plötzlich sein gestorbenes Mädchen, lieblich, lächelnd, verklärt, das Kind neigte sich zu ihm und winkte mit tröstenden Gebärden, mit dem Händchen nach oben deutend. Selig, gebannt schaute Perty auf diese Erscheinung, bis dieselbe langsam sich auflöste und verschwand.

Von diesem Augenblicke an fühlte er seine Seele getröstet und eine Wandlung, entscheidend für sein Leben und Wirken, vollzog sich in seinem Innern. Von nun an zweifelte er nicht mehr an dem Fortbestand der menschlichen Seele und sein ganzes Sinnen war fortan darauf gerichtet, den Grund und Urquell der Unsterblichkeit zu erforschen, den Nachweis dafür zu erbringen.

Zur Zeit dieser entscheidenden Wendung seines Lebens stand er im Anfange der dreißiger Jahre, eben um die Zeit, nachdem er dem Ruf als Professor nach Bern gefolgt war.

Bertha Mutschlechner.



Unbeabsichtigte Suggestion.

Die nachfolgend mitgeteilte Thatsache führen auch wir mit dem Einsender auf „Telepathie“ zurück. Des letzteren Adresse steht jedermann bei uns zur Verfügung. Derselbe schreibt uns am 5. Juni 1891 (H. S.):

„Mit Gegenwärtigem erlaube ich mir, Ihnen eine Thatsache zur Beurteilung zu unterbreiten, die nach meiner Ansicht in das Bereich der Telepathie gehört und mich deshalb sehr interessiert.

Als ich manchmal in Gesellschaft meiner Freunde meinen Gedanken freien Lauf ließ, da mich deren Unterhaltung nicht anregte, kam es öfters vor, daß an einen gewissen der Herren, die sich an der Unterhaltung beteiligten, eine Frage gestellt wurde, die dieser nicht gleich beantworten konnte. Als ich jetzt aufblickte und mein Auge das seine traf, beantwortete er die Frage sonderbarerweise fast regelmäßig verkehrt und zwar war das Stichwort seiner Antwort gerade der Gegenstand, mit dem ich mich vor meinem Aufblicken beschäftigt hatte und der weit entfernt von dem Drehpunkt der Unterhaltung meiner Freunde lag.

Franz Derokum.“

Selbstverfluchung.

In der „Berliner Morgenzeitung" Nr. 141, vom 20. Juni 1891, findet sich aus deren Leserkreise folgende auffallende Thatsache berichtet:

In dem Dorfe Kampehl bei Neustadt a. d. Dosse liegt in einer sehr alten, aus Feldsteinen erbauten Kirche, d. h. in der daneben befindlichen Kapelle, der unverweste Leichnam eines Ritters, v. Kahlbutz, auch Kalebutz genannt. Derselbe soll bei einem Prozeß — er war angeklagt, einen Schäfer erschlagen zu haben, — um sich von dem Verdachte des Totschlages zu reinigen, einen Eid geleistet haben, und soll die Wahrheit seiner Aussage noch dadurch bekräftigt haben, daß er hinzufügte, er wolle nie verwesen, wenn er die That begangen hätte. Jetzt sagt man, zeigt sich das Urteil Gottes an dem unverwesten Leichnam. Ich habe diesen Unverwesten mit eigenen Augen gesehen und habe mich davon überzeugt. Die Leiche ruht in einem Doppelsarge. Sie ist noch vollständig erhalten; die Zehen und Nägel sind unversehrt, und auch das Haupthaar, von rötlicher Farbe, ist noch zum teil vorhanden. Die Haut ist an den Stellen, wo sich starke Muskeln unter derselben befanden, lose und weich, etwa lederartig, sonst ist sie auf die Knochen festgetrocknet und von graubrauner Farbe. Es sollen mehrfach Ärzte, auch aus Berlin, gekommen sein, um die Ursache der Erhaltung der Leiche zu erforschen. Der einzige Punkt, worin die Ärzte übereinstimmten, ist der, daß die Leiche nicht einbalsamiert ist.



Ein freies Wort.

„Ich gehöre — sagt Dr. van Eeden in einem offenen Sendschreiben an den Zaren[1]) — zu denen, deren Seele, gleich einer Glocke, aus einem Stoff gebildet zu sein scheint, welcher sie bei jeder Berührung ertönen macht. Ob ein schwaches Kind sie schwingt, oder ein auf dem Gipfel der Macht stehender Herrscher; ob ihr Laut vernommen wird, oder in der Wüste verhallt: — sie tönt, weil sie muß, einem Naturgesetze gehorchend. Der Mensch ist so beschaffen, daß er an allem Schönen und Edlen Wohlgefallen findet, und schmerzlich berührt wird durch den Anblick frevelhafter Handlungen einer rohen Gewalt." Das unglückliche Land, in welchem, zur Schande Europas, solche Handlungen noch an der Tagesordnung sind und lauten Protest der ganzen zivilisierten Welt hervorrufen, ist Rußland: sie heißen — Deportation nach Sibirien. Von Entrüstung und unnennbarem Schmerz wird jeder freie und hochgesinnte Mensch erfüllt, wenn er die authentischen, neuerdings durch einen unbefangenen Augenzeugen, den Amerikaner Georges Kennan, leider bestätigten und vermehrten Berichte über das Los der zahllosen Opfer jener russischen Barbarei liest. Diese Gefühle haben auch dem Dr. van Eeden seinen schönen Brief diktiert. Möge er die gerühmte Menschlichkeit und Milde Alexanders III nicht vergebens angerufen haben! **R. K.**

[1]) Frédéric van Eeden, Lettre à sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. Traduite du Hollandais. Genève 1891.

Katholicismus oder Spiritismus?

Welche von diesen beiden Lehren ist die lebensfähige, die vor der Vernunft sowohl, als vor der Offenbarung und der Wissenschaft zu bestehen vermag? Einem Jünger A. Kardec's, wie J. Jésupret, dem Verfasser einer uns vorliegenden Schrift[1]), fällt die Antwort nicht schwer: es ist der Spiritismus.

In zwanzig kurzen Kapiteln läßt er sämtliche Dogmen des katholischen Glaubens Revue passieren, prüft ihre logische Haltbarkeit und ihren ethischen Wert, betrachtet sie unter dem Gesichtspunkt der heutigen Naturkenntnis, und vergleicht sie mit den Aufschlüssen, welche die spiritistische Doktrin über die jenen Dogmen zu Grunde liegenden Probleme giebt. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist: die Lehre, welche, unter dem Namen des Katholicismus, noch jetzt, beim Anbruch des 20. Jahrhunderts, für den wahren Glauben ausgegeben wird, ist durchweg falsch und dem Geiste des Christentums völlig entgegengesetzt. Die Zukunft gehört dem Spiritismus, der allein in wissenschaftlicher, philosophischer und religiöser Beziehung uns die Wahrheit enthüllt und nichts ist, als der geläuterte, vergeistigte christliche Glaube.

Jésuprets Kritik geht nicht tief. Es ist bekanntlich ein Kinderspiel, vom Standpunkt des „gesunden Menschenverstandes" die religiösen Dogmen anzugreifen; aber hat denn dieser „gesunde Menschenverstand" eine Stimme bei der Entscheidung von Fragen, die nicht von ihm aufgeworfen, nicht an ihn gerichtet sind, und deren wahren Sinn er darum nie begreifen kann?

Die gute Absicht des Verfassers, die ohne Zweifel viel Vortreffliches enthaltende Lehre des Spiritismus für das Volk zu bearbeiten, entschuldigt jedoch die Oberflächlichkeit seines Buches, und macht es, zumal da es lebendig, klar und anschaulich geschrieben ist, zu einer hübschen Erscheinung auf dem Gebiete der spiritistischen Litteratur. R. K.



Die enthüllte Alchymie.

In den neueren gelehrten Darstellungen der Geschichte der Chemie und mittelalterlichen Philosophie wird in der Regel auch die Alchymie erwähnt und das Ziel dieser dunklen Wissenschaft angegeben. Dies geschieht meist so kurz und in einer so vaguen, die unsichere Kenntnis des Darstellers selbst verratenden Weise, daß der Leser höchstens die allerdings richtige, aber wenig sagende allgemeine Vorstellung empfängt, die Alchymie sei die Mutter der heutigen Chemie. Nun ist es eine Thatsache, daß sie seit dem grauesten Altertum bis auf das 17. Jahrhundert hinab die bedeutendsten Köpfe beschäftigt hatte und selbst wohl noch in unseren Tagen hier und da Anhänger zählt. Mag ein Wahn oder eine Wahrheit ihr zu Grunde liegen —, gleichviel: sie übte einst einen mächtigen Einfluß auf den menschlichen Geist aus, sie war eine der Stationen, durch welche

[1]) J. Jésupret (Fils), Catholicisme et Spiritisme. Paris 1891. Librairie des sciences psychologiques. 139 Seiten.

das wissenschaftliche Bewußtsein in seinem Entwicklungsgang bis zur jetzigen Höhe hindurchging und verdient somit, vielleicht mehr als manches andere aufgehobene kulturhistorische Moment, auf dessen Erforschung oft viel Zeit und Fleiß verwendet wird, daß man sie zum Gegenstand eines vorurteilsfreien Studiums mache und ihr Verfahren, ihre Methode und sozusagen Grammatik der modernen Welt sachlich-genau auseinandersetze. A. Poisson übernimmt diese schwierige Aufgabe und löst sie, wie es uns, der Alchymie allerdings gänzlich Unkundigen, scheint, in der vorliegenden kleinen Schrift[1]) mit Glück.

Das Buch zerfällt in zwei Teile, denen eine kurze Skizze der Geschichte der Alchymie vorangeschickt ist. Der erste Teil handelt von den verschiedenen alchymistischen Theorien; der zweite, größere und interessantere, giebt den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis der rätselhaften hermetischen Schriften, d. h. erklärt die zahlreichen Symbole, Allegorien, Anagramme u. dergl., hinter welche die Adepten absichtlich ihre Weisheit verbergen. Eine alphabetisch geordnete Tafel der mannigfaltigen Zeichen, und gute, alten Werken entnommene Abbildungen, welche die geheimnisvollen Naturvorgänge, Wandlungen der Stoffe und ihre Beziehungen zu einander versinnlichen sollten, macht das Buch zu einem förmlichen Handlexikon der Alchymie.

Den Anfang bildet ein Verzeichnis der alchymistischen Litteratur älterer und neuerer Zeit. Einige Namen vermissen wir: so z. B. den des B. van Helmont. Und da der Verfasser einmal die auf Alchymie bezüglichen Schriften, auch der schönen Litteratur, wie da sind von Balzac, Berthet, Dumas, Halm und Lacroix (Jacob Bibliophile), glaubte berücksichtigen zu müssen, so hätte er auch Goethe, E. Th. Am. Hoffmann, Bulwer u. a. erwähnen sollen. **R. K.**

Makulatur.

Hanns von Gumppenberg: „Das dritte Testament, eine Offenbarung Gottes" und „Der Prophet Jesus Christus &c." München 1891 (M. Poeßl) — eine Mischung spiritistischer und okkultistischer Lehren, in der denkbar verworrensten Weise aufgewärmt, eine Quelle des Humors für verständige Menschen und eine „Offenbarung" für die, welche keinen Verstand zu verlieren haben. Der Verfasser, ein unglückliches Opfer des Spiritismus, ignoriert auch, daß vor ihm schon Dutzende solcher spiritistischen „Testamente" veröffentlicht wurden, alle besser dargestellt als diese unverstandenen Wahrheiten hier, und die doch meistens auch nur „Makulatur" waren. Er sollte doch wenigstens einmal die haltbaren Grundwerke seiner eignen Geistesrichtung, Andrew Jackson Davis und Allan Kardec, lesen. **H. S.**

[1]) Albert Poisson, Théories et Symboles des Alchimistes. Paris 1891 (Bibliothèque Chacornac. Collection d'ouvrages rélatifs aux sciences hermétiques). 181 Seiten.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.



Die parteilose
Berliner Tageszeitung
Deutsche Warte
kostet bei allen Postämtern
für 2 Monate
67 Pf.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

September 1891 XII, 69.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57&59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen“ oder „magischen“ Thatsachen: der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 69. Inhalt. September 1891.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

		einzelne Nummern:
für Deutschland und Österreich .	M. 6,—;	M. 1,50 (portofrei)
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter
Nr. 5833.

Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 69. September 1891.

Das Unsterbliche im Menschen.

Die buddhistische Anschauung,

nach

T. W. Rhys-Davids[1],
M. A., Phil. Dr.



Entsage dem thörichten Verlangen nach persönlicher Glückseligkeit, so wirst du Erlösung finden.

Was ist die Wesenheit des Menschen und was ist seine Beziehung zur Welt um ihn her? — Die alt-indische Vedanta-Philosophie giebt eine vollständige Lösung dieser Frage, der Buddhismus dagegen verschmäht es, das Problem des Ursprungs aller Dinge zu lösen.

„Als Malunka den Buddha fragte, ob die Welt ewig sei oder nicht, antwortete dieser nicht. Der Meister erachtete diese Frage als zwecklos."[2]) Der Buddhismus nimmt das Dasein der materiellen Welt und der bewußten Wesen, welche in ihr leben, nur als eine Thatsache hin, führt aber im weitesten Maße den Gedanken durch, daß alles dem Gesetze von Ursache und Wirkung unterworfen ist, sowie daß alles beständig, obwohl unwahrnehmbar, wechselt. Es giebt nichts, für welches dieses Gesetz nicht wirkte, mithin auch keinen Himmel und keine Hölle im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es giebt Welten, wo Geister leben, deren Dasein mehr oder weniger stofflich ist, je nachdem ihr vergangenes Leben mehr oder weniger gut war; aber diese Geister sterben oder vergehen, und die Welten, welche sie bewohnen, schwinden dahin. Es giebt Orte der Qual, wo die bösen Thaten der Menschen oder der Geister die Wesen unglücklich machen; aber sobald die wirkende Kraft des Bösen, welche diese verursacht hat, erschöpft ist, hören auch diese Qualen auf.

Das ganze Weltall — Erde, Himmel und Hölle — strebt beständig nach Neugestaltung und Wiederzerstörung, ist beständig im Kreislauf des Wechsels begriffen und ist einer Reihe von Umwälzungen oder Cyklen unterworfen, deren Anfang und Ende gleichermaßen unbekannt und unerkennbar ist. Diesem allgemein gültigen Gesetze der Gestaltung und Auflösung unterliegen Menschen und Götter ausnahmslos. Die Einheit der

[1]) Dieser Aufsatz ist dessen in England weit verbreitetem Werke: „Buddhism" entnommen, von dem das 11. Tausend 1886 herausgegeben ist (von der Society for Promoting Christian Knowledge in London).

[2]) Malunka Sutta in Hardys „Manual of Buddhism", S. 375.

erbitten muß. Die erste ist dem Sutta Pitaka entnommen und findet sich ebenfalls in einem Werke des nördlichen Buddhismus, aus welchem Burnouf sehr viel bei seinen Forschungen geschöpft hat.[1]) Gautama — heißt es dort — hat gesagt:

„Höret mich, ihr Brüder! In welcher Weise auch die verschiedenen Lehrer (Samanen und Brahmanen) die Seele betrachten, sie nehmen alle an, daß sie in den fünf Skandhas bestehe oder eine von den fünfen sei. In dieser Weise, ihr Brüder, betrachtet der ungelehrte, unweise Mann, welcher weder mit den Weisen, noch mit den Heiligen verkehrt, noch auch ihr Gesetz versteht und demgemäß lebt — solch ein Mann betrachtet die Seele entweder als identisch mit oder als besitzend oder als enthaltend oder als wohnend in den materiellen Eigenschaften oder ebenso mit den Empfindungen und so fort mit jeder der drei anderen Skandhas (der Begriffe, der Neigungen und dem Geiste). Indem er die Seele in einer dieser zwanzig verschiedenen Arten sucht, findet er die Vorstellung des: „Ich bin". Auch aus den Empfindungen (welche durch Berührung und durch Einbildung entstehen) entnimmt der unweise Sinnen-Mensch die Begriffe des: „Ich bin", „Dieses Ich besteht", „Ich werde sein", „Ich werde nicht sein", „Ich werde oder werde nicht solche materiellen Eigenschaften erlangen", „Ich werde oder werde nicht irgend welche Begriffe haben oder werde weder mit noch ohne solche sein". Nun aber, ihr Bettelmönche, merket wohl, der lernende Schüler des Weisen, welcher doch dieselben fünf Sinnesorgane hat, überwindet diese irrtümlichen Einbildungen und erlangt Weisheit; dann beherrscht ihn die Vorstellung des „Ich bin" (u. s. w. wie oben) nicht mehr."

Diese Vorstellungen von dem Selbst oder der Seele werden so entschieden als Irrlehren angesehen, daß zwei wohl bekannte Worte in der buddhistischen Terminologie ausgeprägt worden sind, lediglich um dieses zu kennzeichnen. Das erste dieser Worte ist Sakkāyaditthi, das heißt die Irrlehre der Individualität. So nennt man die eine der drei hauptsächlichsten Täuschungen (die anderen sind Zweifelsucht und Glaube an die Wirksamkeit von Gebräuchen und Ceremonien), welche schon auf der untersten Stufe des buddhistischen Pfades zur Befreiung aus den Banden der Sinnenwelt abgelegt werden. Die andere ist Attavāda; d. h. „die Lehre von der Seele oder dem Selbst".[2]) Diese „Irrlehre" gilt als ein Teil jener Kette von Ursachen, welche auf den Ursprung alles Übels zurückführen. In dieser Beziehung wird sie zusammengestellt mit Sinnlichkeit, sowie Irrlehren in Bezug auf ewiges Leben oder gänzliche Vernichtung (und wiederum der Glaube an die Wirksamkeit von Gebräuchen und Ceremonien) als eine der vier Upādānas, welche die unmittelbare Ursache von Geburt, Verfall, Tod, Sorge, Wehklagen, Schmerz, Kummer und Verzweiflung sind.

Ein anderer Beweis für die Bedeutsamkeit dieser Lehre von dem

---

[1]) Das Abhidharma Koscha Vyākhyā wird von Burnouf in seiner Introduction à l'histoire du Buddhisme Indien, S. 263, Nr. 2 angeführt. Der Urtext in Pali findet sich im 5. Sutta des Kandha Vagga, des Sanyutta Nikāya im Sutta Pitaka, bei Alwis „Buddhist Nirvāna", S. 71.

[2]) Sakkāyaditthi bedeutet meiner Ansicht nach den Irrtum, daß die Individualität der Körper sei, attavāda dagegen den andern Irrtum, daß sie das absolute Sein (ātmā) sei. Das Nähere hierüber vrgl. in meiner Schrift: „Das Dasein &c.", Braunschweig 1891, S. 60. (Der Herausgeber.)

Nichtsein der Seele ist die Thatsache, daß die Brahmanen, welche viel weniger wichtige und weniger klar ausgesprochene Grundsätze des Buddhismus mißverstanden haben, diese Lehre als eine seiner schärfst ausgeprägten Eigenheiten anerkennen.[1])

In einer etwas volkstümlicheren Weise findet sich dieser Gedanke auch ausgesprochen in der Milinda Praschnaya oder in den Fragen des Menander, der singhalesischen Übersetzung eines sehr alten Pali-Werkes gleichen Namens, welches dieses System des Buddhismus darstellen will, soweit es ungefähr um den Anfang unserer Zeitrechnung von Nâgarjuna oder Nâgasena, dem Gründer der Madhyamika-Schule des nördlichen Buddhismus gelehrt wurde. Das Buch ist eine Reihe von Unterhaltungen zwischen dem griechischen Könige Menander von Sagala im Pandschab und Nâgasena. Ganz im Anfange dieser Unterhaltung findet sich folgendes Zwiegespräch:

Der König fragt: „Wie heißen euere Ehrwürden? Was ist euer Name?"

Nagasena antwortet: „„Ich werde Nagasena genannt von meinen Eltern, von den Priestern und anderen. Aber Nagasena ist keine für sich bestehende Wesenheit.""

Hierauf entgegnet der König, ungefähr so wie man auch heutzutage antworten würde, daß es in diesem Falle für ihn weder Tugend noch Laster geben würde, weder Belohnung noch Wiedervergeltung, mit andern Worten keine „Heiligung". Nagasena zählte dann einen Teil seines Körpers, seines Geistes und der soeben beschriebenen Skandhas nach dem andern auf und fragt, ob irgend einer derselben Nagasena sei. Alle diese Fragen werden verneinend beantwortet.

„Dann," sagt der König, „sehe ich ja den Nagasena gar nicht; Nagasena ist ein Laut ohne Bedeutung, du hast mir die Unwahrheit gesagt, es giebt gar keinen Nagasena."

Hierauf fragte der Priester: „„Kamen Ew. Majestät hierher zu Fuß oder zu Wagen?""

„Zu Wagen," war die Antwort.

„„Was ist ein Wagen,"" fragt nun Nagasena. „„Ist die geschmückte Decke der Wagen, sind die Speichen, die Räder, die Zügel, sind alle diese Teile auf einen Haufen geworfen, zusammen der Wagen? Wenn du diese wegläßt, bleibt dann irgend etwas, was der Wagen ist?""

Auf alles dies mußte der König mit „nein" antworten.

„„Nun, sodann sehe ich keinen Wagen, es ist nur ein Name, ein Laut. Wenn du sagst, daß es ein Wagen sei, so sagst du mir eine Unwahrheit. Ich wende mich an diese Edelleute hier und frage sie, ob es recht sei, daß ein großer König aller Djambudwipa die Unwahrheit rede?""

Dies ist zwar sehr klar, zweifellos und nicht unverdient; dennoch ist der König nicht überzeugt.

„Ich habe keine Unwahrheit gesagt, verehrungswürdiger Priester, die Decke, Räder, Sitze und andere Teile, alle vereinigt als Wagen zusammengesetzt bilden den Wagen. Sie eben sind die Merkmale, an denen wir das, was wir Wagen nennen, erkennen."

„„Nun ebenso,"" sagte Nagasena, „„ist es mit dem Menschen""; und hier führte er die Worte des Lehrers an, wo er gesagt hat, wie die verschiedenen Teile des Wagens, wenn vereinigt, einen Wagen bilden, so sind auch die fünf Skandhas, zu einem Körper vereinigt, ein lebendes Wesen.

[1]) Vrgl. Colebrookes Essays in Prof. Cowells Ausgabe I, 417.

Was man auch immer von dieser Beweisführung denken mag, es ist wenigstens aus derselben klar, daß eine Seele ebensoviel oder so wenig im Menschen als getrennter Teil desselben anzusehen ist, als der Begriff „Wagen“ ein besonderer Teil desselben bildet. Es beweist dies ferner, daß diese Lehre nicht ausschließlich aus dem Buddhismus durch ursprüngliche Schlußfolgerung entstanden ist, sondern klar und bewußt aus einer mehr oder weniger richtigen Vorstellung der möglichen Einwendung gegen dieselbe sich gebildet hat.

Dieses geht jedoch noch deutlicher hervor aus einer bemerkenswerten Stelle in dem Brahmajāla Sutta.[1]) Dieselbe ganz hier anzuführen, wäre unmöglich. Aber es sei kurz gesagt, daß dort Gautama zweiundsechzig verschiedene Arten irrtümlichen Glaubens bespricht, unter welchen auch diejenigen angeführt sind, „daß die Seele und die Welt ewig seien, daß sie nicht aus neu entstandenem Stoffe zusammengesetzt worden, sondern unwandelbar bestehen. Lebende Wesen schwinden dahin, sie verkörpern sich, sie sterben und werden geboren; aber die Seele und die Welt dauern fort und sind ewig.“ —

Nachdem er gezeigt hat, wie unbegründet der Glaube an das ewige Dasein Gottes oder der Geister sei, läßt Gautama sich darauf ein, die Frage nach der Seele zu behandeln und weist zweiunddreißig Glaubensansichten hinsichtlich derselben nach, welche er für irrig erklärt. Diese Rede schließt mit folgenden Worten:

„Brüder! Das, was den Weisen an das Dasein bindet (nämlich tanhā, der Durst oder Trieb zu leben) wird, abgeschnitten; aber dieser Körper bleibt dennoch. Nur so lange sein Körper bleibt, wird er von Geistern und Menschen gesehen werden. Nach der Auflösung des Lebens aber und des Körpers werden weder Geister noch Menschen ihn sehen.“

Kann man wohl vollständiger und bestimmter leugnen, daß es eine Seele giebt?[2])

Und dennoch hat Gautama nicht den Glauben an eine Wiederverkörperung der Wesenheit des Menschen in immer neuen Lebenszeiten

[1]) Im Digha Nikāya des Sutta Pitaka, übersetzt von Gogerly im „Journal of the Ceylon Asiatic Society“ 1846.

[2]) Aber wie man sieht, richtet sich dieser Kampf des Buddhismus wider den Begriff „Seele“ nur gegen die unlogische, sich selbst widersprechende Vorstellung, daß unsere Persönlichkeit mit allen ihren Eigentümlichkeiten ewig unsterblich sein könnte. Ewig, ohne Anfang und ohne Ende, kann natürlich nur das Unwandelbare sein. Alles, was Gestalt, Form und Namen gewinnt, muß, wie es einen Anfang nimmt, so auch einmal ein Ende haben. — Der Buddhismus ist sich aber sehr wohl der Thatsache bewußt, daß darum doch noch nicht anzunehmen ist, daß nun die menschliche Persönlichkeit, also die Darstellung der Wesenheit in einer einmaligen Lebenszeit schon mit dem Tode des äußeren Körpers ein Ende nehmen müsse. Diese Persönlichkeit besteht eben nicht bloß aus dem physischen Körper unserer äußersinnlichen Wahrnehmung, sondern verfügt auch über die feineren Fähigkeiten und Eigenschaften einer übersinnlichen Natur; und daß dieser Teil unserer Persönlichkeit noch Jahrtausende nach dem Tode des äußeren Körpers fortbestehen kann, erkennen auch buddhistische Schriften vielfach an. So redet u. a. das Dhammapada wiederholt von den Leiden und Freuden des Übelthäters und des Tugendhaften in dieser Welt und in der nächsten, von „Himmel“ und von „Hölle“.

(Der Herausgeber.)

aufgegeben; wie es denn auch nur natürlich ist, daß man am stärksten an solchen Anschauungen festhält, welche zur Erklärung der vielen Geheimnisse des Welträtsels am meisten Befriedigung gewähren. So ist auch die Lehre von der Wiederverkörperung sowohl in der brahmanischen als in der buddhistischen Form nicht zu widerlegen, weil sie eine Erklärung (und zwar eine vollständige für alle, die sie wirklich verstehen) für die offenbaren Widersprüche und Ungerechtigkeiten in der irdischen Verteilung von Glück und Weh giebt. Ein Kind z. B. ist blind; dieses rührt von seiner Augeneitelkeit und Augenlust in einer früheren Lebenszeit her; gleichzeitig aber hat es eine ungewöhnliche Fähigkeit zu hören; diese ist dadurch verursacht, daß es in früherer Lebenszeit den Weisen zuhörte, welche das Gesetz lehrten. Diese Erklärung mag immerhin richtig sein; denn sie ist kaum mehr als eine Wiederholung des Satzes, der erklärt werden soll. Sie mag sehr wohl den Thatsachen angepaßt sein; denn sie ist von denselben abgeleitet und sie kann nicht widerlegt werden, denn sie liegt ganz jenseits des Bereiches menschlicher Erfahrung und Forschung.[1])

Es ist ja möglich, daß die Vorstellung der Wiederverkörperung ursprünglich aus dem sonderbaren Streich unseres Gedächtnisses herrührt, vermöge dessen wir mit solcher Bestimmtheit fühlen, daß wir Empfindungen, die wir haben, schon einmal früher gehabt haben, und doch wissen wir nicht, wie oder wann. Wie sich dies aber auch verhalten mag, dieser Glaube wurde jedenfalls im Buddhismus als einer der wichtigsten Grundsätze seiner Weltanschauung festgehalten, da er die sittlich geistige Ursache für die Leiden der Menschen und all ihre Verschiedenheiten in ihrem kurzen Erdenleben angab. Da aber der Buddhismus keine „Seele" anerkennt, so muß er das Bindeglied, die Brücke zwischen einem Leben und dem andern anderweitig zu bauen suchen. Zu diesem Zwecke und um zugleich dem sittlichen Gefühle gerecht zu werden, nimmt er seine Zuflucht zu einem Mysterium[2]) — nämlich der Lehre vom „Karma".[3])

Dieses ist die Lehre, daß, wenn ein empfindendes Wesen (Mensch, Tier oder Engel) stirbt, danach ein neues Wesen in mehr oder weniger leidensvollen, stofflichen Daseinszuständen entsteht gemäß seinem „Karma", d. h. dem Verdienst oder Verschulden dieses Wesens, welches gestorben ist. Die Ursache, welche das neue Wesen hervorbringt, ist Lebensdurst

[1]) In solchem geistigen, übertragenen Sinne allein ist übrigens das Wirken des Karma doch nicht zu verstehen, sondern vielmehr als genau dieselbe Kausalität des Geschehens, die wir in jedem persönlichen Leben wahrnehmen, nur über dieses hinaus wirkend. (Der Herausgeber.)

[2]) Die vier Mysterien des Buddhismus sind: — 1. die Wirkungen des Karma, — 2. die übermenschlichen Kräfte, welche durch Iddhi erlangt werden, — 3. Umfang, Alter und Entstehungsursache der Welten (lŏka), — 4. die Allwissenheit u. s. w. der Buddhas.

[3]) Dies vermeintliche Mysterium habe ich als den sehr einfachen Grundgedanken des Darwinismus nachgewiesen in meiner nunmehr vollständig vorliegenden Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Ein Beitrag zum Darwinismus. 4. Tausend, mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen, (Braunschweig 1891, 159 Seiten). Vgl. auch den hier folgenden Artikel des Grafen von Spreti. (Der Herausgeber.)

(trischnā) oder Lebenslust (upādāna), was Ausdrücke für nahezu dieselben Geisteszustände sind und im weiteren erklärt werden.

Empfindungen entstehen aus der Berührung der Sinnesorgane mit der äußern Welt; aus Empfindungen entspringt ein Verlangen, ein gefühltes Bedürfnis zu befriedigen, ein Trieb (trischnā). Hieraus entsteht eine Lust nach Gegenständen, welche das Verlangen (upādāna) befriedigen sollen. Dieser Verlangenszustand des Geistes[1]) verursacht das neue Wesen (natürlich nicht eine neue Seele, sondern eine neue Zusammensetzung von Skandhas, ein neuer Körper mit geistigen Neigungen und Fähigkeiten). Das Karma der früheren Zusammensetzung von Skandhas oder des früheren empfindenden Wesens bestimmt dabei die Örtlichkeit, die Gestalt und die Zukunft der neuen Zusammensetzung von Skandhas oder des neuen empfindenden Wesens.

Obwohl nun die Art solcher Wirkungen offenbar ein Mysterium ist, so war dies von jeher doch die allerfesteste Grundlehre des Buddhismus[2]), diejenige, welche in allen verschiedenen Systemen, die sich aus den ursprünglichen Lehren der Pitakas entwickelt haben, ganz allgemein beibehalten worden ist und die höchste praktische Wirkung auf das Leben der Glaubensanhänger gehabt hat. Es ist aber auch für uns sehr wohl möglich, einiges Licht auf diese Anschauungen zu werfen und sogar die Grundlage der Wahrheit zu finden, auf der sie beruht. Diese Wahrheit ist derjenigen verwandt, welche dem weitverbreiteten Glauben an ein Fatum und an Prädestination zu Grunde liegt. Ich will damit nicht sagen, daß Fatum und Karma dasselbe seien; der Unterschied ist vielmehr sehr in die Augen springend. Das Fatum steht außerhalb aller Sittlichkeitsbegriffe (es ist weder sittlich noch unsittlich). Die Lehre vom Karma dagegen findet eine sittliche Ursache für die Wirkungen, welche sie zu erklären sucht. Beide aber beruhen auf der Erfahrung, daß oft unser Schicksal nicht von unserm sittlichen Verhalten und Streben in dem gegenwärtigen Leben abhängt, daß also ein scheinbares Mißverhältnis zwischen unserm Thun und unserm Leiden besteht.

Wenn der Unschuldige bedrückt wird und sein Verfolger in der Welt Erfolg hat, so wird jener, wenn er an ein Fatum glaubt, denken, dies war vorher bestimmt, ich muß mich unterwerfen und er wird sich vorstellen, daß das Gleichgewicht der Schale der Gerechtigkeit sich erst in einem Ergebnisse wieder herstellen wird, welches noch in der Dunkelheit der Zukunft verborgen liegt. Glaubt er aber an Karma, so wird er denken: dieses ist mein eigenes unrechtes Thun, ich kann mich darüber nicht beklagen, und wird die Wagschale der Gerechtigkeit dadurch in das Gleich-

---

[1]) Er wird in vier Klassen eingeteilt: Sinnlichkeit (Lust, kāma), Irrtum (hinsichtlich des Wesens der Seele, uttscheda-vāda und sassata-vāda), Frömmelei (hängen an äußeren Gebräuchen, sīlabbāta) und Selbsttäuschung (in der Überschätzung der Individualität, attavāda). Vrgl. Alabaster: „Wheel of the Law“, 239.

[2]) So gut wie die des Brahmanismus, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Vorstellung der Wiederverkörperung einer „Seele“ (Sukschma sharira) nicht abweist. (Der Herausgeber.)

gewicht zu bringen suchen, daß er für sein Leiden eine Ursache annimmt, welche er selbst einmal in der dunklen Vergangenheit gegeben hat.[1])

Die buddhistische Anschauung von Karma vermeidet auf der einen Seite das abergläubische Extrem derjenigen, welche glauben, daß die Persönlichkeit der lebenden Wesen eine für sich bestehende Seele sei, und auf der andern Seite das irreligiöse Extrem derjenigen, welche nicht an sittliche Gerechtigkeit und Ausgleichung glauben. Der Buddhismus erhebt den Anspruch, das Wort „Seele" auf all die Thatsachen hin, welche mit demselben bezeichnet werden sollen, gründlich erforscht, aber keine einzige Thatsache gefunden zu haben, sondern immer nur eine oder die andere von zwanzig verschiedenen Täuschungen, welche die Augen der Menschen blenden. Nichtsdestoweniger ist der Buddhismus überzeugt, daß, wenn der Mensch Kummer, Enttäuschung und Schmerz erntet, er selbst und kein anderer zu irgend einer Zeit Thorheit, Irrtum und Sünde gesäet haben muß. Ist dies nicht in seiner gegenwärtigen Lebenszeit geschehen, so muß es in einer früheren Verkörperung stattgefunden haben. Wo aber bleibt in diesem letzteren Falle die Identität zwischen dem, welcher säet und dem, der erntet? — Ausschließlich in dem, was allein übrig bleibt, wenn der Mensch stirbt und die zusammengesetzten Teile seiner lebenden Persönlichkeit sich auflösen, nämlich in den Wirkungen seiner Handlungen, Reden und Gedanken, — in seinem guten oder bösen Karma (wörtlich: seinem Wirken), welches nicht stirbt!

Wir Europäer sind längst vertraut mit der Lehre, daß, „was der Mensch säet, das wird er ernten"[2]), und wir können daher sehr wohl uns in die buddhistische Vorstellung hineindenken, daß, was ein Mensch erntet, er auch gesäet haben muß. Wir sind ferner vertraut mit der Lehre der Unzerstörbarkeit der Kräfte und können daher sehr wohl das buddhistische Dogma (wie sehr es auch unsern christlichen Dogmen[3]) wider-

[1]) Es ist klar, daß die Vorstellung von dem alles Dasein beherrschenden Karma in jeder Hinsicht unendlich höher steht als die eines Fatums. Der Begriff Karma ist weiter nichts als das in allen Daseinssphären und Bewußtseinszuständen durchgeführte Gesetz der Kausalität, nach welchem Alles die Wirkung einer in ihm selbst liegenden Ursache ist. — Wer an ein Fatum glaubt, mag, wenn er dabei Optimist ist, auf eine Ausgleichung seines Unglücks in der Zukunft hoffen; wer dagegen von der Wirkung des Karma überzeugt ist, weiß, daß eine solche Ausgleichung nur von ihm selbst abhängt. Er braucht dasselbe nicht zu hoffen; er hat nur durch sein eigenes Wollen, Denken, Reden und Thun die nötigen Ursachen für sich zu geben, um die nötigen Wirkungen zu schaffen, vermöge deren Selbstthätigkeit er einer solchen Ausgleichung unbedingt sicher ist. (Der Herausgeber.)

[2]) Vrgl. z. B. Galater VI, 7: „Irret euch nicht. Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten." Noch deutlicher und vollständiger kommt die buddhistische Lehre vom Karma, Djanma und Nirwana im Ev. Joh. IV, 36 f. zum Ausdruck: „Wer da erntet, der empfänget Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, wo sich dann freuet, der da säete und der da erntet. Denn hier ist das Wort wahr: Einer ist es, der da säet, und ein anderer, der da erntet." (Der Herausgeber.)

[3]) Der Verfasser hat recht darin, daß die Lehre des Karma, insofern sie die Thatsache der wiederholten Verkörperung der geistigen Wesenheit des Menschen mit umfaßt, sich in den Dogmen der christlichen Kirche nicht ausgesprochen findet. Es

sprechen mag) verstehen, daß keine äußere Macht die Früchte der Thaten eines Menschen zerstören kann, das sie ihre volle Wirkung bis zu ihrem frohen oder bittern Ende ausüben müssen. Aber die Eigentümlichkeit des Buddhismus besteht darin, daß die Wirkung von all dem, was ein Mensch thut, nicht sowohl in vielen verschiedenen Strömen sich nach außen hin ergießt, als vielmehr sich in der Bildung eines neuen empfindenden Wesens konzentriert — neu nämlich in der Zusammensetzung seiner Teile und Kräfte, dasselbe wie das alte aber in seinem Wesen, seinem Dasein, in seinem Thun, seinem Karma.

Ebenso wie eine Generation des Menschengeschlechts stirbt und einer andern Platz macht, die der Erbe aller Wirkungen ihrer Tugenden und Laster, das genaue Ergebnis aller vorhandenen Ursachen ist, so erbt auch jede Persönlichkeit in der langen Kette der Leben einer karmischen Entwickelung alles Gute sowohl wie Böse, was ihre sämtlichen Vorgänger gethan haben oder gewesen sind und sie nimmt den Kampf, aufwärts strebend zur Erleuchtung, genau dort auf, wo jene ihn verlassen haben. Sie ist aber niemals (abgesehen von dem Ausnahmefalle der vollendeten Erlösung, wenn sie sich über die Möglichkeit von Freude und Schmerz erhoben hat) sich dessen bewußt, was ihre Vorgänger waren oder was ihre Nachfolger sein werden. Daher befleckt auch der wahre buddhistische Weise nicht die Reinheit seiner Selbstverleugnung, dadurch, daß er nach eigener Glückseligkeit trachtet, welche er selbst dereinst genießen möchte. Sein persönliches Bewußtsein wird aufhören, aber seine Tugend wird leben und wird ihre volle Wirkung in der Linderung des Gesamtbetrages alles Elendes der lebenden Wesen ausarbeiten.

Die alltägliche Lebensweisheit lehrt, daß der Mensch nach irgend einer Art von Glückseligkeit hier auf Erden streben solle. Die meisten Religionen sagen, daß dieses Thorheit sei, daß der Gläubige und Heilige dereinst Glückseligkeit in einer bessern jenseitigen Welt genießen werde. Der Buddhismus[1]) dagegen behauptet, daß die eine dieser Strebensrichtungen ebenso verkehrt und nichtig ist wie die andere, daß das Be-

---

wäre aber ein großer Irrtum zu glauben, daß diese oder irgend eine andere der wesentlichen Grundanschauungen des Buddhismus den im neuen Testamente enthaltenen Lehren widerspräche. Es kann vielmehr keinem Zweifel unterliegen, daß der Meister, welcher in den Evangelien mit dem Namen Jesus bezeichnet wird, seine Jünger all' dieselben Grundanschauungen lehrte und daß namentlich Johannes dieselben in seiner Darstellung verschiedentlich zum Ausdruck brachte, und zwar nicht nur die Lehre der karmischen Kausalität, sondern auch die der Wiederverkörperung, so z. B. in den Worten der schon oben angeführten Verse 36 und 37 im 4. Kap. seines Evangeliums, die er Jesus in den Mund legt. Ebenso fragen die Jünger (Ev. Joh. IX, 3): „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?" Sie mußten also mit der Anschauung der Wiederverkörperung vertraut sein, denn, wenn sie glauben konnten, daß sein blind Geborenwerden eine Wirkung früher von ihm gegebener Ursachen sein könne, so hätten die Ursachen doch nur in einer früheren Lebenszeit gegeben sein können. Vrgl. auch Joh. VIII, 58, Matth. XI, 4; XVII, 10—13 und die Parallelstellen. (Der Herausgeber.)

[1]) Und ebenso die Vedanta-Lehre des Brahmanismus. (Der Herausgeber.)

wußtsein des äußern Selbst eine Täuschung ist, daß das Leben im organisierten Körper, das empfindende Dasein, nicht unendlich ist, daß es unentwirrbar mit Unweisheit verknüpft ist und infolge davon auch mit Sünde und daher mit Kummer und mit Leiden. „Entsage dem thörichten Verlangen nach persönlicher Glückseligkeit, so wirst du Erlösung finden", sagt der Buddhismus. „Hier in diesem Leben entsteht solches Verlangen aus Mißerkenntnis und führt zur Sünde, welche Leiden nach sich zieht; und in der Zukunft sind die Bedrängnisse des Daseins nur dieselben, jede neue Geburt wird dich eben so unwissend und eben so endlich beschränkt gestalten. Nichts was Gestalt und Namen hat, ist ewig, das Weltall selbst schwindet dahin; nichts ist, alles wird. Und alles, was du siehst und fühlst, körperlich oder geistig, auch soweit es dich angeht, wird vergehen, so gut wie alles andere auch. Es bleibt nur das angesammelte Ergebnis aller deiner Handlungen, Worte und Gedanken (deine Individualität). Sei rein also und gut und nicht träge in Gedanken. Sei wachsam, schüttle deine täuschenden Vorstellungen ab und betritt entschlossen den Pfad, welcher allein dich aus diesem Wirrsal hinausführen, dich erheben und erretten kann aus diesen rastlos brausenden Wogen des endlosen Lebensmeeres — den Pfad der Weisheit, Seligkeit und Ruhe, den Pfad der „Erlösung", der Vollendung und des Friedens!"

Wohl beachtenswert ist es und lehrreich, daß alles dies seit nun schon mehr denn zweitausenddreihundert Jahren so vielen verzweifelten und ernsten Herzen genügt hat — daß sie sich dieser Brücke anvertraut haben, welche der Buddhismus über den Fluß der Mysterien und Leiden des Lebens zu bauen versucht hat. Vielleicht sind sie entzückt worden und in Ehrfurcht gehalten durch die zarte und edle Schönheit einiger der vielen Steine, aus welchem dieser Brückenbogen gebaut ist; vielleicht haben sie empfunden, daß auch das übrige auf mehr oder weniger fester thatsächsächlicher Grundlage beruht, daß auf der einen Seite des Schlußsteins dieses Bogens die Notwendigkeit der sittlichen Gerechtigkeit und auf der anderen das Gesetz der Kausalität aufgerichtet steht. Dieser Schlußstein selbst aber, in welchem sich ein Leben mit dem andern verbindet, ist die individualisierte und individualisierende Kraft des Karma; — individualisiert, insofern die Wirkungen der Handlungen eines Menschen sich in der Gestaltung eines anderen empfindenden Wesens darstellen; individualisierend aber, insofern es die Kraft ist, vermöge welcher verschiedene Wesen eine Individualität werden. Und in der That wirklich genug ist diese Kraft des Karma.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sämtlichen Mitteilungen haben das von ihnen Dargebrachte selbst zu vertreten.

Karma,

die Gerechtigkeit der Weltordnung.

Von

Adolf Graf von Spreti.

Wir sind gewohnt, uns Gott als die ewige, über jeden Wandel erhabene Gerechtigkeit zu denken. So lehrt nicht nur die Kirche, sondern so argumentiert auch der Verstand; denn ein ungerechter Gott wäre ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst; ganz abgesehen davon, daß eine Weltordnung ohne die strikteste, unverbrüchlichste Gerechtigkeit auf die Dauer gar nicht bestehen könnte, sondern in kürzester Frist zum Chaos führen müßte.

Wenn wir nun aber hinblicken in das Getriebe der Welt, so gewahren wir schon bei der oberflächlichsten Beobachtung gar wunderliche Vorgänge, welche schlecht, ja unmöglich mit dem Glauben an eine ewige Gerechtigkeit vereinbar scheinen. Schon die tägliche Erfahrung lehrt einen jedem, daß rechtschaffen, ehrlich, fleißig, strebsam und tugendhaft sein durchaus nicht mit Glück und Segen, Wohlstand und Zufriedenheit, Gesundheit und Ansehen im Leben Hand in Hand geht; ja wir sehen nur zu oft die Besten und Edelsten von Jammer, Elend und Not verfolgt und von der Welt verkannt, während gewöhnliche Durchschnittsmenschen, ja nicht selten sogar Lasterhafte und ausgesprochene Bösewichte in Glück und Wohlstand froh dahin leben, zu Ehren und Würden emporsteigen, über die Rechtschaffenen triumphieren, und wenn es ihnen glückt, die Macht an sich zu reißen, erbarmungslos die Tugend verfolgen. Wo bleibt die ewige Gerechtigkeit, wenn die entfesselten Kriegsfurien in wildem Tanze durch die Länder jagen, Tod und Verderben säend, menschenmordend, herzverwildernd? Wo ist sie, wenn der Würgeengel durch die Lüfte fährt und Hungersnot, Krankheit, namenlosen Jammer und herzzerreißendes Elend über Gerechte wie Ungerechte bringt? Ist sie blind, wenn Megären in Menschengestalt unschuldige Kinder um schnöden Mammons willen nicht bloß einfach morden, sondern langsam und systematisch zu Tode martern? ist sie taub gegen das Jammern und Wehklagen all dieser unschuldigen Geschöpfe?

Aber trotz dieser täglich und sogar wider unseren Willen auf uns einstürmender Erfahrungen können und wollen wir unseren Glauben an und unsere innere Überzeugung von der ewigen Gerechtigkeit doch nicht aufgeben; sie wurzeln zu fest in unserem innersten Wesen, sie sind zu

innig mit unserem ganzen Sein verwachsen, daß wir sie uns trotz all dieser Widersprüche nicht so leicht rauben oder wegdisputieren lassen.

Wie ist aber dieser offenbare Widerspruch zwischen Glaube und Überzeugung einerseits und Erfahrung anderseits zu lösen?

Die Glaubenslehre will uns über diese gefährliche Klippe hinweghelfen, indem sie uns entweder auf eine nach dem Tode erfolgende, ausgleichende Vergeltung hinweist, oder aber uns mit der „Unerforschlichkeit des göttlichen Ratschlusses" vertröstet. An beiden Mitteln mögen fromme, gottergebene Seelen Trost und Erhebung im Leiden finden; aber eine Lösung der Frage bringen sie nicht. Erstere Lehre würde nämlich bei genauer Prüfung sich gewissermaßen nur als ein göttlicher Akt der Reue mit darauffolgender restitutio in integrum erweisen, wodurch ja eigentlich zugestanden würde, daß ein Unrecht vorgelegen habe, welches im Jenseits gutgemacht werden müsse, wodurch aber das zugefügte Unrecht als solches keineswegs beseitigt wäre. — Die letztere Lehre ist lediglich eine andere Redewendung für Gerechtigkeit; denn „Gottes Ratschluß" kann eben nur gerecht sein; und zwischen „unerforschlich" und widersprechend und widersinnig muß man doch auch unterscheiden.

Im gewöhnlichen praktischen Leben greifen wir aber zu einem andern Auskunftsmittel; wir schaffen uns sozusagen eine Zwischenmacht zwischen Gottes Gerechtigkeit und dem Menschen; eine Macht, die wir bei ernsterem Nachdenken freilich wieder der göttlichen Macht gleich, in manchen Fällen ihr sogar überlegen, jedenfalls in stetem Kampfe mit derselben zu denken hätten; — eine Macht, die wir uns zwar nicht genau definieren, aber als „Schicksal" bezeichnen. An dieses unbestimmte, darum so bequeme Etwas klammern wir uns an, steuern unter seiner Führung gedankenlos durch das gefährliche Klippenwerk wieder in offenes Fahrwasser, wo wir es (undankbar, wie der Mensch ist) verabschieden und uns wieder der göttichen Gerechtigkeit zuwenden. — So oft eine uns persönlich oder andere treffende Angelegenheit einen gegen jede Erwartung verstoßenden, allen getroffenen Vorkehrungen widersprechenden Ausgang nimmt, so oft unerwartetes, unverschuldetes Unglück über uns oder unsere Nebenmenschen hereinbricht, sagen wir einfach: „das ist Schicksal" oder: „des Schicksals Hand lastet auf ihm" rc. Damit ist die kritische Frage über die zweifelhaft gewordene Gerechtigkeit für uns meist erledigt, wir gehen zur Tagesordnung über, und nur selten fühlen wir uns veranlaßt, einmal ernstlich darüber nachzusinnen, was wir uns denn eigentlich unter diesem „Schicksale" vorzustellen haben.

Man wird hier von gewisser Seite einwenden, daß der Ausdruck „Schicksal" den oben erwähnten und auf seine Bedeutung zurückgeführten Gedanken „des unerforschlichen Ratschlusses Gottes" involviere. In manchen Fällen mag das ja zutreffen; im allgemeinen ist es gewiß nicht richtig, und ich glaube den uns — freilich meist unbewußt — leitenden Gedanken genauer und richtiger zu bezeichnen, wenn ich sage: „Schicksal ist der verblümte und kurz gefaßte Ausdruck dafür, daß uns ein gegebenes Vorkommnis so verblüffend und so rätselhaft erscheint, daß wir es mit

der göttlichen Gerechtigkeit absolut nicht in Einklang zu bringen vermögen, weshalb wir uns, um diese nicht anklagen zu müssen, den unklaren Begriff des „Schicksals“ konstruieren, welches nun freilich als unbekannte, unverantwortliche Größe fortwährend wie ein Damoklesschwert über unserem Haupte schwebt, aber einen sehr bequemen Prügeljungen abgiebt, um ihn stets da einspringen zu lassen, wo uns die göttliche Gerechtigkeit im Stiche zu lassen scheint. Wir wälzen somit die Schuld an dem scheinbar uns zugefügten Unrecht von Gott auf eine in der Welt als existierend gedachte Macht ab, welche als solche aber auch wieder ein Werk, eine Äußerung des göttlichen Willens sein müßte, daher aber gleichfalls nicht ungerecht sein könnte. Auch hiermit umschreiben wir also nur die Frage, lösen sie aber nicht.

Ich halte es für zweckentsprechend, hier noch darauf hinzuweisen, daß wir trotz des so allgemein und allerorts verbreiteten Schicksal-Glaubens gleichfalls allenthalben in hohem Ansehen stehende und von Erziehern und Lehrern mit Vorliebe angewendete Sprüchwörter finden, welche sich dem Sinne nach mit unsern deutschen Sprüchen: „Jeder ist seines Glückes Schmied,“ oder „Wie man sich bettet, so liegt man,“ oder mit den biblischen Worten: „Was der Mensch säet, das wird er ernten,“ decken. Die gegenteiligen Erfahrungen des täglichen Lebens waren ebensowenig imstande, diesen Sprüchen ihre anspornende Wirksamkeit zu rauben, oder sie als einfältig, dumm und widersinnig zu brandmarken, wie eben diese Erfahrungs-Thatsachen den Glauben an eine ewig waltende Gerechtigkeit zu erschüttern, geschweige auszurotten vermochten.

Dies giebt zu denken. Denn während wir sonst gerne und schnell bereit sind, uns insbesondere von selbst gemachten Erfahrungen überzeugen und unsere Meinung durch sie leiten zu lassen, sehen wir hier die Menschen mit bewundernswerter Zähigkeit an einem Glauben, an einer Überzeugung festhalten, welche mit den Thatsachen in offenem Widerspruche stehen.

Die Glaubenslehre sucht diesen wunden Fleck durch Dogmen zu verkleistern, die zwar ein gläubiges Gemüt beschwichtigen, den Verstand und die Vernunft aber nicht zufrieden stellen können; sie vermag ihn also nicht zu heilen. Das instinktive Bedürfnis des Menschen nach Lösung solcher Widersprüche griff zu dem vagen Begriffe des Schicksals, der, wie wir sahen, in seiner gänzlichen Unbestimmtheit im besten Falle auch nur als ein Palliativmittel für gar nicht, oder nur oberflächlich Denkende gelten mag, die Frage aber durchaus nicht löst, sondern eben durch die Einschaltung dieser unbekannten Größe eher noch mehr verwickelt.

Und doch kann in Wirklichkeit kein solcher Widerspruch bestehen; es muß eine Lösung geben, welche einerseits die ewige Gerechtigkeit in allen, auch den uns noch so unfaßlich und rätselhaft erscheinenden Fällen als klar und unverrückt zu Recht bestehend erscheinen läßt, anderseits aber auch die Vernunft befriedigt; sich also nicht auf blinden Glauben allein stützt.

Die Lösung dieser so wichtigen Frage liegt in zwei Worten, oder Begriffen, welche bei Brahmanen und Buddhisten seit Jahrtausenden jedem

Kinde geläufig sind, gegen deren Annahme sich aber die europäischen und christlichen Systeme bisher so hartnäckig verschlossen haben. Beide Begriffe stehen in unzertrennlicher Wechselbeziehung zu einander, ja bedingen sich gewissermaßen: ich meine die Begriffe von „Karma" und „Djanma".

Es ist natürlich im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, eine ausführliche Darlegung und Erklärung dieser in das ganze Leben tief einschneidenden, dasselbe beherrschenden Begriffe zu geben; ich muß mich damit begnügen, ihren Sinn nur soweit anzudeuten, als es dem Zwecke dieses Aufsatzes entspricht.

So umfassend, vielverzweigt und alles beherrschend auch der Begriff „Karma" ist, so läßt sich sein Sinn doch kurz etwa so ausdrücken: „Karma ist das ewige, unabänderliche Gesetz, welches zwischen Ursache und Wirkung besteht." Dieser Begriff trifft zusammen mit unserer Vorstellung von der ewigen, unverbrüchlichen und unwandelbaren Gerechtigkeit Gottes; er ist die strikteste Durchführung des Gedankens: „Jeder ist seines Glückes Schmied" und „Was der Mensch säet, das wird (besser muß) er ernten."

Jede Ursache — und wir schaffen solche durch jede That, jedes Wort, ja jeden Gedanken — wird und muß eine Wirkung haben, und zwar nicht bloß eine momentan äußerlich sichtbare und greifbare oder vorher zu berechnende, sondern, weil alle unsere Gedanken, Worte und Werke aus dem Innern und Unsichtbaren entspringen, auch eine nach dieser Richtung, im Verborgenen wirkende. So sicher wir wissen, daß diese Wirkungen eintreten werden, so ungewiß ist für uns dagegen die Zeit, wann sie eintreten werden; wir vermögen diese weder selbst zu bestimmen noch irgendwie vorauszusehen. Denn wie die Samen verschiedener Pflanzen nicht nur überhaupt im gegenseitigen Verhältnisse zu einander je nach Art und Gattung verschiedener Zeitdauer zu ihrem Keimen und Reifen bedürfen, sondern auch die gleichartigen je nach Verhältnis von Boden und Klima ungleichzeitig reifen: so verhält es sich auch mit dem durch unser Thun, Reden und Denken ausgestreuten karmischen Samen. Dieser Same selbst und die sein Keimen und Reifen begünstigenden oder verzögernden Umstände zusammen genommen bestimmen, nicht nur wann, sondern auch wo — ob in dem gegenwärtigen oder einem zukünftigen Erdenleben, oder aber in anderen Daseins-Sphären — wir der Früchte desselben teilhaftig werden sollen.

Aus dem eben Gesagten ist schon erkenntlich, in welch engem Zusammenhange der Begriff des Karma mit jenem des Djanma steht, denn dieses Wort bedeutet die Wiederverkörperung. Freilich entspricht die indische Vorstellung von der Wiedergeburt durchaus nicht der Lehre von der Seelen-Wanderung, als welche dieselbe aus Mißverständnis oder Oberflächlichkeit gemeiniglich bei uns Europäern verstanden wird.[1])

---

[1]) Wir verweisen hierzu auf unseren Grundriß dieser Lehre in unserer soeben vollständig erschienenen Schrift: „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe; Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus; Viertes Tausend, mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen" (bei Schwetschke in Braunschweig 1891, 159 Seiten). (Der Herausgeber.)

Der gewöhnlich gegen diese Lehre vorgebrachte Einwurf: „daß eine Wiedergeburt nur dann Sinn und Zweck haben könnte, wenn wir uns unserer früheren Erdenleben auch erinnern, und somit Gelegenheit haben könnten, die in früheren Daseins-Perioden begangenen Fehler zu verbessern und ganz zu vermeiden" — wird bei eingehendem Studiun der indischen Lehre hinfällig, kann aber hier nicht näher ausgeführt werden. Nur so viel möge zur Orientierung noch beigefügt werden, daß es nicht die Persönlichkeit ist, welche zur Reïnkarnation gelangt; denn diese stirbt und vergeht im Tode mit allem, was zu ihr gehört; also auch mit dem Erinnerungs-Vermögen, welches einen Teil des Intellektes bildet und eine Eigenschaft der Persönlichkeit ist. Aber was der Persönlichkeit zu Grunde liegt, was diese in die jetzige Existenz und Daseinsform zwang, sowie das durch die von der gegenwärtigen Persönlichkeit vollbrachten Thaten 2c. geschaffene Karma wird im Tode nicht zerstört, sondern besteht fort, und zwingt die Individualität mit der Zeit wieder in neue Daseinsformen, um die Früchte früherer Saatzeit zu ernten und neue Saat zu bestellen.

Halten wir uns nun die beiden Begriffe Karma und Djanma fest vor Augen und ziehen wir die notwendigen Schlußfolgerungen, so verschwinden die unzähligen sonst unlösbaren Rätsel der ungleichen Verteilung der irdischen Glücksgüter, der Leiden und Freuden 2c., ganz von selbst; der zu tiefst in unserem Herzen wurzelnde Glaube an die ewige, unwandelbare Gerechtigkeit ist vollkommen gerechtfertigt und kommt nie ins Wanken; wir bedürfen zu seiner Rettung weder sophistisch zugespitzter Dogmen-Auslegungen, noch des bedenklicheren Hilfsmittels des Schicksals; denn von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint das ganze Leben mit all seinen Kümmernissen und Sorgen, seinem Jammer und Elende, seinen Leiden und Freuden klar und deutlich als eine Wirkung unseres eignen früheren Wollens, Denkens und Wandelns, also als ein fortgesetzter Akt der Gerechtigkeit. Im Lichte dieser Lehren stellt sich uns das ganze Getriebe des Lebens völlig anders dar. Das kategorische „es muß so sein, weil ich es nicht anders verdient habe," versöhnt uns mit der harten Prüfung des Lebens, und läßt uns ohne Leid und Murren das Glück unseres Nachbars betrachten. Wir verlernen es, mit dem sogenannten Schicksale zu hadern; wir selbst waren es ja, die ehedem die Rute gebunden, mit der wir nun in völlig gerechter Härte gezüchtigt werden. Nur mutiges aber ergebenes Dulden und unausgesetztes Streben nach Vervollkommnung kann uns davor bewahren, uns neues schlimmes Karma zu schaffen, und uns so allmählich unserem Endziele, der Erlösung entgegen führen.

Würde man in diesem Sinne dem Volke den Glauben an Gottes Gerechtigkeit klar und faßlich machen, so daß es diese ewige Wahrheit nicht bloß glauben, sondern auch verstehen kann, und würde man ihm auf diese Weise wirklich deutlich machen, daß der Mensch im vollsten Sinne des Wortes „seines eigenen Glückes Schmied" ist, wir dürften wahrlich keine Sorge haben, wegen Sozialdemokratie und Nihilismus!

Ein Volk, dem solche Grundsätze eingeimpft und in Fleisch und Blut übergegangen sind, ist zur Unzufriedenheit, die zur Auflehnung und gewaltsamen Durchbrechung der gesetzmäßigen Ordnung drängt, einfach unfähig.

Zum Schlusse noch die kurze Bemerkung, daß die Beschäftigung mit dieser Frage mich zu der Erkenntnis führte, daß unsere Vorstellung von einem blind waltenden Schicksale gar nichts anderes ist, als der durch die mannigfaltigsten Einflüsse und hauptsächlich durch seine Loslösung von dem Begriffe Djanma verdorbene, verunstaltete, teilweise verwischte und verschrobene Begriff des Karma. Die Idee desselben liegt uns gewissermaßen im Blute; aber bei Religions-Anschauungen, welchen die Wiederverkörperung ein Greuel ist, mußte sie verkümmern, und ist zum nichtssagenden Schicksale geworden.



Thränenthau.

Von

Felix Riedmüller.



O weinet nicht!
Der Menschen Tröstung spricht.
Was soll's, daß ihr euch also grämet?
Der Thränentau den Fittig lähmet,
Der aufwärts trägt zum Licht!
O weinet nicht!

O weinet nur!
Raunt tröstend die Natur,
Die tiefgewurzelt bildet Sprossen,
Von eurem Thränenthau begossen.
Folgt dieser Segensspur —
O weinet nur! —



Zur Lehre Fechners.

Von
Dr. Julius Paul.



Bisher befolgten philosophische Schriftsteller die Sitte, Fechners Psychophysik mit einer Verbeugung zu ehren, seine Metaphysik aber totzuschweigen. Nachdem Fechner, der dieses Totschweigen bitter genug empfunden hat, tot ist, bringt man, wie es scheint, seinen Gedanken über die höchsten und letzten Dinge mehr Teilnahme entgegen. Auch Eduard von Hartmann hat sich neuerdings wiederholt mit Fechners Metaphysik beschäftigt, zuletzt in einem Aufsatz, welcher unter der Überschrift „Fechners Universalbewußtsein" im Junihefte der „Sphinx" erschienen ist. Hartmann bekämpft Fechners Glauben an eine Seele der Erde, bez. der Gestirne, und an ein göttliches, alles umfassendes und tragendes Bewußtsein. Ich muß voraussetzen, daß dem Leser Hartmanns Ausführung bekannt sei. Was Fechner geantwortet haben würde, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß ihn Hartmanns Kritik nicht erschüttert haben würde, und zwar deshalb, weil dieser gewisse Auffassungen als fundamental ansieht, die es nach Fechners Sinne nicht sind, und weil Hartmann auf metaphysische Spekulationen eingeht, die Fechner, in seiner späteren Zeit wenigstens, grundsätzlich ablehnte. Hartmann bezieht sich fast ausschließlich auf den im Jahre 1851 erschienenen „Zend Avesta", berücksichtigt Fechners spätere Schriften fast gar nicht. Zwar hat Fechner dem im „Zend Avesta" Dargestellten nie widersprochen, doch hat er später manches schärfer gefaßt und manches beiseite gelassen.

Ich habe neuerdings in einer kleinen Schrift[1]) meine Grundansicht dargestellt. In derselben ist meiner Meinung nach das Wesentliche der Fechnerschen Lehre festgehalten, jedoch sind die Gedanken so gefaßt, daß Hartmanns gegen diese Lehre ausgesprochene Bedenken sich erledigen. Es sei mir gestattet, mit wenigen Worten auf die Hauptpunkte einzugehen.

1. Hartmann nimmt mit Fechner einen Stufenbau der Individualitäten an, betont aber, daß die Höhe der Bewußtseins-Schwelle der Ranghöhe

[1]) Über die drei Wege des Denkens. Leipzig. O. Wigand. April 1891.

des Individuum direkt proportional sei, derart, daß die Schwelle beim einfachsten Individuum am niedrigsten, beim kompliziertesten am höchsten sei. Die Schwelle der Zelle sei eine relativ niedrigere als die des Menschen, und, wenn eine Erdseele besteht, müsse deren Schwelle höher sein als die des Menschen. In diesem Punkte stimme ich Hartmann völlig bei. Nur nebenbei sei bemerkt, daß seine Darstellung den Irrtum hervorrufen könnte, als habe Fechner eine Atom-Seele angenommen. Dieser hielt vielmehr mit Recht solche Annahme für eine widersinnige und hat sie ebenso wie die einer Centralmonade (von der Hartmann leider auch spricht) bekämpft, als mit seiner synechologischen Grundanschauung unverträglich.

Die Folgerungen Hartmanns aus der Schwellenhöhe lassen sich nur so lange gegen Fechners Hauptlehre kehren, als man den göttlichen Geist als oberstes Individuum in der Reihe der Individuen ansieht. Bildet man die Reihe: Molekül, Zelle, Mensch, Erde . . . Gott, so fällt allerdings das, was z. B. in das Zellenbewußtsein fällt, nicht in das menschliche, und vermutlich auch das, was in das menschliche Bewußtsein fällt, so wenig in das göttliche wie in das Erdbewußtsein. Die Schwierigkeit aber ist beseitigt, sobald man annimmt, daß die Reihe der gegeneinander abgeschlossenen und übereinander gebauten Individualitätstufen auf dem göttlichen Bewußtsein als auf seinem Grunde ruht. Dieses ist doch nicht die Spitze der Pyramide, sondern die Pyramide selbst. Der Mensch weiß nichts von der Zellenseele und diese nichts von der seinigen, aber die beiden, die gegeneinander abgeschlossen sind, sind offen gegen den göttlichen Geist. Von einer Schwelle zu sprechen, hat nur gegenüber den Individuen einen Sinn, bei dem allgemeinen, dem göttlichen Geiste fällt der Begriff der Schwelle weg.

2. Hartmann bekämpft die Annahme einer Erdseele, weil „die Güte der Leitung" zwischen den Gehirnen auf der Erde nicht ausreiche, um ein die einzelnen „Bewußtseine", bez. Gehirne, übergreifendes, einheitliches Bewußtsein anzunehmen. Das scheint mir eine etwas wunderliche Verallgemeinerung eines für die gewöhnliche Physiologie geltenden Satzes zu sein. Im einzelnen Tiere müssen allerdings, wenn ein oberstes Bewußtsein vorhanden sein soll, die Nervenknoten in gewisser Weise verbunden sein. Die Erde ist aber eben kein Tier und die Einrichtungen des Erdorganismus sind eben nicht noch einmal die des Tierleibes. Fechner hat sich unglaubliche Mühe gegeben, um Einwürfen dieser Art zu begegnen; sie kommen aber immer wieder.

Bei alledem ist der Glaube an ein Gestirnbewußtsein ein rein theoretischer. Will ihn jemand nicht annehmen, so kann er doch in allem übrigen der „Tagesansicht" folgen.

3. Abgesehen von Punkt 2 ist eigentlich zwischen Hartmanns Auffassung und der meinigen nur der durchgreifende Unterschied vorhanden, daß Hartmann es für unumgänglich hält, dem allgemeinen oder göttlichen Geiste das Beiwort „unbewußt" zuzuerkennen. Meiner Meinung nach hat die Unterscheidung zwischen bewußt und unbewußt nur in der mensch-

lichen, bez. individuellen Psychologie ein Recht. Der göttliche Geist ist uns so unfaßbar, daß die Spekulationen über die Form des göttlichen Denkens als Vermessenheit erscheinen. Unser Denken führt uns zu dem Glauben an den allgemeinen Geist, wenn wir aber darüber streiten, ob derselbe sich etwas überlegt, wie ein Mensch sich etwas überlegt, oder nicht, dann treiben wir ein kindlich Spiel. Überträgt man die Unterscheidung von bewußt und unbewußt auf den göttlichen Geist, so muß man zu Widersprüchen gelangen. In der That spricht Hartmann von einer Vorsehung des Unbewußten und von Zwecken des Unbewußten: sein Denken wird durch die Gewalt der Thatsachen zum Glauben an die Vorsehung geführt, und doch mag er die Spekulation über das Unbewußte nicht aufgeben. Wenn Fechner und die, die mit ihm gehen, den göttlichen Geist bewußt nennen, so wollen sie damit doch nicht sagen, daß das göttliche Bewußtsein ein in das Unendliche vergrößertes menschliches Bewußtsein sei. Die Sache liegt doch so, das Unbewußte ist geistige Thätigkeit ohne Bewußtsein. Jenes ist also diesem gegenüber ein Minus, solange als man sich unter den Worten etwas denken soll. Bei dem göttlichen Geiste von einem Minus zu reden, das will mir als ein Widersinn erscheinen. Wie können wir mehr haben, als Gott hat? Wohl hat er unendlich mehr als wir, aber daß er auch das habe, was wir haben, dies zu glauben scheint mir ebensowohl ein Bedürfnis des Geistes als des Herzens zu sein. Hartmann hat ein außerordentlich schönes Buch geschrieben, seine Religionsphilosophie. In dieser zeigt sich am deutlichsten, daß nur das eine Wort „unbewußt" ihn von Fechners Art zu denken trennt. Fällt diese Schranke, und ich glaube, daß sie mit der Zeit fallen wird, so ist auch Hartmann ein Anhänger der „Tagesansicht".

Einheit und Vielheit.

Die Einheit findet man nur in dem Notwendigen und Ewigen; die Vielheit in dem Zufälligen, Vorübergehenden. Darum verlieren sich in der Mannigfaltigkeit die, welche nur an sich denken, und nur sich leben; jene aber, die sich selbst von sich entblößen, befinden sich in der Einheit. Also streiche aus deiner Lebensrechnung alles das, was dort zu deinen Gunsten niedergeschrieben steht. **Arabischer Spruch.**

Der reine Wein.

Der wird den reinen Wein der göttlichen Einigung trinken, der diese Welt und die Belohnungen der andern völlig vergißt; denn im Zustande der reinen, uneigennützigen Liebe sieht man Gott nicht mehr als einen Wiedervergelter an. **Dschelaleddin Rumi.**

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Den Fuß im Bügel.

Spiritistische Erlebnisse und Betrachtungen

von

Aug. Butscher.



Schon viele Jahre trage ich mich mit dem Gedanken, einmal etwas Zusammenhängendes über meine spiritistischen Erlebnisse niederzuschreiben und die mir geeignet scheinenden Betrachtungen daran zu knüpfen. Aber wo sollte man ein derartiges Schriftstück niederlegen? Etwa in den Papierkorb irgend einer Zeitschrift, deren Redakteur von der Sache nichts versteht, oder der seinem Publikum derartiges nicht „bieten" darf? Denn daß heutzutage der große Haufe vielfach die Redakteure beherrscht, und nicht umgekehrt, dürfte ziemlich bekannt sein.

Sehen wir nun hier von allen anderen übersinnlichen Erscheinungen ab, und schalten nur den sogenannten Spiritismus zur näheren Beaugenscheinigung aus — für einen Artikel wäre sonst kein Ende abzusehen —, so begegnet man seit vielen Jahren in der Presse Windungen und Wandlungen, ja geradezu Verrenkungen, die ungemein possierlich wären, wenn sie nicht vielfach auf den Forscher, der jahrelange Erfahrungen und reifes, nachhaltiges Nachdenken für sich beanspruchen darf, einen traurigen Eindruck machen müßten. „Willkommen" waren diese seltsamen Dinge — die allerdings so alt sind wie die Menschheit, aber man hat das längst vergessen — allerdings zeitweilig und teilweise. Es ließ sich manches so „pikant" verwerten, so behaglich darüber gruseln, so „geistreich" darüber absprechen und doch wieder mit halben Worten dies und jenes zugeben, so lange die „Heerrufer", denen „man" auch nach dieser Richtung Kniebeugungen macht, noch nicht „gesprochen" hatten.

Das ist es — und noch manches andere — was dem Erfahrenen auf diesem Gebiete, so oft er auch dazu ansetzt, immer wieder die Feder aus der Hand nimmt. Und so ging es auch dem Schreiber dieser Zeilen manches liebe und unliebe Jahr lang. Und wenn er jetzt endlich zu einer längeren Berichterstattung und Betrachtung über diesen Gegenstand ausholt, so geschieht es, weil er ein warmes Plätzchen kennt, wo er seine krausen Aufschreibungen niederlegen kann und von wo ihm nicht der alte Bauernspruch entgegenschallt: „Wahr ist's, aber still sein mußt'!" Ich weiß ganz gut, daß die „Sphinx" nicht eigentlich eine „spiritistische Zeitschrift" ist, aber sie muß — und thut es auch — die seltsamen Gescheh-

nisse auf diesem Gebiete in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen, der Grund liegt sehr nahe.

Wenn es eine Forschung geben soll — sie mag sich nun erstrecken auf was sie will — so sollte man in jedem anständigen Hause — also hier in der sogen. „freien Presse" — auch offen darüber reden und die verschiedenen Ansichten über tausendfach erhärtete Thatsachen, die kein Geschimpf aus der Welt schaffen kann, in aller Seelenruhe austauschen dürfen. Aber so weit sind wir lange noch nicht.

Dieses alles glaubte ich hier vorweg sagen zu müssen und zu dürfen, ehe ich auf die eigentliche Berichterstattung und was mit ihr zusammenhängt, eingehe. Es mag vielleicht sein — ja es ist sogar wahrscheinlich —, daß einzelne der „Sphinx"-Leser „Außerordentlicheres" auf dem Gebiete des sogen. Spiritualismus erlebt und erfahren haben. Aber jeder hat für das, was ihm in den Weg tritt, wieder seine eigenartige „Beleuchtung", welche wenigstens Anspruch auf Beachtung machen darf. Auch leitet mich bei dieser Berichterstattung außerdem noch ein besonderer Zweck. Ich möchte so nebenher den Spitzen dieser geistigen Bewegung, welche in der „Sphinx" als ihrem Brennpunkte zusammenlaufen, Bericht geben, inwieweit in süddeutschen Volkskreisen, soweit meine Beobachtungen reichen, die sogen. „spiritistische Bewegung" Wurzel gefaßt hat und wie sie sich da und dort darstellt.

Mehr als eine Dämmerung waren die „Erfahrungen" in meinen Jugendjahren — etwa bis zum fünfundzwanzigsten — nicht. Daß auch auf dem Lande — und ich bin ein „Landkind" — in meiner Jugend gewisse Anklänge oder Vorläufer des Spiritismus sich geltend machten, ist fast selbstverständlich. Das Geheimnisvolle spielt und spricht sich so herum, man weiß nicht, wie es geschieht. Wir ließen durch Händeauflegen Seidenhüte kreisen und den Ring an der Schnur im Glase anschlagen, stellten selbstverständlich an das „Orakel" die aberwitzigsten Fragen und erhielten folgerichtig sehr „fragwürdige" Antworten. Die liebe Neugier und der unzerstörbare Drang im Menschen, etwas von der Zukunft zu erfahren, äußerten sich eben auch bei uns Knaben und wir fanden manche Unterhaltung an diesem Spiel (weiter war es für uns nichts), aber sehr wenig „Belehrung". Waren die Antworten richtig, so gab es das obligate Erstaunen, fielen sie unrichtig aus, so schrieb man es eben gedankenlos irgend einer unauffindbaren Ursache zu. Prophezeite das launenhafte Orakel irgend etwas Gutes, so freuten wir uns darüber, wurden schlimme Dinge prophezeit, so halfen wir uns sehr billig damit, daß wir nicht daran glaubten, und wenn schließlich keines von beiden eintraf, so dachten wir weiter nicht darüber nach; der Ring oder Hut hatten „sich" eben geirrt. Wie gesagt, es war nur ein gedankenloses, aber unterhaltsames Spiel, und viele Jahre lang hatte ich keine Ahnung davon, daß diese immerhin ein wenig seltsamen Bewegungen und Antworten — so ungereimt und trügerisch sie auch oft waren — eine Art von traumhaftem Lallen des „Unbewußten" in uns darstellten, dem kindliche Neugier und Unverstand den rechten Pfad oder die deutlichere Aus-

drucksweise verlegten. Das ist, zum voraus gesagt, auch vielfach beim sogenannten „Tischrücken" der Fall, und zwar heute noch und bei recht gestandenen Leuten. Die Kindlichkeit und der Unverstand sind eben nicht immer an gewisse Jahre gebunden.

Später, als der Ernst des Lebens an mich und die Kameraden herantrat, stellten wir Hüte und Ringe wie irgend ein anderes Spielzeug in den Winkel. Aber einige Jahre darauf kam eine große Aufregung ins Land — „das Tischlerücken!" — Das war ganz entschieden eine „Bewegung", die ihre Wellen bis ins letzte Dörflein, bis auf den menschenfernsten Einödhof schickte. Daß sie von Amerika kam, wußte jedermann; damals aber — in den fünfziger Jahren bis in die sechziger hinein — forschten nur wenige in den Kreisen, die ich im Auge habe, nach der Quelle dieser auffallenden Dinge, nach dem Ausgangspunkt dieses lange Zeit unermüdlich dahinrollenden Wogenschlages. Er war eben da, wie seiner Zeit der „Franzosenlärm". Wie Flugfeuer ging das Wort über Land und Meer: „Die Tische lernen reden, und die Geister der Verstorbenen geben Botschaften durch sie!" Das war anfangs die ziemlich allgemeine Auffassung, und ein Schauer von Behagen durchrieselte die Glieder der Menschheit, daß man jetzt auf so bequeme und billige Weise den Verkehr mit einer „andern Welt" herstellen, Botschaften empfangen und — die liebe Neugier befriedigen konnte. Selbstverständlich hatte man seine Lebtage an diese „andere Welt" geglaubt, alle Religionen gründen sich ja so recht eigentlich auf sie, und in Familie, Schule und Kirche wurde und wird heute noch auf sie hingewiesen, von der Wiege bis zum Grabe. Aber so stille Zweifel flüstern schließlich zeitweilig durch jede Menschenbrust, und über das Wo und Wie, und was man sonst so gerne noch wissen möchte, spricht sich der Herr Pfarrer nicht aus, oder so dunkel, daß das gewohnte Dahindämmern angenehmer ist.

„Wenn wir gestorben sind, werden wir ja sehen, was daran ist, warten wir's ab, denn allem nach kann niemand etwas Gewisses darüber sagen." So lautete damals, und lautet auch vielfach noch heute der Orakelspruch des großen Haufens über die Unsterblichkeitsfrage. Was soll man sich auch den Kopf darüber zerbrechen! Man schafft die ganze Woche, um sich mit seiner Familie schlecht und recht durchzubringen, thut wenig Gutes und nichts gerade auffallend Böses und geht am Sonntag in seine Kirche. Das letztere ist so der Brauch von jeher und die Leute würden einen darum ansehen, wenn man auf der Seite bliebe. Und dann — kann man eben schließlich doch nicht wissen, ob es mit dem Fortleben in einer „andern Welt", die einen gar nicht loslassen will, nicht doch seine Richtigkeit hat. Man macht also mit, um für alle Fälle einen Hinterhalt zu haben.

Das ist nicht etwa übertrieben, es ist dies — eingestanden oder nicht — die Lebensansicht eines großen Teiles der Menschheit, die ich kenne, und es wird nicht weit gefehlt sein, wenn ich ohne zu große Kühnheit von dem Bekannten aufs Unbekannte schließe. Von den eigentlichen Materialisten, die für sich überzeugt zu sein glauben, „daß für sie mit

dem Tode alles aus sei", und auch den Mut haben, diese Überzeugung auszusprechen, will ich weiter nicht reden; es schwebt mir bei meinen Betrachtungen stets der „Durchschnittsmensch" vor Augen, den ich landauf und landab — und auch in seiner Litteratur, die ihm auch auf den Leib geschnitten oder um den Mund gestrichen wird — genau studiert habe. Selbstverständlich habe ich auch genügend Kleinere, und zum großen Glück auch eine stattliche Schar Größere kennen gelernt.

Meiner Überzeugung nach ist dieser Unsterblichkeitsglaube im großen und ganzen unbedingt vorhanden, wenn auch oft nur dunkel empfunden, aber er ist vielfach versumpft. Ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck und will auch die Ursachen nicht klarlegen, wenn ich sie auch wohl mit ziemlicher Sicherheit zu bezeichnen wüßte. Sie sind ja dem Denker und Beobachter — und nur zu solchen redet die „Sphinx" — genügend bekannt und sind nicht mit Abhandlungen aus der Welt zu schaffen. Eine einzige Thatsache, welche für die Fortexistenz des eigentlichen, des Geist-Menschen, nach dem sogenannten Tode genügende Bürgschaft bietet, ist unbedingt für die Masse der Menschheit wichtiger und überzeugender als die tiefsinnigsten Bücher, ja als die glaubensvollsten Predigten. Die Masse liest keine Bücher, wenigstens keine derartigen, würde sie auch nicht verstehen, und die Predigten gehen meist — wie nun die Leute einmal sind — zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus. Die Menschen sind hartschlägig und noch mehr gleichgültig; die Oberflächlichkeit herrscht überall. Aber selbst die Hartschlägigen können, wenn sie die nötige Intelligenz besitzen und ihnen eine genauere Kenntnis und Erfahrung in übersinnlichen Thatsachen wird, sehr leicht Unsterblichkeitsgläubige werden. Es ist rauher und spröder Stoff, aber es läßt sich etwas daraus machen.

Es war in der Zeit, in welcher der Spiritismus bei uns seine ersten Wellen schlug, auch nicht viel anders, immerhin, und besonders auf dem Lande, noch etwas besser bestellt. Überhaupt sind die überzeugten Unsterblichkeitsgläubigen niemals und nirgends ausgestorben, sowohl unter dem sogenannten „Volke", wie noch weniger unter den großen Denkern, Dichtern, Philosophen, Künstlern und Schriftstellern. Für diese bedürfte es also zum innerlichen Überzeugtsein des Spiritismus und anderer übersinnlicher Geschehnisse — wenn sie wirklich genügende Beweiskraft besitzen — nicht; wohl aber für die anderen. Und wenn der Spiritismus nun einmal da ist, warum sollten wir ihn nicht dazu benützen!

Besitzt er aber wirklich auch die nötige Beweiskraft?

Nun, die eine Überzeugung möchte ich wohl ohne Einschränkung aussprechen, daß der Spiritismus wenigstens ad oculos demonstriert hat, daß im Menschen noch ganz andere Kräfte gebunden wohnen als diejenigen, mit denen man für gewöhnlich rechnet.

Wie mir ganz genau bekannt ist, so weit mein Denken und Beobachten reicht, wird im sogen. „Volke" von Ahnungen, Anmeldungen (Telepathie), dem „zweiten Gesicht", von Spuk u. dergl. von alters her als von etwas Unbestreitbarem geredet, und dies geschieht in etwas schüchterner Weise

auch heute noch. Aber all diese übersinnlichen Dinge treten so vereinzelt auf, oder werden aus bekannten und unbekannten Gründen totgeschwiegen, so daß sie stets in eine Art Dämmerung gehüllt bleiben. Eine wirkliche „Bewegung" der schweren Massen aber brachte so recht eigentlich nur der Spiritismus hervor, und er ist, wenn auch vielfach falsch aufgefaßt, falsch „betrieben" und dann als „unbefriedigend" auf die Seite gelegt, nie mehr von der Tagesordnung verschwunden. Er ist eben dem Experimente am leichtesten zugänglich. Und was leicht und von einem „gewissen Interesse" begleitet ist, wird immer wieder aus dem Winkel hervorgeholt.

Als der Spiritismus fast plötzlich auftrat, sollte auf einmal Licht werden in der Finsternis. Gerechte und Ungerechte, Gläubige und Ungläubige sollten — so hieß es wenigstens — überzeugt werden, daß ein Verkehr mit den Geistern Verstorbener möglich, ja sogar höchst bequem sei. Diese Auffassung des sogen. „Tischklopfens" oder „Tischrückens" setzte sich aber damals nur in gewissen Kreisen fest, denen die einschlägigen Berichte aus Amerika und einzelne abgerissene Zeitungsstimmen zugänglich waren. Die Dörfler und die Leute von der Einöde, denen selten ein vernünftiges Wort über die Sache zukam, nährten sich vom „Hörensagen". Allerdings wurde auch in diesen Kreisen die sonderbare Erscheinung mit „Geistern" vielfach in Verbindung gebracht, aber zunächst hielt man sich an die Thatsache selbst. Man „probierte das Ding" und war hauptsächlich darauf gespannt, ob der Tisch „ging". Und er ging wirklich, darüber konnte kein Zweifel sein, und bei diesem „Wunder" blieben die guten Leute zunächst hängen. Es war eben zu überraschend, daß eine Gesellschaft sich nur um einen Tisch zu setzen und die Hände draufzulegen brauchte, um den Tisch in ein fast unheimliches Leben zu versetzen und „Botschaften" zu erhalten. Die Leute schienen ganz vergessen zu haben, daß auch die jetzt „abgesetzten" Seidenhüte und die pendelnden Ringe ganz ähnliche Bewegungen gemacht und ebenso „fragwürdig" geantwortet hatten. Es ging eben jetzt „ins Große und Allgemeine". Natürlich gab es überall einzelne, welche die Sache tiefer auffaßten und bald heraus hatten, daß trotz aller Unsicherheit der mühsam zusammengeklopften Antworten sich eine Intelligenz kundgab, die entschieden etwas Menschliches hatte, aber sofort und uneingeschränkt nach außen verlegt und den „Geistern" zugeschrieben wurde. Deren jedoch waren es in den Kreisen, welche ich stets meine, nicht sehr viele und von einem gründlichen Nachdenken oder gar von einer systematischen Forschung war damals kaum die Rede. Man nahm das Auffallende, Aufregende, wie es sich eben in den jeweiligen Cirkeln gab, ohne Kritik hin und fand eine Art von schauerlichem Behagen daran, jetzt im großen Stil, wenn auch ziemlich mühsam und unter Begleitung von Ungereimtheiten aller Art, mit „Geistern" verkehren zu können. Fast niemand ahnte damals, daß aus diesem Kinde dereinst etwas so Großes werden würde.

Wer hätte sich in jenen Zeiten etwas träumen lassen bei uns, daß aus diesen fast kindlichen Anfängen sich die automatische und direkte Schrift,

die außerordentlichsten physikalischen Vorgänge bis zu den Materialisationen, „Geisterphotographien“, Gipsabgüssen u. s. w. hinauf entwickeln würden und könnten, die alle mehr oder weniger an eine ausgebildete Mediumschaft geknüpft sind! Von einer solchen hatte man in den gemeinten Bevölkerungsschichten nicht die leiseste Ahnung, und hat sie auch bis zu dieser Stunde nicht. Aber die Bewegung in den Kinderschuhen war unbestreitbar vorhanden und man könnte die bei den jeweiligen Sitzungen auftretenden Manifestationen, den Orakeln der sich drehenden Seidenhüte und klingelnden Ringe gegenüber, welche ich ein „traumhaftes Lallen“ genannt, vielleicht „ein Stottern“ nennen. Ein Fortschritt war unverkennbar; aber anstatt ihn zu verfolgen, ließ man die Bewegung unter einem Staubregen von Kleinlichkeiten ersterben. Die unbezähmbare Neugier nach sensationellen Enthüllungen über die Zukunft und das Jenseits, über Liebschaften, verborgene Schätze und andern Krimkrams solcher Art sperrte einer eigentlichen Forschung und geistigen Vertiefung in die immerhin schon damals auffallenden Phänomene den Weg. Auch dachte man zu wenig darüber nach, wo etwa die Quelle dieser immerhin intelligenten Äußerungen zu suchen sei. Die meisten nahmen diese Antworten und dergl. eben als etwas „Gegebenes“ hin, viele schrieben auch merkwürdigerweise die sich kundgebende Intelligenz dem Tische selbst zu. Das tote Holz wurde also von solchen an Stelle des Geistes gesetzt, mochte es nun der eigene oder ein entkörperter sein. Dutzendmale hörte ich die Äußerung: „da muß ich das Tischle fragen, das Tischle weiß es.“ Oder von den Geistergläubigen: „Gestern ist der Vater selig da gewesen und hat gesagt: Glaubet und betet“, und dergleichen.

Natürlich eiferte die Geistlichkeit gegen diese „Totenbeschwörung“ und „Gottversuchung“; und wenn man gerecht sein will, so kann man ihr in Ansehung der damaligen Sachlage nicht unrecht geben. Allerdings ließe sich über die Motive dieses Entgegenstemmens von dieser Seite — auch den heutigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Okkultismus gegenüber — allerlei sagen, aber dies ist hier, und überhaupt, nicht meine Aufgabe. Was einmal eine „Bewegung“ ist, hält niemand mehr auf; sie bleibt entweder im Rollen oder erstirbt und erlischt in sich selbst. Das Eifern der Geistlichkeit gegen diesen „Unfug“ hätte auch damals, nicht einmal auf dem Lande, etwas genützt, denn es ist ja eine uralte Thatsache, daß verbotene Früchte am besten schmecken. Und da die spiritistischen Versuche meist bei Nacht vorgenommen werden und die Leute auf dem Lande fast ausnahmslos für sich in eigenen Häusern oder Häuschen wohnen, so hätte die Bewegung schon noch eine gute Weile fortgehen können. Dennoch verlief sie sich im Lauf der Jahre, wenn sie auch unvertilgbare Spuren zurückließ. Sie erscheint mir heute wie ein brausendes Meer, das sich nach und nach selbst wieder beruhigt, aber zuweilen einzelne Eilande und ganze Inselreihen zu Tage steigen läßt, die nicht mehr verschwinden. Unter diesen Eilanden und Inselreihen verstehe ich die große Anzahl der spiritistischen Cirkel — in größerem Maßstabe oder in einzelnen Familien —, die besonders in den Städten zurückblieben und noch heute an

all den Fortschritten auf diesem Felde (theoretisch oder praktisch) Anteil nehmen. In den Kleinstädten und auf dem Lande ist diese Bewegung zwar durchaus nicht ausgestorben und man könnte sie heute noch sporadisch im letzten Erdenwinkel finden, aber der hohe Wellengang hat sich besänftigt. Und diese Thatsache ist nur freudig zu begrüßen; denn es bedarf jetzt eingehender Forschung, und zu dieser ist der „große Haufe" nicht geeignet. Auch giebt es noch andere naheliegende Gründe, die uns diesen „Rückgang" willkommen sein lassen müssen. Immerhin beweist uns jene in ihrer Art merkwürdige Zeit, wie tief in der Volksseele die Überzeugung von einer „Geisterwelt" und die Unsterblichkeitsidee wurzeln.

Auf meine Person, der ich in jenen Tagen noch ziemlich unreif war, hinterließ diese „spiritistische Krankheit" einen nachhaltigen Einfluß und ich bekam, je nach dem äußeren Anlaß, der nicht ausblieb, immer wieder „Rückfälle". Aus jener Wirrnis hatte ich allerdings wenig Positives gerettet, aber der Vorhang reizte mich immer wieder. Als etwas „Besonderes" aus jener Zeit habe ich nur ein Vorkommnis zu verzeichnen, welches sich auf einen Mann bezieht, der auf schlechte Wege geriet und dem der „Geist" seiner verstorbenen Frau erschien und ihm ein Gebet zu nächtlicher Stunde in die Feder diktierte, das er häufig sprechen sollte. Es bewährte auch seine Kraft, denn er besserte sich und starb im Frieden. Über diesen „Geist" kann ich, da ich ihn nur vom Hörensagen kenne, nichts Näheres berichten, bin aber der Meinung, es werde unter ihm aller Wahrscheinlichkeit nach des Mannes innere „bessere Hälfte" (seine übersinnliche Persönlichkeit) verstanden werden müssen. Als dieser selbe Mann verstorben war, äußerte sich nach der Aussage seiner Töchter sein „Geist" oft durch den Tisch, dem die guten alten Jungfern seit mehr als 25 Jahren treu geblieben sind, und mehrfach sei es vorgekommen — sie schwören Stein und Bein darauf —, daß der Tisch, nachdem sie schon längst zu Bette lagen, für sich allein fortgemacht und noch lange geklopft habe. Freilich kommt ja noch viel merkwürdigerer „Spuk" vor.

Im Jahre 1871, bald nach Beendigung des furchtbaren Krieges mit Frankreich, befand ich mich als jugendlicher Mitredakteur an einigen Zeitschriften in Stuttgart, den Kopf voll von Plänen und Illusionen, die längst zum Gerümpel geworfen sind. Ich lebte damals noch in der kindlichen Meinung, in einer Residenz müssen fast lauter hochgeartete und hochgebildete Leute wohnen, und mit einer Art von ehrfürchtiger Scheu trat die „Landpommeranze" den mit vollen Zeitungsbacken gepriesenen „Lokalgrößen" gegenüber. Aber bei näherer Beaugenscheinigung erwiesen sie sich meistens als ziemlich klein und ihr Wesen oft genug kleinlich. Die wirklich Großen bekam man selten zu sehen, denn sie lebten fast einsam ihren Arbeiten und hatten schon längst die Spreu vom Weizen unterscheiden gelernt. Über einzelne von diesen hörte ich so unter der Hand, sie seien auch der „spiritistischen Krankheit" verfallen und man fürchte für ihren Verstand. Die Furcht — die übrigens selbstverständlich nur eine geheuchelte war, denn für kleine Geister und Seelen ist nichts angenehmer, als wenn mit einem Schlage viel Verstand von der Konkurrenzbühne ver-

schwindet — erwies sich aber als ganz unnötig, denn die „Gezeichneten" thaten den sorgenden Seelen den Gefallen nicht.

In Stuttgart nun kam ich in die Familie eines Musikdirektors; dort begegnete ich dem Spiritismus wieder. Es war mir das die Erneuerung einer liebgewordenen Bekanntschaft. Der alte Herr hatte sich mit einem seinem Temperamente entsprechenden Feuereifer auf die Sache geworfen und auch die damals noch ziemlich spärliche und vielfach einseitige Litteratur über diesen Gegenstand studiert. Wen er nur erwischen konnte, preßte er zu seinen Sitzungen, und seine Familie seufzte förmlich unter seinen unzähligen Versuchen, die sich weniger um die Geisterwelt drehten — obwohl auch er damals noch nicht ahnte, daß viele „Äußerungen" aus unserm „Unbewußten" aufsteigen — als darum, irgend eine weittragende Erfindung zu machen. Welcher Art sie sein sollte, wußte er freilich nicht so recht, aber seine naheliegende Annahme, daß diese von Intelligenz begleiteten Bewegungen u. s. w. manche Ähnlichkeit mit Magnetismus und Elektricität verrieten, vielleicht zu einer neuen Art von telegraphischer Verbindung mit weit entfernten Personen sich auswachsen dürften, wäre sicher nicht so übel gewesen, wenn sich diese Erscheinungen überhaupt ganz in die Physik einordnen ließen. Er versuchte das vielfach Übersinnliche, dem wir im Spiritismus begegnen, ganz in sinnliche Formen zu pressen — gewaltthätig genug war er dazu —, aber das mußte mißlingen. Schließlich ergab er sich auch dieser besseren, wenn auch nicht sehr einträglichen Einsicht, experimentierte aber trotzdem lustig darauf los. Er war nämlich der Ansicht — und sprach sie auch, wo und wann man es haben wollte oder nicht haben wollte, aus —, daß sich bei seinen Sitzungen trotz ihres oft unbefriedigenden Verlaufes mehr Geist verrate, als bei den Bierphilistern, deren Geschwätz ihm unerträglich sei. Daß ich ihm als „Schüler" besonders willkommen war, läßt sich denken, und ich verbrachte manche halbe Nacht mit seiner Familie und einzelnen Freunden an dem „Geistertischchen", das viel von dem polternden Wesen seines Peinigers angenommen zu haben schien. Es kamen zuweilen einzelne Mitglieder des Hoftheaters, Sänger, Musiker, Litteraten und dergl., die sich für die Sache interessierten und nicht mehr davon loskommen konnten. Es kamen aber auch Nergler und Kritiker, mit Brillen und Zwickern auf der Nase und hundert Einwänden auf den Lippen. Ich weiß es noch wie heute, wie sie unter dem Tisch herumkrochen, Hände und Füße überwachten und mit überlegenem Lächeln, als sie keinen Betrug entdeckten, vom „Parallelogramm der Kräfte", „Muskelzittern", „unbewußtem Druck" und dergl. faselten. Selbstverständlich regnete es von seiten des Musikers Grobheiten die schwere Menge und die meist jungen Herren räumten beleidigt das Feld. Viele aber blieben getreu und begnügten sich mit den Brosamen, die von diesem Tische fielen. Es war oft ein fast komischer Anblick, wenn eine ganze Gesellschaft von Herren und Damen um den polternden Tisch saß oder stand und der Musikdirektor mit seiner Löwenstimme kommandierte. Je konfuser die geklopften Antworten waren, die mühsam von einem „Sekretär" zusammengeschweißt wurden,

desto lauter schrie er. Er glaubte die „Geister“ damit zwingen zu können, aber sie blieben nach wie vor bockbeinig. Von der Planschette, der automatischen Schrift, und besonders von einer absolut nötigen Mediumschaft wußten wir damals so gut wie nichts. Daß auf diese Art nicht viel Gescheites herauskommen konnte, versteht sich von selbst, aber der Eifer des alten Herrn erlahmte deswegen doch nicht.

Niemand — er selbst so wenig als irgend ein Cirkelsitzer — ahnte damals, daß das Gute im Grunde so nahe lag und er selbst ein in seiner Art ganz bedeutendes Medium war. Seltsamerweise kam in jener Periode auch nicht eine Spur davon zum Vorschein. Wir sind eben auf diesem Felde vielfach auch jetzt noch gewissermaßen in eine Wolke von Rätseln gehüllt.

Ohne jedes Bedauern verlasse ich die flüchtige Schilderung dieser nicht sehr anmutenden Zwischenstation meiner Erfahrungen und gehe mit förmlicher Freude zu einer Periode über, die ich noch heute zu den merkwürdigsten meines Lebens rechne. —

Ich war von meinem Redaktionsposten, den ich nur auf dem Wege eines einjährigen Urlaubs übernommen hatte, zu meinem eigentlichen Berufe in das oberschwäbische Dorf M. zurückgekehrt und empfand wenig Heimweh nach den Fleischtöpfen Stuttgarts. Mit dem Musikdirektor blieb ich in schriftlicher Verbindung, die sich aber, soviel ich mich erinnere, wenig oder gar nicht um spiritistische Dinge drehte. Durch eine Verkettung von Umständen, deren Schilderung mit unserm Thema nichts zu thun hat, wurde der alte Herr mein Nachbar. Er hatte nämlich durch meine Vermittlung in Verbindung mit einem Institutsdirektor das verwaiste Schloß in M. aus den Händen eines Konsortiums gekauft und machte, nebenbei bemerkt, sehr schlimme Erfahrungen damit. Er zog später mit seiner ganzen Familie in diesen feudalen Bau, in dem auch ich mit meiner Mutter vorher eine Zeitlang gewohnt hatte. Dem Spiritismus hatte er inzwischen mehrere Jahre Valet gesagt, aber hier in der ländlichen Einsamkeit und an den langen Winterabenden, die ich meist in der mir freundschaftlich nahegetretenen Familie verbrachte, kamen wir wieder darauf und begannen eine Reihe von Sitzungen.

Die Mitglieder waren meistens: der alte Herr nebst Frau, zwei erwachsene Töchter (bekannte Konzertsängerinnen), ein Sohn in den zwanziger Jahren, der geistig zeitweilig „gestört“ war (aber nicht etwa infolge der spiritistischen Erlebnisse, sondern lange vorher), meine Person und meine Mutter, welch letztere den Spiritismus damals nur vom Hörensagen und aus seiner ersten, eingangs geschilderten Periode kannte. Später kamen zuweilen Herren aus der Nachbarschaft oder von weiter her, denn die Geschehnisse in diesem alten Ritterbau, soweit sie in die Öffentlichkeit kamen, gelangten zu einer gewissen Berühmtheit, die eine Beimischung von gelindem Grauen hatte. Die Umgebung und das alte Schloß selbst waren eigenartig romantisch. Der alte Bau ist umgeben von riesenhaften Tannen und Akazien, und in dem großen und abgeschlossenen Schloßhofe befanden sich Gebüsch- und Baumgruppen und ein laufender Brunnen mit vier

Röhren. Das Ganze war damals völlig abgeschlossen von der übrigen Welt und ein Hauch von düsterer Romantik lag darüber ausgebreitet. Der oberste Stock des alten, wuchtigen Gebäudes mit einer ganzen Flucht von Zimmern und Sälen stand völlig leer und bei den Sitzungen befand sich außer den Genannten meist keine Seele in dem riesigen Steinwürfel, der sich nur in vier große Erker auslådet. Das gewöhnliche Wohnzimmer und zugleich „Sitzungszimmer" hatte einen solchen Erker und liegt mindestens haushoch über der Erde.

Was mochte nun die Ursache sein, daß die Sitzungen wie auf einen Zauberschlag gegen früher einen ganz anderen, geradezu phänomenalen Charakter annahmen? Wirkte diese romantisch angehauchte Umgebung und vielleicht die Vergangenheit dieses Schlosses und seiner früheren ritterbürtigen Bewohner mit? Lag die Ursache teilweise — und das kommt mir einigermaßen plausibel vor — in der ziemlich starken Summe von Intelligenz, die sich hier zielbewußter als früher zusammenfand? Wir hatten inzwischen viel über den Spiritismus gehört und gelesen und gingen mit mehr Ruhe und so ziemlich passiv an die Sache. Spielte wohl auch der geistige Zustand des exaltierten Sohnes, der später in eine Heilanstalt gebracht wurde, aber wieder hergestellt sein soll, eine nicht zu verfolgende und damals unverstandene Rolle? Oder wirkten wohl all diese Umstände zusammen, um die bis dahin ungeahnte Mediumschaft des alten Herrn fast plötzlich in Thätigkeit zu setzen und eine ganze Reihe von „Erfolgen" zu zeitigen, an welche die Teilnehmer durchweg nicht im Traume gedacht hatten? Ganz klar bin ich mir bis zur Stunde noch nicht über dieses Rätsel, aber ein gewisses mysteriöses Zusammenwirken mehrerer der oben genannten Umstände glaube ich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen.

Allerdings fehlte es auch hier nicht an einzelnen Sitzungen mit zweifelhaftem Resultat, aber der Charakter derselben war sofort ein anderer als früher. Ich riet meinem alten Freunde, sein Kommandieren ein für allemal aufzugeben und ruhig abzuwarten, ob sich etwas und was sich ereignen werde. Der Erfolg ließ auch nicht lange auf sich warten. Zuerst kamen die sogen. physikalischen Manifestationen, wie sie ja meist in Gegenwart eines starken Mediums in erster Linie aufzutreten pflegen. Von den Bewegungen des Tisches selbst, von seinem Aufspringen mit allen vier Füßen wie ein scheu gewordenes Pferd, von seinen oft fast unmöglich erscheinenden Stellungen, von seinen Tanzschritten unter Begleitung der Violine u. s. w. will ich nicht besonders reden, trotzdem auch dies für uns nicht Verwöhnte auffallend genug war. Was aber die „Intelligenzen" anbelangt, die sich durch Klopfen äußerten — an die automatische Schrift kamen wir erst später —, so befanden wir uns deren eigenen Angaben nach anfänglich in einer sehr wenig ehrenwerten Gesellschaft: Selbstmörder, Räuber, Mörder, Scharfrichter u. s. w. behaupteten mit uns zu verkehren, und allem nach fanden diese Gutedel eine Art Vergnügen daran, uns zu ängstigen. Sie klopften die haarsträubendsten Dinge, luden uns ein, sie auf dem Kirchhofe oder in den Anlagen des Schlosses aufzusuchen, um

uns dort die Hälse zu brechen u. s. w. Es war viel von verborgenen Schätzen in den Schloßkellern die Rede, von Gerippen im Burgverließ und dergleichen, kurz, es war ein Ton angeschlagen wie etwa in den alten Schauerromanen. Selbstverständlich erwies sich vieles — wenn überhaupt ein Nachforschen möglich war — als unrichtig und wir fanden uns, wenn wir das Vorgebrachte für bare Münze nahmen, meistens genarrt. Wohin nun diese fragwürdigen „Intelligenzen" zu rechnen waren, wird wohl nicht so leicht zu sagen sein. Aus unserem Unbewußten mögen sie wohl kaum heraufgestiegen sein, denn solch schreckliches Zeug barg sicher keine Seele des kleinen Kreises. Wenn es — wie vielfach behauptet wird — sogen. „Elementargeister" geben sollte[1]), welche den Menschen aus Bosheit oder zu ihrer eigenen Unterhaltung äffen, sich für diesen oder jenen Verstorbenen ausgeben, Unsinn treiben und Schrecken verursachen wollen, so würde das entworfene Signalement wohl am ehesten auf solche Wesen passen. Aber was wir nicht mit Sicherheit nachweisen können, lassen wir eben wohl oder übel — wie alle Gelehrten und Ungelehrten — „dahingestellt".

Es wird sich wohl bei fast allen neugebildeten Cirkeln eine gewisse aufsteigende Entwickelung der Geschehnisse verfolgen lassen, nämlich bei ernstem Ausharren, ein Herausbilden des Feineren und Höhergearteten aus dem Rohen und Gemeinen. So geschah es auch bei uns in jener denkwürdigen Zeit (1878). Wir hatten in einschlägigen Schriften gelesen, daß man bei Sitzungen auch vielfach andere Geräusche als die gewöhnlichen des Klopfens vernehmen könne, stellten eines Abends die diesbezügliche Anfrage und wurden manche Sitzungen hindurch fast überreichlich befriedigt. Ich will einzelne dieser Geräusche mit buchstäblicher Wahrheit kurz beschreiben: Ein kalter Windhauch fuhr über unsere Hände, in der Tischplatte begann „es" zu klöpfeln, bald hier, bald dort, gerade wie mit Fingerknöcheln, und ein seltsames Krachen, das ich seitdem oft gehört, ließ sich vernehmen. Aber das war noch lange nicht alles. Wenn die Lampe hinuntergeschraubt wurde, so klopfte „es" durch das ganze Zimmer, auf dem Fußboden, an den Wänden, den Decken, am Ofen u. s. w. Wir hörten ein Rauschen und Knistern, ähnlich wie es Kerner in der „Seherin von Prevorst" beschreibt, zuweilen schien etwas Schweres, wie ein eiserner Hammer oder dergleichen, hart neben oder hinter uns niederzufallen und laut auf der Diele aufzuschlagen. Wenn wir dann nachsahen, so wurde „natürlich" nichts gefunden. In einen wirklichen, unleugbaren Schreck wurden wir aber eines Abends spät versetzt. Es waren besonders „kräftige Besucher" da, eine ganze Gesellschaft nach ihrer Behauptung; wir fragten, ob sie sich vielleicht an den hohen Fenstern des Zimmers — es waren oder sind deren fünf — recht kräftig bemerkbar machen könnten. Die Antwort fiel bejahend aus und wir warteten eine Weile auf irgend ein Geräusch. Als sich ziemlich lange alles still ver-

[1]) Nach der Lehre des Okkultismus bilden die fortlebenden Persönlichkeiten von Selbstmördern, Verunglückten, Hingerichteten u. s. w. eine eigene Klasse von „Elementalen". (Der Herausgeber.)

hielt, vergaßen wir ganz das Verlangte und gerieten in irgend ein gleichgiltiges Gespräch. Aber auf einmal — der Moment ist mir unvergeßlich — erhob sich, von dem auf der äußersten linken Seite liegenden Fenster angefangen, ein derartiges Gewetter, daß es kaum zu beschreiben ist. Es war etwa, wie wenn ein Dutzend Fäuste mit aller Gewalt in die hohen Glasscheiben schlügen, ein Krachen, als ob das ganze Zimmer aus den Fugen gehe. Pistolenschüsse können nicht lauter und erschreckender schmettern. Wäre die Ursache eine nach unsern Begriffen physikalische gewesen, die Glasscheiben müßten in lauter Atome zerschellt worden sein. Und das wiederholte sich fünfmal nacheinander in ganz kleinen Zwischenpausen an allen fünf Fenstern, so daß uns ein unbeschreibliches Entsetzen überfiel. Wir waren von den Stühlen aufgesprungen, die Damen schrieen laut auf und noch lange, nachdem es vorüber war, standen wir schreckensstarr und bleich einander gegenüber. Es war der Eindruck einer Naturgewalt, wie ihn etwa der einschlagende Blitz hervorbringen mag. Nach unserer Meinung mußte man dieses unbeschreibliche Gewetter auf viele hundert Schritte gehört haben. Aber dem war nicht so und an den Glasscheiben fand sich keine Spur von irgend einer Beschädigung. Der Eindruck war unabweisbar, daß wir uns Mächten und Kräften gegenüber befanden, die weit über das hinausragen, was wir nach den landläufigen Begriffen „natürlich" nennen. Dieses Vorkommnis erscheint mir noch heute eher als das, was man gewöhnlich einen Spuk nennt, und es wird diese Annahme wohl kaum weit von der Wahrheit entfernt sein.

Derartiges ist mir nie wieder vorgekommen, und wir hüteten uns auch wohl, fernerhin ähnliches zu wünschen; wir hatten übergenug. Mit der Sitzung war es natürlich zu Ende, denn alle zitterten am ganzen Leibe. Dem alten Herrn war jetzt das Kommandieren für immer vergangen, und er wurde mit uns und diesen „Intelligenzen" recht vertraulich. Ein Eisenbahnbeamter, der an diesem Abende „als Gast" zugegen war, nahm schwankend seine Dienstmütze vom Nagel und machte sich wortlos davon; „Roß und Reiter sah man niemals wieder."

Manchem Leser wird es vielleicht schon aufgefallen sein, daß ich über möglichen Betrug, Selbsttäuschung und dergl. noch kein Wort „verloren" habe. Ich werde auch keines verlieren, denn so abgedroschenes Zeug zu reden, lauter achtbaren Leuten gegenüber, die ihre fünf Sinne recht wohl beisammen hatten, und angesichts von Geschehnissen, die noch dazu von tausend andern Seiten durch die ganze Welt millionenfach erhärtet sind, wäre unbedingt verlorene Zeit. Über die Ursachen dieser Vorkommnisse freilich läßt sich bis zur Stunde debattieren, nicht mehr über die Übersinnlichkeit der Thatsachen selbst; damit mögen sich die „großen Kinder" auf diesem Gebiete vergnügen.

Jetzt hatten wir endlich einmal „den Fuß im Bügel" und sahen — das Bild von Herrn du Prel ist vortrefflich — über den Rücken des Pferdes hinweg. In „eine andere Welt" hinein? In einem gewissen Sinne jedenfalls, denn die „gewohnte" ist es nicht. Doch bleiben wir auf dem Gebiete der Thatsachen! (Fortsetzung folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Mesmers Lehre.

Nach seinen Originalschriften dargestellt

von

Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Sehen wir jetzt, was Mesmer über den Somnambulismus lehrte. Unwahr ist die Behauptung Dupotets, daß Mesmer den Somnambulismus erst durch Schüler Puységurs kennen gelernt habe, denn Puységur trat 1784 auf, während Mesmer in seinem 1780 geschriebenen[1]) Mesmerismus sagt[2]):

„Die Erscheinung des kritischen Schlafes, Somnambulismus genannt, läßt uns wohl einsehen, daß der Zustand des Schlafes nichts weniger als ein negativer Zustand oder die bloße Abwesenheit des Wachens sei: denn es läßt sich dabei die Beobachtung machen, daß der Mensch im Schlaf alle seine Fähigkeiten, sowohl die geistigen als die der Bewegungen, gar oft mit größerer Vollkommenheit als selbst im Wachen ausüben kann. Dieser Zustand stellt den Menschen so dar, wie er von Natur aus ist, ohne durch den Gebrauch der Sinne oder durch einen fremden Einfluß anders geartet zu sein."

Zum Verständnis dessen, was Mesmer nun weiter über Somnambulismus uns lehrt, müssen wir erst die hierher gehörigen leitenden Gedanken seines Systems vorausschicken, die allerdings recht unklar sind:

Mesmer sagt[3]), daß das von ihm willkürlich gebrauchte Wort Magnetismus keine Substanz, sondern bloß eine Verbindung der Verhältnisse der Naturkräfte und der Wirkungen oder des Einflusses überhaupt und insbesondere auf den Körper des Menschen bezeichne. Die Uratome bilden Verbindungen verschiedener Art, und durch sie und zwischen ihnen gehen feine Flutstoffe ein und aus, wodurch die Polarität hervorgerufen wird. Zugleich entstehen sehr verschiedene Bewegungen der Atome, zu welchen das unerschaffene Prinzip, Gott, den ersten Anstoß gegeben hat. Die Atome sind kugelförmig, und je vollkommenere Kugeln die Atome eines Stoffes darstellen, desto flüssiger und leichter flutend ist derselbe. Das Universum besteht aus zwei Ordnungen von Ursachen und Wirkungen: der physischen und der moralischen Ordnung. Außer dem unerschaffenen Prinzip, Gott, giebt es — wie oben bereits erwähnt — zwei erschaffene: Stoff und Bewegung. Der Stoff ist überall

[1]) Vergl. Sphinx XI. 66, S. 347. — [2]) S. 23.
[3]) Mesmerismus S. 110.

nur einer, und nur die Bewegung bestimmt seine Modifikationen und alle überhaupt vorhandenen Möglichkeiten; die Art der bestimmten Bewegung, welche die Teile der Flut untereinander haben, nennt Mesmer Ton.

Die allgemeinen Eigenschaften der Körper sind nach Mesmer nur Wirkungen der Bewegung oder Modifikationen von Gesellungen der Materie und der Bewegung. Der natürliche Magnetismus ist das allumfassende Gesetz, wonach alles, was ist, sich im Verhältnisse gegenseitigen Einflusses befindet, welcher vermittelst ein- und ausgehender Ströme einer feinen Flut zustande kommt, welche so verschiedenartig ist, als es die Urteilchen der Materie sind. Wie man die Bewegung und die Merkmale, welche man beim Magnet wahrnimmt, auch im Eisen künstlich erzeugen kann, so „habe ich — sagt Mesmer — die Entdeckung gemacht, daß es ebenso gut möglich sei, im menschlichen Körper einen Ton der Bewegung von einer Serie des feinen Stoffes aufzuregen, welche Erscheinungen darbietet, denen des Magnetes analog". Dieser Ton, nämlich der tierische Magnetismus, kann — wie bereits erwähnt — allen Körpern mitgeteilt und fortgepflanzt werden. Die Fortpflanzung geschieht wie bei dem Licht, dem Schall und der Elektrizität durch eine Erschütterung. Wie das Bild eines Gegenstandes oder das Physische eines Gedankens nur das Ergebnis der Eindrücke ist, welche auf die Organe gemacht wurden, so ist es auch möglich, daß der Gedanke, welcher in einer Modifikation der feinen Flut in Hirn und Nerven besteht, gleich Schall und Licht fortgepflanzt und unmittelbar einem andern Organ mitgeteilt werde, welches dem, das ihn erzeugte, ähnlich ist. Ja es scheint, daß der Gedanke gleich einem Gemälde oder einer Schrift sich im Raume in geeigneten Äthergruppen fixieren könne, wie er im Gehirn durch Gedächtnis und Einbildungskraft bleibend wird. So strahlt auch ein Spiegel treu die Formen, Farben und Stellungen von tausend Gegenständen zurück. Wie die Wirkung des Schweredrucks eines Körpers das Fallen ist, so heißt die Wirkung, welche im tierischen Organismus durch den Beweggrund bestimmt wird, Wollen. Die Beweggründe sind für den tierischen Organismus das, was für den Magnet die Ströme und in der Materie die Schwere. Das Lebensprinzip im Menschen besteht in einem Anteil des allgemeinen Lebensfeuers, welches er beim Beginn seines Lebens empfangen hat und welches durch den Einfluß der Allbewegung unterhalten und genährt wird. Wenn die Somnambulen außerordentliche Fähigkeiten zeigen, so sind sie als Ausdehnungen ihrer Empfindungen und Instinkte anzusehen.

Der Mensch befindet sich wie alle andern Dinge im Ocean des Allgemeinflüssigen und ist mit Organen versehen, welche geeignet sind, „die tonifizierten Bewegungen einiger Serien desselben ausschließlich aufzunehmen". Der von einer unbekannten Serie der feinsten Materie durchdrungene und durch das Sinnesorgan verbreitete Nerv leitet also die von außen modifizierten Bewegungen in das innere Nervengewebe des Organs der Empfindung, welches der innere Sinn, sensorium commune, genannt wird. Da die ganze von den feinsten Serien jenes

Fluidums durchdrungene Natur mit jenen Nervenfäden in unmittelbarer Berührung und Kontinuität ist, so wird der innere Sinn für alle äußeren Modifikationen gleich einem Spiegel empfänglich. Der mit dem Universum in Beziehung stehende innere Sinn kann als eine Ausdehnung des Sehvermögens betrachtet werden. Es läßt uns nicht nur die Oberflächen, sondern auch die innere Struktur und die konstituierenden Teile wahrnehmen, und wir können nach der Harmonie oder der Dissonanz auswählen, in welcher die Substanzen mit unserer Organisation sich befinden. Darin ist der Instinkt begründet, welcher um so vollkommener ist, je weniger er von den äußeren Sinnen abhängt. Durch ihn können Somnambule von Krankheiten Anschauungen haben und Dinge erkennen, welche zu seiner Erhaltung und Wiedergenesung dienen.

Dies ist — zusammengefaßt — der wichtigste Inhalt der Kapitel über den allgemeinen und tierischen Magnetismus, über den Instinkt und den inneren Sinn der von Wolfart herausgegebenen und „Mesmerismus" betitelten Schrift Mesmers. Ich lasse nun das ganze vom Somnambulismus handelnde Kapitel folgen[1]):

„An der gegebenen Theorie des inneren Sinnes lassen sich, wie schon oben berührt worden, die ebenso mannigfaltigen als wunderähnlichen Erscheinungen des Somnambulismus erklären, welcher nichts anderes ist als die Entwickelung gewisser Krankheiten durch einen krampfhaften Schlaf und Traum."

„Es sind in der Geschichte der Arzneikunde von diesem sogenannten Somnambulismus so viele Beweise aufbewahrt worden, daß die Darstellung der Natur desselben nicht anders als für eine interessante Aufgabe erachtet werden kann, denn es ist gewiß, daß alle Schattierungen von Geistesabwesenheit[2]) zu dieser außerordentlichen Krise gehören. In ihr haben jene wunderbaren Erscheinungen, Ekstasen und Geisterlehren ihren Ursprung, wodurch so viele Irrtümer und alberne Meinungen erzeugt werden; und es bedarf keines tiefdringenden Blickes, um einzusehen, daß die Dunkelheit, welche diese Phänomene umhüllt, bei verschiedenen Nationen je nach den Fortschritten des herrschenden Zeitgeistes in Verbindung mit der allgemeinen rohen Unwissenheit des Pöbels so viel religiöse und politische Vorurteile hat herbeiführen müssen."

„Ich kann mit Grund die Hoffnung nähren, daß es meiner Theorie vorbehalten ist, alle die schiefen Auslegungen zu heben, welche bis jetzt über diese Erscheinungen gemacht worden sind und in welchen der Aberglaube und Fanatismus bis daher seine Nahrung gefunden hat, und ihr wird es die Menschheit verdanken, daß diejenigen, welche durch schwere Krankheiten oder einen andern plötzlichen Zufall in den Zustand eines anhaltenden Somnambulismus kommen, nicht mehr für unheilbar gehalten und aus der Menschheit verstoßen werden."

„Es ist von jeher beobachtet worden, daß gewisse Personen im Schlafe umhergehen, die verwickeltsten Handlungen mit eben derselben Überlegung, mit der gleichen Aufmerksamkeit und mit noch größerer Pünktlichkeit als im Zustande des Wachens unternehmen und ausführen. Und man wird in noch größere Verwunderung gesetzt, diejenigen Fakultäten, welche die intellektuellen genannt werden, auf einer solchen Stufe zu sehen, daß die ausgebildetsten im gewöhnlichen Zustand dieselben nicht erreichen."

„In diesem Zustande der Krise können dergleichen Wesen die Zukunft voraus-

[1]) Mesmerismus S. 198—211.

[2]) Mesmer meint Entbundensein des Geistes vom Körper.

sehen und sich ihre entfernteste Vergangenheit vergegenwärtigen. — Ihre Sinne können sich nach allen Fernen und nach allen Richtungen ausdehnen, ohne daß ein Hindernis sie hemmt. Kurz es scheint, als ob die ganze Natur ihnen gegenwärtig sei. Der Wille selbst kann ihnen unabhängig von den durch die Konvention dafür angenommenen Mitteln mitgeteilt werden."

„Indessen sind diese Eigenschaften nach der Beschaffenheit eines jeden Individuums verschieden; die gewöhnlichste Erscheinung ist, in das Innere ihrer und selbst anderer Körper zu sehen und mit der größten Genauigkeit die Krankheiten, den Gang derselben, die nötigen Mittel dafür und ihre Wirkungen angeben zu können. Allein selten vereinigen sich alle diese Vermögensarten in dem nämlichen Individuum."

„Es liegt nicht in meiner Absicht, hier in die umständliche Erzählung der vielfachen Thatsachen einzugehen, welche die Geschichte darbietet, die auch mir durch eine lange Erfahrung persönlich gewährt worden sind, und die sich täglich vor den Augen derjenigen erneuern, die meine Grundsätze in Anwendung bringen; ich wollte lediglich nur eine summarische und richtige Idee von den unzähligen Erscheinungen geben, welche die menschliche Natur dem aufmerksamen Beobachter täglich vor Augen stellt."

„Einige dieser Thatsachen sind unter verschiedenen Benennungen bekannt und zwar vorzüglich unter der des Somnambulismus; einige andere aber wurden gänzlich vernachlässigt, und wieder andere sorgfältig unterdrückt."

„Man erinnere sich aus dem früher Gesagten, daß zwischen dem Äther und der Elementarmaterie sich viele Flutreihen befinden, die nacheinander immer flutbarer werden und durch ihre Feinheit alle Zwischenräume durchdringen und anfüllen können; daß unter diesen Fluten eine Reihe sehr wesentlich mit derjenigen zusammenhängt, welche die Nerven des tierischen Körpers belebt und vermöge der Verbindung mit den verschiedenen Fluten, wovon ich rede, alle Bewegungen derselben begleitet, durchdringt und teilt. Da diese Materie der unmittelbare und direkte Leiter aller Modifikationen wird, welche die Fluten, so einen Eindruck auf die Nerven machen sollen, erleiden, wodurch die Fortpflanzung von allen der Nervensubstanz selbst mitgeteilten Bewegungen bis zum inneren Organ der Empfindung geschieht, so wird auf diese Art die Möglichkeit begreiflich, wie das ganze Nervensystem in Beziehung auf die Bewegungen, welche Formen, Farben und Gestalten darstellen, Auge, in Beziehung auf die Bewegungen, welche die Verhältnisse der Oscillierungen der Luft darstellen, Ohr, und endlich zu Organen des Tastsinnes, des Geschmacks und des Geruchs für die Bewegungen werde, welche durch die unmittelbare Berührung der Formen und Gebilde hervorgebracht werden. Nur durch die Betrachtung, wie fein und beweglich die Materie ist, wie genau sie zusammenhängt und den Raum erfüllt, läßt sich einsehen, daß keine Bewegung oder Verrückung in ihren kleinsten Teilen möglich ist, ohne sich auch bis auf einen gewissen Grad durch das ganze Universum auszudehnen. Hieraus wird doch nun wohl unbestritten die Folgerung gezogen werden können, daß, sowie es kein Dasein und keine Kombination der Materie giebt, die nicht durch ihr Verhältnis mit dem Ganzen auch auf diejenige Materie wirkt, in welcher wir uns befinden, auch alles, was existiert, gefühlt werden kann, und daß die belebten Körper, die sich mit der ganzen Natur in Berührung befinden, fähig sind, entferntere Wesen und Ereignisse, wie sie sich einander folgen, wahrzunehmen und zu empfinden."

„Der oben erklärte Instinkt ist das Mittel, wodurch der schlafende Mensch von Krankheiten Anschauung haben und alle Dinge unterscheiden kann, welche zu seiner Unterhaltung und Wiedergenesung dienen."

„Auf eben diese Art ist die Mitteilung des Willens, eine noch wunderbarer scheinende Thatsache, erklärt."

„Diese Mitteilung kann in der That zwischen zwei Individuen im gewöhnlichen Zustande nur dann stattfinden, wenn die Bewegung, die aus ihren Gedanken hervor-

geht, aus dem Mittelpunkt bis zu den Organen der Stimme und den Teilen, womit die natürlichen oder durch Übereinkunft festgesetzten Zeichen gemacht werden, fortgepflanzt ist; diese Bewegungen werden sodann der Luft und dem Äther, diesen zwischen liegenden Mittlern, mitgeteilt, um durch die äußern Sinnesorgane wieder aufgenommen und empfunden zu werden. Dieselben durch den Gedanken im Gehirn und in den Nerven modificierten Bewegungen werden zugleich der Reihe einer feinen Flut mitgeteilt, mit welcher die Substanz der Nerven zusammenhängt, und können nun unabhängig und ohne Zutritt der Luft und des Äthers sich in unendliche Räume ausdehnen, und so sich **unmittelbar** auf den inneren Sinn eines anderen Individuums beziehen. Hierdurch wird unschwer begreiflich, wie sich der Wille eines Menschen dem Willen eines andern bloß durch den inneren Sinn mitteilen, und wie folglich zwischen zwei Willen ein Einverständnis, eine Art Übereinkunft bestehen kann. Dieses Einverständnis zweier Willen heißt: in Beziehung, **Rapport**, sein."

„Eine noch weit schwerere Aufgabe scheint ohne Zweifel die Erklärung, wie Dinge empfunden werden können, die noch gar nicht vorhanden oder die schon lange vorher dagewesen sind. Ich will es nur sogleich versuchen, diese Möglichkeit durch eine aus dem gewöhnlichen Zustand genommene Vergleichung anschaulich zu machen. Man stelle einen Menschen auf eine Anhöhe, von welcher herab er einen Fluß samt einem Nachen gewahr wird, der dem Strome folgt; er überblickt zu gleicher Zeit den Raum, welchen der Nachen schon durchlaufen hat, und den, welchen er noch durchlaufen soll. Wird dies schwache Bild nun auf die Erkenntnis der Zukunft und Vergangenheit angewendet, indem man sich erinnert, daß der Mensch mitteist seines inneren Sinnes mit der ganzen Natur in Berührung und immer imstande ist, die Verkettung der Ursachen und Wirkungen zu empfinden, so wird begreiflich, daß die Vergangenheit kennen nichts anderes heißt, als die Ursachen in der Wirkung, die Zukunft aber voraussehen nur heißt, die Wirkungen in den Ursachen zu empfinden, welche Entfernung wir auch immer zwischen der ersten Ursache und der letzten Wirkung annehmen mögen."

„Übrigens hat ja alles, **was dagewesen ist**, irgend welche Züge hinterlassen, und das, **was sein wird**, ist schon durch die Gesamtheit der Ursachen bestimmt, welche es verwirklichen sollen; und so wird man leicht zu der Idee geführt, daß alles im Universum gegenwärtig ist, und Vergangenheit und Zukunft nur verschiedene Beziehungen, Relationen, der Teile unter sich sind."

„Da aber diese Art von Empfindungen nur durch Vermittelung von Reihen der Allflut, die um so viel feiner als der Äther sind, als dieser vielleicht die gewöhnliche Luft an Feinheit übertrifft, erhalten werden kann, so mangeln mir die Ausdrücke dafür ebenso gut, als wenn ich Farbe durch Klänge erklären wollte; sie müssen durch Betrachtungen ersetzt werden, welche über die beständigen **Vorempfindungen**, so die Menschen und vorzüglich die Tiere von großen Naturbegebenheiten in Entfernungen haben, die für ihre sichtlichen Organe unerreichbar bleiben, über den unwiderstehlichen Trieb der Vögel und Fische zu periodischen Wanderungen und vorzüglich über die hierher gehörigen Phänomene, welche sich uns im kritischen Schlafe des Menschen zeigen, angestellt werden können."

„Hier, sehe ich, kommt man mir nun mit der Frage entgegen, warum der Zustand des Schlafes mehr dazu geeignet sei, uns dieses Phänomen zu zeigen, als der wachende Zustand?"

„Der natürliche und vollkommene Schlaf des Menschen ist derjenige Zustand, in welchem die Verrichtungen der Sinne aufgehoben sind, d. h. worin der Zusammenhang des Sensorii communis mit den äußeren Sinnesorganen aufhört. Eine Folge davon ist, daß alle die Verrichtungen aufgehoben sind, welche mittelbar oder unmittelbar von den äußeren Sinnen abhängen, wie: die Einbildungskraft, das Gedächtnis, die willkürliche Bewegung der Muskeln, Gliedmaßen, die Sprache u. s. w. Im Zustande

der Gesundheit ist der Schlaf des Menschen regelmäßig und periodisch; durch eine gewisse Unregelmäßigkeit in der tierischen Ökonomie aber und durch verschiedene innere Störungen kann es geschehen, daß die sogenannten tierischen Verrichtungen nicht ganz aufgehoben sind, und daß gewisse Muskelbewegungen und die Sprache noch im Schlaf stattfinden. In beiden Fällen, bei beiden Arten des Schlafes, wirken die umgebenden Materien nicht durch die äußeren Organe, sondern unmittelbar auf die Nerven selbst ein. Der innere Sinn wird also zu dem einzigen Organ der Empfindungen; die von den äußeren Sinnen nun unabhängigen Eindrücke werden dadurch, daß sie allein vorhanden sind, auch nur durch sich und an sich selbst empfunden. Zufolge des unabänderlichen Gesetzes, daß immer der schwächere Eindruck dem stärkeren weichen muß, werden also auch diese inneren schwächeren Eindrücke nur bei Abwesenheit der stärkeren empfunden. So sind die Sterne am Tage für uns unsichtbar, weil ihr Eindruck, den unsere Augen von ihrem Lichte erhalten, zu schwach ist, um nicht von dem stärkeren Sonnenlichte verdrängt zu werden. Im Schlafe aber — wie mit Zuversicht behauptet werden darf — fühlt der Mensch seine Berührung mit der ganzen Natur."

„Sowie die Kenntnisse des gelehrtesten Mannes uns ohne Mitteilung immer unbekannt bleiben würden, so stelle ich auch nicht in Abrede, daß es sehr schwer sein würde, sich von der Existenz dieses Phänomens zu überzeugen, wenn es nicht Individuen gäbe, die während ihres Schlafes, dieser sei nun krankhaft oder kritisch, die Fähigkeit behielten, uns durch Reden und Handlungen zu offenbaren, was in ihnen vorgeht."

„Nehmen wir ein Volk an, welches wie einige Tiere beim Untergang der Sonne notwendig einschliefe und vor ihrem Aufgang nicht wieder erwachte; einem solchen Volke würde natürlich nur das Dasein der am Tage sichtbaren Gegenstände begreiflich sein. Würde dasselbe nun benachrichtigt, daß einige Menschen unter ihm, die in jener Ordnung des Schlafes durch Krankheit gestört des Nachts aufgewacht wären und in einer unendlichen Entfernung unzählige leuchtende Körper — gleichsam neue Welten — gesehen hätten, so würde es diese ohne Zweifel ihrer so wunderbar abweichenden Ideen wegen für Träumer halten. Und dieses ist genau jetzt in den Augen der Menge der Fall mit denjenigen, welche behaupten, daß der Mensch im Schlafe die Fähigkeit besitze, seine Empfindungen weiter auszudehnen."

„Der kritische Zustand, von welchem ich hier rede, ist ein Zwischenzustand von Wachen und Schlafen; er kann sich also dem einen oder dem andern mehr nähern, und ist also mehr oder weniger vollkommen. Ist er dem Wachen näher, so haben Gedächtnis und Einbildungskraft noch einigen Anteil; die Wirkungen der äußeren Sinne werden empfunden. Da sich diese Empfindungen mit denen des inneren Sinnes verwirren, zuweilen dieselben überwältigen, so können sie nur in die Kategorie der Träumereien gesetzt werden."

„Wenn dieser Zustand dem Schlafe näher ist, so sind die Äußerungen der Somnambulen als das Resultat der Empfindungen des inneren Sinnes selbst mit Ausschluß der äußeren Sinne in dem Verhältnis dieses Zusammenrückens gegründet. Die Vollkommenheit dieses kritischen Schlafes kann je nach Charakter, Temperament und Gewohnheiten des Kranken verschieden sein, vorzüglich aber nach der verschiedenen Art, mit welcher dieser Zustand gleichsam als Erziehung des Somnambulen in Hinsicht auf die Richtung, welche man ihren Fähigkeiten giebt, behandelt wird. Dies läßt sich mit einem Teleskope vergleichen, dessen Wirkung sich nach Maßgabe der Teile, woraus es besteht, und ihrer jedesmaligen Richtung verändert."

„Obgleich im kritischen Schlafe die Substanz der Nerven unmittelbar erregt ist, so daß die ganze Thätigkeit des Menschen nur vom inneren Sinn geleitet wird, so werden doch die Wirkungen der verschiedenen Stoffe auf die Organe der äußeren Sinne, welche besonders für sie bestimmt sind, bezogen."

„Wenn demnach der Somnambule sagt, er sähe, so sind es nicht eigentlich die Augen, welche die Eindrücke des Äthers erhalten, sondern er bezieht auf das Gesicht die Eindrücke, welche die Bewegungen des Lichtes von den verschiedenen Umrissen, Gestalten und Farben in ihm erwecken. Wenn er sagt, daß er höre, so nimmt sein Ohr darum nicht die Modulationen der Luft auf; er bezieht bloß die Bewegungen darauf, deren Eindruck er empfängt. Ebendasselbe gilt auch von den übrigen Organen, und so macht er gleichsam eine Art Übersetzung, um seine Empfindungen in der für den inneren Sinn gebildeten Sprache auszudrücken. Da er sich einer Sprache bedient, die ihm fremd und gleichsam geliehen ist, so kann er gar leicht mißverstanden werden, und es erfordert die Erfahrung eines guten Beobachters, ihn richtig auszulegen und zu verstehen. Die Vollkommenheit dieser Empfindung hängt eigentlich von zwei Bedingungen ab, nämlich von der gänzlich aufgehobenen Thätigkeit der äußeren Sinne und von der Disposition des Organs des inneren Sinnes."

„Indem ich gesagt habe, daß dieses Organ in der Vereinigung und Durchflechtung der Nerven besteht, so habe ich darunter nicht einen einzelnen Fleck oder Mittelpunkt, noch auch eine begrenzte Gegend verstanden, sondern vielmehr das Nervensystem im ganzen, das heißt die aus den Vereinigungspunkten zusammengesetzte Gesamtheit, wozu das Gehirn, das Rückenmark, die Nervengeflechte und Ganglien gehören. Diese verschiedenen Teile können, was ihre Verrichtungen betrifft, einzeln oder zusammen, wie verschiedene Saiten in einem musikalischen Instrument angesehen werden, welchem nur ihr vollständiger Einklang die Harmonie giebt; auch mit den Wirkungen eines Spiegels kann dies verglichen werden, der unsern Blicken in verschiedenen Richtungen ausgesetzt ist bei mehr oder minder geglätteter, fester, mit Dünsten umgebener oder selbst zerbrochener Oberfläche."

„Um die Wahrheit noch näher zu bestimmen und einen richtigen Begriff von der Vollkommenheit des inneren Sinnes zu geben, sehe ich alle Teile, die ihn konstituieren, als einem Gesetze untergeordnet, einen von dem andern abhängig und alle zu einem Ganzen vereinigt an, — ich vergleiche sie mit einer Flüssigkeit, deren Teile alle in einem vollkommenen Gleichgewicht sind, eine durchaus gerade Oberfläche darbieten und so wie in einem Spiegel alle Gegenstände getreu nachzeichnen. Da nun aber klar ist, daß alle Bewegung in diesem Gleichgewichte und seinen Verhältnissen die Wirkungen stören muß, so muß auch die Vollkommenheit der Empfindungen beständig im Verhältnis mit den Störungen vermindert werden, welche in Krankheiten und Krisen den menschlichen Körper treffen."

„Es ist wesentlich, hier wiederholt zu bemerken, daß alle Arten von Geistesverwirrung nichts als bloße Schattierungen eines vollkommenen Schlafes sind. Die Narrheit z. B. findet sich ein, wenn in verschiedenen Eingeweiden solche Stockungen sind, daß ihre Verrichtungen dadurch aufgehoben werden und sie in einen soporösen Zustand geraten, während die natürlichen Organe des Schlafes in einer beständigen und unregelmäßigen Verrichtung sich bewegen und der auf solche Art versetzte Schlaf auf die durch die Krankheit erregten Teile fällt. Die Wirkungskraft des tierischen Magnetismus kann die Heilung selbst dann noch bewirken; die Verstopfungen und Hindernisse, welche die Harmonie des Sensorium commune störten, werden weggeschafft und die angegriffenen Teile aus dem soporösen Zustande gehoben, so daß der Schlaf wieder auf die Organe der tierischen Verrichtungen und der Sinne übertragen wird."

„Hieraus sieht man, wie notwendig und bedeutend es ist, daß in Krankheiten der symptomatische Schlaf von dem kritischen wohl unterschieden werde."

„Nach diesen Erklärungen und nach dem, was ich bereits in der Einleitung und sonst von den alten Vorurteilen sagte, wird man nicht verkennen, an wie vielen Klippen von Irrtümern und Mißbräuchen die Beobachter dieses Zustandes anzustoßen Gefahr laufen, sobald sie demselben einen zu weit ausgedehnten Glauben beimessen."

„Es ist mir noch übrig, die Frage zu erörtern, warum der Somnambulismus sich häufiger und vollkommener zeigt, seit meine Prinzipien angewandt werden? — Die Ursache davon ist, weil der Magnetismus eine tonische Bewegung bestimmt, von welcher alle Teile des Körpers durchdrungen, seine Nerven belebt werden und das Spiel aller Triebfedern der Maschine in stets neu erfrischte Bewegung gesetzt wird."

„Die Bewegung habe ich oben mit dem Strom eines Wassers oder der Luft, der gegen die beweglichen Teile einer Mühle gerichtet wird, in Vergleichung gebracht. Sie ist es, welche die Krisen erweckt, die zur Heilung aller Krankheiten unumgänglich nötig sind; diese Krisen haben sehr oft an dem Schlafe Teil, von dem ich geredet habe, und so wie die Thätigkeit, wodurch sie hervorgebracht werden, sich bestrebt, in allen Organen und Eingeweiden dieselbe Harmonie zu schaffen, so muß sie auch notwendigerweise die Sensationen vervollkommnen. Die Fähigkeiten des Menschen offenbaren sich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenschaften anderer Körper durch den gesteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, sich entwickeln."

„Aus diesen Grundsätzen und Auseinandersetzungen haben wir den Schluß zu ziehen, daß die alten Meinungen darum nicht zu verachten sind, weil sich einige Irrtümer an sie anschließen; — daß die Phänomene des Somnambulismus zu allen Zeiten bemerkt und nach den jedesmaligen Vorurteilen der Jahrhunderte mit mehr oder weniger Aberglauben betrachtet wurden; — daß bis jetzt die Natur des Menschen, besonders im kranken Zustande, immer nur unvollkommen erkannt war, — und daß die sich zeigenden außerordentlichen Fähigkeiten nur als Ausdehnungen seiner Empfindungen und seines Instinktes angesehen werden müssen."



Morgen- und Abendröte.

Von

Erwin Amreiter.

Blühet rings im Rosenscheine
Morgens schon der Himmel auf,
Weiß ich, daß er abends weine,
Regenthränen folgen drauf. —
Doch wenn Flammenkerzen schlagen
Abends auf mit lichtem Schein,
Wollen lächelnd sie uns sagen:
Morgen wird es sonnig sein;
Sollte das nicht tröstend zeigen:
Erstes Glänzen dauert nicht;
Doch dem Abend wird entsteigen
Neuer Tage frohes Licht!



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Physiognomik und Okkultismus

in der älteren deutschen Psychologie.

Von
Edmund W. Bells.



Das Studium des Seelenlebens hatte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen gewissen Höhepunkt erreicht. Man war damals in Deutschland eifrig bemüht, Material für eine Wissenschaft von den psychischen Erscheinungen zusammenzubringen und scheute sich nicht, Probleme in Angriff zu nehmen, die bei späteren Geschlechtern in Verruf gekommen sind.

Von den Gegenständen, welche die Leser der „Sphinx" zunächst interessieren, sind in den Jahren 1750—1800 vornehmlich die Physiognomik und einige Phänomene des Okkultismus mit Erfolg bearbeitet worden. Lavaters unermüdliche Thätigkeit gab den Anlaß zu einer fast unübersehbaren Litteratur physiognomischen Inhaltes, während für die Behandlung okkultistischer Fragen die stets vorhandenen Wunderkuren und Gespenstergeschichten willkommene Veranlassung boten. Wir wollen nun versuchen, an einigen besonders bemerkenswerten Beispielen die damalige Thätigkeit zu schildern, ohne freilich irgendwie den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

1. Physiognomik.

So vielfach die litterarhistorischen Beziehungen in Lavaters Lebenswerk von ausgezeichneten Gelehrten erörtert worden sind, so wenig wissen wir über die Beziehungen zur Psychologie. Im allgemeinen weisen die Prinzipien der Physiognomik auf die damals eifrig erörterte Lehre von dem engen Zusammenhang zwischen Körper und Seele, vornehmlich auf den Stahlschen Animismus zurück; im besondern wurzeln sie in den damals geläufigen Vorstellungen über die Temperamente. Alle Lehrbücher der Psychologie geben uns Andeutungen über dies so verwickelte Problem, in zusammenfassender Weise behandelt es Lawätz in einer gleichzeitig mit Lavaters Fragmenten erschienenen Schrift.[1]) Temperament definiert er als die durch innere Beschaffenheit des Geblüts bewirkte Denk- und Handlungsart eines Menschen.

[1]) „Versuch über die Temperamente", von Heinr. Wilh. Lawätz, königlich dänischem Kanzlei-Sekretär, wie auch Syndico und Klosterschreiber des Hochadligen Klosters zu Uetersen. Hamburg 1777. (Wieland gewidmet.)

„Da nun das Temperament — dieses sei nun Hypothese oder durch alle vier Syllogismen erwiesene Wahrheit — nach der Beschaffenheit unseres Geblütes sich einrichtet, so folget daraus: Erstlich, daß man niemals bei einer und derselben Person ein einziges Temperament ganz und allein antreffe ... zweitens, daß man denjenigen nicht hassen müsse, der nicht dasselbe Temperament hat, das die Natur uns verliehen... drittens, daß es, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens eine sehr schwere Forderung sei, das Temperament zu ändern" (S. 11).

Der Verfasser schildert dann in den weiteren siebzig Seiten sehr ausführlich den Cholerikus, Sanguinikus, Phlegmatikus, Melancholikus mit Berücksichtigung bleibender Beziehungen zur Liebe, Ehre u. dergl.

Eine andere Voraussetzung für Lavaters Lehren lag in der Tierpsychologie, deren empfindsamste Vertreter dem Tiere nicht bloß geistige, sondern auch körperliche Ähnlichkeit mit dem Menschen vindizierten. Diese Auffassung trieb seltsame Blüten. Es trat die wunderliche Ansicht auf, daß das Gesicht eines Frosches als Grundtypus für das Menschengesicht angenommen werden könne. Alles verhalte sich je nach dem Winkel, den die Stirn mit dem Munde bilde, wenn eine Wagerechte untergelegt werde. Durch Veränderung dieses Winkels, der am Frosche der schiefste sei, werde durchs Zurückziehen des Mundes die Linie immer senkrechter und es entstehe allmählich, durch etwa zwanzig Veränderungen, aus einem Froschgesicht das Gesicht eines froschartigen, eines rohen, eines verständig aussehenden, eines feinen und geistvoll verständigen Menschen, ja endlich des Musterbildes oder eines Apollos.[1]) Dagegen, wie überhaupt gegen die äußere Ähnlichkeit der Tiere mit den Menschen, opponierte Lavater, indessen ließ er die individuellen Verschiedenheiten der Gesichtszüge auch für das Tierreich gelten. In den „Fragmenten" gab er Tierbilder mit Berufung auf des Aristoteles Wort: „Denn es ist nie ein Tier gewesen, das die Gestalt des einen und die Art des andern gehabt hätte."

Seine leitenden Gedanken hat uns Lavater in der kleinen Schrift „Von der Physiognomik" (1772) und in der Einleitung zu den vier stattlichen Bänden der „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (1775—1778) entwickelt. In dieser Einleitung heißt es nun folgendermaßen:

„Alle Gesichter der Menschen, alle Gestalten, alle Geschöpfe sind nicht nur nach ihren Klassen, Geschlechtern und Arten, sondern auch nach ihrer Individualität verschieden... Es ist dies der erste, tiefste, sicherste und unzerstörbarste Grundstein der Physiognomik, daß, bei aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menschlichen Gestalten nicht zwo gefunden werden können, die, nebeneinander gestellt und genau verglichen, nicht merkbar unterschieden wären. Nicht weniger unwidersprechlich ist's, daß ebensowenig zween vollkommen ähnliche Gemütscharaktere als zwei vollkommen ähnliche Gesichter zu finden sind... Was? die innere zugestandne Verschiedenheit des Gemüts aller Menschen, diese — sollte von der, abermals zugestandnen Verschiedenheit aller menschlichen Gesichter und Gestalten, diese von jener kein Grund sein? Nicht von innen heraus soll der Geist auf den Körper, nicht von außen herein soll der Körper auf den Geist wirken?"

Ohne also die schwierige psychophysische Frage zu erledigen, will

[1]) Scheitlin, „Tierseelenkunde," I, 206.

Lavater durch Berufung auf den gesunden Menschenverstand die Berechtigung für sein Verfahren erringen, den Charakter des Menschen aus der äußeren Erscheinung abzulesen.

Die kulturgeschichtliche und litterarische Wirkung der „Fragmente" ist oft geschildert worden. In wissenschaftlicher Beziehung bleibt erwähnenswert, daß ein so scharfer Denker wie Lossius sich zu unbedingter Anerkennung herbeiließ[1]) und Hennings (Ahnungen, S. 175 ff.) gleichfalls günstig über die „Metoposkopie" urteilte. Von den Gegnern war Lichtenberg derjenige, der die Schwärmereien Lavaters am schärfsten zurückwies; die Kontroverse zwischen den beiden so grundverschiedenen Männern gab dann Anlaß zu einer sehr interessanten, leider anonymen Abhandlung.[2]) Im vierten Band der physiognomischen Fragmente legte nämlich Lavater seinem göttingischen Gegner die Frage vor: „Kann in einem scheußlichen Körper eine englische Seele so wirken wie in einem englischen, d. h. wie in einem Urbild sinnlicher Schönheit? oder hätte Newton in einem so und so bestimmten Körper eines Negers seine Lichttheorie erfunden?" und er glaubt, „kein kalter, kein scharfsehender Menschenbeobachter würde mit Ja! antworten dürfen noch können." — Hiergegen wendet sich unser ungenannter Autor, indem er vier mögliche psychologische Voraussetzungen des Systemes prüft, von denen die zwei wichtigsten an erster und letzter Stelle stehen.

„Erstens: die Seele habe keine innere Grundkraft, sie sei Table rase und alles hänge von der Organisation ab; das heißt, die höhere oder tiefere Stufe des Geistes liege in der Art, wie die äußern und innern Organe des Menschen die Eindrücke der äußern Gegenstände fühlen und bis zu der Seele bringen... Viertens: diese innere Grundkraft der Seele bilde sich ihren Körper und gebe in den Jahren ihrer Ausbildung den festen Teilen desselben die Bildung, die Rundung und die Form, die er dann als Mann und Greis unverändert beibehält" (S. 141). Beide Annahmen seien, wie die Psychologie nachweise, falsch. Ferner aber sei der Satz: „Ein jeder Mensch ist das und so, was und wie er nach seinen Anlagen werden konnte und mußte" für Vernunft und Gefühl gleich empörend, und wenn auch die Erfahrung ihm zur Schutzwehr würde, so müßte sich doch das Herz dagegen stemmen; „das wird in Ewigkeit keine fühlende Seele glauben und kein Beobachter sich überreden können" (S. 155). „Liebe Physiognomen! wir sind alle Brüder, haben hoffentlich alle einen Zweck: Menschenkenntnis und Beförderung des Menschenglücks; zwar wandeln wir auf entfernten Straßen, allein es ist möglich, daß wir zusammentreffen, wenn wir auf beiden Seiten Wahrheit und nicht Beschönigung unserer getroffenen Auswahl suchen! . . ." (S. 160.)

Was endlich die Stellung unserer großen Dichter-Ästhetiker zur Physiognomik betrifft, so haben Goethe und Herder so wenig sich zurückgehalten, daß sie sogar an den „Fragmenten" mit arbeiteten. Der Anteil

[1]) Vgl. seine Schrift: „Hannibal, ein physiognomisches Fragment", und die Abhandlung „Über die Physiognomik des Aristoteles". Im „Hannibal" macht er starken Gebrauch von der Tiervergleichung: die gekrümmten Spitzen der Haare z. B. sieht er als ein Zeichen an, das die Helden mit den Löwen gemein haben. Hiergegen besonders Unzer in der Sammlung kleiner Schriften, II, 128 ff., und Weickard, „Der philosophische Arzt", II, 17 f. 1775.

[2]) „Götting. Magazin", 1778, Stück 4.

Goethes ist durch eine sehr scharfsinnige Untersuchung van Hells kürzlich im einzelnen nachgewiesen worden; den Herders wagt selbst der berufenste Interpret, Haym, trotz der ihm vorliegenden Korrespondenz, nicht zu bestimmen (Herder, I 685). Daß Herder bei seiner scharfen Kritik an der Physiognomik doch so sehr für Lavater schwärmte, deutet auf eine innere Verwandtschaft, die Haym (I, 683) richtig hervorhebt. Die Ansichten Herders über die Plastik, sofern sie im Körper den Boten der Seele, in der äußeren Gestalt den Ausdruck des Innern zu entdecken suchten, berührten sich mit Lavaters Bemühungen, durch physiognomische Beobachtung in die Tiefen menschlicher Charaktere zu spähen. — Schiller dagegen hat sich niemals recht für Lavaters Entdeckung zu erwärmen vermocht. Bereits der „Versuch über den Zusammenhang" enthält einen Paragraphen von der „Physiognomik der Empfindungen". Mit seinem Lehrer Abel erklärt er darin zwar die Physiognomik organischer Teile nicht geradezu für unmöglich, giebt indessen nur geringe Hoffnung: „sie dürfte aber doch wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehen Quartbände schwärmen sollte." [1])

2. Okkultismus.

Es ist recht bedauerlich, daß es keine einzige neuere oder „Geschichte der Geheimwissenschaften" giebt, die wissenschaftlichen Ansprüchen stand hielte.[2]) Wer sich je näher mit den außergewöhnlichen Erscheinungen des Seelenlebens beschäftigt und ihre sozialpsychologische Bedeutung einer Betrachtung unterzogen hat, wird wissen, welche bedeutsamen Botschaften wir aus diesem bisher so mangelhaft durchforschten Zwischenreich zu gewärtigen haben.

Ein damals viel diskutiertes Thema ist das der Ahnungen. Man unterscheidet die unerklärlichen Voraussehungen von den natürlichen und gewöhnlichen; diese werden durchgängig auf Leibnizens Regel zurückgeführt, daß das Zukünftige aus der mit dem Vergangenen geschwängerten Gegenwart geboren werde.[3]) Über jene sind die mannigfachsten Theorien im Umlauf. Viele bemühen sich, die Art der Voraussehungen, die man „Ahndungen" nennt, unmittelbar aus dem Wesen unserer Seele herzuleiten und suchen ihre Behauptungen dadurch zu rechtfertigen, daß wir so wenig das Wesen der menschlichen Seele überhaupt genau bestimmen, als wir die Vermögen derselben und ihre Wirkungskräfte mit Genauigkeit wissen könnten. Rüdiger eignet der Seele (anima), die er von dem Geist (mens) unterscheidet, eine Wahrsagungskraft zu, nämlich gegenwärtige Dinge, die sich aber in unserer Abwesenheit zutrügen, zu erkennen. Sucro nimmt Mittelgeister zu Hilfe. Chr. A. Crusius in der „Anleitung

---

[1]) Vgl. Minors Schiller-Biographie, I, 312.

[2]) Vielleicht genügt dem Verfasser jetzt die erst seit der Niederschrift dieses Aufsatzes erschienene „Geschichte des Okkultismus" von Carl Kiesewetter, Leipzig bei Wm. Friedrich. (Der Herausgeber.)

[3]) Vgl. Zeviani, „Abhandlung von den Prognostiken", übersetzt im „Allgemeinen Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften", XI, 1 ff., und Unzers Abhandlung im „Arzt", IV, 511 ff. 1760.

über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig nachzudenken"[1]), stimmt dieser Meinung auch bei. Verschiedene suchen das Ahnungsvermögen der Seele aus der allgemeinen Verknüpfung der Dinge zu erklären, wie Beausobre.[2]) Er meint, dasjenige, was noch zukünftig ist, sei doch eine Folge des Gegenwärtigen, so wie das Gegenwärtige eine Folge des Vergangenen sein müsse: hierin richtig zu kalkulieren, mache das Ahnungsvermögen aus, was er dann ganz schopenhauerisch teilweise auch mit Hellenbachs Gründen zu beweisen sucht. Andere berufen sich auf die Sympathie, die physische des Eisens etwa zum Magneten, die moralische zwischen zwei Menschen.[3]) Das Wort Sympathie wird so gebraucht, daß es eine Ähnlichkeit in den Erfolgen bei mehreren Menschen anzeigt, indem man glaubt, das Angenehme oder Unangenehme der einen Person errege auch bei den andern ähnliche Veränderungen, wenn auch die Personen noch so weit von einander entfernt lebten. Das will man nun durch gewisse Ausflüsse, die zwischen diesen harmonierenden Personen hin und her gingen, erklärbar machen, d. h. man stellt schon damals die Theorie der „Telepathie" auf, die heutzutage solches Aufsehen erregt.

Besonders eingehend beschäftigt sich die Psychologie mit den Ahnungen im Traume. Tiedemann[4]) bespricht sehr ausführlich die wahrsagenden Träume und teilt sie in drei Klassen: solche, die aus physischen Ursachen im Körper, solche, die aus moralischen Ursachen der Vorhersehung, und solche, die zufälligerweise eintreffen. Anschließend behandelt er das Nachtwandeln, dem bereits Hofmann (1695), Knoll (1747) und G. F. Meier[5]) eigene Bücher gewidmet hatten. Creuz fragt in einem aphoristischen Anhange zu seinem Werke über die Seele: erstens, ob unserer Seele vergangne, gegenwärtige und zukünftige Dinge von Gott oder einem andern Geiste offenbaret werden können; zweitens, ob die Seele selbst in Ansehung vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Dinge eine wahrsagende Kraft habe? und bejaht später beide Fragen. Dagegen erkennt Sucro[6]) in den Ahnungen ausschließlich eine Wirkung der auch durch die Bibel bezeugten „Schutzgeister" (S. 68) und von diesem hohen Standpunkte aus wettert er gegen das übliche Zukunftsweissagen der Tassenweiber. (S. 112 ff.)

Die Existenz von Geistern und Gespenstern wird überhaupt sehr allgemein vorausgesetzt. Für die Realität von Gespenstern sind eingetreten J. G. Walch im philosophischen Lexikon, Wolff, Crusius, Reusch, Schubert, Hiller, Rüdiger, Baumgarten, Cud-

1) Leipzig 1774, I, 49.

2) Im „Neuen Hamburgischen Magazin", IX, 547 ff.

3) Quellen in Walchs „Philosophischem Lexikon", I, 174 und II, 1074. Vgl. auch die moralische Wochenschrift „Mensch", Stück 47.

4) „Erfahrungen über den Menschen", III, 208 ff.

5) „Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns", zweite Auflage. Halle 1768. Für Meier liegt die Ursache des Nachtwandelns nicht bloß im Körper, sondern auch in der Seele.

6) „Über die Ahndungen." Brandenburg 1759. Die Tassenweiber — besonders die Hallischen waren berüchtigt — prophezeiten aus dem Kaffeegrund in den Tassen.

worth, ernste Männer also, deren Namen einen guten Klang besitzen. Meiers Haltung in dieser Beziehung ist etwas skeptischer, und Tiedemann gehört zu den wenigen Zeitgenossen, die durchaus nicht an ein übernatürliches Eingreifen fremder Wesen glauben wollen.

„Bei einer näheren Betrachtung aller mir bekannten Beobachtungen über die Erscheinungen finde ich, daß sie sich unter vier Hauptgattungen bringen lassen: Solche, die aus einer natürlichen Aufwallung der Imagination, verbunden mit einer Sensation — solche, die aus einer willkürlichen Überspannung der Phantasie — solche, die aus einem kleinen Fehler der Organe — und solche, die aus einer Verderbung der Imagination durch falsche Vorstellungen entstehen." (III, 276 f.)

Aber wer würde es für möglich halten, daß Lessing, dieser nüchterne und unvergleichlich klare Denker, über die Gespensterfeinde den Stab bricht? Und doch ist dem so. Das elfte Stück der „Dramaturgie" enthält folgende Stelle:

„Wir glauben keine Gespenster mehr? Wer sagt das? Oder vielmehr: was heißt das? ... Wir glauben jetzt keine Gespenster mehr, kann also nur heißen: in dieser Sache, über die sich fast ebensoviel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Übergewicht gegeben..."

Spicker in seinem Buche über Lessing (S. 346) bemerkt dazu:

„Warum sollten nicht, könnten nicht in einem solchen, unendlichen Zusammenhange Wesen möglich sein, die um uns existieren, auch wenn sie unserm Auge nicht erreichbar sind? Was heißt Gespenst, Wesen aus einer andern Welt, wenn nach Lessing die Hölle nirgends aufhört, der Himmel nirgends anfängt, sondern beide durch unendliche Zwischenstufen vermittelt sind?" —

Immerhin haben wir es hier mit seltenen Thatsachen zu thun: allzu oft erscheinen Gespenster nicht. Daher haben zu allen Zeiten die häufig beobachtbaren Wirkungen der Phantasie dem Aberglauben reichere Nahrung zugeführt. Die durch den Einfluß der Phantasie auf den Körper verursachten Wirkungen (Autosuggestionen) werden von Autoren unserer Epoche viel behandelt. Krüger giebt im Anhang seiner Experimentalseelenlehre viele Beispiele, von denen die meisten freilich (z. B. S. 119) den kritischen Leser zum Lachen reizen. Halb im Scherze fügt er dann hinzu (S. 156):

„Es giebt noch eine unbekannte Kunst, durch welche Mütter die Kinder bilden könnten, wie sie nur wollen. Ja, wenn man mich böse macht, so bin ich gar imstande zu behaupten, daß es bloß an der Mutter liegt, ob sie einen Sohn oder eine Tochter haben will. Ich habe dieses verschiedenen Frauen, die gern Söhne haben wollten, geraten und ihnen gesagt, sie müßten sich beständig vorstellen, daß sie einen Sohn bekommen würden. Bei denen, die ein lebhaftes Temperament hatten, traf es ein, bei den andern aber nicht, und vermutlich wegen der geringen Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft."

Auch Tiedemann widmet das 7. Hauptstück seines II Bandes psycholog. „Untersuchungen" den Wirkungen der Einbildungskraft auf den Körper und untersucht die Frage, ob die Phantasie der Mütter den Kindern gewisse körperliche Eindrücke mitteilen kann.[1]) Er bespricht ferner das Wesen der

[1]) Vgl. auch E. A. Nicolai, „Gedanken von den Wirkungen der Einbildungskraft in den menschlichen Körper", S. 136. Halle 1751.

psychischen Epidemien, das in medizinischen Kreisen bereits vor Jahren richtig durchschaut worden war. Der berühmte Arzt **Boerhave** z. B. vernichtete das psychische Kontagium in einer Knabenschule dadurch, daß er dem ersten Epileptiker eine schreckliche Operation androhte: da verdrängte die Angst alle Neigung zu Krämpfen.[1])

Eine Encyklopädie der gesamten hergehörigen Anschauungen ist **Hennings** umfangreiches Buch über die Ahnungen (1777). Der Verfasser knüpft an die Wunderkuren des Gaßner und die Blendwerke Schröpfers an, begnügt sich aber keineswegs mit aktuellen Notizen oder unterhaltenden Anekdoten, sondern will dem bisher mißachteten Gebiet der ungewöhnlichen Seelenerscheinungen den gebührenden Platz in der Psychologie erobern. Er giebt dem Leser mit der Bearbeitung dieses interessanten Bruchteils psychischer Phänomene eine kleine Probe der von ihm geplanten wissenschaftlichen Psychologie.

„Gut wäre es, wenn alle Stücke der Seelenlehre nach und nach in einer philosophischen Geschichte ausgeführt würden, damit man endlich eine vollständige Bearbeitung in diesem so wichtigen Felde erhalten möchte, wenngleich nie zu hoffen ist, daß alles bis zu einer völlig beruhigenden Deutlichkeit und Gewißheit entwickelt werden möchte. Denn dies lässet die Beschaffenheit des Objektes und der Materie nicht zu."

Prüfen wir an einigen Punkten, wie weit ihm seine Absicht gelungen ist. Nach einer im wesentlichen zutreffenden Erklärung des Traumes (S. 44 ff.) wendet sich Hennings den subjektiven Phantasmen, d. h. den Hallucinationen, zu. Er sucht die Hallucinationen richtig als centrale Erregungen der Sinnesnerven zu deuten.

„Wer wollte demnach zweifeln, daß die Mannigfaltigkeit in den Veränderungen und Bewegungen der Nerven und dem damit vergesellschafteten Nervengeist auch mancherlei Vorstellungen und Begriffe in der Seele erzeuge?" (S. 52.) „Daß insbesondere die Einbildungskraft durch Veranlassung äußerer Empfindungen — die besonders schreckhaft sind — bis zum höchsten Gipfel und bis zur Zauberkraft steigen könne, kann ich nicht unberührt lassen. Eine solche erregte Einbildung ist fähig, eine ganze Armee, ohne Pulver und Blei zu schlagen."[2])

Sie ist es auch, die in Gaßners Wunderkuren wirkt. Und nun giebt Hennings eine ganz vortreffliche Darstellung der hypnotischen Therapie, natürlich ohne die uns heute geläufigen termini technici; aber in der Sache hat er unzweifelhaft recht, wenn er die immanente Ursache in der eigenen Seelenmacht des Patienten findet und dem Wunderpfarrer bloß die zum Vehikel dienende causa efficiens zuschreibt.[3])

---

[1]) Zu allem zu vergleichen: J. Chr. **Lischwitius**: „Oratio inauguralis de medicinae miraculis sive mirabilibus"; und **Schaar**: „Diss. de phantasia matre enthusiasmi, Nürnberg 1721. Eine weit ausgreifende, verständige Arbeit. Kap. I: potiora phantasiae phaenomena recensens, giebt eine recht hübsche Deskription und schildert unter anderm anschaulich, quomodo contagione quadam unius imaginatione plures inficiantur; cap. II: phantasiae errantis phaenomena in quibusdam enthusiastis ostendens, analysiert die Prophetennaturen (besonders Böhme) und die Quäker.

[2]) Ein schwacher Versuch zu einer Theorie der Hallucinationen findet sich auch in **Sulzers** „Vermischten Schriften", II, 220 ff.

[3]) Die näheren Nachweise haben **Moll** in seinem Buch über den Hypnotismus und **Kiesewetter** in der „Sphinx" gegeben. — Die ältere Litteratur über Gaßner

Nach einigen weniger wichtigen Ausführungen gelangt Hennings zu dem Thema, das dem ganzen Buch den Namen gegeben hat, zu den Ahnungen. Hier verfährt er mit einer fast pedantischen und überängstlichen Genauigkeit. Zunächst unterscheidet er Voraussehung (mit der Unterart Vorauserkennung) von der Ahndung. Eine aus sicheren Gründen vorhergesehene zukünftige Begebenheit, oder mit einem Worte eine gewisse Vorhersehung werde nie eine Ahnung genannt, weil diese letzte nach allem Redegebrauche erfordere, daß man die Ursachen eines zukünftigen Ereignisses nicht deutlich angeben könne (S. 150). Die Erklärung der wahren Ahnungen im Wachen (S. 189) gipfelt darin, daß Hennings die unbewußten Empfindungen als Vorboten des Objektes ansieht. Sehr ausführlich, auf mehr als hundert Seiten und mit zahllosen Beispielen und Kontroversen, werden die Ahnungen im Traume, sowie ferner die Träume der Nachtwandler behandelt. Für eine Reihe von Thatsachen, die sich sonst nicht erklären ließen, nimmt Hennings (S. 301) Schutzgeister an, deren Existenzmöglichkeit er aus der Bonnetschen Stufenreihe zu erweisen sucht. Neben den natürlichen Träumen anerkennt er übernatürliche, von denen er sieben negative, aber kein positives Merkmal anzugeben vermag.

„Die Träume hangen entweder von der unmittelbaren Wirkung Gottes ab und heißen alsdann göttliche und übernatürliche in der strengen Bedeutung; oder sie haben ihr Dasein von der mittelbaren Direktion Gottes und von Zwischengeistern — von guten oder durch bloße göttliche Zulassung von bösen — und solche sind außernatürliche Träume, die auch von einigen übernatürliche in der weiten Bedeutung genannt werden" (S. 336).

Ja selbst von den Wachahnungen muß Hennings schließlich zugestehen, daß es einige wohlbeglaubigte Fälle unter ihnen giebt, „die dem Philosophen aus den Gesetzen der Seelenlehre zu erklären schwer oder unmöglich fallen dürfte" (S. 869).

So dachte man schon vor über hundert Jahren über die Wunderwelt der Phänomene, die noch heute den Haupttummelplatz der kühnsten Spekulationen und der schwierigsten Experimental-Untersuchungen bilden.

besonders in Flugschriften ist sehr groß. Vgl. Iselins „Geschichte der Menschheit", I, 221. 1770; ferner Friedr. Hofmanns „Untersuchung von der Seele", daß sie eine Ursache vieler Krankheiten sei, § 21 ff., und „Das Berlinische Magazin", III, 485. Lavater meinte bekanntlich, Gaßner thue Christi Wunder, vgl. Semlers „Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen", S. 120, Halle 1775. Davon und von der Erklärnng durch tierischen Magnetismus will Hennings nichts wissen, dagegen verspricht er sich viel von der Elektricität. Vgl. J. G. Krünitz, „Verzeichnis der vornehmsten Schriften von der Elektricität und den elektrischen Kuren". Berlin und Stralsund 1772.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Warnungen durch Visionen.

Selbsterlebtes, mitgeteilt von

Emma Schell.

Unsere bei Stuttgart vor der Stadt gelegene Villa war von einem großen Garten umgeben, der von zwei Landstraßen abgegrenzt wurde, auf der Vorderseite durch eine hohe Mauer und auf der Rückseite durch einen etwa zwei Meter hohen Bretterzaun. Vorne führte eine steinerne Treppe zu dem niedrigen, aber stets verschlossenen eisernen Thor empor. Mit Leichtigkeit konnte eine erwachsene Person über dies niedrige Thor hinwegklettern, dies wurde jedoch von niemandem versucht, da wir zu unserem persönlichen Schutze einen großen Hofhund frei umhergehen ließen, welcher bei der geringsten Annäherung wütend bellend vorsprang. Die Villa war zweistöckig, und es waren eiserne Läden, des gefälligen Äußeren wegen, nur rückwärts im Parterre angebracht, während an der Vorderseite des Hauses einfache Jalousien deren Stelle vertraten.

Geschäftshalber blieben meine Brüder oftmals in unserer Stadtwohnung und ermahnten uns dann, bei Nacht recht sorgfältig abzuschließen, weil außer unserer Mutter, zwei Dienstmädchen und mir niemand im Hause war. Sorgfalt war um so nötiger, weil seit einiger Zeit unser Hofhund die schlechte Gewohnheit angenommen hatte, bei Anbruch der Dunkelheit durchzugehen, um erst Tags darauf heimzukehren. Wurde auch jede Lücke im Zaun gründlich verstopft, es half nichts; er fand die kühnsten Sprünge nicht zu gewagt, seinen Zweck auszuführen.

Es war an einem wundervollen Juniabend des Jahres 1887; die Mädchen hatten sich zeitig zur Ruhe begeben, da sie den ganzen Nachmittag in der Sommerhitze Wasser getragen, um die vertrockneten Rasen und Blumenbeete zu begießen. Meine Mutter hatte sich ebenfalls schon schlafen gelegt. Ich aber genoß an einem epheuumrankten Fenster noch eine Zeitlang die erfrischende Abendkühle und sah auf die unter mir liegende Stadt hinab. Heimchen zirpten im Grase und aus dem naheliegenden Teiche ließ sich ein Froschkonzert melancholisch vernehmen. Die Mondscheibe leuchtete durch die Bäume.

Plötzlich sehe ich nun, wie zwei dunkle Gestalten die steinerne Treppe zum Eingangsthor heraufkommen. Rasch schwingen sie sich über das niedrige Eingangsthor. Trotz der schwachen Beleuchtung sehe ich das Eisen einer Axt in ihrer Hand glänzen.

Nun aber geschah etwas mich noch mehr Überraschendes. Eine hohe, leuchtende Gestalt schritt den beiden Eindringlingen erhobenen Armes entgegen. Scheu und gebückt wichen dieselben zurück. Gespannt, ohne einen Laut von mir zu geben, starren Auges verfolgte ich den Vorgang.

Jetzt trat die eine der dunklen Gestalten keck vor, das Beil in der erhobenen Hand; die leuchtende Gestalt aber sah ich ebenfalls eine blanke Waffe ziehen, und auf diese aufprallend fiel des andern Beil klirrend zu Boden. Erschreckt wichen die Eindringlinge zurück und flüchteten sich eilig, denselben Weg, den sie gekommen waren. Die helle Gestalt schritt nun auf das Haus zu, und deutete mit ausgestreckter Hand auf die unter mir liegenden Parterrefenster und verschwand dann im Dunkel des Gartens.

Ich unterrichtete sofort meine Mutter von dem, was ich gesehen, und weckte auch die Dienstboten; denn mir war es sogleich klar, daß das von mir Gesehene kein bloßes Gebilde meiner Phantasie, sondern eine Warnung vor einem uns bevorstehenden Unglück sei. Wir untersuchten darauf das ganze Haus. Im Parterre angekommen, fanden wir die Hausthüre, sowie den Eingang zum Keller verschlossen. Die Thüren und die Fenster der vorderen Zimmer jedoch standen weit offen. Die Dienstboten, die an diesem Abend nicht kontrolliert worden waren, hatten in der Ermüdung das Schließen vergessen oder sich damit auch eine auf die andere verlassen. Wir schlossen nun alles sorgfältig ab. Einige Stunden blieben wir auch noch wach; da sich aber durchaus nichts Verdächtiges bemerkbar machte, legten wir uns endlich nieder. Bei den doppelt und dreifach verschlossenen Thüren hätte man doch nicht ohne Lärm in das Haus einbrechen können. In der Nacht schliefen wir jedoch ziemlich unruhig, da ein Gewitter inzwischen losgebrochen war und der Sturm wütend die Bäume hin und her peitschte.

Am andern Morgen bemerkten wir mehrere große Männerfußstapfen in den das Haus umgebenden nassen Rabatten. Ein Fenster und ein herabgelassener Laden des gut verschlossenen Gartenhäuschens waren mit einem scharfen Instrumente zertrümmert worden. Die Einbrecher fanden das Häuschen leer, doch wiesen der Boden und die Bänke recht schmutzige Spuren auf, so daß man annehmen konnte, daß dort einige Menschen die Nacht zugebracht hatten. Durch die visionäre Warnung war vielleicht ein Verbrechen vereitelt worden.



Schon zehn Jahre früher hatte ich ein Erlebnis, welches mir dem hier soeben mitgeteilten ganz verwandt zu sein scheint. Schon über ein Jahr lang hatte ich in einem größeren württembergischen Mädchenpensionate als Zögling gelebt. Die Anstalt stand unter der Leitung der Pastorenfamilie des Ortes und sie hatte einen so guten Ruf, sogar im Auslande, erlangt, daß zu meiner Zeit über hundert Pensionärinnen sich dort befanden. Außerdem wohnte noch Lehr- und Dienstpersonal im Hause. Mit etwa zwölf Ausländerinnen hatte ich mein Zimmer im sogenannten Oberhause. Im Mittelbau des Hauses waren große Schlafräume, durch einen langen Gang voneinander getrennt, anschließend hieran die Waschsäle, Lehrerinnenwohnungen, Klassen- und Arbeitszimmer. Den ersten Stock bewohnte die Pastorenfamilie, das Parterre dagegen enthielt einen großen Speisesaal und Küche auf der einen Seite, Schlafräume, Klassen- und Lehrerinnenzimmer auf der anderen Seite.

Eine puritanische Strenge und Ordnung herrschte im ganzen Hause, gegen die sich aufzulehnen vergebliches Bemühen gewesen wäre. Punkt neun Uhr abends wurde zu Bette geläutet. Scharenweise strömten die Zöglinge aus den unter Aufsicht von Lehrerinnen stehenden Arbeitszimmern in die Waschsäle und von dort unter gegenseitigem Gute-Nacht-Wünschen in die Schlafräume. Eine Aufsichtslehrerin trieb die Säumigen zur Eile an, und nun wurden die Erdöllampen teils gelöscht, teils nur klein geschraubt. In der nächsten halben Stunde, nach welcher auch in den Schlafräumen die Lichter gelöscht sein mußten, kam die in den betreffenden Stockwerken einquartierte Lehrerin mit einem Licht in der Hand und verlas ein kurzes Nachtgebet. War die Lehrerin fort, so mußte vollständige Ruhe herrschen und es durfte bei Strafe kein Wort mehr gesprochen werden.

Verschiedene Stunden mochte ich an einem Abend schon geschlafen haben, als mich ein heller, greller Lichtschein weckte. Jäh erschreckt richtete ich mich im Bette auf, denn deutlich hörte ich neben mir sagen: „Es brennt, stehe schnell auf!" Alle andern Mädchen schliefen fest; alles blieb dunkel und ruhig im Zimmer. Tiefe Finsternis herrschte auch draußen. Die Stille wurde nur vom nahen Turme unterbrochen, auf dem es ein Uhr schlug. Einige Zeit lauschte ich noch; da sich aber nichts regte, legte ich mich auf die andere Seite, in dem Gedanken, ein Traum habe mich erschreckt. Kaum aber mochte ich eingeschlafen sein, als ein noch grellerer Schein mich weckte. Schlaftrunken versuchte ich die Augen zu schließen, ärgerlich, daß derselbe Traum mich schon wieder störte. Nun aber fühlte ich, wie ich förmlich wach gerüttelt wurde und mir dieselbe Stimme wie vorhin zuflüsterte: „Wie kannst du schlafen wollen, wenn Feuer im Hause ist!"

Voll Angst und Unruhe wollte ich rufen: „Feuer! Es brennt!" Unterdessen jedoch wurde ich völlig wach und richtete mich wieder sitzend im Bette auf. So angestrengt ich auf jedes Geräusch acht gab, nichts ließ sich vernehmen, als das ruhige Atmen meiner Zimmergenossinnen, und auch draußen nur blinkten wenige Sterne durch die dunkle Nacht.

Dann aber hörte ich kläglich seufzen und stöhnen. „Lina, was fehlt dir denn?" frug ich die mir gegenüberliegende Ungarin. — „„Mir ist es zum Sterben schlecht,"" erwiderte sie, „„ich möchte in den Mittelbau hinuntergehen, allein fürchte ich mich so sehr. Sei doch so gut und gehe mit mir.""

Schlafen konnte ich nicht mehr; so entschloß ich mich nach kurzem Zögern, die Genossin zu begleiten. Rasch kleideten wir uns notdürftig an. Die Thüre war unverschlossen, und nach einigem Umhertasten fanden wir auch den dunklen Gang bis zur Treppe. Unten angelangt, ward der Ungarin, nachdem sie sich einigemale heftig erbrochen hatte, wieder wohler. Totenstill wars im ganzen Hause. Eine Lampe verbreitete nur matten Schein, und fröstelnd wollten wir eben den zweiten Treppenabsatz wieder zum Oberhause hinaufsteigen, als ein lauter Knall neben uns unsere Schritte hemmte. Entsetzt standen wir still und horchten. Alles blieb nun wieder ruhig wie zuvor.

„Eine der Waschschüsseln im Waschsaal wird heruntergestürzt sein, das wird eine nette Bescherung morgen früh sein," sagte ich zu meiner Begleiterin. — „„Komm, mich friert, wir wollen rasch wieder zu Bette,"" erwiderte dieselbe. Wir eilten die Treppe vollends hinauf.

„Feuer!" hörte ich plötzlich wieder neben mir ganz deutlich sagen. Die Treppe hinuntereilen und den Waschsaal aufreißen war bei mir das Werk eines Augenblicks. Wie ein gehetztes Reh die Ungarin hinter mir drein. Eine Feuergarbe schlug uns ins Gesicht. Geistesgegenwart hatte ich noch genügend, rasch die Thüre zuzuwerfen. Keiner Bewegung mehr mächtig, lehnte die Ungarin an der Wand. Ich lief in die Schlafsäle, die Mädchen zu wecken, und wie rasend hämmerte ich an die Thüren der Lehrerinnen. Als immer noch niemand kam, läutete ich die große Glocke im Mittelbau. Mit einem Schlage war fast das ganze Haus alarmiert. Halbbekleidete Mägde schleppten Wasser herbei. Laut weinten, schrieen und flüchteten die Pensionärinnen, mit dem Notwendigsten kaum angethan. Die Flammen vergrößerten sich, zugleich verbreitete sich ein Erdölgeruch.

„Sand!" dachte ich plötzlich, als ich die zerbrochene Lampe am Boden liegen sah. Ich sprach diesen Gedanken sehr energisch aus; er ward befolgt, und es gelang uns auch, das Feuer zu ersticken. Die strenge Pfarrfrau, die währenddem auch erschienen war, brachte wieder Ruhe in den Aufruhr. Nur die Mägde durften noch am Platze bleiben, und als nun der ebenso gefürchtete Herr Pfarrer kam, stoben die Mädchen nach allen Richtungen auseinander. Meine Ungarin lehnte immer noch leichenblaß an der Wand, ich nahm sie mit in unser Schlafgemach. Eine Stunde später schlief alles im Hause wie zuvor, nachdem die wackere Pfarrfrau alle vollständig beruhigt hatte.

Am folgenden Morgen schwirrte eine aufgeregte Unterhaltung durch das ganze Haus, da jedoch die Lehrstunden ihren gewohnten Gang nahmen, verstummte dieselbe bald. Allgemein wurde ich als Retterin betrachtet.

Da ich etwas früher als gewöhnlich auf war, konnte ich, ehe der Waschsaal abgeschlossen wurde, noch sehen, daß der Boden und ein Waschtisch etwas verkohlt waren. Auch wie der Brand entstanden war, konnte ich jetzt sehen: Eine Erdöllampe, deren Flamme heruntergeschraubt worden, war an einer Schnur aufgehängt gewesen. Die Schnur war an einer Stelle vollständig mürbe und durchgerieben. Da die Lampe brennend mitten in der Nacht herunterfiel, hätte großes Unglück entstehen können. Außer uns beiden Mädchen hatte sonderbarerweise niemand die Lampe fallen hören.

Die Schlafräume stießen direkt an den Waschsaal an und in jenen waren die einzelnen Abteilungen nur durch leicht endzündliche spanische Wände voneinander geschieden. Auch damals wurde wohl ein größeres Unglück durch jene visionären Wahrnehmungen, die ich hatte, verhütet. Mir aber wurde dadurch jeder Zweifel an dem Eingreifen übersinnlicher Kräfte in unser Schicksal für immer genommen.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Omnitheismus.

Von

Dr. Raphael von Koeber.

Von dem großen und vielversprechenden Werk Arthur D'Anglemonts, das den eigentümlichen Gesamttitel „Omnitheismus, Gott in der Wissenschaft und in der Liebe" trägt, liegt uns der erste Band[1]) und ein Auszug des zweiten[2]) vor. Wir zweifeln nicht, daß diese bedeutende und originelle Erscheinung bei allen Freunden ernster Philosophie Anklang, zum mindesten Beachtung findet.

Unter „Omnitheismus" ist nicht, wie man denken könnte, gewöhnlicher Pantheismus, sondern vielmehr ein tiefsinniger und phantasievoller „Panentheismus" zu verstehen: All-in-Gott-Lehre. Die Gottheit ist das All, die Gesamtheit, das große Ganze („le grand Tout"), des Seienden sie umfaßt alles Einzelne, schließt alles in sich ein, da nichts eines Daseins außerhalb der Gottheit fähig ist. Wenn aber die Gottheit den Inbegriff aller Wesen bildet, oder wenn sie aus all den zahllosen Wesen, die ihre Bruchteile sind, gleichsam zusammengesetzt ist, so unterscheidet sie sich dennoch von allen Einzelwesen, wie diese sich von der Gottheit unterscheiden. Mit anderen Worten: Alles ist in Gott, der für sich ist, und Gott ist wiederum in jedem einzelnen Wesen, das zwar unter dem göttlichen Gesetz steht, von Gott abhängt, aber ein Dasein für sich behauptet. Die Selbständigkeit der Individuen ist in D'Anglemonts System nicht nur nicht aufgehoben oder gefährdet, sondern, durch die darin vertretene Lehre von der Wiederverkörperung (z. B. S. 388 f. des erstgenannten Buches) geradezu postuliert.

Zum „All" gehört auch offenbar die Welt des Geistes: die intellektuelle und die moralische. Die Einheit jener ist das Wissen; die Einheit dieser — die Liebe. Beide sind in Gott, oder: Gott ist in unserem Wissen sowohl, als in unserer Liebe. Nur sofern die Wissenschaft in Gott begründet ist, ist sie wahres und ganzes Wissen; nur sofern wir in Gott das Prinzip der Liebe und der Weltharmonie erkennen, vermögen wir auch die in uns thätige Liebe als die schaffende, beglückende und alle Wesen zur Vollkommenheit leitende Macht zu begreifen.

---

1) Arthur D'Anglemont: Omnithéisme; Dieu dans la science et dans l'amour; Le Fractionnement de l'infini. Synthèse de l'Être. Rue Halévy 14, Paris 1890. (475 Seiten.)

2) L'Hypnotisme, le magnétisme, la médiumnité scientifiquement démontrés. Paris 1891 (98 Seiten).

Die ewige, alles umfassende und erhaltende Gottheit wird selbst erhalten, erneuert und verjüngt durch das unzerstörbare und sich stets verjüngende Leben der Geschöpfe. Diese, als eingeschlossen in der ewigen Gottheit, sind ewig wie Gott; und Gottes Ewigkeit ist durch diejenige der in seinem Schooß geborgenen, in seinem Sein wurzelnden Einzelwesen bedingt. Gott bedarf der Geschöpfe in demselben Maße als diese Gott bedürfen — eine dem deutschen Leser wohl bekannte mystische Anschauung, die in naivster Weise Angelus Silesius in seinem berühmten Spruch ausdrückt:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.

Einen Tod, im vulgären Sinne des Wortes, d. h. eine Vernichtung des Wesens, giebt es nicht und kann es nicht geben. Ein unzerstörbares Prinzip kommt selbst dem Unorganischen zu. Wie sollte denn das auf der Stufenleiter der Geschöpfe höher Stehende ein absolutes Ende mit dem Tode nehmen? Nur die äußere Gestalt löst sich auf, um abermals, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, in neuer Zusammensetzung hervorzutreten: Die unsterbliche Seele legt nur ihr altes verbrauchtes Gewand ab, um bald darauf ein anderes, frischeres, ihrem neuen Zustande angemessenes umzunehmen.

Das Gesetz der Wiederverkörperung ist ein allgemeines und gilt ebenso gut für die in steter Beziehung zu uns stehenden übermenschlichen Wesen. Denn es giebt solche. Der Verfasser nennt sie in Ermangelung eines passenden Wortes, Engel und Erzengel, verbindet jedoch damit nicht den gewöhnlichen theologischen und scholastischen Sinn, der an diesen Ausdrücken hängt. Es giebt, sagt er, keine Hierarchie, keine von Anfang an bevorzugten Wesen in der Welt: was Mensch ist, muß einst Engel werden, d. h. einen höheren und zuletzt den allerhöchsten Grad der menschenmöglichen Vollkommenheit erreichen; und ein Engel kann seinerseits für eine Zeitlang wieder zur menschlichen Form herabsinken, aus der er ursprünglich hervorgegangen war. Sagen aber, daß der Mensch, wie er in seinem jetzigen sichtbaren Zustande ist, überhaupt das einzige vernunftbegabte Wesen sei, welches wir uns denken können, heißt Zeugnis seiner Beschränktheit und Kurzsichtigkeit ablegen, die nicht die unendliche Mannigfaltigkeit der Schöpfung und das ihr zugrunde liegende Gesetz der Kontinuität und des steten Fortschritts zu fassen vermag.

All diese eben berichteten schönen Gedanken finden wir nochmals am Schluß der oben genannten Broschüre über den Hypnotismus rc., worin der Verfasser (S. 94 ff.) auch einen kurzen und klaren Abriß seines ganzen Systems giebt.

Diese Broschüre bietet des Vortrefflichen viel. Ganz besonders angesprochen hat uns der erste Abschnitt, über den Hypnotismus, und namentlich das „L'Hypnotisme communicatif“ überschriebene Kapitel (S. 32 ff.), welches nicht nur dem Arzt und Psychologen, sondern auch dem Historiker viele neue Gesichtspunkte zur Beurteilung des menschlichen Lebens und Treibens eröffnet.



Kürzere Bemerkungen.



Das Gleichnis der sozialen Wiedergeburt.[1])

In den Bergen Judäas hatten sich einst Jesus und seine Jünger verirrt. Da erblickten sie einen Hirten unter dem Schatten einer Sykomore, und baten ihn, sie zurechtzuweisen.

Dieser aber, zu faul, um aufzustehen und zu sprechen, deutete mit gestrecktem Fuße nach der Richtung, welche sie zu nehmen hatten, ohne dabei nur aufzusehen.

Sie gingen fort, und begegneten einem Mädchen, mit einem Gefäße Wasser auf dem Kopf. Ebenfalls um den Weg gefragt, zeigte sie ihn nicht nur, sondern führte sie sogar und verabschiedete sich erst, nachdem sie sie auf den rechten Weg gebracht.

„Meister,“ sagte Petrus, „was wird wohl der Lohn dieses achtsamen und liebevollen Mädchens sein?“

„Sie wird jenen faulen Bengel heiraten,“ antwortete Jesus.

Als seine Jünger erstaunten, fuhr er fort: „Das Glück des Weibes ist Mutter zu sein; und wenn sie den Mann, den sie zum Teilnehmer ihrer eigenen Tugend macht, beseeligt („erlöst“), ist sie doppelt Mutter; denn der Gatte und das Kind, das er ihr giebt, bedürfen ihrer in gleicher Weise. Jedes Opfer, das die Liebe gebracht, vermehrt die Liebe, und was die Liebe vermehrt, vermehrt auch das Glück. Wer Ohren hat, der höre.“

Da sprach Johannes, der vielgeliebte Jünger: „Wann wird dein Reich kommen, und woran werden es die Menschen erkennen?“

Da antwortete Jesus: „Wann zwei nur Einer sein werden; wenn das Verborgene offenbar wird[2]), und wenn der Mann mit dem Weibe weder Mann noch Weib sein werden.

Mit anderen Worten: Wenn die Gegensätze ausgeglichen zwischen Intelligenz und Liebe; Vernunft und Glaube, zwischen Freiheit und Gehorsam. Wenn der Gedanke der Brüderlichkeit, welches der Gedanke des Evangeliums ist, in Staat und Gesellschaft sich verwirklicht hat, wenn das Weib vor Gott und der Welt zugleich die makellose Schwester und die vielgeliebte Gattin des Mannes sein wird, ohne den Antagonismus und die Rivalität der Geschlechter.“

[1]) Aus Eliphas Lévi: La science des Esprits. S. 90, 14. Legende.

[2]) quand ce qui es au dedans sera au dehors.

Diese Worte Jesu, welche in den kanonischen Evangelien fehlen, und welche die Tradition der ersten Jahrhunderte uns erhalten hat, haben zum Gewährsmann den Papst Clemens, den Heiligen, den Zeitgenossen der Apostel, und sie sind das Programm der sozialen Wiedergeburt, welche durch die christliche Idee bewirkt werden soll. **A. E.**

Zu der mediumistischen Rede,

welche wir im Augusthefte zum Abdruck brachten, gehört noch folgender Nachtrag, den wir hier auf Wunsch wiedergeben: **(H. S.)**

Es giebt so verschiedene Arten von „Schlechtigkeit“, die solche doch nur dem Namen nach sind, und es giebt so viele andere Arten, die bei den Menschen gar nicht dafür gelten, und die gerade die ärgsten sind. Ich kann herniedersehen auf unendlich viele Tausende von erdgebundenen Geistern, welche (außerordentlich rückständig sind) aber, lange noch nicht zu den ärgsten gehören. Es ist kein Geist zu schlecht, um sich nicht zu bessern, aber der verstockte, der trotzige Geist, der so verrannt ist, daß er nicht will, der braucht Hunderte von Jahren, ja Tausende sogar, um sich nur zu besinnen, und thut immer und immer wieder dasselbe, indem er in seinem Irrtume verharrt.

. . . . Wir haben hier einen Bankier — nicht einen, sondern mehrere, ich nehme nur den einen heraus, um ein Bild zu malen, was das für eine Jammergestalt im Jenseits geworden ist. — Dieser Mann hat in seinem ganzen Leben weiter nichts gethan, als nur betrogen. Geld, Geld, das war sein Losungswort. Zwar seine Leute behandelte er ganz gut; sie blieben lange in seinen Diensten und er bezahlte sie gut. Das that er deswegen, damit sie einen Mantel um ihn hingen, als einen liberalen, guten Menschen, aber er war der ärgste Halsabschneider auf der andern Seite; er hat seinen ganzen Geldhaufen nur zusammengescharrt von den schwieligen Händen anderer. Dieser Mann sitzt heute noch und friert, kauert in einer Ecke und stiert auf einen Punkt. Er bewacht heute noch sein Geld. Dieser Geist ist schon so zum Tier gesunken, wie eine graue Mumie, so zusammengedorrt ist sein Geist. Er klebt nur auf einem Fleck, unbeweglich, es kommt ihm kein Lichtstrahl zu, und sie können über ihn weggehen; sie können ihn ermahnen, er hört es nicht, so verstockt ist er schon. — Solche Geister sind nahe daran, zurückzukehren, um den Lauf des Lebens noch einmal durchzumachen. Er schlummert schließlich ein im Geisterreich und kehrt wieder zurück, gänzlich als materieller Geist, um noch einmal das Leben durchzumachen. Das ist einer von den allergröbsten Sündern, und davon sind noch Tausende und Abertausende, — alle, die so am Gelde geklebt haben, sie werden ewig frieren, solange sie kein inneres Gefühl, kein Licht, kein wärmendes Licht in sich spüren. — **M. L.**

Hellenbachs Leben und Wirken.

Kurz nach dem im Oktober 1887 erfolgten Tode Hellenbachs, eines der bedeutendsten und selbständigsten Denkers der von Schopenhauer ausgehenden Richtung und unstreitbar des ersten hervorragenden Vorkämpfers für den empirischen Spiritualismus und die übersinnliche Weltanschauung in unserer Neuzeit, hatte Dr. Hübbe-Schleiden eine Reihe von Artikeln über das Leben und Schaffen des interessanten Mannes und hochgesinnten Menschenfreundes in der „Sphinx“ veröffentlicht.

Diese mit Sachkenntnis quellenmäßig bearbeiteten, sehr objektiv gehaltenen, dabei warm und anziehend geschriebenen Studien erscheinen

nun, nicht unbeträchtlich erweitert, in einer Sonderausgabe.[1]) Außer dem hier beigegebenen Kopfbilde und der Handschrift Hellenbachs enthält die Schrift noch photographische Nachbildungen seines nach dem Leben aufgenommenen Brustbildes und zweier Landschaftsbilder aus seiner Besitzung in Kroatien.

Wir begrüßen das Erscheinen dieser Studien als einen wichtigen und allen wahrhaft Gebildeten gewiß willkommenen Beitrag zur Geschichte der neuesten Philosophie und Kulturbewegung überhaupt. Die ungewöhnlichen Gesichtspunkte, unter denen Hellenbach sein eigenes Leben auffaßt, sind in diesen „Skizzen" meist mit dessen eigenen Worten geschildert und



die liebenswürdige Persönlichkeit Hellenbachs kommt hier zur anschaulichen Darstellung. Den wissenschaftlichen Schwerpunkt dieser Arbeit bilden aber die drei vorletzten Abschnitte: Hellenbachs Unsterblichkeitslehre, sein Wirken für die übersinnliche Weltanschauung und — vielleicht der Glanzpunkt des Ganzen — seine Sozialpolitik.

In unserer Zeit der sich immer mehr zuspitzenden Gegensätze zwischen reich und arm, hoch und niedrig, thut es wohl, einen Magnaten ernstlich bemüht zu sehen um eine friedliche Lösung der „sozialen Frage".

[1]) Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. Bei Max Spohr in Leipzig 1891. Mit Abbildungen. 82 Seiten, 1 M. 80.

Hellenbach war dabei „Spiritist", obwohl er es nicht sein wollte; und es ist interessant, die Reihe von Erlebnissen und Beobachtungen zu verfolgen, welche ihn in diese Richtung hineinführten. Dabei beseelte ihn hauptsächlich der edle Wunsch, durch die Verbreitung einer tieferen Erkenntnis des Menschenwesens einen günstigen Einfluß auf unsere sozialen Verhältnisse auszuüben.

Das Schlußkapitel enthält ein vollständiges, chronologisch geordnetes Verzeichnis der zahlreichen Schriften Hellenbachs. **R. v. Koeber.**

Hellsehen.

Folgender Fall von Hellsehen bei normalem Bewußtsein wurde mir während eines diesjährigen Bade-Aufenthaltes in Kissingen von einer Dame mitgeteilt, die ich dort kennen lernte. Solche Hellseherinnen wider Willen haben gewöhnlich, wenn ihnen, wie das meistenteils der Fall, jeder psychologische Schlüssel für diese Erscheinung fehlt, ein wahres Grauen vor dieser ihrer eigenen Fähigkeit, die doch sicher in jedem Menschen schlummert, aber eben nur selten aus dieser Latenz tritt. Die Lektüre einiger Aufsätze okkultistischen Inhaltes wirkt dann auf solche Personen von „geringerer phänomenaler Befangenheit" — um mich einer Hellenbachschen Ausdrucksweise zu bedienen — nicht nur klärend, sondern auch beruhigend. Lassen wir die Dame selbst erzählen: **(L. Deinhard.)**

In den Jahren 1877—1878 hatte ich ein liebes junges Mädchen zur Schülerin. Ich liebte sie herzlich und wurde auch von ihr und ihrer Familie mit herzlicher Zuneigung behandelt. Die Abende verbrachte ich stets im Familienkreise. Ende Februar 1878 hatte ich mich nach einem solchen gemütlich verbrachten Abend zur gewohnten Stunde, zehn Uhr, in mein Zimmer zurückgezogen und auch gleich zur Ruhe begeben. Ich mochte vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich mit der Empfindung erwachte, daß mein Zimmer erleuchtet sein müsse. Ich setzte mich sofort im Bette aufrecht und sah zuerst nach den Fenstern, zu Häupten meines Bettes, ob vielleicht durch diese ein Lichtschein gefallen wäre. Die Fenster waren mit dunkeln Rouleaux wie gewöhnlich verhängt und dort alles dunkel. Völlig ermuntert blickte ich nun vor mich auf die gegenüberliegende fensterlose Wand und sah dort ein hellleuchtendes Rechteck, in dem eine Gestalt in weißem Gewande, mit geneigtem Haupt und gelöstem Haar, einen Palmzweig in der Hand tragend, nach oben zu schweben schien. Ich rieb mir die Augen, und als ich schärfer hinsehen wollte, zerfloß das Bild in Nebel und Dunkel.

Am nächsten Tage wurde meine Schülerin krank und starb am 8. März. Sie war in ihrer jugendlichen Lieblichkeit ein rührendes Bild im Sarge; kurz vor der Trauerfeier schickte eine befreundete Familie als Zeichen ihrer Teilnahme einen Palmzweig. Ich trat mit demselben an den Sarg, und als ich ihr den Zweig in die erkalteten Hände drückte, lag vor mir in derselben Verklärung das Bild, das ich an jenem Abend auf der vollständig leeren Wand meines Zimmers erblickt hatte.

Hellsehen mit Spaltung der Persönlichkeit.

In diesen letzten Wochen war ich in Erwartung eines Briefes, der mir, wie ich wußte, eine unerwünschte Nachricht bringen sollte. Sonderbarer Weise dachte ich aber eben gerade zur Poststunde meist nicht daran, daß dieser Brief eintreffen könnte. Besonders am 21. dieses Monats erfaßte mich eine besondere Unruhe und Schwermut betreffs dieser Sache; aber diesen und auch die nächstfolgenden Tage kam nichts.

Am 25. Juni schickte ich, wie alltäglich, eines meiner Familienglieder auf die Post, um das Einlaufende abzuholen. Ich erwartete die Rückkunft des Mädchens unter meiner Hausthüre, und als dasselbe sich mir bis auf etwa 15 Schritte genähert hatte, rief ich ihr zu: „Ach, du hast einen Brief!" und dabei glaubte ich deutlich und klar zu sehen, wie sie ein Kouvert an die Brust hielt. Als sie aber noch ein paar Schritte näher kam, meinte ich sogar meine Adresse von der Hand der Person, von welcher ich den Brief mit der unlieben Ankündigung erwartete, zu lesen. Das Mädchen jedoch schüttelte den Kopf und zeigte mir beide Hände, zum Zeichen, daß sie nichts habe.

Ich konnte es kaum glauben, fragte nochmals dringlich und bekam dieselbe Antwort. Ich ging darauf in mein Zimmer. Sehr von Zahnweh gequält, legte ich den Kopf auf meinen Arm auf ein kleines Tischchen vor mir und schloß die Augen. Ich weiß, daß ich nicht einschlief, und doch war ich nicht wach, sonst wäre ich gewiß aufgesprungen bei dem, was ich nun vernahm, wenn es eine äußere Sinnenwahrnehmung hätte sein können:

Es las mir eine Stimme, mir völlig unbekannt, einen längern Brief vor, der die besagte, erwartete Nachricht enthielt. Es war aber dabei sehr sonderbar, als ertönte die Stimme aus meinem eigenen Herzen. Gleich darauf rief mich eins der Kinder. Ich war hell wach und verfügte mich zu den Meinen.

Am 25. dieses Monats nun kam der Brief, und wie groß war mein Erstaunen, als der Wortlaut ganz derselbe war, den „man" mir am 23. vorgelesen hatte. Das Schreiben war auch vom 23. datiert.

Kössen, am 27. Juni 1891. **Bertha Mutschlechner.**

Was war die Ursache?

Im letzten Julihefte der „Sphinx" fanden eine Reihe mystischer Erscheinungen Aufnahme, denen ich eine unbedeutende aus meinem Leben anreihen möchte, obwohl diese keineswegs bei mir vereinzelt dasteht. Vor drei Jahren, Tag und Stunde weiß ich nicht mehr genau, kam ich in Berlin am späten Nachmittage mit meiner Tochter von einem Besuche zurück. Da es Winterszeit, war die Dunkelheit bereits angebrochen, dazu stürmte und regnete es. Der Schnee lag noch stellenweise, teils war er in Auflösung begriffen, somit das Gehen in jeder Weise erschwert. Wir kämpften tapfer gegen das Unwetter an, kamen aber nur Schritt um Schritt vorwärts. Als wir in der Königsgrätzer Straße waren, kurz vor dem ethnographischen Museum, ließ der Sturm ein wenig nach; ich lief,

sah mich laufend um, meine Tochter folgte mir ganz nahe in gleichem Tempo, mir ärgerlich zurufend, weshalb ich liefe.

Unmittelbar nachdem wir das Gebäude passiert hatten, blieb ich stehen; ich kann nicht sagen, ob das Geräusch hinter mir die Veranlassung gewesen ist, oder die demselben folgende Katastrophe. Direkt hinter uns stürzte ein mächtiger, langer eiserner Reif vom Museumsgebäude nieder, schlug die Laterne entzwei und wäre unbedingt verhängnisvoll für uns geworden, hätten wir unsere langsame Gangart beibehalten.

Ich habe mich nachher oft gefragt, weshalb ich lief; ich versuchte mir einzureden, es wäre geschehen, um im Scherze auch meine Tochter zum Laufen zu veranlassen, die einen langen schweren Mantel trug, der ihr das Fortkommen erschwerte. In der That sah ich mich im Laufen um und lachte über sie, aber ich bin doch überzeugt, daß ich nicht lief, um mir den Spaß zu machen, sondern daß mir die Sache Spaß machte, weil ich lief und sie folgen mußte. Auch hat nicht das sekundenlange Aussetzen des Sturmes mich vorwärts getrieben; warum lief ich sonst vorher nicht, wo doch auch zuweilen Windstillen eintraten? Es bleibt schon nichts anderes übrig, als die Annahme, daß hier übersinnliche Kausalität im Spiele war.

Hans von Bender.

Sogenannter Zufall.

Eine Wunsch-Erfüllung.

Es war mir von jeher eine Pein, einen gefangenen Vogel zu sehen; seine Unruhe, sein Sehnen nach Freiheit und sein klagendes Lied erschütterten mich oft tief. Am 20. Juli dieses Jahres hatte ich nun in einem Hause, wohin ich öfters komme, etwas zu thun und blieb beim Verlassen desselben, wie schon früher, vor einem Käfig stehen, in dem sich eine schöne Drossel befand. Das Tier rannte hin und her und gab zeitweis langgezogene klagende Laute von sich, die offenbar seiner Sehnsucht nach Freiheit an dem schönen Sommerabend Ausdruck gaben. Während ich dasselbe voll Mitleid betrachtete, kam seine Besitzerin, eine Gastwirtin, hinzu und fand ihr Vergnügen daran, das Tier zu necken und in erhöhte Unruhe zu versetzen, indem sie mit den Fingern an den Eisenstäben hin und her strich.

Während ich ihr das mit möglichster Ruhe verwies, wurde aber der Wunsch, dem Tier die Freiheit geben zu können, in mir mit ganz besonderer Macht und Stärke rege. Ich konzentrierte meine ganze Willenskraft auf diesen Wunsch und konnte dabei den Blick nicht von dem Vogel wenden, ich betete auch dabei, Gott möge ihn befreien. Dann ging ich nach Hause und meine Gedanken wurden bald vollauf von andern Dingen in Anspruch genommen.

Des andern Tages morgens war das erste, was mir einfiel, daß ich die Drossel im Traume gesehen hatte, und zwar wie sie fröhlich am Baume vor meinem Fenster herumflog. Ich achtete des weiter nicht, weil ich es in Zusammenhang mit dem Gedanken des vorigen Abends brachte.

Ich war daher hoch erstaunt, als mir am Vormittag mein Mann die Nachricht heimbrachte, jene Drossel sei soeben, beim Öffnen der Käfigthüre, entflohen, und sei nicht mehr einzubringen gewesen, was mich natürlich für das Tier herzlich freute.

Louise Walter.



Der „Sündenfall".

„Man hat die Menschen mit Gespenstern geschreckt; aber die Gespenster sind ja ihre Freunde, was sie heutzutage beweisen, indem sie die Menschen aufklären! „Gespenster", d. h. Geister, „Spirits", welche durch Medien uns höhere Wahrheiten verkündigen!"

Die neueste Schrift von Lacroix[1]), der wir diesen Satz (S. 43) entnehmen, soll nun auf Grund solcher Eingebungen, und zwar im bewußten Zustande des Verfassers, entstanden sein! Gute und kluge Geister sind es fürwahr, deren Lehren wir hier vernehmen! Mitunter etwas weitschweifig und dunkel.

Der letzte Mangel freilich muß auf Rechnung der behandelten und selbst für Geister wohl nicht ohne Rest lösbaren uralten Frage gesetzt werden: was ist „Sündenfall", seine Ursache, sein Zweck, seine Wirkung?

Angenommen, daß Ursache und Wirkung richtig erkannt sind — der Zweck bleibt, sobald man mit Lacroix diese vorweltliche Begebenheit nicht für eine Schuld, sondern für die Erfüllung einer von Gott gesetzten Aufgabe erklärt, mit dem Begriff der theistisch gedachten Gottheit unvereinbar und ewig rätselhaft. Denn immer läuft dieses Warum auf das Warum des Daseins überhaupt hinaus — eine Frage, auf welche jede Religion nur eine notdürftige Verlegenheitsantwort giebt und welche die Philosophie meistens wohlweislich gar nicht aufwirft.

Läßt sich, vernünftigerweise, von einem besonderen Schöpfungsakt Gottes reden, da doch Denken und Verwirklichen bei Gott ein und dasselbe sein muß?

Ferner: wie soll man bei Gott ein Verlangen nach einem Sein außer ihm, d. h. nach einem schlechteren, voraussetzen; und was könnte überhaupt außer Gott sein, da er alles ist?

Übergehen wir aber auch diese Schwierigkeiten, so stehen wir doch vor einer dritten: bedarf denn der allmächtige Gott eines Werkzeugs — nämlich der Seele — zur Vollziehung seines Willens?

Sind endlich, wie Lacroix auch anzunehmen scheint, die Seelen oder Geister eine Art göttlicher Emanationen, so kann die Schöpfung nicht (wofür sie aber Lacroix doch hält) ein Akt der Vernunft und des Willens, also nicht Schöpfung genannt werden; sie ist dann eine Naturnotwendigkeit, der die Gottheit gehorcht, die somit aufhört, Gottheit, d. h. Allmacht, zu sein; ganz abgesehen davon, daß wir, trotz aller Gleichnisse, nie die bis zur Dunkelheit der Materie fort-

[1]) Henry Lacroix, L'homme et sa chute. 2. Edit. Paris, librairie des sciences psychol. 1891. 82 Seiten.

schreitende allmähliche, stufenweise Verminderung oder Verfinsterung des göttlichen Lichtes im Emanationsprozeß zu begreifen vermögen.

Von welcher Seite man also die Sache betrachten mag: unter dem Begriff eines Gott-Schöpfers kommt die Schöpfung am allerwenigsten zustande; und eine Gottesidee, welche — wie die aller Emanationssysteme — die Schöpfung oder die Materie einigermaßen erklärt, hebt, als mit einem inneren Widerspruch behaftet, sich selbst auf. Mit anderen Worten: ein fertiger, unwandelbarer, das Werden aus seinem Wesen ausschließender, aber ebenso gut ein aus dem lautersten Glanze bestehender, sein Licht ewig ausstrahlender Gott kann vielleicht in einer Religion genügen, die Philosophie vermag mit ihm nichts anzufangen und wird getrieben zur Fassung Gottes oder des Weltgrundes als der Gesamtheit und Einheit aller „Seelen" oder geistigen Wesen — eine Fassung, welche Lacroix (S. III) mit Recht die wahrhaft philosophische, Pantheismus und Individualismus versöhnende nennt und, ungeachtet seiner theistischen Sympathien, als die seinige anerkennt.

Dies ist nun, wie man begreift, ein wesentlich anderer Gott. Denn alle „Seelen" sind, für Lacroix, in fortwährender Entwickelung, in fortwährendem Auf- und Absteigen begriffen. Die Wandlung ist ein Gesetz, dem alle Seelen, alles Lebende unterworfen ist. Von diesem Gedanken ist unser Verfasser durchdrungen und sein ganzes Buch — und darin liegt hauptsächlich der Wert desselben — ist eigentlich nichts als eine geistvolle und zum großen Teil gelungene Erklärung der makro- und mikrokosmischen Vorgänge durch das Prinzip der Wandlung und Wiederverkörperung der Wesen.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel geht es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd!

Diese Worte Goethes hätte Lacroix an die Spitze seiner Schrift setzen können, und es scheint auch, er habe an sie gedacht, wenn er sagt: „L'eau qui s'évapore, se spiritualise, mais elle descend sur la terre en rosée ou en pluie; de même l'homme redescend sur la terre après un séjour plus ou moins long dans la région spirituelle" (S. 56).

Es ist klar, daß die Gesamtheit der stets wandernden und sich verwandelnden Seelen, also die Gottheit, dieselben Wandlungen durchzumachen hat, wie jeder ihrer Teile, und so bekommen wir ein ganz neues Bild von der Welt und ihrer „Schöpfung", — ein ungleich klareres und vernunftgemäßeres. Dann aber dürfen wir nicht mehr, mit Lacroix (S. 5, 65 u. ö.), von einem göttlichen Entschluß und Beschluß, die Welt zu schaffen, reden, und von der Willfährigkeit der Seelen, Gott bei diesem Akt als Werkzeuge und, sozusagen, Material zu dienen. Die Welt stellt sich uns jetzt dar als ein in einer höheren,

uns verborgenen Notwendigkeit begründeter Werdeprozeß Gottes selbst, als ein endloses Stufenreich göttlicher Inkarnationen, dessen einzelne Staffeln die individuellen Wesen sind — ein schöner und tiefer Gedanke, zu dem freilich die theistischen Reminiscenzen des Verfassers durchaus nicht passen, der aber erst die Lehre vom „Sündenfall" von allen mythologischen und die Vernunft sowohl als das Gerechtigkeitsgefühl beleidigendem Beiwerk befreit, d. h. eben das leistet, was Lacroix bezweckte, aber aus Mangel an Konsequenz nur zur Hälfte erreicht hat. Er wollte Theismus und Pantheismus vereinigen, und, zu gunsten der Fortschrittsidee, die „Schuld" vom Menschen abwälzen; bemerkte jedoch nicht, daß jene Vereinignng an sich nicht möglich, und daß diese Freisprechung des Individuums nur dann denkbar ist, wenn man die gangbaren Vorstellungen von der Gottheit fallen läßt, und diese selbst als im Weltprozeß gebunden und, gleich allen anderen Wesen, der Wandlung und Entwickelung unterworfen faßt.

Sehr wenig gefallen hat uns die sonderbare Selbstempfehlnng, welche der Verfasser oder Verleger diesem sehr lesenswerten Buche auf den Weg gegeben hat. Das Titelblatt trägt nämlich oben die Worte: „Mon meilleur ouvrage"! Und „Mon"! auf einem „inspirierten" Buch?!

R. v. Koeber.

Was wird aus uns?

Die höchst verdienstliche Verlagshandlung von Max Spohr in Leipzig, welche schon durch so manche populäre Schrift unsere Bewegung nachdrücklichst gefördert hat — wir erinnern nur an die Sachen von Prof. Schmick, Carl Heckel und Eugen Neumann —, hat vor kurzem eine gemeinverständliche Propaganda-Schrift für Spiritualismus und Okkultismus von Hans Arnold in Rostock herausgebracht.[1]) In der sehr empfehlenswerten Form eines Vortrages mit direkter Anrede des Lesers beantwortet Arnold die Titel-Frage seiner Schrift: „Was wird aus uns nach dem Tode?" Auf einigen 140 kleinen Oktav-Seiten giebt er eine ausgesuchte Blütenlese der anziehendsten, gut beglaubigten Beispiele, durch welche er die „astralen", vom materiellen Körper unabhängigen Wesenskräfte des Menschen nachweist. Unter diesen von ihm angeführten Thatsachen hat uns besonders die nachfolgende (auf S. 61) interessiert, die unsre eigene Erfahrung übersteigt:

„In einer Familie, die mich fast täglich als ihren Gast sah, lernte ich einen daselbst im Hause wohnenden jungen Mann kennen, welcher ganz außerordentliche Fähigkeiten besaß. Dieser Mensch legte vor unser aller Augen einige Streichhölzchen in gewisser Entfernung vor sich auf den Tisch, um den wir saßen, trat dann zur Seite und konzentrierte seine ganze Willenskraft darauf, daß die Streichhölzer zu ihm an das Ende des Tisches wandern sollten, wobei er, um sich selbst in diese Vorstellung des Wanderns der Streichhölzer recht intensiv einzuleben, fortwährend Winkbewegungen mit den Fingern seiner einen Hand machte.

[1]) Was wird aus uns nach dem Tode? Eine populär-naturphilosophische Abhandlung von Hans Arnold, Verlag von Max Spohr in Leipzig 1891, 147 Seiten, 2 M. 40 Pfg.

So unglaublich es nun auch klingen mag und so sehr wir selbst überrascht waren, so gewiß ist es doch wahr, daß nach geraumer Zeit die Streichhölzchen anfingen, sich zu rühren und schließlich ruckweise in kleinen abgemessenen Bewegungen vorwärts glitten, bis sie bei dem vorgeschriebenen Platze ankamen. Dies gelang dem jungen Mann, so oft er das Experiment wiederholte."

Es wäre sehr erwünscht, eingehendere Berichte mehrerer Augenzeugen über solche Experimente zu erhalten. — Der Verfasser zeigt sich vollständig vertraut mit der Litteratur unserer Bewegung und wirkt mit seiner Schrift kräftig für deren Verbreitung. **H. S.**

Ein steinernes Album

nennt sich eine kleine, niedliche Broschüre, welche der Vorstand des Frauenvereins in Weinsberg bei Stern in Heilbronn herausgegeben hat (22 S., 30 Pf.). Hofrat Dr. Theobald Kerner, der Sohn Justinus Kerners, hat auf der Burg Weibertreu bei Weinsberg die Namen sämtlicher berühmter Besucher der Burg nebst passenden Inschriften in die alten Mauern eingravieren lassen. Diese sind hier „nebst vielem anderen, was schön und nützlich zu lesen" ist, zusammengestellt. Als Beispiele für die Inschriften mögen nur folgende zwei Verse, der erste von Justinus Kerner, der zweite von Lenau, angeführt sein:

Poesie ist tiefes Schmerzen;
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchzieht.

Linde werd' ich hier umweht
Von geheimen frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein still Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

H. S.

Neuzeitliche Reformbestrebungen.

Von Anfang Juli ab erscheint unter dem Titel „Gesundheit und Wohlfahrt" eine neue „Halbmonatsschrift für volkstümliche Gesundheitslehre und Heilkunde", zugleich „Rundschau über neuzeitliche Reformbestrebungen, ärztlicher Ratgeber und Unterhaltungsblatt". Herausgegeben wird dieselbe unter Mitwirkung hervorragender Fachschriftsteller von Hermann Stoß, Berlin NO, 43, der auch die Geschäftsleitung übernommen hat. Im Buchhandel ist das Blatt durch M. Breitkreuz, Berlin C, 22 zu beziehen. Der Preis ist auf M. 1.25 für das Vierteljahr festgesetzt.

H. S.

Nütze den Tag!

Wie das Rassepferd den Mietgaul überflügelt, so überholt der Weise den Leichtsinnigen, ein Wachender unter den Träumern. (29.)

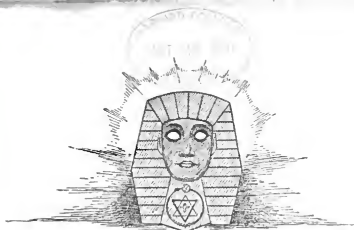
Dein Leben ist kurz, aber du kannst es schmücken durch deine Thaten; auch wenige Blumen genügen zu einem Kranze. (53.) **Dhammapada.**

Die Kunst reich zu werden.

Das Leben gleicht einer Bank; seid geschickte Wechsler! Der Gebende gewinnt mehr als der Empfänger. Wollt ihr nun reich werden — so gebt! **Eliphas Levi.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der
übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

Oktober 1891 XII, 70.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57&59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx" ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschnng der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen" oder „magischen" Thatsachen: der Äußrrung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allsritigr Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 70. Oktober 1891.

Inhalt.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

für Deutschland und Österreich .	M. 6,—;	einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	M. 1,50 (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Die „Sphinx" ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter

Nr. 5833.

Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 70. Oktober 1891.

Unsterblichkeit bedingt Vordasein.

Von

Hübbe-Schleiden.



> Die Seel' in mir ist aus Etwas worden;
> darum sie nicht zu nichts kommt: denn
> aus Etwas kommt sie!
>
> Paracelsus (Werke, 1603: II, 6).

„Die Menschenseele kann nicht mit dem Körper ganz zu Grunde gehen; es bleibt Etwas von ihr, was unsterblich ist. — Wir fühlen und erfahren, daß wir ewig sind.“ Das sagte selbst Spinoza, der Monist.[1]) Kant aber ging so weit zu behaupten, daß „wohl niemals eine rechtschaffene Seele gelebt habe, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und deren edele Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte“[2]); und Emerson, den man nicht ganz mit Unrecht den Platon des 19. Jahrhunderts nennt, sieht sogar in der Überzeugung des Menschen von seiner Unsterblichkeit einen Beweis für seine geistige Gesundheit.[3])

Nur in der seichten Schreiberei der Tageslitteratur und da, wo man den anscheinenden Gegensatz von Religiosität und Wissenschaft noch nicht gelöst hat, macht sich vielfach jene Strebensrichtung geltend, welche ein andauerndes Bestehen der individuellen Wesenheit des Menschen über seine kurze Lebenszeit in einem Erdendasein hinaus leugnet. Aber gerade die hervorragenden Forscher der Naturwissenschaft, auf welche die Gedankenlosen sich zu berufen pflegen, enthalten sich zum mindesten jedes absprechenden Urteils über diese Frage, die sich ihrer „exakten“ Beweisführung entzieht;[4]) und trotz des blinden Anstürmens jener thörichten Elemente lebt im Volke heutzutage noch so gut wie zu irgend einer früheren

[1]) „Ethik“: V, 23 und Erläuterungen.

[2]) „Träume eines Geistersehers &c.“, Werke ed. Rosenkranz VII, 106; Kehrbach 67.

[3]) I have always thought, that faith in immortality was a proof of the sanity of a man's nature. — Auch in „Goethes Gesprächen“ mit Eckermann kommt die gleiche Anschauung zum Ausdruck.

[4]) Es sei hier nur beispielsweise hingewiesen auf Johannes Müller (Physiologie), Helmholtz (Physiol. Optik), Du Bois-Reymond (Grenzen des Naturerkennens), auch Volkmann (Rud. Wagners Physiol. Wörterbuch I, 596 f.).

Zeit das mehr oder weniger unklare, jedoch völlig sichere Bewußtsein von etwas Unsterblichem in jedem Menschen.

Mit besondrer Vorliebe beschäftigt auch von jeher alle philosophische und religiöse Betrachtung sich mit dem Gedanken an das Fortleben nach dem Tode. Sonderbar! daß man so wenig sich um seine Vergangenheit vor dem gegenwärtigen Leben kümmert, und dem Glauben daran weniger Raum gönnt als dem an die Zukunft! Ist es doch von vorneherein wahrscheinlich, daß das Vorher dem Nachher entsprechen oder wenigstens einige Analogie mit demselben bieten dürfte! Und sollte nicht auch die Schlußfolgerung aus dem Vordasein unserer Wesenheit uns über deren Begriff und Natur besser aufklären, als alles, was wir über deren Schicksal nach dem Tode feststellen oder erdenken können?!

Sobald das Bewußtsein von der eigenen unsterblichen Natur schärfer hervortritt und klarer gedacht wird, so kann es gar nicht bestehen ohne das des Vordaseins (der „Präexistenz") dieses unsterblichen Wesenskeimes. Die Erkenntnis, daß unser inneres Wesen über diese Sinnenwelt erhaben ist, erweitert sich alsdann dahin, daß unser Wesen ebenso von der Geburt wie von dem Tode unseres Leibes unabhängig ist.

Darin nämlich haben die neuzeitigen Materialisten völlig recht: Wenn die Individualität des Menschenwesens erst bei ihrer irdischen Geburt entstünde, dann müßte sie demgemäß auch irgend wann, mit oder nach dem Tode wieder vergehen. Jedem Anfange muß ein (analoges) Ende entsprechen. Es ist gerade so wahrscheinlich, oder unwahrscheinlich, daß im leiblichen Tode die menschliche Individualität erlischt, wie daß sie mit der Zeugung oder der Empfängnis ihren ursprünglichen Anfang nimmt.

Für diejenigen daher, welche an Unsterblichkeit glauben, also die Unabhängigkeit der Individualität (Seele oder Wesenheit) vom Individuum annehmen, ergiebt sich auch das Vordasein von selbst als logisch notwendige Folgerung. Nicht dieses Vordasein ist nachzuweisen, sondern, wer Fortdauer annimmt ohne ein Vordasein, müßte diese logische Inkonsequenz begründen; und dies eben ist unmöglich!

Freilich ist nicht zu behaupten, daß alles, was gleichzeitig entsteht, auch gleichzeitig wieder vergehen müsse, daß also etwa alle verschiedenen Kräfte oder Kraftpotenzen des Menschenwesens, welche sich mit der Geburt zu entfalten beginnen, alle zugleich mit dem Tode des Körpers dahinschwinden müßten. Logisch sicher ist vielmehr nur, daß alles, was in der Persönlichkeit (dem Individuum) des Menschen, sei es mit seiner Geburt, sei es während seines Lebens, sich entwickelt, irgend wann einmal wieder ein Ende nehmen muß. Keine Gestaltung kann unsterblich sein; sie muß vergehen, wie sie entstanden ist, und muß andern Gebilden den Platz räumen. Wenn daher eine Wesenheit „unsterblich" sein soll, muß sie ihre Gestalt wechseln; dasjenige selbst aber, was so seine Gestalt wechselt, kann jedenfalls nie in dem Sinne „entstanden" sein, wie irgend eine einzelne Gestaltung ihren Anfang nimmt. Wenn

man unter „Unsterblichkeit“ nicht bloß ein „Ausschwingen“ von Kräften verstorbener Persönlichkeiten verstehen will, sondern ein „ewiges“ Leben, welches alles Dasein, d. h. also alle Daseins f o r m e n überhaupt umfaßt, so muß j e d e r solcher Lebenstrieb auch als schon vor seiner „Geburt“ dagewesen angenommen werden. Das „Etwas“ in uns, was auch dann-noch fortbesteht, wenn alle Kräfte unserer gegenwärtigen Persönlichkeit im Chaos der beständig wechselnden Gestaltungen verschwunden sein werden, muß bestanden haben, ehe unser Leib und mit ihm unsere gegenwärtige Persönlichkeit sich bildete. Ja, lebt ein solcher Wesenskern in die „Unendlichkeit“ fort, so muß er auch von „Uranfang“ her dagewesen sein. Dies alles ist logisch so unzweifelhaft feststehend, daß wir gerade aus dem weiteren Nachweis dieses Vordaseins unseres individuellen (nicht persönlichen) Wesens wiederum den stärksten Beweis für die Unsterblichkeit eben dieses Wesenskeimes in uns gewinnen.

Solche Logik war es auch, die D a v i d H u m e zu seinem Ausspruche am Schlusse seines skeptischen Essays über die „Unsterblichkeit der Seele“ trieb. Derselbe lautet, etwas vervollständigt, folgendermaßen:

„Was unvergänglich ist, muß auch unerzeugbar sein. Wenn also die Seele unsterblich ist, so muß sie vor ihrer Geburt schon dagewesen sein. Wenn solche f r ü h e r e Existenz uns nichts angeht, dann auch die s p ä t e r e nicht . . . (W e n n aber d i e s e) . . ., dann ist die Wiederverkörperungslehre das e i n z i g e System dieser Art, dem die Philosophie Gehör geben kann.“

Hume freilich schlußfolgerte umgekehrt: Weil k e i n Vordasein, deshalb auch k e i n e Unsterblichkeit. Anders dagegen alle wahrhaft intuitiv begabten Menschen, alle großen Dichter und Philosophen aller Zeiten; so beispielsweise S c h i l l e r. Wenn er sagt[1]):

„Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab,“

so versteht er dies im Sinne der Präexistenzlehre Platons, wie er weiter ausführt:

„Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
— — — — — — — —
Jugendlich von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild, ...
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.“

---

[1]) „Das Ideal und das Leben“ in der 1. Ausgabe von 1795. Ähnlich sagt auch J e a n P a u l („Selina“, Werke 1842, XXXIII, 240): „Ginge das Geistige mit dem Körper unter, so wäre dasselbe auch mit ihm entstanden.“

Ebenso hat zweifellos Kant das individuelle Vordasein der „Seele" vor ihrer Geburt anerkannt. Dies ergiebt sich schon als die unmittelbare Folgerung aus seiner Lehre vom „intelligibelen Charakter".[1]) In diesem Begriffe erkennt man leicht Platons Seelenlehre wieder; für unser Jahrhundert aber, kann man sagen, wurzelt in demselben die ganze Lehre der Palingenesie, die sich bei Schopenhauer schon zur völligen Erkenntnis der Wiederverkörperung entwickelte. Es darf hier wohl auch auf eine Stelle in Kants „Vorlesungen über Metaphysik"[2]) hingewiesen werden:

„Der Anfang des Lebens ist die Geburt; dieses ist aber nicht der Anfang des Lebens der Seele. Das Ende des Lebens ist der Tod; dieses ist aber nicht das Ende des Lebens der Seele. Geburt, Leben und Tod sind also nur Zustände der Seele; denn die Seele ist eine einfache Substanz; also kann sie auch nicht erzeugt werden, wenn der Körper erzeugt, und auch nicht aufgelöst werden, wenn der Körper aufgelöst wird: denn der Körper ist nur die Form der Seele."

Allerdings muß auch jede individuelle „Seele" Anfang und Ende haben. Im landläufigen Sinne wird „Unsterblichkeit" gewöhnlich als zukünftiges Fortbestehen in „Ewigkeit" genommen. Aber was ist „Ewigkeit"? Insofern dieses Wort den Gegensatz zu Raum und Zeit bezeichnet, hat die Ewigkeit selbstverständlich ebensowenig Anfang und Mitte, wie Ende; und in solchem absoluten Sein kann auch von einer individuellen Differenzierung nicht die Rede sein. Wir sagen daher mit Kant: Die „Seele" (Einzelwesenheit, Individualität) besteht in indefinitum, nicht in infinitum; zu deutsch: ihr Anfang und Ende sind „unbestimmt", doch nicht „unendlich". Der Unendlichkeit muß Unanfänglichkeit entsprechen, aber der Unsterblichkeit im Sinne unermeßlicher Fortdauer entspricht Uranfänglichkeit.

Unsterblich also ist der Mensch nur, insofern sein Grundwesen uranfänglich ist, unvergänglich aber, insofern es unanfänglich, „unerschaffen" ist. Die „Schöpfungs"-Lehre der religiösen Überlieferung hat nämlich stets den tieferen Sinn gehabt, daß alle Wesenheiten Ausströmungen (Emanationen) des Gotteswesens (der Urkraft der Welt) sind, daß alle uranfänglich aus diesem ewigen Dasein hervorgegangen und erst, nachdem sie sich jede von ihrem kleinsten Einzeldasein bis zur allumfassenden Vollendung erhoben haben, wieder in dieses göttliche Dasein aufgehen. — Dies war nicht etwa bloß die häretische Lehre der Gnostiker und die philosophische Erkenntnis der Platoniker, sondern überall dieselbe esoterische Lehre aller geheimen Überlieferung zu allen Zeiten im Morgen- wie im Abendlande.

Welch' sinnwidrige Mißgestalt jedoch hat die Volkslehre aus jener Wahrheit gemacht! Sie läßt des Menschen Wesenheit erst mit der Zeugung entstehen, läßt sie dann aber — aller Logik zum Trotz — in die Unendlichkeit fortdauern; und, was noch schlimmer ist: ihr Schicksal

---

1) „Kritik der reinen Vernunft" Kehrbach 432 f., „Kritik d. prakt. Vernunft" Kirchmann und Kehrbach 119 f., auch im letzten Abschnitt seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten."

2) Ed. Poelitz, Erfurt 1821, S. 230 f.; Ed. du Prel, Leipzig 1888, S. 75.

während dieses endlosen Daseins soll im wesentlichen durch die Führung dieses einen kurzen Erdenlebens bestimmt werden, das doch für den Menschen ganz „zufällig" wäre, weil in erster Linie bedingt durch seine Geburt und durch die Geistes- und Charakteranlagen, mit denen er in dieses Leben hineingesetzt worden, und das daher auch nicht durch ihn selbst verursacht sein würde, sondern nur durch „Gottes Ratschluß", dessen Folgen ihm mithin ohne sein Verdienst zu teil würden oder ihn ohne sein Verschulden träfen. Vorzüglich kennzeichnet schon Schopenhauer[1]) die sittliche Demoralisation, welche diese Widersinnigkeit zur Folge hat:

Den Menschen lehren, daß er kürzlich erst aus Nichts geworden, folglich eine „Ewigkeit" hindurch Nichts gewesen sei und dennoch für die Zukunft unvergänglich sein solle, ist gerade so, als ihn lehren, daß er, obwohl durch und durch das Werk eines andern (Gottes oder seiner Eltern), dennoch für sein Thun und Lassen „in alle Ewigkeit" verantwortlich sein solle. Wenn nämlich dann, bei gereiftem Geiste und eingetretenem Nachdenken, „das Unhaltbare solcher Lehren sich ihm aufdrängt, so hat er nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen, ja, ist nicht mehr fähig es zu verstehen, und geht dadurch des Trostes verlustig, den auch ihm die Natur zum Ersatz für die Gewißheit des Todes bestimmt hatte"; — nämlich das Bewußtsein sowohl seines ewigen, anfangslosen und unvergänglichen Seins, wie auch seiner eigenen, uranfänglichen Wesenheit, welche in der Folge zahlloser Wiederverkörperungen einer unendlichen Vervollkommnung fähig ist.

Wieviel tiefer und würdiger als jene Kirchenlehre ist doch die Erkenntnis, aus welcher heraus der seherische Dichter die Geburt seines Kindes begrüßt, wie in den folgenden Versen: (De Profundis: die Geburt) des englischen Poëta laureatus, Lord Alfred Tennyson:

Her aus der Tiefe, du mein Kind, her aus der Tiefe,
Wo alles ewig ist, das immer war und sein wird,
Äonenlang gewirbelt durch die unermeßliche
Uranfängliche Dämmerung mannigfacher Lichtflut.

Her aus der Tiefe, du mein Kind, durch dieses Weltalls
Ewige Wandlungen nach wandelloser Satzung
Durch jegliche Gestaltung sich steigernden Lebens,
Und aus des Mutterschoßes unbewußter Vorzeit
Daher kommst du!

Einigung.

Wenn du, lange genug auf dem Ocean der Vielheit umhergestürmt, dich der Beschauung überläßt, die mit dem Ewigen dich vereint, so wirst du endlich an das Ufer dieser Vereinigung gelangen und mit allen verschiedenen Dingen nur noch Eines ausmachen.

Arabischer Spruch.

[1]) „Die Welt als Wille ꝛc.", II. Kap. 41, 3. Aufl. S. 528.

Die Hauptstationen der Unsterblichkeitslehre.

Von

Dr. Reinhold von Kern.



In der Geschichte der abendländischen Philosophie ist Plato der erste, welcher eine wirklich philosophische, d. h. nicht bloß auf Intuition und den religiösen Glauben sich berufende, sondern logisch begründete Unsterblichkeitslehre aufstellte, und zwar eine solche, die weder ihrer Form noch ihrem Inhalte nach einer wesentlichen Veränderung bedarf oder auch nur fähig ist. Jede Unsterblichkeitslehre, sofern sie eine individuelle Fortdauer nach dem Tode annimmt, ist im Grunde notwendig platonisch, und keiner darf hoffen, etwas Nennenswertes zur Lösung der Frage, was uns nach dem irdischen Leben erwartet, beizutragen, der den platonischen Standpunkt ganz verlassen, oder — ist er Gegner des Unsterblichkeitsglaubens überhaupt — sich nicht gründlich mit Plato auseinandergesetzt hat.

Plato handelt von der Unsterblichkeit in vielen seiner Gespräche; nur eines aber ist diesem Gegenstand ausschließlich gewidmet: Phädon, ein bleibendes, grundlegendes Werk von welthistorischer Bedeutung, in welchem die Hauptgesichtspunkte, unter denen die Unsterblichkeit betrachtet werden kann, erschöpft und alle künftigen Fassungen dieses Glaubenssatzes, alle späteren Argumente für denselben vorgezeichnet sind.

Mit Platos klassischen, gleichsam typischen Beweisen muß daher eine Schrift beginnen, welche sich zur Aufgabe stellt, „die Hauptstationen des geschichtlichen Verlaufes" der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zu verfolgen. Eine solche Schrift ist die vorliegende von J. Baumann[1]), die wir unsern Lesern sehr empfehlen können.

Die Form des Buches ist eine äußerst glückliche und nachahmungswerte. In sieben kurzen, klar und sachlich geschriebenen Abschnitten giebt der Verfasser eine „logische Transskription" des ganzen Phädon; d. h. er führt die bei Plato dialektisch und dramatisch entwickelten Gedanken jedes Kapitels auf ihren reinen, begrifflichen Kern zurück, wobei sich sowohl

[1]) Dr. J. Baumann, Platons Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Gotha (bei Fr. A. Perthes) 1889. 208 Seiten.

der wahre Inhalt des Gesprächs ergiebt, als auch das, was an demselben einen bleibenden philosophischen und wissenschaftlichen Wert hat.

Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß farblose Begriffe und intuitiv erkannte Wahrheiten, wie Plato sie häufig ausspricht, sich nie vollkommen decken, daß also auch Baumanns „Übersetzung“ Platos ins Logische nur zum Teil ihren Zweck erreicht; immer aber müssen wir dem Verfasser für sein Unternehmen Dank wissen, selbst wenn seiner geschickten und scharfsinnigen Arbeit keine andere Bedeutung zukäme, als die bloß negative, die logische Unbeweisbarkeit der auf nicht logischem Wege gewonnenen Erkenntnis indirekt bewiesen zu haben.

Jeder „logischen Transskription“ folgt eine „philosophisch-kritische Betrachtung“ derselben. Aus diesen Abschnitten erhellt — wenn auch nicht sehr deutlich — des Verfassers eigene Stellung zur Unsterblichkeitsfrage.

Ein Dasein nach dem Tode nimmt Baumann an; ja, er scheint sogar dem Gedanken einer Wiedergeburt nicht abgeneigt zu sein. So sagt er (S. 14):

„Die stillschweigende (?!) Voraussetzung Platos, daß es natürlicherweise kein absolutes Entstehen und Vergehen gebe, ist in der modernen Erfahrungswissenschaft immer mehr erhärtet werden.“ (Das „stillschweigend“ verstehen wir hier nicht; ist doch die ganze Präexistenzlehre Platos der oft und laut genug ausgesprochene Glaube an die Anfangslosigkeit der Seele!) „Auf die Seele angewandt, ergiebt das, daß dieselbe nach der Trennung vom Leib noch irgendwo sein muß (vgl. S. 72). Plato denkt sich die Seelen, wie unsere Physiker die Atome, die sich verbindend einen bestimmten Körper bilden, etwa Schwefelatome und Quecksilberatome Zinnober; wird der Zinnober aufgelöst, so sind die Schwefelatome immer noch da und können sich wieder zu Zinnober verbinden.“ (Ob der Verfasser diesen, die platonische Anschauung illustrieren sollenden Vergleich rechtfertigen kann?) „In der neueren Philosophie hat Giordano Bruno im 16. Jahrhundert wegen des ewigen Werdens in der Welt den Wiedereintritt und Austritt der Seelen in wechselnde Leiber gelehrt. Lessing war für eine derartige Vorstellung begeistert, damit jede Seele zur vollen und ganzen Entwicklung komme und die ganze Welt der Erkenntnis und der Willensbeziehungen durchmache.“

Dagegen verhält sich Baumann ganz ablehnend sowohl gegen alle aus den „übersinnlichen“ Phänomenen geschöpften Beweise für die Unsterblichkeit (S. 72 f), als auch gegen die Lehre von einer mit schöpferischer Kraft begabten Seele und deren intelligiblen Präexistenz im Sinne Platos und des Neuplatonismus, des Origenes, Schellings u. a. (S. 65 f.).

Und dennoch erkennt Baumann, wie wir oben gesehen, die Unzulässigkeit, ein „absolutes Entstehen“ der Seele zu behaupten! Kein absolutes Entstehen — also ewiges Sein. Wir geben zu, daß ein solches noch nicht die platonische Präexistenz besagt, aber doch eine Präexistenz. In welcher Form? Dies vermochten wir aus unserm Buche nicht herauszubringen, weil der Verfasser uns über seinen metaphysischen Standpunkt nicht näher aufgeklärt hat. Alles, was wir erfahren — und dies ist so gut wie gar nichts — ist, daß er den des modernen Monismus nicht teilt (S. 68). S. 66 scheint es, als wenn er mit Plato den Dualismus von Seele und Leib, ja die Supe-

riorität der ersteren annehme; dann wäre aber unerklärlich sowohl seine Abneigung gegen die Präexistenzlehre als die Hinneigung zu der Ansicht, daß das „Ich als inhaltliches Ich, d. h. als verknüpfende Erinnerung, durchaus abhängig ist von Zuständen des Körpers" (S. 72). Zählt doch Baumann (S. 66) zu den von Plato „richtig festgestellten Grundgedanken" auch den, daß die vom Körper verschiedene und von diesem nicht ableitbare Seele eine Thätigkeit zeige, welche über Empfindung und bloße Erinnerung hinausgehe, und daß ihre Bethätigungen sich darüber erheben, „bloß ein Begleitbild des Leibes und seiner Erhaltung und Fortpflanzung zu sein"! Eine solche Seele wird man doch nicht als eine vom Körper durchaus abhängige bezeichnen dürfen. Wenn aber, wie wäre ihre Abhängigkeit von einer anderen, wesensungleichen Substanz zu erklären? Zu einem Influxus physicus wird der Verfasser wohl nicht zurückgreifen wollen; und so bleibt ihm, wie uns dünkt, nichts übrig, als die Wesensidentität des Idealen und Realen anzunehmen, d. h. sich zu dem allermodernsten Monismus zu bekennen, der die Alleinheit des Weltwesens und den Dualismus seiner Äußerungsweisen lehrt. In diesem Monismus erblicken wir nicht die Widersprüche, welche Baumann (S. 68) anführt. Nie hat jener, unseres Wissens, behauptet, daß Ausdehnung, Bewegung &c. zugleich auch ihr kontradiktorisches Gegenteil sein könnten. Alles, was er sagt, ist, daß das alleine Weltwesen ein denkendes und wirkendes zugleich ist, was einen Widerspruch ebensowenig enthält, als daß der Mensch die Vermögen des Denkens und des Wollens in sich vereinigt.

Der Analyse des Phädon folgen (von S. 73 an) sehr lesenswerte Darlegungen der Unsterblichkeitslehren Plotins, Augustins, des Thomas von Aquino, Duns Scotus', Descartes', Lockes, Leibniz', Mendelssohns, Kants und endlich Fechners. Die Ansichten des letzteren hat Baumann (S. 199 ff.) vortrefflich und eingehend dargestellt, obgleich sie in seinen Augen bloß geistreiche Phantasiedichtungen sind.

Schon der Vollständigkeit seiner Monographie zuliebe hätte der Verfasser auch die beiden spekulativ bedeutendsten Unsterblichkeitslehren der neueren Zeit behandeln sollen: die Schellingsche und die Schopenhauersche.



Der Strom des Daseins.

Über den Strom der Geburten und des Todes führt keine Brücke; du mußt tapfer dich hindurchkämpfen, willst du das sichere Ufer erreichen. Dies vermögen nur Wenige. **Dhammapada** (85).

Manresa.

Die mystische Schulung der Jesuiten.

Nach

Franz Anton Schmid.



Überwinde dich selbst!
(Ignatius von Loyola.)

Im Jahre 1491 ward Inigo Lopez de Recalde auf dem Schlosse Loyola in der spanischen Provinz Guipuzcoa geboren. Er verlebte seine Jugend in dem ausschweifenden Treiben jener ritterlichen Zeit, wobei er sich hauptsächlich durch persönliche Eitelkeit auszeichnete; kaum 20 Jahre alt aber erfuhr er jene vollständige innere Umwandlung, welche aus ihm den Ignatius, den nachmaligen Gründer der „Gesellschaft Jesu“, machte. Er entsagte ganz und gar dem Weltleben, verteilte seine Güter unter die Armen und pilgerte im Büßergewande nach der berühmten Benediktinerabtei Montserrat in Catalonien. Die besonders strenge Zucht der jungen Mönche daselbst mochte ihn vorzugsweise angezogen haben.

Auf hohen einsamen Klippen lagen die Einsiedeleien dieses Klosters, und die jüngsten Mönche lebten auf den höchsten Bergspitzen. Eine kümmerliche Hütte und höchstens noch ein kleines Gärtchen dabei bildeten ihre Behausung, und nur auf gefährlichen Felstreppen an schroffen Felswänden mit Leitern und Brücken über schauerliche Abgründe konnte man zu ihnen gelangen. Dennoch scheint dem Ignaz dieses Asketentum nicht genügt zu haben. Er nahm zunächst im Hospitale der unweit gelegenen Stadt Manresa Wohnung und zog sich danach ganz in eine nahe Felsenhöhle zurück, wo er ein Jahr lang sich einer strengen mystischen Selbst-Schulung hingab. Er war von Natur phantasiereich, doch aber weniger durch Großartigkeit des Geistes als vielmehr durch eiserne Willenskraft und durch gewisse übersinnliche Fähigkeiten ausgezeichnet, wie sie noch heute vielen Mitgliedern seines Ordens nachgerühmt werden. Solche Hellsinnigkeit und Fernwirkung des Willens ist leicht begreiflicher Weise das Ergebnis der bei den Jesuiten vorgeschriebenen geistigen Zucht, auf welcher zweifellos die bisher unübertroffene Organisation dieses Ordens beruht.

Die Grundzüge dieser Selbst-Schulung hat Ignaz in einer Anleitung zu „geistigen Übungen“ niedergelegt, welche er in jener Berghöhle bei Manresa verfaßte, und der man deshalb den Namen dieser Stadt gegeben hat. Ist nun freilich auch der ausgesprochene Zweck dieser Übungen keineswegs irgend ein übersinnliches Können, so lassen dieselben solchen Erfolg doch sehr möglich erscheinen, wenn sie mit vollem Ernst und ganzer Hingebung durchgeführt werden. Dieselben haben auch in vieler Hinsicht eine auffallende Ähnlichkeit mit der mystischen Schulung anderer Systeme, namentlich mit dem Yoga der indischen Mystiker.

Charakteristisch für jene Übungen ist, was der Herausgeber der deutschen Bearbeitung derselben, Pater Schmid [1]) in seiner Einleitung sagt:

Wer in dieser Schulung einige Zeit in der Einsamkeit zubringen will, wird vor allem dazu eingeladen, die Kräfte seines Verstandes und Herzens in volle Thätigkeit zu setzen. Er kommt um selbst zu handeln, nicht aber um einen anderen handeln zu sehen; er kommt, um durch dieses Handeln Kraft zu erlangen, keineswegs aber, um bloß etwas Geistliches zu lesen, und sich unfruchtbarer Beschauung hinzugeben. So wie es, um zu wandeln oder zu laufen, nicht genügt, über das Gehen und Laufen etwas zu lesen, sondern man den Leib und seine Glieder anstrengen muß, ebenso genügt bei den geistlichen Übungen nicht eine fromme Lesung, sondern man muß seine Seelenkräfte gebrauchen und entwickeln.

Diese Übungen verfolgen sichtlich den Zweck, alles Persönliche in dem Schüler zu ertöten, ihn vollständig über alle Leidenschaften und Begierden, vor allem über jede Selbstsucht zu erheben, ferner seine Willenskraft in riesiger Weise zu entwickeln und zu stählen, und endlich seinen Geist zu einem möglichst ausgiebigen Werkzeuge dieses seines selbstlosen Willens zu machen, und zwar geschieht dies durch eine denkbarst reiche Entfaltung und Schulung der Einbildungskraft. Keiner besonderen Erwähnung bedarf es, daß bei dieser Schulung auch der in jeder Hinsicht abgehärtete Körper zu einem gefügigen und brauchbaren Werkzeuge des eisern herrschenden Willens wird.

Die Mittel, welche zu diesen Zwecken angewendet werden, sind hauptsächlich dreierlei: Die Gewissenserforschung, die Betrachtung und die Beschauung. An diese schließen sich dann noch die Übung der drei Seelenkräfte und die des Gebetes an, in welchen auch mehr oder weniger die deutliche Dreiteilung jener Mittel wiederzuerkennen ist. Das Gebet hat übrigens zu jeder einzelnen Übung mitzuwirken.

Die „Gewissenserforschung“ ist ein Durchsuchen der Erinnerung, des eigenen Gedächtnisses, und dient zu einer Reinigung des Willens. Sie soll „die Seele in den Stand setzen, alle ihre untergeordneten Neigungen aus sich zu entfernen“, alles Persönliche, alle Leidenschaften und Begierden abzustreifen.

Die „Betrachtung“ ist eine Übung der Vernunft und Intuition des Schülers und dient zugleich zu einer Ergebung und Fügsammachung

[1]) Manresa oder die geistlichen Übungen des heiligen Ignatius — bearbeitet von Franz Anton Schmid, 5. Auflage bei Friedrich Pustet, Regensburg 1890.

des Willens. „Nicht der Überfluß an Speisen nährt den Körper, sondern das, was er verdaut. Ebenso wird die Seele nicht durch die Fülle von Kenntnissen befriedigt, sondern durch das, was das Herz in sich aufnimmt und verarbeitet. Der Mensch schöpft weniger Nutzen aus dem, was seinem Verstande beigebracht wird, als aus dem, was derselbe selbst findet, sei es durch eigenes Nachdenken, sei es durch intuitive Eingebung." Letztere aber erfordert einen sich an den Gegenstand seiner Betrachtung „demütig" hingebenden Willen, Sammlung des Geistes und Empfänglichkeit des Herzens.

Die „Beschauung" endlich ist eine Schulung der Einbildungskraft, welche zugleich zu einer Stärkung des Willens dient. Diese Übung wird auch als „Vorstellung des Ortes" und „Anwendung der Sinne" bezeichnet und ist eine Anwendung des Willens zur Schulung der geistigen Vorstellungskraft des Menschen. Zur besseren Veranschaulichung folge hier die eigene Erklärung des Ignatius und die praktische Ausführung derselben an einem Beispiele.

Die Seele kann sich vermöge ihrer Einbildungskraft einen Gegenstand, ein Ereignis so lebhaft vorstellen, als ob sie alles, was dabei geschieht mit eigenen Augen sähe, mit eigenen Ohren hörte, als ob sie Zeuge und wirkliche Teilnehmerin der Handlung wäre.

Diese lebhafte Vorstellung geschieht in der Seele, indem sie vermittelst der äußeren Sinne, nach ähnlichen entweder schon gehabten oder möglichen Eindrücken, sich ein Bild und Gemälde entwirft von dem Ereignisse, welches sie auf diese Weise anschauen will. Die Seele versetzt sich dabei in einen Zustand, wo sie wirklich einen Gegenstand, ein Ereignis, eine Handlung zu sehen, die Personen zu hören, zu berühren meint. Dann geht sie weiter und empfindet, kostet gleichsam die Lustigkeit, die Anmut und Lieblichkeit der Tugenden bei jenen Personen, mit welchen sie sich beschäftigt, oder den Schauer, den Ekel und Abscheu vor dem Bösen, vor dem Todesgeruch, welchen ihre Laster pestartig um sich her verbreiten. — Diese Anwendung der Sinne darf nicht von allem Nachdenken entblößt sein; sie führt uns vielmehr, wiewohl auf einem kürzeren und sanfteren Wege, recht eigentlich in das Leben der Geheimnisse ein. Von der Betrachtung unterscheidet sie sich dadurch, daß sie mehr mit dem Anschauen und mit dem Hören sich beschäftigt, und auf diesem Wege in den Gegenstand sich vertieft, geistigen Genuß und Fortschritt sucht, während die Betrachtung eigentlich den Verstand beschäftigt, die Ursachen, die Wirkungen der Geheimnisse erforscht und so in ihrem ganzen Verlaufe eine höhere Richtung nimmt. Es ist damit nicht gesagt, daß die „Anwendung der Sinne" nicht ebenfalls einige Erwägungen und Erörterungen verlangt; diese müssen aber mehr kindlich, also einfach und schnell auffassend sein, nicht mit langem Nachdenken hinhalten. Die „Anwendung der Sinne" gewährt einen zweifachen Vorteil. Manchmal kann die Seele, vielleicht durch frühere Geistesanstrengungen, durch Betrachtungen ermüdet, nicht mehr die Tiefe der Geheimnisse durchdringen, und verweilt dann bei der Anschauung der in die Sinne fallenden Gegenstände, wodurch sie wieder gekräftigt, und allmählich für höhere Dinge befähigt und zu ihnen emporgetragen wird. Manchmal aber ist die Seele schon durchglüht und gleichsam berauscht von der Andacht und Beschauung höherer Wahrheiten; dann ruht sie wieder aus, indem sie zu diesen sinnlichen Wahrheiten wieder herabsteigt und in allen Dingen Nahrung, Trost und Geistesfreude findet ob der überströmenden Liebe, die uns alles, selbst das Winken des Auges und den leisesten Laut groß und schätzbar macht und uns neue Quellen des Trostes und der geistigen Freude gewährt. (Schmid 143—145.)

Dein Todeskampf.[1])

Vorbereitungsgebet[2]): „O mein Herr und Gott! gieb mir die Gnade, daß alle meine Absichten, alle meine Handlungen und Verrichtungen rein, nur zu deinem Dienste und zum Lobe deiner göttlichen Majestät gerichtet seien."

Vorstellung des Ortes: Versetze dich im Geiste in dein Sterbebett. — Bitte Gott um eine heilsame Furcht vor dem Tode und um die Gnade, daß du allezeit dazu vorbereitet sein mögest.

Anwendung der Sinne, 1. des Gesichtes: Schaue im Geiste dein Gemach, das nur schwach beleuchtet ist von spärlich eingelassenem Tageslicht oder von dem düsteren Strahle einer Lampe. — Betrachte dieses Bett, das dein Körper nur verlassen wird, um in den Sarg gelegt zu werden; betrachte alle die Dinge in deiner Umgebung, die du jetzt auf immer verlassen sollst. — Schaue die Personen, die dich umgeben: die düsteren und schweigenden Dienstboten, die weinende Familie, die dir das letzte Lebewohl sagt, den Priester, der bei dir betet und dich mit Zuspruch unterstützt. — Schaue, dich selbst, wie du, ausgestreckt auf dem Schmerzenslager, nach und nach den freien Gebrauch deiner Sinne und Seelenkräfte verlierst und mit aller Macht dich sträubst gegen den Tod, der deine Seele vom Körper scheiden und sie vor den Richterstuhl Gottes bringen will. — Schaue wie an deiner Seite die bösen Geister ihre Anstrengungen verdoppeln, um dich zu verderben, während dein Schutzengel dir zum letztenmale mit seinen heiligen Eingebungen beisteht.

2. Anwendung des Gehörs: Höre im Geiste den einförmigen Schlag der Pendeluhr, die dir deine letzten Stunden zumißt und dir bei jeder ihrer Bewegungen zu sagen scheint: „Du weißt nicht den Tag noch die Stunde. Eine Stunde noch! und dein Richter steht vor der Thür." — Vernimm das Geräusch deines in peinlicher Weise unterbrochenen Atems, jenes beängstigende Röcheln, den Vorboten des Todes; vernimm das unterdrückte Schluchzen der Umstehenden und die Gebete, welche unter Thränen vorgelesen werden: „Vor einem bösen Tode . . . . . bewahre ihn, o Herr! . . . . . Erlöse, Herr, die Seele deines Knechtes . . . ." — Höre, wie dir der Priester von Zeit zu Zeit zuspricht mit den Worten, die ihm die Kirche in den Mund legt: „Herr Jesu, in deine Hände empfehle ich meinen Geist! . . . . . ." — Beherzige dies alles wohl, denn wenn einst der entscheidende Augenblick eintritt, dann wird die Krankheit dich hindern, darüber nachzudenken.

3. Anwendung des Geschmackes: Stelle dir die ganze Bitterkeit des Todeskampfes vor. — Welch' eine Bitterkeit liegt im Tode in Hinsicht auf die Gegenwart! Du mußt scheiden von Vermögen und Rang, von Freuden und Vergnügungen, von deinen Verwandten und von deinem Körper. Wie bitter sind ferner jene Gefühle von Ekel, Traurigkeit und Furcht, welche dem letzten Augenblicke vorangehen! Welch' eine Bitterkeit schließt der Tod in sich in Rücksicht auf die Vergangenheit. Wie bitter ist diese Erinnerung an ein Leben voll Untreue, voll Mißbrauch der Gnadengeschenke, voll Ärgernissen! Wie bitter ist endlich in Hinsicht auf die Zukunft der Tod durch den Gedanken an das bevorstehende Gericht, wo du Rechenschaft ablegen mußt von allen deinen Werken.

4. Anwendung des Gefühls: Stelle dir vor, du hieltest mit zitternden

---

[1]) Alle, die mit Dr. Fahnestocks Methode des „Statuvolismus" bekannt sind, werden an diesem Beispiel sofort die unbewußte Verwandtschaft derselben mit diesen Übungen des Ignatius erkennen.

[2]) Dieses selbe Gebet hat Ignaz bei allen Betrachtungen vorgeschrieben. Es ist durch dasselbe in kürzester Form das ausgedrückt, was die indische Philosophie Nischkama Karma nennt, das Leben, Denken und Handeln im Dienste Iswaras „um Gottes willen".

Händen das Kruzifix, das dir der Priester hingiebt. — Berühre im Geiste deinen Körper, der in kurzem ein Leichnam sein wird. Berühre deine erstarrten Füße, deine von der Krankheit abgezehrten Arme, deine Brust, wie sie sich mühsam hebt unter ungleichem Atemholen, das bald ganz aufhören wird. Berühre dein Herz, dessen Schlag kaum mehr zu fühlen. Berühre dein Gesicht, das hohl vom Fieber, in dem kalten Schweiße des Todes gebadet ist! . . . . . . Lerne jetzt, lerne täglich sterben, der Welt, dir selbst absterben, damit du im Augenblick des Todes dies Opfer um so freudiger vollendest!

Schließe mit einer Anmutung zu dem sterbenden Heilande: . . . (Folgt ein Schlußgebet. — Schmid 159—162.)

Als eine besondere Art der Übung oder auch als eine andere Bezeichnung für die „Betrachtung" wird die „Übung der drei Seelenkräfte" angeführt. Da aber mit diesen drei Kräften oder Bestandteilen der Seele das Gedächtnis (wohl einschließlich des Gemüts), die Vernunft und die Willenskraft gemeint sind, so wird man die erwähnten drei Hauptarten von Übungen schon als solche von je einer dieser drei Seelenkräfte auffassen dürfen. Jene besondere Übung würde also als diesen dreien neben oder gleich geordnet angesehen werden müssen. — Das Gleiche gilt von den „drei verschiedenen Weisen zu Beten", von welchen die erste im wesentlichen eine Gewissenserforschung ist, die zweite einer Art von Betrachtung gleich kommt und mit der dritten zwar keine Beschauung, aber doch, wie es scheint, eine andere, ganz besondere Art von Willensübung verbunden ist. Hierüber sogleich noch Näheres. Der Zweck dieser Unterscheidung oder Steigerung von Gebetsweisen ist offenbar der, bei dem vielen vorschriftsmäßigen Beten möglichst der geist- und gedankenlosen Äußerlichkeit der Verrichtung entgegenzuwirken und dem Schüler Mittel an die Hand zu geben, jederzeit innerlich und geistig beten zu können.

Was nun die Anwendung dieser Mittel der Schulung anbetrifft, so setzt Ignaz bei derselben voraus, „daß der Christ, welcher diese Bahn betreten will, kräftig, verständig, von starkem Willen belebt und Herr seiner Zeit sei". Ferner nimmt er an, daß der Schüler diesen Weg nur an der Hand eines erfahrenen Beraters, eines geistigen Führers gehe. Die Schulung selbst teilt er in vier Stufenfolgen, die er „Wochen" nennt und die den von alters her anerkannten Stufen der Reinigung, der Erleuchtung, der Einigung und der Vollendung entsprechen sollen. Es ist dabei nicht an bürgerliche Wochen zu denken, da sich die Durchmachung einer jeden Stufe ganz nach dem einzelnen Falle jedes Schülers richten muß, und da auch die vier „Wochen" von vorn herein ganz ungleich bemessen ist. So hat Ignaz in seinem „Exerzitienbuch" in der ersten „Woche" nur für einem Tag Betrachtungen angezeigt, in der zweiten für etwa zwölf bis dreizehn, die dritte aber in ihrer Anlage um die Hälfte kürzer berechnet als die zweite, und die Dauer der vierten Woche, sowie die der ersten, ganz der Entscheidung des geistigen Führers überlassen. Es scheint aber, daß Ignaz für je eine Durcharbeitung der vier Stufen durchschnittlich 30—40 Tage angenommen hat, und im übrigen darauf rechnete, daß erst bei einer öfteren Wiederholung solches „Kursus"

der Eindruck, den derselbe in der Seele hinterläßt, ein bleibender und ihr zur eigenen Natur werde.

Während der ersten Woche richtet sich die Schulung vorzugsweise auf die Vernunft des Menschen und sucht ihn dahin zu leiten, daß er sich als Seele fühle, daß er aufhöre sich mit seinem Körper zu identifizieren. Daher die auf die irdischen Unvollkommenheiten, auf das Böse im Menschen, auf die eigenen Fehler und Sünden, auf den Tod des Körpers gerichteten Betrachtungen, denen das vorstehend Angeführte entnommen ist. In der zweiten Woche soll der Schüler gelehrt werden, sein Leben nach dem Vorbilde Jesu zu gestalten. In der dritten Woche richten sich die Betrachtungen auf das Leiden Christi und in der vierten auf dessen Auferstehung und Seligkeit.

Jeden Tag soll der Schüler vier nicht unmittelbar aufeinander folgende Stunden zur Betrachtung verwenden; auch von seiner nächtlichen Ruhe soll er sich eine Stunde zu diesem Zwecke abbrechen. Diese nächtlichen Stunden sind besonders günstig für die Sammlung des Geistes. Täglich soll man eine Viertelstunde um Mittag und eine Viertelstunde abends mit Erforschung des Gewissens zubringen. . . . Für die zweite und dritte Woche wird empfohlen, die erste Betrachtung um Mitternacht, die zweite beim Anbruch des Morgens, die dritte nach der Messe und vor dem Mittagsmahle zu halten . . . . Die Beschauung oder „Anwendung der Sinne“ ist gewöhnlich als die letzte Betrachtung vor dem Abendessen zu üben, weil sie den Geist, der durch die vorhergehenden Übungen schon ermüdet ist, weniger abspannt. Sie soll daher auch in sanfter, ruhiger Weise ohne Anstrengung des Kopfes geschehen . . . .

Man soll, je nachdem der Seelenzustand dies erheischt oder die Geheimnisse, in deren Betrachtung man gerade begriffen ist, es erfordern, in einem dunklen Zimmer, woselbst das Sonnenlicht unserm Auge unzugänglich gemacht wird, sich in tiefe Einsamkeit begraben, damit man allein, „mit Gott allein“ sei, oder man soll, wenn der zu betrachtende Gegenstand freudigen oder trostreichen Eindruck gewährt, auch dem Geiste durch den Anblick der schönen Natur, der Blumen, des heitern Himmels u. s. w. einen freieren Aufschwung „zu Gott“ gestatten. (Schmid 25, 26, 146.)

Aber auch in diesem letzteren Falle gilt es für erwünscht, Einsamkeit, Waldeinsamkeit womöglich auf Bergeshöhe zu suchen; ist aber die Gelegenheit dazu dem Schüler nicht vergönnt, so versetze er sich vermöge seiner Einbildungskraft in die geeignete Lage und Umgebung. So wird u. a. als anfängliche Vorübung für die „Betrachtungen“ angegeben:

Stelle dir im Geiste vor, dein heiliger Engel habe dich unvermutet in die tiefste Waldeinsamkeit geführt, auf daß du dort abgesondert, „mit Gott allein“ bleibst.

Die Methode dieser Übungen ist darauf berechnet, jedem individuellen Bedürfnisse angepaßt zu werden, und scheint auch in erster Linie für den Selbstgebrauch der Einzelnen bestimmt zu sein, wenn auch stets unter der Führung eines erfahrenen Beraters. Dennoch ist offenbar diese Schulung in den verschiedenen Anstalten und Ordenshäusern der Jesuiten als Vorschrift eingeführt und infolgedessen auch derselben aus Zweckmäßigkeitsgründen allerlei Abbruch geschehen, um sie dem Durchschnittsmaße der Bedürfnisse und Fähigkeiten der verschiedenen Schüler und auch älteren Mitgliedern des Ordens anzupassen. So wird z. B. in vielen Provinzen und Häusern des Ordens die Betrachtung um Mitternacht nicht mehr gehalten, weil viele durch die ungewohnte und oftmalige Unterbrechung des Schlafes zu sehr ge-

schwächt und somit an der Erreichung ihres Hauptzieles, die Übungen mit frischem Geiste zu vollenden, gehindert wurden.

In kluger Menschenbeurteilung weist übrigens Ignaz in seinem „Exercitienbuch" wiederholt darauf hin, daß seine Übungen für keinen und von keinem übertrieben werden sollen:

Die Art und Weise, die Dauer, die Anzahl der geistlichen Übungen müssen allezeit dem Alter, der Fähigkeit, der körperlichen Beschaffenheit, dem guten Willen desjenigen angemessen sein, der sich ihnen unterzieht. Keiner darf überladen werden. Ein jeder thue nur das, was er mit Nutzen und mit vollkommen freiem Willen thun kann. Er darf dabei nie über seine Kräfte sich anstrengen, sondern soll immer das Maß der Gaben und Gnaden berücksichtigen, welche ihm Gott eben jetzt verleiht, und nie jene Grenzen überschreiten, welche ihm von der Klugheit und Erfahrung eines weisen Seelenführers vorgezeichnet sind .... Der geistliche Führer aber soll niemals einem noch zu wenig erleuchteten Geiste oder einem zu schwachen Herzen eine zu große Bürde auferlegen. Er soll niemandem etwas vorschlagen, was nicht den Kräften und dem guten Willen desselben gerade angemessen ist.

Für kräftige, mutvolle und fähige Personen, welche frei über ihre Zeit und ihre Zukunft verfügen können, von einem eifrigen Verlangen nach Vollkommenheit beseelt und nicht wankelmütigen Charakters sind, sollen vier Betrachtungen täglich, jede von der Dauer einer Stunde, ferner eine Stunde Betrachtung während der Nacht, sowie die Gewissenserforschung einmal während des Tages und einmal vor dem Schlafengehen bestimmt werden. . . Personen aber, welche zwar alle eben angeführten Bedingungen in sich vereinigen, aber nicht hinlänglich Muße haben und daher täglich nur eine Stunde oder allenfalls anderthalb Stunden aufwenden können, da sie während der ganzen übrigen Zeit des Tages von Geschäften in Anspruch genommen sind — solche Personen sollen auch nicht länger als eine Stunde täglich mit geistigen Übungen beschäftigt werden. Wenn sie nur eine größere Anzahl von Tagen nacheinander dieselben Stoffe der Betrachtung vornehmen, wie sie in den „Exercitien" dargelegt sind, so werden sie, in dieser Reihenfolge fortfahrend, durch längere Fortsetzung das ergänzen, was ihnen infolge der öfteren Unterbrechung abgeht.[1])

Wer indessen Herr seiner Zeit ist und aus den Übungen den besten Nutzen ziehen will, der muß sie mit der größten Genauigkeit und in der angegebenen Reihenfolge machen. Er muß die Hauptpunkte der Betrachtungen sowie einen Auszug aus den Anleitungen zur Unterstützung seines Gedächtnisses vor Augen haben. Je mehr er sich mit Leib und Seele von seinen Bekanntschaften, Freunden und von den vielfältigen weltlichen Geschäften und Angelegenheiten zurückzieht, desto größere Fortschritte wird er im geistigen Leben machen. Er soll also womöglich seine gewöhnliche Wohnung verlassen und sich an einen einsamen Aufenthaltsort begeben. . . . . .

Außer solcher freiwilligen Einsamkeit wird auch die äußerst denkbare Einfachheit und möglichst naturgemäße Lebensweise empfohlen. Einige der über letzteren Punkt gegebenen Vorschriften dürften hier wohl von Interesse sein:

1. Es erscheint weniger notwendig, sich vom Brote zu enthalten, weil das Brot

[1]) „Exercitienbuch" Annot. 18—20. — Pater Schmid bemerkt hierzu (S. 29): „Wenn der von vielen und notwendigen Geschäften Gehinderte während 30 bis 40 Tagen in seinen Betrachtungen fortfährt, wird er mit Gottes Gnade dasselbe Ziel erreichen, welches (bei einem andern) die während 8 oder 14 Tagen in voller Zurückgezogenheit gemachte Fortsetzung der Übungen würde hervorgebracht haben.

keine Speise ist, nach welcher die Eßlust in einer ungeordneten Neigung verlangt und wozu nicht die Versuchung so heftig antreibt, wie zu den übrigen Speisen.

2. Hinsichtlich des Getränkes scheint die Enthaltsamkeit notwendiger und angemessener, als hinsichtlich des Brotgenusses. Man soll sich also hierin wohl erforschen, was nötig sei und darum gestattet werden könne; was darüber hinausgeht, soll man entfernen.

3. In Beziehung auf die feineren Gerichte soll man die größte und möglichst vollkommene Enthaltsamkeit beobachten, weil hierin sowohl die natürliche Eßlust mehr geneigt ist, das Maß zu überschreiten und weil auch die Versuchung uns hierin mehr antreibt, nach den ausgesuchten Speisen und Leckerbissen zu verlangen. Hier kann nun die Enthaltsamkeit in zweifacher Weise beobachtet werden, wenn man sich nämlich angewöhnt, nur einfachere, gröbere Speise zu genießen, und wenn man die feineren Gerichte nur in geringerer Quantität genießt.

4. Je mehr man sich von dem Maße der Speisen abbricht, welches sonst geziemend scheint (jedoch immer mit der Vorsicht, daß man der Gesundheit nicht schade — in keine Schwäche falle), desto schneller wird man zu der richtigen Mitte gelangen, und zwar aus zwei Gründen, 1. weil man so, sich selbst zu Hilfe kommend und vorbereitend, eher die rechte Eingebung (Intuition) erfahren wird, durch welche uns die geziemende Mitte gezeigt wird, und 2. weil, wenn jemand sieht, daß er bei einer übermäßigen Enthaltsamkeit entweder nicht die erforderlichen Kräfte des Leibes oder nicht die geeignete Fassung und Fähigkeit für die geistigen Übungen habe, er leicht dahin gelangen wird, zu beurteilen, was sich für ihn gezieme und notwendig sei.

5. Zur Zeit des Essens soll man sich unser Vorbild Christus vorstellen, wie er mit seinen Aposteln Speise genießt. . . . .

6. Man kann auch, während man Speise zu sich nimmt, eine andere Betrachtung anwenden, z. B. . . . . . auf ein geistiges Geschäft, das man vornehmen will, seine ganze Aufmerksamkeit richten. . . . .

7. Vor allem soll man sich hüten, daß nicht das ganze Gemüt auf das Essen gerichtet sei, und daß man nicht in übermäßiger Hast die Speisen genieße. Ein jeder sei da Herr über sich selbst, sowohl in der Art und Weise zu essen, wie auch in der Menge der Speisen, die er zu sich nimmt.

8. Um aber jede ungeordnete Neigung im Genusse von Speise und Trank zu entfernen, ist es sehr zweckdienlich, nach dem Essen oder zu einer Stunde, wenn man keine besondere Eßlust empfindet, für die nächstfolgende Essenszeit das geziemende Maß von Speise und Trank, das man nehmen will, zu bestimmen. Bei dem Mahle selbst soll man dann dieses so festgesetzte Maß nicht überschreiten, weder ob eines größeren Appetites, noch auch wegen irgend einer Versuchung; im Gegenteile soll man lieber noch etwas weniger genießen. . . .

In diesem Übungsbuche der Jesuiten sind im übrigen auch noch eine Reihe anderer äußerst nützlicher und praktischer Lebensregeln enthalten, so namentlich eine Verfahrensweise, wie man eine gesunde und gute Wahl zu treffen hat, sei es nun die Wahl eines Berufes oder in irgend einer anderen Lebensfrage. Wir können hier auf Einzelheiten nicht wohl eingehen; erwähnt sei nur das Wichtigste: Man habe dabei stets den ganzen Zweck seines irdischen Daseins im Auge; man stelle sich ferner einen abstrakten, idealen, möglichst vollkommenen Menschen vor, der uns für die zu treffende Wahl um Rat fragt, und thue das, was man dem raten würde. Das übrige läßt sich etwa mit leichter Veränderung in das Gellertsche Wort zusammenfassen:

Wähle, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gewählt zu haben.

Zum Schlusse nun sei hier noch die dritte von Ignaz empfohlene „Weise zu beten“ angeführt, welche schon oben berührt wurde:

Diese geschieht in der Art, daß wir bei jedem einzelnen Ausdrucke des Gebetes in einer kleinen Pause innehalten, etwa so lange, als wir ruhig und sanft Atem holen können; und während dieses kleinen Zwischenraumes, dieser Pause zwischen einem Atemholen und dem anderen, beten wir dann innerlich, bloß mit dem Geiste, indem wir vorzüglich auf die Bedeutung eines solchen Wortes merken, oder an die Person denken, zu welcher wir unser Gebet erheben. . .

Diese Vorschrift ist besonders durch ihre offenbare Verwandtschaft mit der indischen Yoga-Schulung interessant, bei welcher auch das Atemholen und Atemanhalten eine sehr bedeutsame Rolle spielt; und doch hat seiner Zeit Ignatius sicherlich in keiner Weise mit indischer Mystik auch nur eine mittelbare Berührung gehabt.

Solche Berührungspunkte und das sichtliche Hervortreten einiger der wichtigsten Grundzüge jeder mystischen Schulung auch in der Methode des Ignatius — das Abstreifen der Persönlichkeit, die Gedanken-Konzentration, die Willensstärkung, die Verwendung der Einbildungskraft —, solches alles veranlaßte uns, dieses Übungssystem in den Gesichtskreis gegenwärtiger Betrachtung zu ziehen. Einer allgemeineren Anwendung zur Förderung einer geistig-mystischen Entwickelung werden indes diese Übungen außerhalb eines Einflusses des Jesuitenordens nicht fähig sein, weil die zu denselben verwendeten Gegenstände zu einseitiger, beschränkter Natur sind und sich lediglich auf dem exoterischen Boden der Kirche bewegen. Für alle, die nicht ausschließlich und vollständig auf diesem Boden stehen, werden dieselben ungenügend erscheinen. Von esoterischem Christentum ist in den hier zu Grunde liegenden Anschauungen keine Spur; und doch hat zweifellos im religiösen Leben der Menschheit allein der Esoterismus nicht nur die Zukunft für sich, sondern ist auch allein geeignet, ein Leben in höherer geistiger Erkenntnis zu befriedigen. Wenn man die Entwickelung dieses höchsten geistigen Lebens der Menschheit betrachtet, wird man trotz Görres' gegenteiligen Ausführungen in seiner „christlichen Mystik“ doch nicht leugnen können, daß auch außerhalb der christlichen Kirche nicht nur echte Mystik, sondern gerade die höchsten Stufen der reinsten Mystik erreicht worden sind. Findet sich doch schon in der Kabbala des Judentums und im Sufismus der Mohammedaner ein verwandtes und gleich erfolgreiches Streben. Nicht minder aber erkennen wir ein solches auf dem Boden Ägyptens in allen Kulturperioden und infolgedessen auch in den Mysterien des klassischen Altertums bis herab auf die Neu-Platoniker. Jedoch vor allem ist uns als ein Schatz göttlicher Weisheit aus urältester Zeit eine gleiche Entwickelung bei dem älteren, morgenländischen Zweige unserer eigenen europäischen Rasse überliefert; und dort hat diese mystische Entwickelung sich sogar zur höchsten Blüte entfaltet — in Indien.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das System des individualistischen Monismus.

Von

Dr. Raphael v. Koeber.

In Schriften über die esoterischen Lehren des Morgenlandes, hauptsächlich Indiens, fehlt es in der neuesten Litteratur, namentlich der englischen nicht. Daß solche Darstellungen — ihre Authenticität vorausgesetzt — einen historischen Wert haben, liegt auf der Hand. Ob aber auch einen philosophischen? Ob sie, wie die Anhänger jener verborgenen Weisheit es ohne Zweifel meinen, imstande sind, das europäische Denken, die europäische Wissenschaft, auf neue Bahnen zu bringen, zum Abschwören ihres ganzen bisherigen Ideenkomplexes zu bewegen und so von Grund aus zu reformieren? Wir glauben dies nicht; und zwar einfach darum, weil alle diese Darstellungen — soweit sie uns bekannt sind — die Hauptsache aus den Augen lassen: sie wenden das erste selbstverständliche Mittel nicht an, die Menschen „zu bessern und zu bekehren"; sie sprechen nämlich nicht die Sprache des zu Belehrenden, sie rechnen nicht mit seinen Anschauungen, mit seiner Wissenschaft, mit seinem Glauben. Diese Proselytenmacher des orientalischen Okkultismus und Esoterismus gleichen Missionaren, welche ihren Heiden das Christentum predigen, ohne vorher eine genaue Kenntnis der Religion erworben zu haben, gegen die sie auftreten und die sie doch offenbar nicht anders bekämpfen können, als indem sie sich mit ihr auseinandersetzt.

Der gebildete Europäer liest solche gut gemeinten Bücher mit großem Interesse, wie ein spannendes, geistreich erzähltes Märchen, bleibt aber nach wie vor seiner Philosophie bezw. seinem Katechismus treu. Und dies kann man ihm nicht verargen: denn was ihn überzeugt, sind entweder Gründe oder von einer ihm und seinen Bildungsgenossen bekannten Autorität ausgegangene Machtsprüche; nicht aber unbewiesene, wenn auch noch so tiefsinnige Lehrsätze, deren Ursprung er nicht kennt und die möglicherweise — das muß er stets befürchten — eine moderne Mystifikation sind.

Man sieht, worin die schwierige Aufgabe eines Schriftstellers besteht, der den exotischen Geist dem Abendlande nicht nur vorführen, sondern auch einimpfen will: er muß die Wahrheiten der abendländischen Wissenschaft — denn daß auch diese im Besitze gewisser nicht zu unterschätzender Wahrheiten ist, wird wohl selbst der fanatischste Bewunderer orientalischer Kulturen nicht in Abrede stellen — mit den Dogmen seiner Lehre zu versöhnen wissen, jene durch diese begründen und vertiefen, und somit zeigen, nicht etwa, daß die europäische Philosophie ein einziger großer Irrtum, sondern vielmehr ein Bestandteil der uralten Weisheit des Orients, also eine relative Wahrheit sei, was sich immer am deutlichsten herausstellt, wenn man ihre Sätze bis zu Ende denkt, aus ihnen die letzten Folgerungen zieht und auf diese Weise, unerwartet, auf Prinzipien morgenländischer Weltanschauung, als auf ihren wahren Mutterboden, stößt.

Die von Dr. Hübbe-Schleiden herausgegebene und soeben im Buchhandel erschienene Schrift, „Das Dasein als Lust, Leid und Liebe", ist nun der erste und, wie uns dünkt, vortrefflich gelungene Versuch, diese Aufgabe in dem bezeichneten Sinne zu lösen.[1]) Sie verdient — ganz abgesehen von ihren sonstigen Vorzügen — schon deshalb eine Stelle unter den hervorragendsten Erzeugnissen der neueren mystischen Litteratur. Dies werden uns, glauben wir, auch diejenigen zugeben müssen, welche den Standpunkt des Verfassers gar nicht oder nur zum Teil einnehmen, aber fähig sind, sich in eine fremde, reiche Gedankenwelt zu vertiefen und ein fein ausgearbeitetes, durchdachtes, anschaulich und oft mit dichterischer Kraft dargestelltes System zu würdigen.

Am meisten dürften Naturforscher der Häckelschen, und Philosophen der Schopenhauerschen und Hartmannschen Schule an der Schrift Gefallen finden. Denn — die indische Philosophie abgerechnet — sind es gerade diese drei Denker, an die der Verfasser sich vorzugsweise anlehnt und deren Lehren er aus der indischen zu verstehen und durch diese zu ergänzen oder vielmehr zu erweitern sucht. Es gilt dies namentlich von der evolutionistischen Naturphilosophie Häckels, die sich in keinem wesentlichen Punkte von derjenigen Hübbe-Schleidens unterscheidet und im Grunde nichts anderes ist, als sozusagen deren erstes, auf die Sinnenwelt bezügliches Kapitel.

Die Realität und Selbständigkeit der Individuen einerseits und deren Wesenseinheit andrerseits sind offenbar die beiden Hauptpostulate der sich selbst verstehenden Philosophie und Naturforschung, die, insofern

[1]) Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Die alt-indische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Mit Titelbild, 2 Tondrucken, 24 Zeichnungen und 10 Tabellen. (Braunschweig 1891, bei C. A. Schwetschke & Sohn, 3 Mark.) — Ein Auszug aus dieser Schrift waren meine im Frühjahr 1891 in der „Sphinx" veröffentlichten Artikel unter gleichem Titel. Diese waren aber in ihrer gedrängten Kürze doch nur wenigen verständlich. Die jetzt vollständig vorliegende Schrift dagegen ist zwar auch noch immer inhaltlich gedrängt, indessen bei ihrem siebenfachen Umfange und mit ihren vielen Zeichnungen wohl anschaulicher.
(Der Herausgeber.)

sie Erklärungen der wirklichen Welt und ihrer Vorgänge sein wollen, sich nur für Wirkliches und Erklärbares interessieren können.

Die Welt ist aber nicht wirklich sowohl, wenn sie eine bloße Vorstellung, ein bloßes Produkt des denkenden und anschauenden menschlichen Subjekts, als auch, wenn alles Dasein in ihr gleichsam ein Traum des allein wahrhaft seienden Urwesens ist. Sie ist auch nicht erklärbar, wenn die zahllosen Einzelwesen, deren Gesamtheit eben die Welt ist, in gar keinem Zusammenhange mit einander stehen, nicht durch ein gemeinsames Band mit einander verknüpft, nicht in Einem Prinzip begründet, nicht aus Einer Wurzel entsprossen sind. Mit anderen Worten: auf Philosophie und Naturforschung muß ein für allemal verzichtet werden sowohl unter dem Gesichtspunkte des erkenntnistheoretischen Idealismus (Illusionismus, recht eigentlich Nihilismus) der Neukantianer, als auch unter dem eines absoluten Monismus und dem eines absoluten Individualismus.

Es giebt, glauben wir, keine bessere und natürlichere Methode, ein philosophisches System auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen, als die, welche Kuno Fischer am Schlusse seiner Monographien anzuwenden pflegt. Er wirft nämlich immer die Frage auf: ist, unter den Voraussetzungen des in Rede stehenden Systems, dieses System selbst möglich? Folgt es mit Notwendigkeit aus seinen eigenen Prinzipien? Wenn nicht, so ist es mangelhaft und korrekturbedürftig.

Dieselbe Methode läßt sich auch befolgen, wenn es gilt, den spekulativen Wert nicht einer einzelnen philosophischen Lehre, sondern eines philosophischen Standpunktes zu bestimmen, d. h. zu entscheiden, ob ein Standpunkt die Erkenntnis überhaupt ermöglicht? Ob für den, der ihn behauptet, Religion, Philosophie und Wissenschaft noch denkbar sind?

Das Sinnwidrige und Lächerliche des Neukantianismus ist von Eduard von Hartmann[1]) so glänzend dargethan und für jeden unbefangenen Menschen so evident, daß es sich nicht lohnt, viel über ihn zu sprechen. Man kann nur staunen, daß es selbst unter den Naturforschern viele giebt, die, wenn sie die Philosophen spielen wollen, oder mit der Philosophie zu liebäugeln anfangen, gerade ihm, dem abenteuerlichsten Standpunkt, auf den ein menschliches Gehirn nur verfallen kann, huldigen, scheinbar ohne jede Ahnung, daß sie sich zu einer Weltanschauung bekennen, welche jedes ernste Streben nach Naturerkenntnis ex professo für eine Tollheit erklärt und nur eine (allerdings psychologisch begreifliche, aber auch den ganzen Neukantianismus Lügen strafende) Inkonsequenz begeht, wenn sie es nicht thut.

Denn Erkenntnis ohne Realität des Erkennenden ist ein offenbares Unding. Was hat aber das erkennende Subjekt für einen Vorzug vor den übrigen Erscheinungen, daß nur ihm allein Realität zukommen sollte? Und ist denn nicht jedes erkennende Subjekt für jedes andere ein

[1]) Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus (Berlin 1877) S. 45—118.

Objekt? Demgemäß nach menschlicher Logik: wie viele Subjekte, so viele Objekte, so viele Realitäten. Also ist es falsch, das Reale überhaupt zu leugnen. Spricht aber der subjektive Idealismus auch dem Erkenntnissubjekt alle Realität ab, so hebt er dadurch, wie eben gesagt, die Erkenntnis überhaupt, also auch sich selbst auf, und bringt obendrein Unsinn vor.

Dem Pantheismus liegt das richtige und natürliche Bewußtsein zu Grunde, daß die Welt ein nach vernünftigen Gesetzen geordnetes, ewiges, einheitliches Ganzes ist, daß die Wurzel unseres und aller Wesen Daseins sich tief in dem Weltgrunde verliert und daß demnach das Leben der Individuen durch unauflösliche Bande mit dem Allleben verflochten und ewig wie dieses ist.

Man kann nicht diese philosophische und auf innerer Erfahrung sich stützende Wahrheit anerkennen, ohne religiös zu sein; und umgekehrt verdient auch eine Religion nur insofern diesen Namen, als sie von dem pantheistischen Gefühl unserer untrennbaren Einheit mit Gott erfüllt und getragen ist. Der Pantheismus ist der Boden, auf welchem allein Philosophie und Religion ihren alten Streit ausgleichen, sich freundschaftlich die Hände reichen und zur gemeinsamen Arbeit verbünden.

Aber — wohl verstanden — nur der Pantheismus, der, beim strengsten Festhalten an seiner eben bezeichneten Grundwahrheit, sich nicht hinreißen läßt, aus Liebe zur Gottheit, aus Hingebung an den „Allumfasser" und „Allerhalter", die Grenzen zwischen diesem und dem Individuum zu verwischen, alle Realität, auf Kosten derjenigen der Erscheinungswelt und seiner eigenen, jenem allein zuzuschreiben. In dieser Überspanntheit des Gefühls, in dieser — wenn man so sagen darf — Übertreibung der Wahrheit liegt der leicht einzusehende Irrtum derjenigen Form des Pantheismus, welche man den absoluten Monismus nennen kann.[1]) Wir sagen, ein leicht einzusehender Irrtum, denn seine Behauptung widerspricht allen Thatsachen der äußeren und inneren Erfahrung; vor allem aber der inneren Erfahrung, welche als eine der Quellen der pantheistischen Weltanschauung zu betrachten ist, nämlich dem Gefühl, dem mystischen Bewußtsein, daß wir alle in Gott — wie der Apostel sagt — leben, weben und sind. Hat der absolute Monismus recht, kommt dem Individuum gar keine Selbständigkeit zu, so ist jenes und jedes Gefühl, das als solches ein reales, fühlendes Subjekt voraussetzt, unmöglich. Nun ist aber — man befrage nur die Mystik aller Zeiten und Völker, und sich selbst in den lichtesten Momenten — jenes gottselige Ge-

[1]) Der Verfasser meint hier nicht den absoluten Monismus des immanenten Realismus, sondern nur den nicht-individualistischen Monismus, der doch ein transscendentaler Realismus sein will. Man sollte — um Verwechslung zu vermeiden — letzteren wohl besser „Euthymonismus" nennen (abgeleitet von εὐθύ, εὐθύς: sogleich, unmittelbar), insofern dieser Monismus die unserer Sinnenwelt zugrunde liegende transscendentale Wirklichkeit nicht mehr als eine Viel-Einheit, sondern sogleich als eine unmittelbar hinter der Vielheit dieser äußeren Erscheinungswelt liegende All-Einheit auffaßt. (Der Herausgeber.)

fühl eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Ja, der absolute Monismus selbst ist nur ein falscher Schluß aus dieser ihm wohlbekannten Thatsache. Wie soll er also denkbar sein? Und ist dieses religiöse Bewußtsein, welches uns über den Irrtum des absoluten Monismus aufklärt und die Realität des Individuums außer Frage setzt, nicht zugleich ein Zeugnis dafür, daß diese Realität eine bloß relative sei? Oder hätten wir — wäre unsere Individualität das Absolute selbst — Liebe empfinden können, hätten wir das Gefühl unserer Abhängigkeit haben und in der Hingebung, Selbstvergessenheit schwelgen und selig sein können? Nein! Und damit ist gesagt, daß der Pantheismus nur als „individualistischer“ Monismus denkbar ist, der im Grunde mit Hartmanns „konkretem“ Monismus zusammenfällt.

Schon diese einfache Betrachtung schließt den absoluten Individualismus oder Pluralismus aus, dessen Unhaltbarkeit sich auch ergiebt, sobald man versucht, unter seinem Gesichtspunkte die metaphysischen, erkenntnistheoretischen und naturphilosophischen Hauptfragen zu beantworten. Wir brauchen um so weniger alle dem Pluralismus anhaftenden unlösbaren Schwierigkeiten hier aufzuzählen, als diese Weltanschauung, gleich dem metaphysischen Dualismus, eigentlich nie in ihrer Reinheit vertreten, ja vielleicht nicht einmal gedacht worden ist, und sich, bei näherer Prüfung, immer als ein verkappter Monismus ergeben hat.

Der individualistische Monismus, oder — was auf eins hinauskommt — immanente Individualismus, d. h. Individualismus innerhalb des Monismus, ist auch der Boden, auf welchem das Entwickelungssystem Hübbe-Schleidens errichtet ist.

Alles Dasein ist einmal individuell, zweitens — was seit Darwin und Häckel als eine unumstößliche, von der Philosophie so gut als von der Wissenschaft anerkannte Thatsache angesehen werden darf — Entwickelung. Die Welt oder die Gesamtheit des Daseins ist also ein Reich sich allmählich steigernder oder entwickelnder Individualformen, in deren unendlicher Vielheit und Verschiedenheit das Eine unfaßbare und unnennbare Weltwesen sich darstellt.

Vielheit innerhalb der Wesenseinheit — „Viel-Einheit“ — dies ist die Grundform der Welt.

Nicht von dem über alle Anschauung und alles Denken erhabenen Einen, sondern vom Individuum, diesem relativen Sein, oder vom Dasein, handelt unsere Schrift.

Was ist das Dasein? Wie erscheint es? Warum ist es? — Diese drei Fragen sind zu beantworten.

Wenn, wie gesagt, alles Dasein die Entwickelung einer Individualform ist, so muß die erste Frage auf die nach dem Begriff des Individuums zurückgeführt werden. Das Individuum ist die einheitliche Darstellung des ihm zu Grunde liegenden Wesens, welches letztere auf dem Standpunkte des individualistischen Monismus nicht anders bezeichnet werden kann denn als „Individualität“. Diese ist jenes Prinzip, welches der individualistische Monismus, um die (relative)

Realität der Individuen und dadurch die persönliche Fortdauer nach dem Tode zu begründen, zwischen das Individuum und das All-Eine einschiebt.

Jeder Individualismus ist mit dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit notwendig verbunden. Nur muß man begreifen, daß *persönliche Fortdauer* sich mit *Fortdauer der Persönlichkeit*, wie sie die Kirche, der Spiritismus und die Seelenwanderungslehre annehmen, nicht nur nicht deckt, sondern — und namentlich auf dem in unserem Buche vertretenen Standpunkte — ihr im wesentlichsten Punkte widerstreitet.

Jene drei Unsterblichkeitstheorien lassen die „Seele", die *Persönlichkeit*, also das Ich-Bewußtsein, das „*dieses*" den Tod ewig überdauern; nach dieser Auffassung dagegen ist es die *Individualität*, d. h. das (metaphysische) *Wesen* der Persönlichkeit allein, welches unzerstörbar ist und nach dem jedesmaligen Untergange seiner Erscheinungsform (der Persönlichkeit) als eine *neue Persönlichkeit* in der Sinnenwelt auftritt. Hier ist also „persönliche Fortdauer" nur im Sinne eines Fortlebens *als* (irgend eine) Persönlichkeit zu verstehen, was freilich nicht ausschließt, daß bei einer höher entwickelten Individualität (dem Menschen) auch die Persönlichkeit noch eine *Zeit lang* nach dem Tode fortbesteht, d. h. daß eine Wiederverkörperung nicht *unmittelbar* nach dem Tode, sondern erst dann stattfindet, wenn die Kraftpotenzen der verstorbenen Persönlichkeit sich völlig ausgelebt und ausgewirkt haben (S. 32).

Welche von beiden Auffassungen die tiefere und richtigere ist, leuchtet ein, sobald wir einsehen, erstlich, daß Individualität und Persönlichkeit sich zu einander verhalten wie das Wesen zu seiner Erscheinung, wie der Mensch zu seinem Gewande, wie der Maskierte zu seiner Maske; und daß, zweitens, die Natur, die sinnliche Wahrnehmung selbst es ist, welche uns, durch das überall wirkende Gesetz der Entwickelung indirekt, aber schlagend die Unzerstörbarkeit der *Individualität* und die Vergänglichkeit, Flüchtigkeit ihrer Darstellungsweise, d. h. der *Persönlichkeit* darthut.

Die Darwin-Häckelsche Abstammungs- und Entwickelungslehre gestattet keinen Zweifel darüber, „daß nicht nur jedes Individuum aus einem anderen hervorgeht, sondern daß sich auch allmählich *eine Individualform* aus der andern entwickelt, sowohl in den Vorstufen der Ausbildung eines Individuums (*Ontogenesis*), wie auch im Gesamtlauf der Evolution (*Phylogenesis*)." Aus dieser Erfahrungsthatsache folgt selbstverständlich, „daß das sich entwickelnde *Wesen fortbesteht*, daß also individuell eine kausale Kontinuität (ursächlich fortdauernde Einheit) durch die Entwickelung (sowohl jedes einzelnen Individuums, als auch der ganzen Reihe der Individuen vom Molekül bis zum Menschen) hindurchgeht. Jede solche *kausale Kontinuität* durch die *ganze* Reihe der Individualformen ist nun das, was wir „*Individualität*" nennen." (S. 9 f.)

Das Beharren der Individualität bei stetem Wechsel ihrer Formen, d. h. der Individuen, veranschaulicht der Verfasser durch treffende Analogien, von denen die eine besonders gut den Fluß, die andere die Kraftsteigerung in der Individual-Entwickelung versinnbildlicht.

Die Individualitäten, heißt es (S. 11), seien „jenen Wellen zu vergleichen, die über den ganzen Ozean dahinrollen, die von Sturmeskraft am Kap der guten Hoffnung bergeshoch gehoben, sich von da fortsetzen und erst auf dem fernen Strande der Guineaküste ihr majestätisches Ende finden. An jeder Stelle des Atlantischen Ozeans, über die sie hinwogt, hebt die Welle alle Tropfen der Wasserfläche, bis sie aus ihnen das Individuum einer Welle zu ihrer ganzen Höhe ausgebildet hat. Wir sehen überall und immer nur ein solches Individuum, von denen eins das andere ablöst, und doch ist die Welle, die vom Kap bis nach Guinea läuft, nur eine Wellen-Individualität, und indem wir sie so dahinlaufen sehen, erkennen wir auch nur diese Einheit als das Wesen der Welle. Es ist immer anderes Wasser, aber stets dieselbe Wesenseinheit der Kausalität, der Kraft und der Bewegung." Insofern jedoch die Kraft der Individual-Entwickelung bis zum Menschen sich nicht auf der untersten Stufe, im Molekül, sondern auf der höchsten, in der menschlichen Persönlichkeit, am größten zeigt, ist es — in Rücksicht dieser allmählichen Kraftsteigerung — besser, die Individualität „einem Seile zu vergleichen, das sich aus unzähligen Fäden dieses Weltgewebes immer fester, immer dicker und verwickelter zusammendreht" (S. 11).

Entfaltung oder Potenzierung der Kraft ist nicht möglich ohne Erhaltung der Kraft. Dies gilt für das große Ganze oder den Makrokosmos sowohl, wie für jedes einzelne Individuum: jedes ist, was es ist, nur weil es, in seiner ontogenetischen Entwickelung, durch alle unter ihm stehenden Individualformen hindurchgegangen ist und die Kraftpotenzen derselben in sich aufgenommen (aufgehoben) hat (S. 17). Erst durch das Weltgesetz der Evolution und der Erhaltung der Kraft erkennen wir, daß die alte Bezeichnung „Mikrokosmos" oder kleine Welt für das menschliche Individuum nicht etwa eine entfernte Analogie aussagt, sondern im eigentlichsten Sinne gilt und wissenschaftlich berechtigt ist. Denn „alles Weltdasein und Werden in der Welt besteht in der allmählichen und immer vollständigeren Entwickelung und Darstellung der makrokosmischen Kräfte im Mikrokosmus, also für uns zunächst: der auf unserem Planeten vorhandenen Kräfte im Menschen. Dazu gehört sowohl der körperliche Stoff wie der bewußte Geist, die materielle Organisation wie auch die idealste Selbstlosigkeit des Charakters. Dies alles sind verschiedene Potenzen, Steigerungen ganz derselben Kraft, die sich in jedem Elementarmolekül darstellt, und welche auch das letzte Ziel der „göttlichen" Vollendung einschließt. In dieser Steigerung erklimmt die Individualität gleichsam eine Riesenpyramide, eine Pyramide von unzähligen kleinsten Stufen mit mehr oder weniger großen Absätzen dazwischen. Jede Individualität strebt unbewußt oder bewußt dem einen höchsten Gipfel zu" (S. 18).

Zur Veranschaulichung des Gesagten dient die nachstehende Figur.

Insofern die Stufen dieser Pyramide Daseins- oder Individualformen, und als solche, Resultate der Individualentwickelung sind, darf man sich diese Pyramide als eine gegebene, fertige denken, welche die Individualität nur zu „erklimmen" hat. Insofern aber diese Stufen erst die Resultate der Individualentwickelung sind, baut vielmehr die Individualität sich solche eigene Pyramide erst allmählich durch ihre Entwickelung auf, und jede „Stufe" ist nichts als ein sinnlicher Ausdruck oder eine Erscheinung der jeweiligen individuellen Kraftpotenz oder des jeweiligen Stadiums der individuellen Entwickelung.

„Zu jedem solchen Fortschritt ihres Baues holt die Individualität sich auf dem ontogenetischen Wege an der systematischen Winde ihrer genealogischen Formenreihe

das nötige, von ihren Eltern und all deren Vorfahrenreihen zusammengetragene Baumaterial herauf bis zu dem Punkte, zu dem sie sich schon herauforganisiert hat, und der jedesmal sich wieder in ihrer Vollausbildung als Individuum neu darstellt. Es sind dabei auch die sich in der Vergangenheit immer mehr verzweigenden Reihen der Vorfahren den Ketten von Handlangern zu vergleichen, die das Baumaterial heraufreichen. Wer ein Kind zeugt, leistet dessen Individualität solchen Handlangerdienst" (S. 19).



Die Pyramide der Kraftpotenzen in der Individuation.

Wir ziehen die Summe aus dem bisher Gesagten:

1. Das Prinzip alles Daseins ist Individualität, 2. alles Dasein ist die Entwickelung einer Individualität, welche das im ewigen Wechsel der Entwickelungsformen oder Individuen (bezw. Persönlichkeiten) Beharrende ist.

Welches ist nun aber das Prinzip, kraft dessen eine Individualität, erstens überhaupt ist, zweitens aus einem Zustande in einen anderen übergeht, d. h. sich entwickelt?

Ferner: was für Beweise haben wir für die „individualistische Kontinuität", d. h. dafür, daß der „Wesensfaden" im Formwechsel fortwirkt? (Fortsetzung folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Todesstrafe.

Eine Entgegnung.[1])

Von

Adolf Graf von Spreti.

In dem „Verbrechen oder Irrsinn" überschriebenen Artikel des August-Heftes dieser Zeitschrift wendet sich Herr Dr. Karl Eugen Neumann gegen die Lombrososche Schule und tritt am Schlusse desselben mit Bestimmtheit für die Aufrechterhaltung und das Fortbestehen der Todesstrafe ein. Hinsichtlich des letzteren Punktes sei mir gestattet, hier in gedrängtester Kürze meine Gründe für die gegenteilige Ansicht darzulegen.

Wenn Herr Dr. Neumann sagt: „der Verbrecher hat seinen Charakter von seinen Vorfahren ererbt, . . . ist aber trotzdem verantwortlich für sein Thun und seinen Charakter"; und wenn er ferner mit Schopenhauer den Schwerpunkt des Menschen nicht in die Erscheinungsform, sondern in das derselben zu Grunde liegende Ding an sich, in den schaffenden Willen verlegt, infolgedessen jeder Mensch „gerade so ist, wie er sein will", so stehe ich mit ihm wenigstens hinsichtlich des letzteren Teiles dieser Anschauung so ziemlich auf dem gleichen Standpunkte, komme aber gerade infolge dieser Weltanschauung zu ganz entgegengesetzten Schlußfolgerungen in Bezug auf die Todesstrafe.

Herr Dr. Neumann führt zur Motivierung seiner Ansicht lediglich die Abschreckungstheorie ins Feld — ein Motiv, welches nach meinem Dafürhalten allenfalls für die Verordnungen eines Polizeibureaus maßgebend sein kann, vom Standpunkte des Ethikers aber sogar verwerflich ist; denn die nur aus Furcht vor angedrohter Strafe unterlassene Missethat hat doch nach allen Regeln jeglicher Moral keinen wahrhaft sittlichen Wert.

Für den Ethiker ist der Zweck jeder Strafe: 1. die Besserung des Fehlenden; 2. die Sühnung der begangenen Missethat. Die Abschreckung anderer vor demselben Fehler kann ihm bestenfalls nur als Nebenzweck erscheinen.

Erfüllt nun die Todesstrafe irgend einen dieser Zwecke?

---

1) Wir teilen durchaus die in dieser Einsendung ausgesprochene Ansicht. Da der Wille des Hingerichteten ungeläutert fortlebt und, entkörpert, sogar sehr viel stärker und in weiterem Umfange auch auf Lebende schädlich einwirkt, so werden durch den Vollzug der Todesstrafe Ordnung und Sicherheit des Staates nur beeinträchtigt. Rechtswissenschaft und -Praxis aber werden für die Todesstrafe noch so lange eintreten, wie sie unter der Herrschaft des gedankenlosen Materialismus stehen, wenn nicht gar unter dem Einflusse mittelalterlicher und barbarischer Anschauungen.

(Der Herausgeber.)

Antwort: **Nein!** und sie kann diese aus einfachen und offen zu Tage liegenden Gründen auch nimmermehr erfüllen.

Die Erfüllung des ersten und Hauptzweckes ist unmöglich; denn indem man dem Verbrecher gewaltsam das Leben nimmt, raubt man ihm die Gelegenheit, die ihm außerdem noch übrig gewesene Lebensfrist zur Besserung seines Lebens zu verwenden[1]), und macht es ihm unmöglich, selbstthätig und aus eigenem Antriebe nach Kräften seine Unthat zu sühnen. Die erzwungene Sühne, welche nach Ansicht vieler in der unfreiwilligen Hingabe seines Lebens liegt, hat aber keinen ethischen Wert, ist folglich für die Verbrecher nutzlos und zeigt von seiten derjenigen, welche sie als solche anerkennen und fordern, eine noch recht alttestamentliche Auffassung. Hiermit ist auch der zweite Zweck der Strafe vereitelt. Es bleibt also nur noch der Nebenzweck der Abschreckung, und wie es mit dieser beschaffen ist, hat der Herausgeber der „Sphinx" bereits in seiner Anmerkung zu Dr. Neumanns Artikel erwähnt.

Nun ist aber noch zu beachten, daß durch den Vollzug der Todesstrafe immer nur die äußere Erscheinungsform — welche ja nach Dr. Neumanns eigener Ansicht nicht anders handeln kann — erreicht, also gewissermaßen der unschuldige Teil getroffen wird, wogegen der Wille selbst, welcher der Urheber der That ist, völlig unberührt und auch ungebessert bleibt; ja es wird ihm die einzige Möglichkeit, durch die Erfahrungen des Lebens oder durch Ausleben der bösen Neigungen zu einer Wandlung zum Bessern zu kommen, geradezu genommen.

Ich kann nicht annehmen, daß Herr Dr. Neumann der Ansicht huldigt, daß mit der Vernichtung der äußeren Erscheinungsform auch der dieser zu Grunde liegende Wille (oder das Ding an sich) zu existieren aufhört. Wenn aber dieser Wille **unverändert** fortbesteht, so ist derselbe durch die Tötung des irdischen Leibes in seiner naturgemäßen Entfaltung und allmählichen **freiwilligen** Umgestaltung, d. h. in der freiwilligen Verneinung seiner bösen Richtung gehindert, er besteht in seiner ganzen Verkehrtheit fort und wird sich in anderer Weise wieder entsprechenden Ausdruck verschaffen. Die Folge davon wird sein, daß er entweder zur Schaffung einer neuen, mit ebenso schlimmen Eigenschaften wie der Hingerichtete behafteten Erscheinungsform drängt, oder aber, bis dies gelingt, andere mit schwachem Willen behaftete Menschen nachteilig zu beeinflussen trachtet.

Kann ich mich von diesen Gesichtspunkten aus in ethischer Beziehung nicht für die Zweckmäßigkeit der Fortdauer der Todesstrafe erklären, so glaube ich zudem auch nicht, daß durch deren Aufrechterhaltung dem Polizeistaate und der Gesellschaft wesentlicher Nutzen erwächst. Es wird allerdings eine als gemeingefährlich bezeichnete **Persönlichkeit** beseitigt; allein der dieselbe leitende böse **Wille** lebt ungebrochen und ungebessert fort und muß und wird sich wieder Geltung verschaffen.

---

[1]) Bekehrungen vor dem Betreten des Richtplatzes dürfte in der Regel wenig ethischer Wert beizulegen sein. Sie sind meist der Todesangst entspringende Gemütsregungen und haben die Probe neuer Versuchung nicht bestanden, die allein beweisen könnte, daß der Wille zum Bösen sich verneint hat.

Errettende Fügung.

Mitgeteilt von

G. Fr. Frank.

Bei Gelegenheit der vielerlei Mitteilungen, welche anläßlich des Eisenbahn-Unglücks bei Mönchenstein über wunderbare Verhinderungen, den verhängnisvollen Zug zu benutzen, in die Öffentlichkeit gelangt sind, erinnere ich mich einer ähnlichen Errettung, die auch mir einst zu teil wurde. Sie betraf den Zug, der vor neun Jahren bei Hugstetten verunglückte. Mir bleibt diese fürchterliche Katastrophe zeitlebens unverändert im Sinne, und ich schreibe hier die Thatsachen nieder, genau so, wie ich sie erlebt habe.

Es war am 2. September 1882 (am Tage einer Sedanfeier), auch an einem Sonntage, wie bei dem Mönchensteiner Unglücksfalle, als ich spät nachmittags von meiner Kunstmühle in Dörstetten, das an keiner Eisenbahnstation liegt, mit meinem Gefährt nach dem $1^1/_2$ Stunden entfernten Freiburg i. B. fuhr und dasselbe dort in meinem gewöhnlichen Gasthofe „Zum Geist" einstellte. Es war meine Absicht, mit dem Abendzuge, der 8 Uhr 20 Minuten von Freiburg in der Richtung nach Kolmar abgeht, nach Alt-Breisach zu fahren, dort zu übernachten, frühmorgens die Geschäfte bei meinen Kunden daselbst abzumachen und am andern Tage wieder nach Freiburg zurückzukehren.

Bei meinen Gängen, die ich noch durch die Stadt machte, bemerkte ich auffallende Gruppen von Elsässern, wußte aber nicht, daß in der Frühe ein Vergnügungszug von Kolmar und Münster nach Freiburg gekommen war. Als die Zeit zur Abfahrt meines Zuges nahe war, fuhr ich mit dem Hotel-Omnibus an die Bahn. Schon bereits seit einer halben Stunde wütete ein fürchterliches Gewitter; es folgte Schlag auf Schlag, und ein wolkenbruchartiger Regen strömte hernieder, der Münsterplatz, über den wir fuhren, stand unter Wasser.

Als wir auf den Bahnhof zufuhren, sah ich, daß der Zug schon auf dem Kolmarer Geleise mit vorgespannter dampfender Lokomotive hielt und dicht von Menschen umdrängt wurde. Ich hatte Sorge, nicht mehr rechtzeitig zu kommen, und rief dem Kutscher zu: „Fahre, was du kannst; der Zug steht schon zur Abfahrt bereit!" was dieser auch that.

Nachdem ich schnell eine Fahrkarte gelöst hatte, schob ich mich durch die Menge, welche sich sämtlich ungestüm, johlend und lärmend zu den Wagen drängte. Ich kam ungefähr in die Mitte des aus 28 Personen- und einem Gepäckwagen bestehenden Zuges. Überall, wo ich eintreten wollte, schrie man mir entgegen: „Besetzt!“ — Ich ging weiter nach vorn. Ungefähr in dem dritten oder vierten Wagen, von der Lokomotive an gerechnet, sah ich Platz; es waren hier meistens Frauen und Mädchen, die zum Teil plaudernd und sich schiebend zu den Wagen gingen. Ich fragte auch noch: „Was ist denn das, daß so ungeheuer viele Menschen auf den Zug wollen; ist das denn auch der Kolmarer Zug?“ worauf entgegnet wurde: „„Ja! Ja! wir gehen auch mit.““

Ich trat schnell auf das Trittbrett, um einzusteigen. In demselben Augenblick rief eine Stimme direkt hinter mir: „Frank, halt! Das ist ja dein Zug gar nicht!“ Der Ton war der einer starken Mannesstimme. Sofort trat ich vom Tritt herunter, sah mich um, konnte aber nichts bemerken als fremde Gesichter von kreischenden Frauen. Ich wurde verwirrt und rief: „Wer hat mich gerufen?“ Niemand antwortete; ich sah keine bekannte Seele, trotzdem ich vermöge meiner Körpergröße über eine Menschenmasse hinwegsehen kann; doch jetzt sah ich ungefähr zwanzig Schritte von mir einen mir bekannten Schaffner, der vom hintern Teil des Zuges herkam; ich arbeitete mich zu demselben durch und fragte ihn, was das mit dem Zug wäre, ich wolle nach Alt-Breisach. Derselbe erwiderte: „„Das ist ja ein Vergnügungszug, der in Alt-Breisach durchfährt; der Kurszug fährt erst zwölf Minuten später, trinken Sie noch ruhig ein Glas Bier in der Restauration, ich habe Dienst auf dem Kurszuge, komme auch noch hinein und rufe Sie dann ab. Aber das ist eine Schweinerei, da ist alles toll und voll; es ist gut, wenn die Menschen einmal den Perron räumen.““ Zu fragen brauchte ich denselben nicht, ob er mir zugerufen habe, da ich ihn auf die Entfernung von zwanzig Schritten bei dem Tumult nicht gehört hätte, und er außerdem, als ich das Rufen hörte, mindestens hundert Schritt entfernt war; der Ruf aber ertönte dicht hinter mir.

Ich begab mich in die Restauration. Es dauerte jedoch mindestens noch zehn Minuten, bis endlich der Zug abfuhr. Genau zwölf Minuten später fuhren wir ab. Da unser Zug schon fünfzehn Minuten Verspätung hatte, wurde das Durchgangssignal von der nächsten Station, Hugstetten, nicht abgewartet; dies wäre auch, wie ich später von kompetenter Stelle erfuhr, unnütz gewesen, da der Apparat nicht spielte infolge des furchtbaren Gewitters, das ohne Unterbrechung fortdauerte.

Gleich außerhalb des Freiburger Bahnhofes biegt die Kolmarer Bahn links ab und führt schnurgerade unter starkem Gefälle fast bis nach Alt-Breisach. In dem Kurszug waren verhältnismäßig wenig Passagiere; es waren vier Wagen und in dem meinigen kaum zwölf Personen. Es waren eben viele irrtümlich in den Unglückszug gestiegen, und einige davon sind auch mit verunglückt. Als wir an dem sogenannten Hirtenhaus, das bei der Einfahrt in den Mooswald steht, städtisches

Eigentum ist und einen Pächter hat, vorbeifuhren, sah ich einen Mann mit einer Stalllaterne in der Hand am Zuge hinaufjohlen, ich glaubte aber, derselbe treibe Ulk oder sei berauscht. Gleich darauf kam aber derselbe Schaffner, welchen ich auf dem Perron befragte, um nach den Fahrkarten zu sehen, rief mich bei Namen und fragte mich: Ob ich nicht jemand hätte am Zug heraufschreien hören, er habe es nicht bemerkt, aber der Führer glaube, es wäre etwas nicht richtig. Sofort ging es auch mir durch den Sinn. Ich sagte: „Ja, es ist so, der Rufer war in zu großer Aufregung.“ (Wie sich nachher herausstellte, hatte der Mann noch vor dem Schlafenlegen in seinen Stall gehen wollen und dann durch den Wald herauf das furchtbare Gekrache des zerschellten Vergnügungszuges gehört, glaubte aber, die Brücke über die Dreisam wäre mit dem Zug zusammengebrochen. Er wollte unsern Zug warnen.)

Der Schaffner ließ seine Schere fallen und begab sich sofort zur Maschine; fast augenblicklich verminderte sich die Fahrgeschwindigkeit bis bereits zum Gange eines Mannes. Es währte nicht sehr lange, so hielt der Zug ganz stille. Ich ging zur Thüre, öffnete sie und trat auf den Bahnkörper hinunter, mit mir noch ein Oberarbeiter von Herrn Haubers Dampfsägewerk. Wir hörten auch den Ruf: Es darf niemand den Zug verlassen! aber wir nahmen keine Notiz davon und liefen schnell auf dem zum Teil überfluteten Bahnkörper nach Hugstetten weiter. Sofort erkannten wir auch dunkle Massen, die uns entgegenkamen, und in einiger Ferne sahen wir Feuergischt und Rauch, aber neben dem Bahnkörper; dies war die vom Bahnkörper abgesprungene Lokomotive, die noch Feuer und Rauch spie. Dann kamen Leute auf uns zu, die wieder nach Freiburg gingen. Auf Befragen, was geschehen sei, antworteten sie: „„Eh bien! es muß eine Carambolage gewesen sein, denn es hat uns ordentlich geschüttelt, und sie haben vorne am Zug arg geschrien; der Zug geht nimm' wittersch; wir wolle nix dervon; wir gehn wieder nach Freiburg.““

Diese Leute waren eben aus dem letzten Wagen ausgestiegen, in dem keine Verletzungen mehr vorgekommen waren. Wir gingen schnell an ihnen vorbei. Bald genug änderte sich die Scene. Es kamen schon Leichtverwundete unter der Menge der nach Freiburg Zurückkehrenden; wir hörten fürchterliches Schreien. Ein besser gearteter Herr sagte mir: „„Helft, was ihr könnt, da vorne ist Zerstörung und Tod, mir selbst hat der Stoß bereits die Brust eingedrückt, ich spucke Blut aus und will mich langsam Freiburg zu machen.“

Was ich nun zu sehen bekam, kann keine Feder beschreiben; Hilfe war noch keine da, zudem regnete es bei stockfinsterer Nacht immerwährend, bloß der blutrote Schein der noch brennenden Lokomotive warf einen geisterhaften Schein über das gräßliche Bild. Die Unglücksstelle war noch tief im Mooswald. In dem unweit entfernten Hochdorf ertönten die Sturmglocken. Ein Bauersmann, der auch noch nach seinem Vieh sah, hörte das Krachen und dann die Todesschreie und zog aus eigenem Antriebe die Sturmglocke. — Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen, es würde ein Buch geben. Genug, ich sah Menschen in

den Rädern mit zerbrochenen Gliedern stecken, die um Hilfe und Erbarmen flehten, und dann unter meinen Händen den Geist aufgaben. Mein Begleiter und ich arbeiteten bis morgens 4 Uhr, machten ungefähr 25 bis 30 Personen frei, von denen uns 11 unter den Händen starben. Beim Wegtragen eines Toten trat ich in einen langen Drahtstift, der durch ein Brettstück gehend, nach aufwärts gerichtet, am Boden lag; ich schrie auf und sagte: „Abstellen!" Wir ließen den Toten nieder und sahen, daß mir der Nagel von unten durch den Fuß hindurchgegangen war und oben durch den Stiefel etwa einen Zoll weit heraussah. Er muß mir hinter der großen Zehenballe hinein und oben durch den Stiefel unterhalb dem Reihen herausgegangen sein. Ich setzte mich nieder, und mein Begleiter mußte alle Kraft anwenden, um das Brettstück mit dem Nagel herauszuziehen. Der Stift war blutig, aber blank wie Silber, weshalb ich mich beruhigte. Aber seltsam bleibt es doch, trotzdem das fortwährende Waten im Wasser günstig eingewirkt haben konnte, daß andern Tages an meinem Fuße nicht mehr die Stellen wahrnehmbar waren, wo der Stift hinein- und wo er hinausgedrungen war, wohl aber an dem Stiefel.

Die Anzahl der Passagiere des Zuges wurde als 1284 festgestellt; etwa 80 Personen verloren bei diesem Unglücksfall das Leben, über 300 wurden verwundet. Selbstverständlich sah ich auch nach dem Wagen, in den ich hatte einsteigen wollen. Derselbe war vollständig zertrümmert, die eine Wagenachse samt den noch daran befindlichen Rädern lag ungefähr fünf Schritt weit vom Bahnkörper im Walde; überhaupt waren die ersten fünf Wagen durch den furchtbaren Anprall so zerschmettert, daß auch kein ganzes Brett mehr zu finden war. Sämtliche Insassen derselben lagen in allen möglichen Stellungen tot oder schwer verwundet umher, zum größten Teil von den Trümmern überdeckt, im Wasser und Schlamm. Ich habe vielmal über den so seltsamen Warnungsruf nachgedacht und konnte keine äußersinnliche Lösung finden. Es war niemand um mich, der mich gerufen haben konnte, und sicher hätte mich der Rufer auch später daran erinnert. Auch glaube ich felsenfest an übersinnliche Einwirkung auf unser Leben und kann auf Verlangen noch mit ganz anderen Erlebnissen dieser Art dienen, die ich, wie das hier Berichtete, nötigenfalls auf das Evangelium beschwören will und kann.

Freiburg i. B., Sedanstr. 8, den 28. Juli 1891.



Mein Geleite.

Von

Charles Buttgerald.



Wortlos, einer nach dem andern,
Hat mich alle Welt verlassen;
Einsam muß ich weiter wandern
Durch des Lebens rauhe Gassen.

Klug sich fernend fremdem Leide,
Hat mein Unstern sie vertrieben;
Schmerz und Sehnsucht! nur ihr beide
Seid zur Seite mir geblieben.

Wem ihr aufdrückt euren Stempel,
Fremd geheimnisvolle Meister,
Der tritt in der Wahrheit Tempel
Aus dem Irrgang niedrer Geister.

Dem wird kund, daß ihr verstehet
Schwarze Kunst verschollner Gilden,
Daß ihr durch die Menschheit gehet
Menschen erst zu Menschen bilden.

Ihr helft siegen und entsagen,
Helft die inn're Welt gestalten —
Bis das Herz mir ausgeschlagen
Übet euer ernstes Walten.



Den Fuß im Bügel.

Spiritistische Erlebnisse und Betrachtungen

von

August Butscher.



(Fortsetzung.)

Wir gaben nun die Sitzungen erst recht nicht auf, denn als der erste Schrecken überwunden war, fanden wir uns mit heilen Gliedern wieder zusammen, waren aber immerhin etwas zahmer geworden. Wir versuchten es jetzt mit der automatischen Schrift, von der wir auch schon gehört und gelesen hatten, dies schien uns weit weniger erschreckend zu sein. Wir hatten uns auch nicht getäuscht und gelangten in kurzer Zeit zu Ergebnissen, wie wir sie so vollkommen und überraschend in unsern kühnsten Erwartungen nicht erhofft hätten. Und was wir noch viel weniger erwartet hatten, trat ein: der alte Herr allein war es anfänglich, der sich als ein staunenswertes Medium nach dieser Richtung entpuppte; erst viel später zeigte der geistig abnormale Sohn, der damals noch gar nicht zu Hause war, die gleiche Fähigkeit. Wir anderen hatten es alle versucht, aber ohne Erfolg, und bis heute habe ich trotz aller Versuche kein einziges Wort auf diese Art zustande gebracht, von dem ich mit Überzeugung sagen könnte, es sei mir völlig unbewußt aus dem Stift geflossen. Meine Frau dagegen hat sich als ein ausgezeichnetes Schreibmedium und auch sonst sehr medianim veranlagt erwiesen, trotzdem sie den Spiritismus früher nicht einmal dem Namen nach kannte, während ich auf eine mindestens zwanzigjährige Erfahrung auf diesen Gebieten zurückblicke.

Wenn ich mich recht erinnere, war es ein Sonntag Nachmittag, als der alte Herr den ersten Versuch machte. Bald kam Bewegung in seine Hand, die den Bleistift hielt. Der letztere begann — ohne jegliches Zuthun seinerseits, irgend eine erkünstelte Manipulation wäre dem genialen Manne, der gar nichts „Gemachtes" an sich hatte, von allem andern abgesehen, viel zu einfältig gewesen — große Ovale zu bilden, ganze Bogen voll, so daß uns diese langandauernden Versuche fast ungeduldig machten. Später kamen dann lose und zusammenhängende Striche, gerade wie bei den ersten Schreibübungen der Schulkinder. Erst gegen Abend rangen sich plötzlich einige Worte gleichsam aus den krausen Strichen

heraus und als wir näher hinsahen, hießen sie — es war eine ganz eigenartige Schrift, nicht die des Mediums —: „Ich muß jetzt fort. — Pater Norbertus.“ — Damit war es für diesen Abend zu Ende, aber der angebliche Pater aus dem früheren benachbarten Kloster M. stellte sich bald wieder ein und wir erhielten manche bedeutungsvolle „Botschaft“ durch ihn. — Heureka! der Weg war gefunden und es ging auf demselben mit Riesenschritten vorwärts. —

Im Ferneren werde ich bis gegen den Schluß dieser meiner Darstellung mich möglichst jeder Vermutung über die möglichen oder wahrscheinlichen Ursachen der verschiedenen Vorkommnisse enthalten, um den „Gang der Handlung“ in unserem Falle nicht zu stören. Am Schlusse ergiebt sich dann für den Berichterstatter sowie für den Leser eine Schlußfolgerung von selbst. Ob die beiderseitigen Auffassungen dann sich mehr oder weniger nahe kommen, oder gar sich decken, das muß wie vieles andere in dieser oft so verworrenen Sinnenwelt, und der uns leicht verwirrenden übersinnlichen Welt gegenüber, dahingestellt bleiben. Ganz ins reine werden wir wohl in absehbarer Zeit über alle diese teilweise so seltsamen Dinge nicht kommen und wir müssen uns mit der mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit für diese oder jene Annahme in aller Bescheidenheit begnügen. —

Daß unser Zirkel sich jetzt auf echt übersinnlichem Gebiete befand, daß wir gewissermaßen „den Fuß im Bügel“ hatten, darüber scheint mir kein Zweifel obwalten zu können.

Die Fähigkeiten des neuentdeckten Schreibmediums, welches selbst am meisten über dieselben erstaunt war, entwickelten sich mit großer Schnelligkeit und mit einer Eigenart, die seiner Originalität im gewöhnlichen Leben in nichts nachstand. In einem Punkte glich diese automatische Schreibthätigkeit ganz derjenigen meiner Frau: nur sein Arm war von der unsichtbaren Intelligenz in Beschlag genommen, während die Denkthätigkeit seines Gehirnes völlig unbeeinflußt blieb. Beide wissen (oder wußten) absolut nichts von dem, was die schreibende Hand vollzog und wir unterhielten uns in den Sitzungen zwanglos über die verschiedensten Gegenstände, während diese so merkwürdig inspirierte und geführte Hand meist mit rapider Schnelligkeit über die Papierbogen dahinflog. Die „Beisitzer“ hatten nur dafür zu sorgen, daß frisches Papier zur Stelle war, wenn der Raum beschrieben war und der Stift auf dem Tische, unbeirrbar in seiner Thätigkeit, weiter machen wollte. Ohne jeden Aufenthalt ging (oder geht) es, wenn die Hand völlig als Automat behandelt und mit dem Stift einfach oben links am frischen Bogen aufgelegt wurde. Dieser Vorgang erinnert ein wenig an die Thätigkeit einer Säge in der Sägemühle, die ihre Bewegungen fortsetzt, ob ihr ein Block in den Weg geschoben wird oder nicht, nur daß eben in unserm Falle die Intelligenz selbstthätig weiter schreitet, bei der Säge aber nur die maschinell geregelte mechanische Kraft. Auch ein Verharren der aufliegenden Hände in dieser Stellung war (oder ist), wenn der Stift einmal „im Zuge“ sich befand, nicht mehr notwendig. Wir saßen meist zwanglos oder mit verschränkten

Armen da und sahen neugierig der „schreibenden Hand" zu, ohne übrigens vor Abschluß der jeweiligen Mitteilung, welche meist durch einen mehr oder weniger zierlichen Schnörkel angezeigt wurde, nach dem Inhalte zu forschen.

In diesem Punkte sind die beiden Medien unverkennbar gleichgeartet. In einem andern — und zwar sicher sehr wichtigen — weichen sie bedeutend von einander ab. Während nämlich die Schrift durch die Hand meiner Frau vielfach gezerrt und oft fast unleserlich ist, immer aber die gleiche Handschrift bleibt — sie ist fast stets furchtbar überhastet der Stift zerbricht sehr oft — war dies bei meinem alten Freunde ganz anders. Je nach der sich äußernden „Intelligenz" waren auch die Schriftzüge andere und scheinbar ganz der Eigenart des „Geistes", der sich kundgab, ja, oft genug der ihm im Leben eigentümlichen Handschrift entsprechende. Das letztere ließ sich in einzelnen Fällen, wenn nämlich der „Verstorbene" und seine Schrift dem einen oder andern Cirkelsitzer bekannt war, mit Leichtigkeit nachweisen. Wenn man jene Schriftensammlung aufgehoben — wir heizten nämlich mit der Überfülle des gewonnenen Materials vielfach den Ofen — und einem graphologischen Institute vorgelegt hätte, es hätte unbedingt mit gleicher Leichtigkeit an der Hand dieser „Vorlagen" über die Charaktereigentümlichkeiten u. dergl. dieser „Schreiber" aburteilen können, wie über Schriftproben „Lebender". Was damals an Papier verbraucht wurde — der Billigkeit halber schrieb übrigens das Medium meist auf die Rückseite entbehrlicher gedruckter Cirkulare — ist unsagbar. Aber erst nach Jahren lernte ich einsehen, wie unvorsichtig wir gehandelt hatten, ein derartiges Quellenmaterial dem Feuer zu übergeben, manches wäre mir jetzt als Beleg hochwillkommen. Aber wir wußten eben mit den beschriebenen Stößen nirgends hin, verstanden ihren Wert nicht zu schätzen und lebten der kindlichen Meinung, wir blieben länger beisammen und könnten beliebig weiter „produzieren". Auch waren wir der Ansicht, es gehe in allen Cirkeln so „geistreich" her und diese Aufschreibungen hätten nur einen momentanen Wert, und zwar nur für uns. Immerhin habe ich einzelne — einige Dutzende — der allerwichtigsten Blätter abgeschrieben und sie liegen mir vor, andere sind ziemlich getreu in den Tafeln meines Gedächtnisses verzeichnet, und eine Reihe solcher Schriftproben sind auch noch im Original vorhanden. Die letzteren gab ich einer Dame, der Schwägerin des jetzigen Staatsministers von Sch., und sobald ich den derzeitigen Aufenthalt derselben erfahre, werde ich sie um Rückgabe ersuchen und diese Originale dem Herausgeber der „Sphinx" vorlegen. Selbstverständlich haben die abgeschriebenen Blätter — wenigstens in meinen Augen — den gleichen Wert wie die Originale, denn die Cirkelsitzer, die wahrscheinlich alle noch am Leben sind, werden unbedingt für die wortgetreue Wiedergabe des Originaltextes einstehen.

Es hat mir immer ein mitleidiges oder ironisches Lächeln entlockt, wenn ich in „vornehmen" Zeitschriften und von der Hand gefeierter Tagesgrößen geschrieben, immer wieder der Behauptung begegnete, die

„automatischen Schriftproben enthielten fast immer dummes oder mittelmäßiges Zeug“ und in keinem Falle reichen sie über das Durchschnittswissen des Mediums und derjenigen Personen, welche den Cirkel bilden, hinaus. Diese durch Beispiele tausendfach widerlegte Behauptung kann nur von Leuten stammen, welche Kinder auf diesem Gebiete geblieben sind oder geflissentlich leeren Schall „über das Haberfeld hineinschicken“. Wer jahrelange, von ernstem Nachdenken und der nötigen Gründlichkeit begleitete Forschungen angestellt hat, überdies in Gegenwart eines guten und moralisch hochstehenden Mediums und im Verein mit lauter intelligenten und unbedingt vertrauenswerten Menschen, der weiß und kann es auf Verlangen nachweisen, daß sich dies ganz anders verhält. Wir wissen ja von den Somnambulen — wie es viele Forscher, darunter besonders Kerner in seiner „Seherin“ und du Prel in seinen Abhandlungen nachgewiesen haben —, daß ihre mündlichen oder schriftlichen Äußerungen in ihren ekstatischen Zuständen sich vielfach weit über das gewöhnliche Tageswissen erheben und daß auch die Ausdrucksweise die gewöhnliche oft weit überragte, wir brauchten also den sogenannten Spiritismus gar nicht einmal zur Widerlegung der vielfach so leichtfertig hingeworfenen Behauptung, daß die Äußerungen derartig veranlagter Menschen — seien es nun Somnambulen oder Medien — das gewöhnliche (tagwache) Wissen und Können nicht übersteigen. Aber auch im Spiritismus ist ein derartiges Überragen tausendfach bestätigt worden und in den Erfahrungen, die dem Schreiber dieser Zeilen zu Gebote stehen, wird der Beweis für *diese* Behauptung in einer Reihe von Beispielen *erbracht* werden, während die obengenannten Schreiberseelen nur die *Behauptung* für sich haben, was eine sehr ärmliche Rüstung ist.

Woher dieses Überragen eigentlich stammt — ob aus dem sogenannten „Unbewußten“ oder (wenigstens teilweise) von höher gearteten entkörperten Menschen, die wir „Geister“ nennen, — haben wir in unserm Falle *vorerst* nicht zu untersuchen. Halten wir uns einstweilen an die *Thatsachen*.

Eines bemerkenswerten Unterschiedes zwischen den zwei Schreibmedien, welche ich im Auge habe, muß ich noch gedenken, weil ich mich vergebens über die eigentliche Ursache dieser Verschiedenheit besonnen habe. Während meine Frau, welche eines der ruhigsten und gelassensten Gemüter besitzt, die mir je vorgekommen, und durchaus normal geartet ist, beim automatischen Schreiben eine Hast, Unsicherheit und vielfach Undeutlichkeit zeigt, die zuweilen fast etwas Beängstigendes hat, vollzog sich dieses Schreiben bei dem alten Herrn mit einer merkwürdigen Ruhe, Deutlichkeit und je nach den sich äußernden „Intelligenzen“ vielfach wechselnder Eigenart der Schriftzüge. Und dieser Mann war doch stets — auch während dieses Schreibens, das sein sonstiges Wesen und Gebaren so wenig veränderte, als dies bei meiner Frau der Fall ist, — ein wahrer Feuergeist, ein Original durch und durch, und dabei von einer nervösen Reizbarkeit, die sich im Zittern der Hände und des Kopfes bemerkbar genug machte. Während *dieses* Schreibens aber war die

Hand stets fest, der Kopf jedoch zitterte weiter. Sollte man nach dem Gesetze der Kontinuität und etwa auch der Affinität nicht meinen, es hätte sich genau umgekehrt verhalten sollen?

Von den verschiedenen, aber stets aufsteigenden Entwickelungsstufen unseres Mediums auf dem Gebiete der sogenannten automatischen Schrift will ich nur wenige Worte sagen, und ebenso von den Schriftproben. —

Der Verkehr mit den unsichtbaren „Intelligenzen" — wir wollen ihnen diesen harmlosen und zu nichts verpflichtenden Namen ruhig belassen, es schadet und nützt ja weiter niemand — wurde in dieser Periode der Sitzungen in ziemlich rasch auffsteigender Linie ein unserer Bildungsstufe mehr zusagender und unsern moralischen Qualitäten entsprechenderer. Wir bewegten uns jetzt unbedingt in besserer Gesellschaft. Das Gelichter von Mördern, Scharfrichtern u. dergl. suchte sich nur noch zuweilen breit zu machen, und die sogenannten „Neckgeister" — jene trügerischen und boshaften Nasführer, denen wir auch die auffallenden und erschreckenden physikalischen Manifestationen in erster Linie zuschrieben — hatten wir inzwischen mit ziemlich sicherem Blick als Wölfe in Schafskleidern erkannt und wußten sie uns vom Leibe zu halten. Damit hörte auch der Lärm und das Gepolter der Hauptsache nach auf und — diese Verfeinerung der Sitten auch auf das geistige Gebiet übertragend — Cirkelsitzer und die dieselben besuchenden „Intelligenzen" begannen miteinander zu verkehren, „wie es unter anständigen Menschen Sitte ist". Eine ganze Reihe hochgearteter „Geister", welche zu „Lebzeiten" teilweise berühmte Namen getragen hatten, traten in unsern Kreis und verdrängten die unlauteren Elemente. Sie weigerten sich meist ganz entschieden — jetzt stets durch den inspirierten Stift —, sich mit derartigen Äußerungen abzugeben, welche nur etwas für „kleine Geister" seien. Ich muß offen gestehen, daß uns dies sehr imponierte und auch unsern Ton durchaus veredelte. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist." Und weiter noch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Wenn ich jetzt noch ein allgemeineres Wort über die Schriftproben, welche aus der Überfülle des gewonnenen Materials besonders hervorragen, rede, so habe ich zuerst zu wiederholen, daß ganz besonders eigenartige „Intelligenzen" durch die Hand des Mediums auf den Bogen stets auch eine ausgeprägt originelle Schrift zeigten, welcher sie treu blieben, solange sie verweilten, und an der man, wenn sie zuweilen ohne Namensnennung wiederkehrte, auf den „Inspiraten" schließen konnte, denn der Eigenart der Schriftzüge entsprach dann auch die Eigenart und der geistige Gehalt der jeweiligen Kundgaben. Wir erhielten zuweilen kleine, kritzliche, zierliche Schriftproben, dann wieder klare, steife Züge, oder mächtige, durchaus originelle, geradezu unnachahmliche Schriftzeilen, etwa à la Bismarck. Zuweilen bestand die Schrift aus lauter lateinischen Lettern, hie und da war es Spiegelschrift. In fremden Sprachen, welche dem Medium völlig unbekannt waren und den

Cirkelsitzenden ebenfalls, wurde gleichfalls zuweilen geschrieben, ja sogar Keilschrift hatten wir zu „verzeichnen". Lateinische Rezepte, Notenschrift, Zeichnungen u. dergl. kamen auch vor, und noch allerlei, was mir im Laufe der Jahre entfallen ist. Das Gesagte dürfte genügen, um darzuthun, daß unser Cirkel mit seinem originellen Medium sich neben jedem andern hätte sehen lassen dürfen.

Und jetzt gehe ich, mit möglichst sorgfältiger Auslese, zu einigen Einzelnheiten über, welche gleichsam charakteristische Auszüge aus dem Werke, „daß wir ernst bereiteten", darstellen sollen.

Wenn ich jetzt die „Intelligenzen" in Kürze einfach mit den Namen einführe, welche sie sich beilegten, so geschieht es lediglich der Bequemlichkeit wegen; es mag jeder Leser darüber denken, was ihm beliebt. Meine Ansicht werde ich mit gewohnter Offenheit am Schlusse „kundgeben".

Zuweilen schenkte uns der berühmte Arzt Hufeland die Ehre seiner Gegenwart und sprach sich über medizinische Dinge, welche uns allen völlig fremd waren, in der ihm „bei Lebzeiten" gewohnten Weise aus. Ich litt damals an einem bösen Fuß und fragte an, ob er mir nicht ein Mittel dagegen verordnen könne. Er bejahte es — natürlich immer durch den Stift des Mediums — und ich mußte ihm gerade wie einem lebenden Arzte die näheren Umstände schildern. Nach einer Pause, welche vielleicht das übliche Besinnen vorstellte, schrieb die Hand des Mediums flüchtig und ohne irgend welchen Aufenthalt in krausem, abgekürztem Latein und andern uns unverständlichen Zeichen einige Schriftreihen und unterzeichnete „Hufeland". Als wir das Papier ans Licht der Lampe brachten — das Medium schrieb meist und am leichtesten bei herabgeschraubter Lampe in halber Dämmerung, oft aber auch im hellsten Lichtschein und auch vielfach im Tageslicht — schien uns das unverständliche Schriftstück wirklich ein Rezept zu sein, und ich prüfte es andern Tages auf seine Echtheit. Ich schnitt nämlich den Namen Hufeland ab und sandte das Geschreibsel an den Apotheker in dem benachbarten Städtchen, mit einigen Zeilen, des Inhalts, er wolle mir die hier verzeichnete Zusammenstellung bereiten, das alte Rezept sei mir empfohlen worden. Der Apotheker, ein alter, mir wohlbekannter und sehr liebenswürdiger Herr, wußte, nebenbei gesagt, von meinem Leiden kein Wort. Zu unserem Erstaunen erhielt ich anstandslos eine Salbe, die ich ohne Bedenken anwandte und welche mir sehr gute Dienste leistete. Das Rezept war also richtig gewesen. Als ich den Apotheker später traf, fragte er mich, woher ich das alte Rezept habe. Es seien lauter gute, früher häufig angewandte Mittel, die aber bei ihm fast zu „Ladenhütern" geworden seien, auch habe er die Gewichtsangaben erst in die jetzt gebräuchlichen übersetzen und umrechnen müssen. Als ich ihm den abgeschnittenen Namen „Hufeland" zeigte, war er sehr erstaunt, noch viel mehr aber, als ich ihm die „Bezugsquelle" nannte. Anfänglich wollte er gar nicht daran glauben, aber schließlich mußte er sich doch als überwunden erklären und versicherte, daß ihm etwas derartiges in seiner ganzen langen Praxis noch nicht vorgekommen sei. Dies ein typisches Beispiel aus dem Gebiete der Arzneiwissenschaft. —

Als Einstreuung möchte ich hier nur in allgemeiner Übersicht einiges über die Äußerungen dieser „Geister" über ihren Zustand im „Jenseits", über das Wo und Wie desselben, über ihren Hingang, die letzte Krankheit oder Todesart u. dergl. anführen. Derartige Fragen liegen den Cirkelsitzern, welche ja in erster Linie Menschen sind, die sich dem gleichen Todeslose verfallen wissen, und die besonders sich — wie es unbedingt bei uns der Fall war — entkörperten Menschenwesen gegenüber glauben, am allernächsten. Was wir in dieser Periode über all die genannten Punkte erfahren konnten, war mehr, als man sonst in Cirkeln über diese „Lebensfragen" zu erzielen pflegt. Auch klang es einheitlicher — vielleicht weil diese Reihe von „Geistern" ähnlich empfanden und die dem entsprechende Ausdrucksweise am ehesten zu finden vermochten.

Um die letzten Punkte, als die in erster Linie überleitenden, zuerst zu nehmen, so wurden die letzten Stadien des Übertrittes in das Jenseits fast einstimmig als völlig schmerzlos, vielfach sogar als die wonnevollste Empfindung der Guten, von welcher wir jetzt noch gar keine Ahnung hätten, geschildert, es sei wie eine Befreiung aus schwerer Gefangenschaft. Als Todesursachen wurden die verschiedensten Krankheiten genannt, welche wir in den meisten Fällen nicht auf ihre Wahrheit zu prüfen vermochten. Bei plötzlichem Hingange — Schlagflüssen u. dergl. — trete, so lauteten die Auskünfte, eine Art Betäubung ein, der ein allmähliches Erwachen folge, welches vielfach irrtümlicherweise in dieses Leben verlegt werde und dessen wirklicher Sachverhalt dem Gestorbenen erst nach und nach zum Bewußtsein gelange, als die Einsicht, daß er „unbewußt" in eine andere Daseinsstufe eingetreten sei.

Das Wo erschien stets als die schwierigste Frage. Wir Menschen haben, so lauteten meist die Äußerungen, keine genügende Einsicht in das Wesen des Raumes und auch nicht der Zeit. Was wir mit den irdischen, sinnlichen Augen als leer betrachten, sei bevölkert, was uns als Luft, Wolken u. dergl. erscheine, sei für sie so gut fester Boden als für uns die Erde, aber es sei dies zu erklären überaus schwer, denn was ihnen ganz selbstverständlich, sei für uns jetzt noch unfaßbar u. dergl. Viele sogenannte Abgeschiedene seien noch auf der Erde oder ganz in ihrer Nähe — nach menschlichen Begriffen nämlich — gerade die so völlig in die Sinnenwelt Versunkenen zu ihrer Qual. Wenn ich mich recht erinnere, hieß ein Ausspruch: „Wenn ihr sehen könntet, was euch alles umgiebt, ihr würdet erschrecken!" Es kamen auch ganz gelehrte Abhandlungen über diesen Gegenstand, die uns aber nicht viel klüger machten. Manches — so gestanden manche — wissen sie selbst auch nicht, so wenig wie wir von ihrer Daseinsstufe wüßten, denn auch sie seien im Fortschreiten begriffen und stehen ähnlichen Rätseln gegenüber wie wir.

Das Wie sei schon etwas leichter zu definieren. Sie haben Bewegung, Sprache, Körper u. s. f. wie wir, nur alles vollkommener, die erstere rascher, die andere durch das, was wir Gedanken nennen. Der Körper habe Menschengestalt, sei aber nach unseren Begriffen viel

ätherischer, sie seien teilweise oft um uns und „wenn unsere Augen aufgethan wären", so müßten wir sie sehen. (Als die stets wiederkehrenden Bezeichnungen dieses Körpers nenne ich die Ausdrücke „Nebelhülle", „Nebelgestalt" und „Wolkensäule".) Der Zustand richte sich nach dem moralischen Wert und den hier gewonnenen Vorbereitungen oder eigentlich „Entäußerungen" für das „künftige Leben". Bei den Guten sei er von Anfang an dem irdischen Leben tausendfach vorzuziehen, bei den Bösen aber, bis sie zur diesseits verschmähten Einsicht gelangt seien, teilweise schrecklich, beides aber mehr geistig gedacht.

Ich muß offen gestehen, diese Äußerungen erscheinen meinem gesunden Menschenverstande — mögen sie nun unserer Einsicht entsprungen sein, oder aus dem sogenannten „Unbewußten" emporsteigen, oder aber wirklich den „Entkörperten" entstammen — durchaus vernünftig, und ich wüßte nichts Verständigeres und Einleuchtenderes an ihre Stelle zu setzen. Übrigens habe ich diesbezüglich nur in alten und neueren Erinnerungen gekramt und kann mich auf etwaige Einzelnheiten nicht besinnen. Diese „Erklärungen" stimmen übrigens meines Wissens so ziemlich mit denen in anderen Cirkeln erhaltenen überein. Doch wollen wir jetzt wieder zu den mehr „objektiven" Erlebnissen zurückkehren; wir fühlen uns ihnen „menschlich näher gerückt", oder — sie uns, wie man es nehmen will.

So rein menschlich, ja geradezu rührend, mutete uns am Abend des 14. September 1878 — der Tag wurde genau vermerkt — ein Besuch an, welcher ebenfalls aus dem Schattenlande zu kommen behauptete. Der Besucher gehörte zu den Dichtern, von denen uns eine ganze Reihe das Vergnügen ihrer Gegenwart gönnten.[1]) Ich bemerke hierzu, daß bei dieser Sitzung — und überhaupt bei den bemerkenswertesten Seancen — jener schon mehrfach erwähnte exaltierte und zuweilen melancholische Sohn des Mediums anwesend war. Dieser seltsam geartete junge Mann, sehr erfinderisch angelegt, war in seinen guten Stunden in seiner Art so geistreich wie der Vater, zuweilen aber (auch in einzelnen Sitzungen) war ihm wohl anzumerken, daß er, nach dem landläufigen Ausdrucke, „im Kopfe nicht ganz richtig war"; es war dort „irgend eine Schraube los". Ob dieser Umstand irgendwie von Einfluß auf den Verlauf und den geistigen Inhalt der Sitzungen gewesen, vermag ich nicht zu sagen, und noch viel weniger, wie sich dieser Einfluß etwa vollzog. Als gewissenhafter Berichterstatter aber glaubte ich, diese vielleicht nur nebensächliche Bemerkung immerhin anführen zu sollen. Und jetzt zur Sache selbst.

[1]) Ich habe schon im I. Hefte der „Psychischen Studien" von 1886 eine knappe Schilderung der Vorgänge dieses Abends und der ihn auszeichnenden Äußerungen gegeben, aber die Einzelheiten dort nicht mitgeteilt.

(Fortsetzung folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zur Vorgeschichte des Somnambulismus.

Von

Carl Kiesewetter.

„Und da der Spielmann auf der Saite spielte, kam die Hand des Herrn auf ihn. Und er sprach: So spricht der Herr."
2. Könige, III. 15 u. 16.

Wenn ich eine vollständige Vorgeschichte des Somnambulismus schreiben wollte, so würde diese Arbeit sich mit dem überwiegend größten Teil aller übersinnlichen Vorgänge aus der Zeit vor Mesmer befassen müssen und ein mehrbändiges Werk werden. Dies kann natürlich nicht meine Absicht sein; ich beschränke mich auf den summarischen Nachweis, daß der Somnambulismus, möge er sich spontan eingestellt haben oder künstlich erzeugt worden sein, jahrtausendelang vor Mesmer und Puységur bekannt war, und daß diese Männer nur ein neues Wort für eine alte Sache, höchstens eine neue Methode, den genannten Zustand herbeizuführen, erfanden. Zweitens will ich die Mittel untersuchen, welche man vor den genannten Männern zur Erzeugung des Somnambulismus anwandte, wobei es mindestens fraglich wird, ob dieselben wirklich eine neue Methode erfanden. Drittens endlich gedenke ich eine möglichst vollständige Zusammenstellung derjenigen Stellen zu geben, welche bei den heiligen und profanen Schriftstellern des Altertums und der christlichen Zeit die Kenntnis des Somnambulismus beweisen.

Ich würde das Wort Somnambulismus am liebsten ganz beseitigt oder doch nur in seiner ursprünglichen Bedeutung des Nacht- oder Schlafwandelns angewendet sehen, denn seine Anwendung auf gewisse Erscheinungen des Fernempfindens ist, scheint mir, eine mißbräuchliche. Fern- und Hellsehen ersetzen dieses unklare und gegenüber der offiziellen Medizin zu vielen Mißverständnissen Anlaß gebende Wort je nach der Sachlage vollständig. Wollte man das Wort Somnambulismus aus Pietät gegen die Väter des modernen Lebensmagnetismus, welche dasselbe faute de mieux anwandten, beibehalten, so wäre dies genau ebenso gehandelt, als wenn die modernen Heere aus Pietät gegen den großen Unbekannten, der die Feuerwaffen erfand, mit Luntenflinten schießen wollten.

Das Fern- oder Hellsehen ist nach meiner Auffassung der höchste

Grad des dem Unbewußten (ob wir dieses hier im Sinne Hartmanns oder du Prels nehmen, darauf kommt es jetzt nicht an) der beseelten Geschöpfe immanenten Vermögens der Fernempfindung, welche im Parallelismus der großen und kleinen Welt begründet ist. Diese Stufe der Fernsinnigkeit ist diametral dem **Instinkt** entgegengesetzt, bei welchem die Fernempfindung die bestimmende Triebkraft für eine organische Lebensthätigkeit mit Lebenserscheinungen und Bewegungskräften ausgestatteter Wesen in Thätigkeit setzt. Ich kann und will mich hier nicht auf längere Auseinandersetzungen über den Instinkt einlassen, sondern beziehe mich hinsichtlich des Beweises, daß derselbe ein übersinnliches Wahrnehmungsvermögen bei den Tieren ist, u. a. auf eine meiner früheren Arbeiten.[1]) Nur sei es mir gestattet, aus der Hochflut von Beobachtungen über Äußerungen des sogenannten Instinktes zwei der neuesten und merkwürdigsten Beobachtungen „exakter" Forscher anzuführen. In **Meyers** Konversationslexikon heißt es[2]):

„Eine sehr merkwürdige Beobachtung hat J. **Fallou** an den Puppen der Bombyciden gemacht, nämlich: daß sich schon im Puppenzustand die geschlechtliche Differenzierung und Anziehungskraft geltend macht. Er beobachtete bei der Zucht des gewöhnlichen Seidenspinners (Bombyx mori), wie Männchen in großer Zahl geflogen kamen und sich auf eine Schachtel setzten, in welcher einige dem Ausschlüpfen nahe Individuen weiblichen Geschlechtes enthalten waren. In entsprechender Weise beobachtete **Seebold**, daß Cocons des großen Nachtpfauenauges (Saturnia Pyri), die er in einem Gewächshause aufbewahrte, eines Abends Männchen herbeizogen, die sich außen an die Glasfenster setzten und dort die ganze Nacht über ausharrten, obwohl erst am darauffolgenden Tag ein Weibchen auskroch."

Wir haben hier drei Erscheinungen des Fernempfindens beisammen, nämlich des Fernsehens, insofern die Männchen die weiblichen Cocons in der Ferne wahrnehmen; des Hellsehens, insofern sie dieselben in der Schachtel oder dem Gewächshause gewahren, und endlich der „Kopfuhr", insofern sie die Zeit des Ausschlüpfens gekommen sehen. Die unsinnige Annahme, als ob die Schmetterlinge mit Bewußtsein handelten, überhaupt damit empfänden, liegt mir natürlich völlig fern. Diese Vorgänge bleiben ebenso in der Sphäre des Unbewußten wie die Wahrnehmungen der sogenannten Somnambulen, deren Tagesbewußtsein von ihrem unbewußt Geschauten und Gethanen nichts weiß.

Ist eine äußersinnliche Erklärung dieses Vorgangs schon so gut wie unmöglich, so ist eine solche bei folgender Äußerung des Instinktes meiner Meinung nach völlig ausgeschlossen. Es handelt sich um das massenhafte Auftreten des **Palolowurmes** (Lysidice viridis) in der Südsee an astronomisch scharf charakterisierten Tagen. Es heißt bei **Meyer**[3]) von diesem massenhaften Auftreten des Wurmes an den Küsten der Fidschi- und Samoainseln an ganz bestimmten Novembertagen:

„Das Merkwürdigste an ihnen ist das plötzliche Erscheinen des sonst in den Korallenriffen lebenden Tieres an der Oberfläche des Meeres, welches von den Eingeborenen nach astronomischen Kennzeichen berechnet wird. Es tritt mit dem Beginn

[1]) Vgl. Sphinx IV 24, S. 421. — [2]) 4. Auflage, Bd. 18, S. 836.
[3]) A. a. O. S. 995.

des letzten Mondviertels im November ein und zwar kurz vor Sonnenaufgang, am ersten und dritten Tage nur spärlich, am zweiten aber nach Milliarden. Einen Monat früher, ebenfalls zur Zeit des letzten Mondviertels, erscheinen auch Palolos, aber nur in geringerer Menge. Churchward hat in seinem Buche „My consulate in Samoa“ (London 1888) den einem Volksfest gleichenden Hauptfang in der bevorzugten Nacht mit lebhaften Farben beschrieben. Von allen Inseln des Archipels kommen dann Männer und Frauen in ihren Kanoes schon am Abend an den bevorzugten Stellen zusammen, und es entwickelt sich ein Treiben, wie bei einem südlichen Nachtfest. Endlich gegen Anbruch der Morgendämmerung wird es still, und alles blickt in höchster Spannung auf den vom niedrigen Wasser bespülten, spaltenreichen Saum des Gestades. Plötzlich steigen wie auf ein gegebenes Zeichen die langen, in den verschiedensten Farben schillernden Würmer aus allen Riffen und Löchern ringsumher an die Oberfläche, und bald ist der ganze Strand mit einer dicken, wimmelnden Schicht des Gewürmes bedeckt. Laut jauchzend und sich einander durch Zuruf ermunternd, greift alt und jung in das Gewimmel hineln, hascht, was sich haschen läßt, und füllt damit die bereit gehaltenen Töpfe. In der That haben sie auch keine Zeit zu verlieren, denn sobald die Sonne ihre ersten Strahlen über das Meer schickt, stürzen die Tiere, wie von einer dämonischen Macht herabgezogen, wieder in ihre Löcher und Spalten zurück, und binnen wenigen Minuten sind sie verschwunden.“

Für diese Erscheinung giebt es keine in klimatischen oder meteorologischen Verhältnissen begründete Erklärung, weil das Klima der Samoainseln ein sehr gleichmäßiges ist, und der November, mit einer Mitteltemperatur von 28° C. in das Ende der Regenzeit fallend, ein sehr monotones Wetter mit sich bringt. — Die Würmer erscheinen genau in der Nacht nach dem letzten Viertel in diesen Unmengen; das letzte Mondviertel kann aber an jedem beliebigen Tag des Novembermonats eintreten, ein Merkmal desselben außer der Elongation des Mondes von der Sonne giebt es nicht. Der Wurm muß also, weil er im November in Scharen an die Oberfläche kommt, die Fernempfindung der Stellung der Erde zur Sonne, und weil er das letzte Viertel des Mondes bevorzugt, der Elongation des Mondes von der Sonne haben. Wir finden also hier im niedern Tierleben durch die Fernempfindung eine Behauptung der Astrologie bestätigt, daß nämlich die Konstellationen der Gestirne nicht ohne Einfluß auf das organische Leben sind.

Der Umstand, daß die Fernempfindung bei den Tieren, deren Seelenleben ein unbewußtes ist, so außerordentlich hoch entwickelt ist, erklärt sich dadurch, daß bei ihnen die Einheit und der Zusammenhang mit der großen Welt nicht durch die Reflexion gestört wird und auch die feinsten durch kosmische, tellure ꝛc. ꝛc. Vorgänge hervorgerufenen Veränderungen der Ströme des unbekannten Etwas, das wir Äther, Akasha, Mysterium magnum u. s. w. nennen, empfunden und richtig gedeutet werden. Ganz folgerichtig finden wir auch bei den Völkern des Altertums, des Mittelalters und den sogenannten Wilden, also bei Menschen, die sozusagen traumverloren am Busen der Natur schlummern, die Fernempfindung in einem Grad entwickelt, für welchen uns heute jeder Maßstab fehlt.

Die unklare, nebelhaft bleibende und doch sichere Fernempfindung, welche im Tiere den Instinkt erzeugt, ruft im Menschen, wenn sie zu schwach ist, um von dem Unbewußten seiner Psyche in ein Bild um-

gesetzt zu werden, die Ahnung hervor. Wird die Fernempfindung während des natürlichen Schlafes zum Bild umgesetzt, so entsteht der Wahrtraum; findet dieser Vorgang während eines künstlich erzeugten Schlafes, währenddessen die Hirntätigkeit so gut wie ausgeschaltet ist und das Ganglienleben überwiegt, statt, so treten die Erscheinungen des sogenannten Somnambulismus, des Fern- und Hellsehens auf. Findet eine spontane Umwandlung der Fernempfindung in ein Bild während des Wachens statt, so haben wir das zweite Gesicht, die Visionen, die Telepathie; die bewußt gewollte Umsetzung absichtlich erzeugter Fernempfindung in ein Bild ist die Seherschaft. Zwischen dem Traum und der Seherschaft unstät schwankend, liegen die Künste der magischen Divination, insofern sie geschaute Bilder erzeugen.

Der Parallelismus des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, mit welchem die Möglichkeit der Fernempfindung steht und fällt, ist — was eben das oben über die ältesten Völker Gesagte bestätigt — bereits in der ältesten indischen Religionsphilosophie ausgesprochen; dieser Gedanke zieht sich durch die Geheimlehren des Altertums bis in die Werke des Paracelsus und seiner Anhänger, und tritt uns im neuzeitlichen Monismus wiedergeboren entgegen. Um mit Paracelsus und Jakob Böhme zu reden, sind dem Menschen die siderischen Verhältnisse, die ganze Weltordnung eingeboren, so daß in Wahrheit der Mikrokosmus die Signatur des Makrokosmus in sich trägt, oder, wie die Brahmanen und die Bibel sich ausdrücken, der Mensch ist die Stadt Brahmas oder der Tempel des heiligen Geistes. Wenn aber der Mensch der Inbegriff des kosmischen Lebens ist und in ihm alle im Weltall vorhandenen Kräfte harmonisch verbunden sind, so wird es begreiflich, daß alle kosmischen Zeiten, Zahlen und Maße sich in seinem Unbewußten — wie in dem des oben genannten Wurmes — abspiegeln, „daß die Naturgesetze in ihrer ungestörten Entwickelung von ihm wahrgenommen werden, daß er von dem ganzen Leben der Erde, von ihren geheimen Werkstätten Kunde erhält.“[1])

Infolge dieses Verhältnisses besteht „eine geheime Verwandtschaft und besondere Beziehung der Qualitäten der Außenwelt zu einzelnen Systemen und Organen, die ihren vitalen Ausdruck in den Organen des Körpers reproduzieren.“[2]) Die unbewußte, uns nicht durch die fünf Tagessinne vermittelte Wahrnehmung ist kein logisches Erkennen, sondern ein unmittelbares Empfinden und Schauen.

Der Parallelismus des kosmischen und menschlichen Lebens zeigt sich am auffallendsten in der Gabe der Zeitbestimmung Fernempfindender. Diese merkwürdige Gabe wird erklärlich, wenn wir bedenken, daß unsere ganze Zeitbestimmung nur von den Eigenbewegungen der Erde und des Mondes um die Sonne abhängig sind, und mithin jeder Typus des Erdenlebens sich im Menschen abspiegeln muß. Umgekehrt aber muß auch die Bewegung des einzelnen organischen Individuums und ihr zeit-

[1]) Schindler: Magisches Geistesleben, S. 141.
[2]) Schindler: A. a. O. S. 143.

liches Maß in den kosmischen Rhythmus und Typus aufgehen, ja jedes einzelne Lebensmoment des einen Individuums muß ein Lebensmoment für jedes andere Individuum werden. So wird die merkwürdige Zeitbestimmung der sogenannten Somnambulen, wenn es sich z. B. um den zeitlichen Eintritt künftiger Krankheitskrisen u. s. w. handelt, verständlich; jedoch ist dieser Zeitsinn nicht von einem übersinnlichen Erkennen des Zeigers auf der Uhr, sondern von der unmittelbaren Fernempfindung abhängig.

Den merkwürdigsten Ausdruck, welchen die Fernempfindung kosmischen Lebens in der Seherschaft gewinnt, sehen wir bei der astronomischen Rechnung der Inder, Chinesen, Ägypter und Chaldäer. Nach Jones, Colebrooke u. a. beruht die Astronomie der Inder auf magischem Schauen, da die Suria Siddhânta (die durch die Sonne, das Tagesleben, empfangene Beweisführung) auf die Brahmâ Siddhânta (die durch Brahmâ empfangene Beweisführung) hindeutet. Die Möglichkeit, die astronomischen Vorgänge mit Hilfe des Hellsehens zu berechnen, ist bei den Brahmanen eine Glaubenssache, und in der That haben neuzeitliche Astronomen altindische, auf Hellsehen basierende Rechnungsmethoden auf sehr entfernte Finsternisse angewendet und nur geringe Abweichungen von den Resultaten gefunden, welche die Rechnung nach den modernen Tafeln ergiebt.

Aber auch auf eine höhere, mystische Weise stehen die indischen Seher mit der Sonne und dem Monde in Verkehr, indem diese sie als ihre Gottheiten zu sich hinaufziehen oder sich zu ihnen herablassen. Demzufolge sprechen die Inder von einer Ekstase der Sonnen- und Mondkinder, bei welcher nach Windischmann „die Sinne in den Manas (den Geist) zusammengehen, und der Seher sieht nichts mit den Augen, hört nichts mit den Ohren, fühlt nichts und schmeckt nichts, aber innerhalb der Stadt des Brahma sind die fünf Pranas leuchtend und wach, und der Seher erreicht sich selbst im Lichte bei den verschlossenen Pforten des Leibes. Da sieht er dann, was er im Wachen sah und that, er sieht Gesehenes und Nichtgesehenes, Gewußtes und Nichtgewußtes, und weil der Geist Urheber aller Handlungen selbst ist, so verrichtet er im Schlafe gleichfalls alle Handlungen und nimmt auch die ursprüngliche Gestalt des Lichtes wieder an, und er wird wie Brahma selbst leuchtend. Der innerlich gesammelte Geist kleidet sich in die Hüllen der Himmelslichter und aller Elemente, spricht aus dem Seher, als ob die Stimmen von außen kämen, ja die Stimmen offenbaren sich dem Seher aus Sonne, Mond und Sternen, aus Pflanzen und Tieren, und selbst aus dem starren Gestein."

Manu's Gesetzbuch, die älteste religiöse Urkunde der Menschheit, unterscheidet gleich den Mesmeristen drei psychische Zustände: das Wachen, den Traumschlaf und den Wonneschlaf.

Das Wachen (Jagrata) in der äußern, sinnlichen Welt ist kein wahres Erkennen; Unwissenheit und Bethörung walten wegen der Versunkenheit des Menschen in den Außendingen und wegen der Begierde nach deren Besitz vor. Daher stammt die Habsucht, die Anhänglichkeit an das Vergängliche und Handgreifliche, das Streben nach äußeren Gütern, das Gemisch von Gutem und Bösem, Hohem und Niederem, von Tier und Mensch, von Laster und Tugend.

Im Traumschlaf (Swapna) herrscht noch die Sinnenwelt in Bildern;

die Seele schwebt noch im Dämmerlicht, in Affekt und Bewegung zwischen Freude und Leid, Liebe und Haß, zwischen Kühnheit und Furcht vor Gefahren.

Der Wonneschlaf (Suschupti) öffnet erst das wahre Licht der Erkenntnis, und das rechte Wachen ist ein Schauen eines dem gemeinen Auge unsichtbaren, unzugänglichen Lichtes. Hier ist erst das innere Auge aufgeschlossen, und das Sehen ist nicht mehr das sinnliche, verwirrbare, dem Zufall und der Natursonne preisgegebene, sondern es ist ein klares Hellsehen, ein Durchschauen des magischen Kreises von der Peripherie bis zum Centrum. Dieser Wonneschlaf hat verschiedene Grade des inneren Wachens, in welchem die Seher in tiefen Schlaf versenkt, ganz der irdischen Welt entrückt sind. Ohnmacht und Ruhe und halbaufgeschlossener innerer Sinn herrscht auch im Traumschlaf, und alle Menschen fallen täglich in ihn; aber daraus zurückgekehrt, wissen die wenigsten etwas davon, und sie fallen beim Erwachen in die äußere Welt wieder der Unwissenheit anheim.

Wie wir sehen, schildert Manus Gesetz in mystischer Sprache die Unterschiede zwischen natürlichem und magnetischem Schlaf so charakteristisch, daß es der beste neuzeitliche Psychologe nicht charakteristischer thun könnte.

Die Religionsphilosophie der Chaldäer und Ägypter ist gleich der der Inder aus dem Hellsehen hervorgegangen, und wenn wir bedenken, daß die Theologie der erstgenannten beiden Völker mit der Astronomie zusammenfällt, daß die Magier der Chaldäer und Priester der Ägypter in alle Geheimnisse der Erzeugung von magischen Ekstasen eingeweiht waren, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn wir bei diesen Völkern eine so große Summe astronomischen Wissens finden, welche bei sinnlichen Beobachtungen des Sternenhimmels ohne Instrumente nicht hätte erlangt werden können und auf gleiche Weise wie die indische Astronomie ins menschliche Bewußtsein gekommen sein muß.

Einen Beweis hierfür giebt der von Nebukadnezar restaurierte astronomische Turm zu Borsippa, der babylonische Turm der Bibel. In demselben weilte auch die älteste der Geschichte bekannte Hellseherin, von welcher Herodot berichtet[1]):

„Im obersten Turm (das ganze Gebäude bestand bekanntlich aus sieben den Planeten geheiligten Stockwerken) ist ein geräumiger Tempel; in demselben befindet sich eine große wohlgebettete Lagerstätte, und daneben steht ein goldener Tisch; ein Götterbild ist aber dort nicht aufgerichtet, auch verweilt kein Mensch darin des Nachts außer einem Weibe, eine von den eingeborenen, welche der Gott sich aus allen erwählt hat, wie die Chaldäer versichern, welche Priester dieses Gottes sind."

„Eben dieselben behaupten auch, wovon sie mich jedoch nicht überzeugt haben, daß der Gott selbst in den Tempel komme und auf dem Lager ruhe, gerade wie in dem ägyptischen Theben auf dieselbe Weise nach Angabe der Ägypter; denn auch dort schläft im Tempel des thebanischen Zeus ein Weib. Diese beiden Weiber haben, wie man sagt, mit keinem Manne Umgang; ebenso auch verhält es sich in dem lycischen Patara mit der Priesterin des Gottes zur Zeit der Orakelerteilung, denn es

[1]) I, 181.

findet dieselbe nicht immer daselbst statt; wenn sie aber stattfindet, so wird sie dann die Nächte hindurch mit dem Gotte in den Tempel eingeschlossen."

Den letzteren Passus fasse ich dahin auf, daß die autosomnambule Seherin zu Patara für gewöhnlich außerhalb des Tempels lebte und nur zur Zeit der Krisen, wenn der Gott sie begeisterte, dort eingeschlossen wurde.

Nach Lenormant[1]) war der Eingang zur obersten Kapelle des Turmes von Borsippa dem Gotte Nebo („Prophet") geweiht und hieß bab assaput, „Thor des Orakels". Ein ähnliches Orakelgemach, bit assaput, bestand nach inschriftlichen Angaben noch in der Pyramide des königlichen Stadtviertels zu Babylon, doch ist aus den Urquellen nicht ersichtlich, ob hier die Orakel in derselben Weise wie im Turme zu Borsippa erteilt wurden. Man weiß nur, daß dieses Orakelgemach als Grabkammer des Bel-Marduk betrachtet wurde, was allerdings wahrscheinlich macht, daß hier eine Art Inkubation stattfand, insofern im Altertum Grabkammern sehr häufig zu derartigem Zweck benutzt wurden.

Es wird vielleicht für die Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß das Gebet, welches die Inkubationsgebräuche im Grabgemach des Bel-Marduk in der Pyramide Ê-saggal zu Babylon einleitete, zum Teil erhalten ist und folgendermaßen lautet:

„Gewähre mir den Eintritt, daß mir ein Glückstraum[2]) zu teil werde!
Der Traum, den ich träumen werde, daß er günstig sei!
Der Traum, den ich träumen werde, daß er wahrhaft sei!
Der Traum, den ich träumen werde, laß ihn ausfallen zu meinen Gunsten!
Makhir, der Traumgott, möge walten über meinem Haupt!
Gewähre mir den Eintritt in den Ê-saggal, in das Götterschloß, den Wohnsitz des Herrn!
Auf daß ich mich nähere Maraduk, dem Erbarmer, dem Glückspender, und den gesegneten Händen seiner Allmacht.
Möge ich rühmen können deine Größe, lobpreisen deine Gottheit!
Mögen die Bewohner deiner Stadt rühmen können deine Werke!"

Bekannt ist, daß die persischen Priester, die Magier, durch Händeauflegen, durch Worte, Licht und Schall heilten, und daß sie wie die Könige nach dem herrschenden Glauben von dem Lichtquell Ahuramasda erleuchtet wurden[3]), d. h. das magnetische Schauen kultivierten.

In Ägypten war die Astronomie wie die Medizin mit dem Tempelkult verbunden, und die Inkubation wurde ebenso gepflegt wie bei den Chaldäern. Die hauptsächlichsten Heilgötter waren die Isis und Serapis, deren Hauptorakel sich in den Tempeln zu Memphis und Busiris, zu Canopus, Alexandria und Theben befanden. Minder bedeutend sind Osiris, Apis und Phtha.

Isis besonders freute sich nach dem Glauben der Ägypter, den kranken Menschen zur Gesundheit zu helfen, weshalb sie Erscheinungen im Traum

1) Lenormant: Die Geheimwissenschaften Asiens, Jena 1878, Kap. VIII.
2) Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß bei der Inkubation neben dem natürlichen Schlaf auch der magnetische stattfand.
3) Zendavesta. Bd. I, T. I, S. 39.

und mit diesen die Heilmittel gab. Über die in den Isistempeln vor sich gehenden Heilungen schreibt Diodor von Sicilien[1]):

„Die Ägypter versichern, daß Isis ihnen in der Arzneikunst große Dienste geleistet habe durch heilsame Mittel, welche sie entdeckte; daß sie jetzt, wo sie unsterblich geworden, an dem Gottesdienst der Menschen ein besonderes Wohlgefallen habe und sich vorzüglich um deren Gesundheit bekümmere; daß sie ihnen durch Träume zu Hilfe komme, worin sie ihr ganzes Wohlwollen offenbare. Die Probe ist darüber festgesetzt, nicht durch Fabeln wie bei den Griechen, sondern durch gewisse Thatsachen. In der That, alle Völker der Erde geben Zeugnis von der Macht dieser Göttin in Bezug der Heilung von Krankheiten durch ihre Verehrung und Dankbarkeit. Sie zeigt in den Träumen denjenigen, die leidend sind, die für die Krankheiten geeigneten Mittel an, und die treue Erfüllung ihrer Verordnungen hat gegen die Erwartung aller Welt Kranke gerettet, welche von den Ärzten aufgegeben waren."

Die Behandlungsart der Krankheiten bestand in Baden, Salben, Einreiben, Räucherungen ꝛc., während die Kranken in den Tempeln durch Fasten und besondere Kleidung zum magnetischen Schlaf vorbereitet wurden, in welchem ihr Heilinstinkt frei waltete. Im Schlafe wurden sie von den Priestern beobachtet, welche ihnen nach dem Erwachen Mitteilung von dem machten, was sie hellsehend (nach ägyptischer Auffassung durch die Gottheit) über den Verlauf der Krankheit und die anzuwendenden Heilmittel ausgesagt hatten. Daraus war dann der sehr nahe liegende Irrtum entstanden, als ob die Priester allein weissagten.

Über die Serapistempel sagt Strabo[2]):

„In seinen Tempeln ist eine große Gottesverehrung, wo viele medizinische Wunder geschehen, an welche die berühmtesten Männer glauben und für sich und andere den Tempelschlaf pflegen."

In dem berühmten Serapistempel zu Alexandrien, wo, wie in allen Tempeln, die Votivtafeln Geheilter hingen, fand auch die Heilung des Blinden und Lahmen durch Vespasian statt, welche ich in der „Vorgeschichte des Mesmerismus" mitteilte.

Die Prophetie der Juden ist nichts als magnetisches Hellsehen im Dienste des Jehovahkultus, denn die anthropologischen Grundzüge des jüdischen Prophetentums sind identisch mit denen der Seherschaft aller andern Bekenntnisse, nur ist die religiöse Grundlage, welcher das Hellsehen entstammt, eine verschiedene. Infolge der in magnetischen Zuständen allgemein auftretenden Erhöhung der seelischen Thätigkeiten begegnen wir bei den Propheten dem gleichen sittlichen Pathos wie bei den übrigen Sehern und Somnambulen, wir begegnen dem gleichen überschwenglichen Bilderreichtum der Sprache und des Schauens und der gleichen unsicher tastenden Zeitbestimmung, wobei wir ausdrücklich hervorheben, daß die Ekstase des sittlich ernsteren Charakters die erhabenere sein wird.

An das Eingehen eines extramundanen Gottes in die Leiber der Propheten glaubt niemand mehr, der das magische Seelenleben kennt, und auch die Annahme ist gänzlich falsch, daß der Prophet, ohne äußere

[1]) Bibl. hist. Lib. I.

[2]) Geographica XVII, 801.

Mittel anzuwenden, durch unvermittelten göttlichen Ruf in Ekstase falle. Ist das Leben in der Einsamkeit und die Askese der Propheten nicht ein künstliches Mittel und völlig identisch mit der gleichen Methode der indischen Yogis und der Mystiker aller Zeiten? Waren die Prophetenschulen zu Gilgal, Jericho und Bethel nicht Anstalten, in welchen die Ekstatiker künstlich ausgebildet wurden? und war die prophetische Ekstase, wie wir aus der Geschichte Sauls sehen, nicht ansteckend wie die magischen Ekstasen aller Zeiten? In dem in der Bibel unzähligemal erwähnten Auflegen der Hände, wodurch die Gabe des Heilens und der Prophetie mitgeteilt wurde, haben wir endlich den schlagenden Beweis, daß die Propheten die magnetische Manipulation ausübten. Ja diese Methode war so bekannt, daß die Bibel, wenn sie von dem Eintreten einer autosomnambulen Krise bei den Propheten spricht, sich dahin ausdrückt, daß die Hand des Herrn über ihm kam.[1])

„Da geschah des Herrn Wort zu Hesekiel, dem Sohne Busi, des Priesters, im Lande der Chaldäer, am Wasser Chebar; daselbst kam die Hand des Herrn über ihn. Und ich sahe; und siehe, es kam ein ungestümer Wind von Mitternacht her mit einer großen Wolke voll Feuer, das allenthalben umher glänzte; und mitten in demselben Feuer war es wie lichthelle" rc.

Hesekiel hat also wie alle Seher Lichterscheinungen, und auch in seine Visionen mischt sich aus dem Tagesleben Herübergenommenes, denn in seinen geflügelten Tieren sind unschwer die babylonischen Flügelstiere wieder zu erkennen. — Die „Hand des Herrn" ruft magnetisches Schlafreden hervor und erzeugt Hellsehen:

„Und die Hand des Herrn war über mir des Abends, ehe der Entronnene kam, und that mir meinen Mund auf, bis er zu mir kam des Morgens, und that mir meinen Mund auf, also, daß ich nicht mehr schweigen konnte!"[2]) (Wie allbekannt, fühlen alle Seher und magnetische Schläfer einen unbezwinglichen Drang zur Mitteilung.) „Im fünfundzwanzigsten Jahre unseres Gefängnisses, im Anfang des Jahres, am zehnten Tage des Monats, das ist das vierzehnte Jahr, nachdem die Stadt geschlagen war, eben an demselbigen Tage, kam des Herrn Hand über mich und führete mich daselbst hin, durch göttliche Gesichte, nämlich ins Land Israel, und stellete mich auf einen sehr hohen Berg, darauf war es wie eine gebaute Stadt von Mittag her" u. s. w.[3])

Aber auch der Musik als eines anregenden Mittels bedienten sich die Propheten, denn da Elisa Josaphat prophezeien soll, verlangt er einen Spielmann, während dessen Spieles die Hand des Herrn über ihn kommt.[4])

Ich glaube, daß diese Proben genügen werden, um das Prophetentum als einen magnetischen Zustand zu charakterisieren.

Über die bei den griechischen Orakeln vorkommenden magnetischen Zustände hat Freiherr Dr. du Prel eine ausführliche Zusammenstellung gemacht[5]), weshalb ich dieselben hier übergehen kann. Doch sei es mir gestattet, mich hier nach Sprengel[6]) und Ennemoser[7]) etwas ein-

[1]) Hesekiel 1, 3 u. 4. — [2]) A. a. O. 33, 22. — [3]) A. a. O. 40, 1—2.
[4]) 2. Könige, 3, 15.
[5]) Die Orakel. München 1887. Auch in „Die Mystik der alten Griechen".
[6]) Geschichte der Medizin, Bd. I. — [7]) Geschichte der Magie.

gehender über die in den Äskulaptempeln üblichen heilmagnetischen Gebräuche aussprechen zu dürfen.

Die Kranken, welche den Tempelschlaf ausüben wollten, mußten feierlichst die genaueste Befolgung aller Vorschriften geloben, andernfalls sie für unwürdig erklärt und nach ihrer Heimat entlassen wurden. Bei ihrer Ankunft in den Äskulaptempeln mußten sich die Kranken der strengsten asketisch-vegetarischen Lebensweise unterwerfen, mehrere Tage fasten und sich des Weines völlig enthalten. Darauf wurden sie von den Priestern in den Vorhallen umhergeführt, wobei erstere ihnen die heiligen Symbole — soweit zulässig — erklärten, ihnen die Votivtafeln geheilter Kranker zeigten und die Wunderheilungen des Gottes berichteten. Alsdann sprach oder sang der Priester heilige Hymnen, νόμους, welche die Kranken nachsprachen, worauf Tiere — meist Widder und Geflügel — geopfert wurden. Dabei mußten die Kranken fleißig Bäder nehmen und Wasser aus der heiligen Quelle trinken. Dieses Wasser zeigt auffallenderweise Eigenschaften des magnetisierten Wassers, insofern es die Krankheiten heilt, Hellsehen erzeugt und Widerwillen gegen anderes Wasser hervorruft, ja dieses sogar schädlich macht. So schreibt der griechische Rhetor Älius Aristides, welcher die Inkubation im Äskulaptempel zu Pergamus vollzog, folgendes[1]):

„Selbst der Stumme erhält seine Sprache wieder, wenn er daraus (aus der heiligen Quelle) trinkt, wie auch diejenigen, welche die heiligen Wasser trinken, zu weissagen pflegen. Sogar das Schöpfen des Wassers dient statt aller andern Heilmittel, und bei Gesunden wirkt das Wasser, daß ihnen kein anderes mehr bekommt."

Mit den Bädern waren Reibungen und andere Manipulationen verbunden; auch fanden Salben vielfache Anwendung. In Pergamus hatte man sogar ein besonderes Friktionsinstrument, Xystra, mit welchem die Kranken nach dem Bad von besonders dazu angestellten Leuten vorsichtig gerieben wurden. Diese Operationen wurden je nach dem Stand der Krankheit auf den Rat der Priester vor oder nach dem Eintritt der Kranken in die innern Tempelräume vorgenommen.

Fernerhin wurden die Kranken, bevor sie zum Orakel zugelassen wurden, beräuchert, mit den Händen berührt, gestrichen und gerieben. Waren nun nach diesen Vorbereitungen die Kranken zum Schlaf tauglich befunden worden, so wurden sie entweder in den allgemeinen Schlafsaal geführt, wo sie sich auf das Fell ihres Opfertieres niederlegten, oder sie hielten die Inkubation in besondern Gemächern auf Prachtbetten ab. (Hochsensitive.)

Recht charakteristisch schildert Virgil die Inkubation im — allerdings italischen (die Sache bleibt dieselbe) — Faunusorakel[2]), wo die Stimmen des Faunus dem schlafenden König Latinus den Rat giebt, seine Tochter dem Äneas zu vermählen:

„Aber der König erschrak ob der Schau, und zu Faunus' Orakel
Geht er und forscht in den Hainen des schicksalredenden Vaters,

[1]) Aelii Aristidis oratoris clarissimi orationes, Olivae 1604, 4°.

[2]) Äneis. Gesang VII, V. 81—105.

An der Albunea Schlund, die, groß vor den Nymphen der Wälder,
Rauscht mit heiligem Quell und dumpf mephitischen Duft haucht;
Wo der Italer Stämm' und rings die önotrischen Lande,
Wankend in Not, Antworten erspähn. Wann Gaben der Priester
Dartrug, und in der Stille der Nacht auf geopferter Schafe
Ausgebreitete Vließ' hinsank und pflegte des Schlummers,
Sieht er schweben umher viel seltsame Wundererscheinung,
Und er vernimmt vielfaches Getön und hält mit den Göttern
Hehres Gespräch und redet zum Acheron tief im Avernus.
Hier nun forscht' Antworten er selbst, der Vater Latinus;
Hundert weiht' er der Schafe nach Fug, rechtaltrig und fehl'los,
Und auf der dunsenden Schicht der gebreiteten Flausche gelagert,
Ruhet' er. Plötzlich erscholl aus dem innersten Haine der Ausruf:
Suche nicht für die Tochter latinischer Ehen Vereinung,
Sprößling meines Geschlechts, noch traue bereiteten Kammern!
Auswärts nah'n Eidame daher, die zum Himmel durch Abstamm
Unsern Namen erhöh'n, und wovon aufblühende Enkel
Alles sich unter dem Fuß, soweit Sol steigend und sinkend
Schaut des Oceanus Enden, beherrscht einst sehn und geordnet!
Diesen Bescheid, den Faunus, der göttliche Vater, ihm warnend
Gab in schweigender Nacht, verhehlt nicht selber Latinus;
Sondern ihn trug ringher die ausonischen Städte hindurch schon
Fliegend der Ruf." (Schluß folgt.)

Das Wunderbare.

Von
Frank Forster.



Keine Lippe kann es sprechen,
Was an Wundern uns umwebt,
Was da rauscht in tausend Bächen
Und als Klang in Lüften schwebt;
Was als Licht im Äther flutet,
Was im Sturm durch Meere rauscht,
Was in allen Sonnen glutet
Und im Weltall Formen tauscht.

Aber Alles ist nur Ahnen,
Was da redet leis und laut —
Wunderbarste aller Bahnen
Geht der Mensch, der in sich schaut.
Was wir weben sehn und schweben,
Was hier innen uns umloht,
Weicht von unserm äußern Leben,
Und erblüht in dessen Tod!



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Eine wohlthätige Suggestion.

Vor einiger Zeit besuchte ich eine sehr gute, edeldenkende Frau, die, obwohl von Körperleiden ganz ans Haus gefesselt, ihre Tage ganz dem Wohle leidender und bedrückter Menschen sowie dem Tierschutze widmet. Ich fand sie in eifriger Unterredung mit einem der Bauern, die zu den reichsten hiesiger Gegend zählen. Sie redete ihm mit warmen Worten zu, ein armes, krankes Pferd zu kaufen, um es vor den entsetzlichen Qualen zu retten, die es von seinem derzeitigen Besitzer zu erdulden hatte. Dem pfiffigen, reichen Bauern, der aber, wie wir wußten, sonst nicht bösartig war und besonders seine Haustiere gut und menschlich versorgte und behandelte, wollte der Handel zuerst durchaus nicht in den Kopf. Ich hatte selbst früher das Tier gesehen und war erschüttert von seinem Aussehen, denn obwohl nicht alt, war es vor Hungerleiden zum Skelett abgemagert und mit Wunden und Beulen bedeckt von erlittener Mißhandlung. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich der freudige Gedanke, das Wesen erlöst und in guter Hand zu wissen, und während die gute Frau dem Bauern zusprach, richtete ich meinen Blick mit aller Willenskraft auf sein Gesicht und mischte mich dann mit einigen Worten ins Gespräch: „Gehen Sie nur schnell; Sie müssen gehen; Sie müssen das Pferd gleich holen!“ sagte ich mit festem Nachdruck zu ihm, ihn nicht aus den Augen lassend. Er sah mich lachend und betroffen an, machte sich aber zu unsrer freudigen Überraschung wenige Minuten darauf auf den Weg ins Dorf, um das Tier an sich zu bringen.

Als ich bald darauf den Heimweg antrat, begegnete mir der Mann, der das bereits erworbene Tier führte. Ich blieb stehen und sprach ihm meine herzliche Freude darüber aus. „Ich hab' müssen,“ sagte er, „ich hab' gar nicht anders gekonnt, und ich hätt' mich auch gar nimmer ohne das Pferd bei euch zwei vorbei getraut.“

Ohne uns darüber verständigen zu können, hatte also unser beider fester Wille den Bauern gezwungen, etwas zu thun, was eigentlich ganz gegen seine Natur war, denn er schloß einen Handel ab, der ihm nach gewöhnlichen Begriffen keinen Vorteil brachte; er behielt das arme Tier und versucht jetzt mit guter Behandlung und Pflege es zur Genesung und Kraft zu bringen. Es mag der kleine Fall nur ein neuer Beweis sein, welch' machtvolles Werkzeug zum Guten und dessen Vollbringung der feste, gute Wille ist.

Kösen, am 4. August 1891. **Bertha Mutschlechner.**



Phantasma einer Sterbenden.

Im Frühjahre 1880 befand ich mich auf einem Hamburger Dampfer, der nach Brasilien ging. Ich traf an Bord mit einer jungen Dame zusammen, die ich nicht kannte, und die gleich mir nach Brasilien reiste. Da wir als die einzigen Damen auf dem Schiffe ganz auf einander angewiesen waren, wurden wir im täglichen engen Verkehr bald befreundet und unterhielten uns in den langen Mußestunden über gar mancherlei. So kam das Gespräch eines Tages auch auf Geister, Geisterseher, Geistererscheinungen ꝛc. Schließlich halb im Scherz, halb im Ernst gaben wir uns das Versprechen, daß die zuerst Sterbende der anderen erscheinen sollte. Einige Tage später war ich an meinem Bestimmungsorte angelangt, während meine Gefährtin weiter nach dem Süden reiste. Beim Abschiede wurde mit dem Versprechen, einander zu schreiben, auch das andere Versprechen erneuert. Während ihrer Weiterfahrt dachte ich natürlich öfter an sie, ohne daß dieser Gedanke mich jedoch präoccupiert hätte.

Es waren seit unserer Trennung mehrere Nächte vergangen, die ich etwas unruhig zugebracht hatte, da Hitze und Mosquitos mich sehr ermüdeten. Die Thüre meines Schlafzimmers stand der Hitze wegen halbgeöffnet. Ich war erst spät bei vorrückender, kühler werdender Nacht eingeschlafen — als ich plötzlich wie durch einen Luftzug geweckt wurde. In der Halbbeleuchtung des Mondes, dessen Licht durch das Fenster schimmerte, sah ich eine große, ganz in Weiß gehüllte Gestalt durch die halboffene Thüre leise hereintreten und auf mich zukommen. Ich richtete mich etwas auf und versuchte zu sprechen oder zu rufen, aber die Kehle war wie zugeschnürt, die Zunge wie gelähmt, ich konnte kein Wort, keinen Laut hervorbringen; das Herz pochte hörbar, während ich mit weitgeöffneten Augen der Gestalt folgte. Diese kam ganz nahe heran, schien mich durch den dichten Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, aufmerksam anzusehen, denn sie blieb, den Kopf etwas nach vorne übergebeugt, stehen, zog dann leise, ohne den Kopf zu wenden, an meiner Decke, doch so, daß ich die Hand nicht sehen konnte, und so leise, daß ich es nur sah, aber nicht fühlte — ging dann in einem Halbkreis gegen einen dem Bette gegenüberstehenden Spiegelschrank, vor dem sie wieder einen Moment hielt, und verschwand dann unter der Thüre so geräuschlos, wie sie gekommen war. Mit der Erscheinung war auch mein Schrecken zu Ende; ich stand eiligst auf und schloß die Thüre ab, und legte mich darauf beruhigter zu Bett.

Das Ganze hatte auf mich einen unheimlichen Eindruck gemacht, wie nie etwas zuvor; ich scheute mich sogar anfangs, davon zu sprechen. So vergingen ungefähr vierzehn Tage, und der Dampfer, der uns nach Brasilien gebracht hatte, kehrte zurück. Dies erzählte mir eines Abends die Dame des Hauses, deren Mann eben aus der Stadt zurückgekehrt war. Auf meine Fragen, ob für mich keine Briefe angekommen seien, wurde kurz geantwortet.

Darauf nahm ich mir Mut und erzählte von meinem nächtlichen

Erlebnisse, und fügte bei, daß ich wegen eben dieser Freundin in großer Unruhe sei, um so mehr, als heute keine Nachrichten von ihr gekommen seien. Nun erst eröffnete sie mir sehr bewegt, daß das Schiff die Nachricht gebracht habe, daß meine Gefährtin wenige Tage nach ihrer Landung vom gelben Fieber ergriffen und schnell dahingerafft wurde. Es mußte gerade die Zeit gewesen sein, wo ich sie zu sehen glaubte.

Von diesem Augenblicke stand meine Überzeugung fest, daß sie mir wirklich erschienen sei, eingedenk des mir gegebenen Versprechens.

Fr. Lutz.

Telepathische Träumer.

Von Freitag auf Samstag, den 1. August d. J., hatte ich einen etwas beängstigenden Traum, aus dessen Wirrwarr mir einzelne Teile beim Erwachen in Erinnerung kamen. Morgens erzählte ich, lächelnd über die Neckereien des Traumgottes, meinem Diener, was mir besonders aufgefallen war. — „Ah! da werden Sie wahrscheinlich die Hand, resp. den Arm unter dem Kopfe gehabt haben, da hat man schwere Träume," äußerte F. M. Allein eben diese Nacht hatte auch er einen besonderen Traum. Er sah, wie ein in Wien wohnhafter Vetter, Ferdinand Kreisl, ein Fabrikstischler, von einer Maschine zerrissen werde und demzufolge sterbe. Wie F. M. versicherte, habe er tags vorher (Freitag, den 31. Juli) nicht entfernt an diesen Verwandten gedacht.

An dem gehabten Traume wäre nun nicht besonders auffällig, daß er sich auf einen durch Maschinen veranlaßten Unfall bezog; denn der Träumer selbst war als Maschinenschlosser verunglückt und hatte sich an Brust und Fuß stark beschädigt. Erst vor kurzem hatte ein anderer junger Vetter ein Unglück bei der Arbeit, wodurch er mehrere Wochen an das Krankenbett gefesselt ward; und so sind denn seine Verwandten bei ihren Arbeiten in Fabriken mehr oder weniger Gefahren ausgesetzt. Es ist also das Vorkommen eines auf einen derartigen Unfall sich beziehenden Traumes ganz gut natürlich zu erklären.

Am Montag Morgen, den 3. August, jedoch erhielt F. M. von einer Cousine des im Traume als verunglückt wahrgenommenen Vetters einen Brief, in dem sie mitteilte, daß ihr Vetter Ferdinand Freitag nachmittags in der Fabrik mit der rechten Hand unglücklicherweise in eine Maschine geraten sei, welche ihm vier Finger zerquetschte und vom fünften Finger ein Stück wegriß. Der Verunglückte dürfte wohl kaum an seinen in Brünn lebenden Vetter gedacht haben, welcher des Nachts darauf von einem ihn betreffenden, freilich noch bedeutenderen Unfall träumte. Wenn nichts anderes, wäre dies doch ein seltsames Zusammentreffen.

Brünn, 4. August 1891. A. R.

Visionäre Wahrnehmungen.

Am 15. Oktober 1890 bewerkstelligte ich unsern Umzug hier von einer Interimswohnung in das große, alte Haus des Sensenschmiedes E.

— Nachdem meine Habe dorthin geschafft war, machte ich mich mit Mann und Kindern selbst auf den Weg in die neue Wohnung, die ich eigentlich mit einem, mir damals unerklärlichen Widerwillen bezog. Es war ein kalter, klarer Herbsttag und zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags. Plötzlich sah ich, auf Büchsenschußweite von mir, quer über der Fahrstraße ein rabenschwarzes Pferd von riesiger Größe stehen; es stand bewegungslos und überragte ein Haus, das seitwärts an der Straße sich befand. Ich machte Mann und Kinder darauf aufmerksam, ich meinte, sie müßten es sehen, doch sie sahen nichts; da ging ich näher hinzu; der schwarze Koloß blieb bewegungslos, ich konnte die Augen, die Mähne, alles genau unterscheiden. Da ich zwei kleinere Kinder im Korbwägelchen bei mir hatte, blieb ich nun doch stehen und wartete — das Pferd rührte sich nicht vom Fleck. Die Zeit drängte, und ich näherte mich noch mehr. Als ich nun auf Zimmerlänge diesem Schattenbilde nahe war und mir's ganz kalt über das Herz lief, weil mein Weg versperrt war, denn ich wollte doch nicht unter dem Leibe des Pferdes zwischen den Füßen hindurchfahren und mußte dennoch weiter, konnte auch nicht ausweichen, weil die Straße eingezäunt war, da war es urplötzlich verschwunden.

Es vergingen Wochen und Monde, und im Drange anderer Erlebnisse dachte ich kaum mehr an jene Erscheinung.

Mitte Januar, an einem blendend klaren Wintertage ging ich mittags gegen 1 Uhr von dem Dorfe heim, denselben Weg wie damals, als ich umzog; ich war allein und in ruhiger, heiterer Gemütsstimmung. Da, als ich an dieselbe Stelle kam, stand wieder dasselbe Pferd quer über der Straße, die ich gehen mußte, um unsere Wohnung zu erreichen, aber diesmal war insofern eine Änderung eingetreten, als es eine große Schabracke trug, von schwarzer Farbe, aber mit weißen Randstreifen und Quasten, ganz wie die Pferde, welche in München die Leichenwagen ziehen. Auch diesmal half mir Warten nichts, denn es blieb regungslos stehen und erst, als ich ganz nahe gekommen, war es wieder urplötzlich verschwunden. Ich muß gestehen, daß mich diese wiederholte Erscheinung nachhaltig ernst stimmte.

Ich glaube die Erklärung hierfür nur darin gefunden zu haben, daß mir in dem Hause, in dessen unmittelbarer Nähe mir diese zweimalige Erscheinung begegnete, viel Leid und Widerwärtigkeit widerfuhren, ja, daß sogar mein Leben dort gefährdet war, und ich betrachte die Erscheinung nun gleichsam als eine Warnung.

In der Wohnung, welche ich im Sensenschmiedhause inne hatte, ereigneten sich noch weitere Dinge, deren einige ich mir erlaube, hier wiederzugeben; dieselbe bestand nur aus einem großen Zimmer, nebst einem Vorraum. Eines Abends gegen 8 Uhr, Mitte Dezember 1890, saßen wir alle um den Tisch, mein Mann, die Kinder und ein junges Mädchen, welches bei mir weilt. Plötzlich ließ sich ein Mark durchdringender, gellender Schrei, aus einer Zimmerecke nächst dem Fenster, hören. Es vernahmen ihn alle, auch mein Mann und das junge Mädchen; wir sprangen auf und suchten das ganze Zimmer ab, es fand sich keine

Spur einer natürlichen Ursache; mein Mann ging hinunter und vor das Haus, auch hier war nichts und niemand zu entdecken.

Mich erschütterte der Schrei bis ins Innerste, denn ich hatte einen gleichen Ton schon früher in meiner Jugend bei einer mir unvergeßlichen Gelegenheit[1]) gehört. Nachdem es uns gelungen, die Kinder zu beruhigen, blieb es für diesen Abend stille. Von dieser Zeit aber stellten sich in unregelmäßigen Pausen nachts Klopftöne ein.

Kurz vor Weihnacht, ich glaube zwei Tage vorher, saß ich mit meinem Manne, meiner ältesten Tochter und dem erwähnten jungen Mädchen abends gegen 9 Uhr ruhig arbeitend und sprechend an unserm Tische; da plötzlich ertönte wieder der entsetzliche Schrei, diesmal von Scharren und Kratzen begleitet, und zwar im Fastereck, in unserer allernächsten Nähe. Die andern trieb das Entsetzen von den Stühlen, ich bezwang mich jedoch, und sitzend bleibend wandte ich meine ganze Willenskraft darauf, dem unsichtbaren Etwas zu befehlen, unsere Ruhe nicht weiter zu stören. Beim Niederlegen zum Schlafen aber war es mir sehr schwer im Herzen, um der Kinder willen, die ich vor solchem Schrecken gern gewahrt hätte; doch hörten wir von da ab den entsetzlichen Laut nicht mehr.

Im April 1891 entschloß ich mich, jenes Haus zu verlassen, wozu mich ohnehin verschiedene andere Umstände zwangen; von da an vermehrten sich die nächtlichen Klopftöne und kamen auch zuweilen am Tage, besonders wenn ich allein im Zimmer war.

Einen der ersten, schönen Tage im Mai sah ich abends zwischen 7 und 8 Uhr mit meiner Ältesten zum Fenster hinaus. Wir trauten unsern Ohren kaum, als wir eine wunderschöne Musik vernahmen, wie von einem großartigen Orchester; bald schienen die herrlichen Töne ganz nahe vor dem Fenster zu schweben, bald schienen sie vom Waldessaume her zu kommen, aber es war tieftraurige, ergreifende Musik von wunderbarer Schönheit und Meisterschaft; ich erkannte darin ganze Teile aus Beethovens und aus Chopins Trauermarsch. Bald klangen die Töne leiser und ferner, bald schwollen sie zu solcher Deutlichkeit an, daß mein Kind fortlaufen wollte, um zu suchen, wo denn diese herrliche Musik herkäme.

Noch an manchen Abenden hörte ich diese Trauermusik, nie aber vor 7 Uhr. Am lautesten und schönsten, zugleich am ergreifendsten vernahm ich sie am letzten Abend, den ich in jener Wohnung verbrachte, unendlich wehmütig, schwellend und ersterbend. Ich konnte mich nicht davon trennen, den herrlichen Tönen zu lauschen, die ich sogar noch um 11 Uhr nachts vernahm. Ich füge noch hinzu, daß ich stets die Musik nur dann hörte, wenn ich zum Fenster hinaussah, und daß es mir nie gelang, eine natürliche Ursache dafür aufzufinden.

Ich habe dies alles genau der erlebten Wahrheit gemäß berichtet.

Luise Walter.

---

[1]) Bei dem hier kürzlich mitgeteilten Erlebnisse, welches die Redaktion unter der Überschrift „Satanas" veröffentlichte.



Der Spiritualismus in der Erziehung.

Der Wert der neuesten Veröffentlichung des in spiritualistischen Kreisen wohlbekannten Dr. Cyriax[1]) liegt weniger in der Neuheit der Ideen, als in der Art des Vortrags. Es ist dem Verfasser gelungen — und darauf darf er stolz sein —, die schwebenden sozialpolitischen, pädagogischen und religiösen Hauptfragen in allgemeinverständlicher, fast möchte man sagen volkstümlicher und unterhaltender Weise. klar zu legen und zu beantworten. Wie diese Beantwortung ausgefallen — dies brauchen wir unseren, mit den Grundsätzen und Tendenzen des Spiritualismus längst vertrauten Lesern nicht zu sagen: wer ein Buch dieser Richtung kennt, kennt alle.

Mit Recht betont Cyriax die Notwendigkeit einer Ergänzung und Korrektur des Schulunterrichts durch die häusliche Erziehung. Namentlich in Sachen der Religion. Es läßt sich nicht leugnen, daß die gangbarsten religiösen Vorstellungen dem kindlichen Alter, das nur das Anschauliche und gleichsam Handgreifliche zu fassen vermag, eine unzureichende moralische Stütze bieten. Warum sollte man da nicht den Spiritualismus zu Hilfe rufen und seine jedem zugängliche und, was die Hauptsache ist, sinnfällige, dabei aber der Religion nicht widerstreitende Wahrheiten den Kindern so früh als thunlich beibringen? Mit anderen Worten: warum sollte man nicht die praktischen oder ethischen Satzungen des Christentums empirisch, durch die sinnlichen Thatsachen des Spiritualismus bekräftigen und beglaubigen? Der Gedanke hat an sich nichts Abenteuerliches; und er erscheint noch vernünftiger und durchführbarer, wenn man bedenkt, daß ja jeder von uns eigentlich erst durch das Leben, das Schicksal, eben die persönliche Erfahrung, zum religiösen Glauben, d. h. zur Anerkennung einer überweltlichen und weltregierenden Macht bekehrt wird. Die Aufgabe der spiritualistischen Erziehung wäre demnach keine andere, als den natürlichen Entwickelungsgang des menschlichen Bewußtseins zu beschleunigen oder abzukürzen. Dies wird erreicht dadurch, daß man auf induktivem Wege die Kinder frühzeitig hinweist auf das Dasein einer geistigen unsichtbaren Welt, welche wir an ihrer Wirkung auf die sichtbare erkennen.

„Haben wir — sagt Cyriax (S. 160) — die Kinder auf diese Weise gelehrt, im Walten der Natur geistig-seelische Kräfte zu erkennen und sie von diesen zurück zu Gott geführt, aus dem alles stammt, so ist es leicht, ihnen auch begreiflich zu machen, daß der göttliche Geist, alles durchdringend, der Weltsubstanz die Impulse zur fortdauernden Veränderung der Formen und Kombination der Atome gegeben hat und das von ihm ausgegangene geistige Prinzip die ganze Schöpfung in immer neuer fortschrittlicher Gestaltung zwingt, die Bedingungen zu liefern für die Entstehung von geistigen ewigen, fortentwickelungsfähigen, vernünftigen Wesen oder Menschen, in denen das göttliche Prinzip zur willigen Persönlichkeit, zur Individualität geworden ist, das nun in seinem persönlichen Bewußtsein nicht mehr zerstört werden oder untergehen kann, sondern zu einem ewig fortschreitenden Leben bestimmt ist."

[1]) Dr. Bernh. Cyriax, „Über Erziehung. Beherzigenswerte Mahnworte für Eltern, Lehrer und Erzieher". Leipzig 1891 (bei O. Mutze). 181 S. 1 M., geb. 1,50 M.

Solange wir in Deutschland keine nach Fröbelschen Grundsätzen eingerichtete spiritualistische Schulen besitzen, wie solche Andrew Jackson Davis in Amerika gegründet, hat die häusliche Erziehung für den spiritualistischen Unterricht der Kinder zu sorgen und die Wahrheit jener theoretischen Auseinandersetzungen experimentell zu beweisen, indem sie die Kinder an den spiritualistischen Sitzungen der Familie teilnehmen läßt, was bei gesunden Kindern ohne Gefahr schon im Alter von 12 Jahren geschehen könne.

Cyriax motiviert diesen Rat in folgender und, wie es uns scheint, ganz richtigen Weise.

„Die Lehren des Spiritualismus — sagt er (S. 156 f.) — üben eine große Macht auf das kindliche Gemüt, um es zu verhindern, vom Wege des Rechtes abzuweichen. Man glaubt gar nicht, wie wohlthätig die Überzeugung wirkt, daß das Kind niemals allein ist, selbst wenn kein Mensch da ist, sondern daß die Geister der Verstorbenen es immer begleiten, wissen, was es thut und Freude oder Trauer empfinden, je nachdem das Kind artig oder unartig, böse oder gut ist. Allerdings sagt man dem Kinde auch, daß Gott es sieht; aber Gott ist so weit weg, das Kind kann ihn nicht sehen, nicht begreifen, und sobald es ein paarmal etwas Unrechtes gethan hat, ohne daß Strafe darauf folgt, so kümmert sich das Kind nicht mehr darum, um so weniger, da es ja Erwachsene auch Unrecht thun sieht, ohne daß Gott einschreitet. Ganz anders liegt es aber, wenn bei der nächsten Sitzung der Geist eines lieben Verwandten mitteilt, daß das Kind unrecht gehandelt hat und es ermahnt, das nicht wieder zu thun. Da bekommt das Kind den Beweis, daß es nichts ungesehen thun kann, und wird sich später in acht nehmen. Die Allwissenheit Gottes ist ihm unfaßbar; aber daß die Geister seine Gedanken und seine Handlungen kennen, weiß es gewiß, da es die Beweise dafür gehabt hat, und es wird nichts thun, dessen es sich zu schämen hätte."

Auch ein streng Gläubiger dürfte ohne Anstand diese Worte unterschreiben, da ihm die Kirche nicht verbietet, an Schutzengel zu glauben.

Als die hübschesten Partien des Buches erscheinen uns die Abschnitte 15, 16 und 17.

R. v. K.

Zigeuner-Zauberei.

Vor kurzem ist in Fischer Unwins Verlage in London ein sehr wertvolles Werk erschienen, das ebenso anregend wie lehrreich zu lesen ist. Es rührt von Charles G. Leland, dem Vorsitzenden der Gypsy Lore Society, her, der auch unter dem Namen Hans Breitmann durch Balladen und andere Dichterwerke bekannt ist. Er hat dies neue kulturgeschichtliche Werk „Zigeuner-Zauberei und Wahrsagung" genannt und es nicht nur mit einer Fülle von eigenen höchst originellen Abbildungen, Initialen u. s. w., sondern auch in seiner äußeren Aufmachung als einen stattlichen Quartband in Leinewand sehr gefällig ausgestattet.[1]) Seine Stellungnahme zu dem von ihm dargestellten magischen Wesen kennzeichnet der Verfasser selbst in seiner Vorrede:

[1]) Gypsy Sorcery and Fortune Telling, illustrated by numerous incantations, specimens of medical magic, anecdotes and tales, by Charles G. Leland. Small 4to cloth 16 sh. Bei T. Fisher Unwin, Paternoster Square in London 1891, 271 Seiten.

„Jetzt, da wir entschlossen sind, die Wahrheit herauszufinden, sei es nun auf Grundlage des Materialismus oder des Spiritualismus, oder der Identität beider, staunen wir, daß dieses Reich der Wunder und Geheimnisse, verwoben mit dem, was wir unbestimmt „Magie" nennen, anstatt hinwegerklärt zu werden und zu explodieren, sich vor unsern Blicken weiter ausdehnt in demselben Maße, wie unsre Forschung voranschreitet, und zwar nicht als bloßes Nebelland der Wolkengebilde, sondern als das Bereich der Wirklichkeit, in welchem die Männer der Wissenschaft, welche sonst schon den bloßen Gedanken daran verachteten, sich frei zu bewegen anfangen ... Es ist klar, daß alle diese, in Gemeinschaft mit den Laien, nur der großen Lösung des noch Unbekannten zustreben.

.... Vorerst jedoch ist unsre Aufgabe noch, so viel Thatsachen wie möglich festzustellen und zu sammeln, solange noch Überlieferungen jener seltsamen Sagen und Kenntnisse alter Zeiten vorhanden sind, anstatt schon jetzt die Zeit mit Aufstellung verfrühter Theorien zu vergeuden.

In einer Vorlesung, die ich auf dem Kongreß der Traditions populaires in Paris 1889 über das Verhältnis der Zigeuner zu den Volkssagen hielt, sprach ich schon meine Ansicht dahin aus, daß diese Leute immer die bescheidenen Priester dessen waren, was in Wirklichkeit die praktische Religion der Bauern und der armen Leute ist, ihrer magischen Gebräuche und Arzneien. Wenige nur haben irgend welche Vorstellung davon, bis zu welchem Grade die Zigeuner namentlich in Italien die Träger des „alten Glauben" und der Zauberei waren und sind. ... Es liegen gute Gründe vor für die Annahme, daß das meiste der Zigeuner-Zauberei durch das Zigeunervolk von Ostindien zu uns herübergebracht worden ist. Dies gilt besonders für die im Osten Europas wohnenden."

Das Buch ist leicht verständlich und anziehend zu lesen, weil alles an Beispielen, Erzählungen und Anekdoten veranschaulicht ist. Wertvoll sind auch die vielen Hunderte von magischen Sprüchen und Reimen, welche hier gesammelt und jeder an seinem richtigen Platze in den Zusammenhang eingefügt sind. Diese Beschwörungsverse und Anweisungen sind vom Verfasser sehr geschickt ins Englische übersetzt, und diese auch nur annähernd so gut in deutscher Sprache wiederzugeben, ist nicht gerade leicht. Als ein einziges Beispiel greifen wir aus dieser reichen Fülle nur die folgende Anweisung zu dem alten Liebeszauber (S. 53) heraus. Die telepathische Wirkung solcher Willensmagie Liebender ist leicht begreiflich:

Man nehme eine Blumenzwiebel, Tulpe oder dergl. (ein Zwiebel- oder Knollengewächs) und pflanze es in einen reinen neuen Blumentopf. Während des Einpflanzens sage man wiederholt den Namen dessen oder derer, die man liebt und spreche danach über diese Pflanze jeden Tag morgens und abends folgenden Reim:

Also wie dies Wurzel schlägt
Und so wie dies Blüten trägt,
Also soll ihr (sein) Herzelein
Ganz mir zugewendet sein.

Merkwürdig ist, daß die magischen Sprüche der Zigeuner auch als die Urbilder mancher Kinderreime und Ammenverse nachgewiesen werden, welche letzteren nur in den verschiedenen Sprachen leicht erkennbare Verdrehungen von jenen sind (S. 209f.); und so sinnlos solche Kinderreime auch erscheinen, so haben die ursprünglichen Worte, aus denen sie verdreht sind, doch einen ganz guten Sinn in der Zigeunersprache, die dem Sanskrit nahe steht.

Das Werk wird vielen in ihrer Bibliothek willkommen sein. H. S.

Plaudereien mit der Geisterwelt.

Der naseweise, Gott und Welt schulmeisternde, vorwiegend polemische, hochtrabende Ton, in welchem der „spiritismus militans" der Gegenwart seine auf „übersinnlichem" Wege gewonnene Erkenntnis mitzuteilen pflegt, steht in so grellem Widerspruch zu unsern Anschauungen und Bedürfnissen, daß jene bei uns durchweg nur einen sehr unerfreulichen Eindruck hinterlassen hat. Ganz anders hat auf uns eine kleine, eben erschienene Schrift von E. von Bergbach[1]) gewirkt. Auch sie enthält „Geisterkundgebungen": aber ihr leihen wir gern unser Ohr. Wie naiv, wie fromm, innig und mild ist diese Sprache! Wie anspruchslos diese Form! Ein solcher Geisterverkehr scheint uns allerdings der Mitteilung wert.

Es sind aphoristische Gedanken über Gott, den Erlöser und die Kirche; über ethische, naturphilosophische und das besondere Gebiet des Spiritismus berührende Fragen. Zum großen Teil schöne Gedanken, in herzgewinnender Einfalt ausgedrückt.

Herrlich ist das „Gebet" (S. 7 f.), welches, als für den Geist und den Stil des ganzen Buches besonders bezeichnend, wir hier vollständig anführen:

„Mein Gott und Vater, der du die eine große Liebe bist, dein ist der Tag und dein bin ich, — erfülle deinen heiligen, glorreichen Willen an mir, an allem, was ich habe. Erkenntnis gieb du mir, mein Gott, Erkenntnis deiner Wahrheit, Erkenntnis deiner Liebe, Erkenntnis meiner Pflichten, Erkenntnis meiner selbst. Jeden Tag bring' mich dir näher, jede Stunde führe, leite, segne mich. Mache du mich dein Eigentum, — mit deiner Liebe, Vater, halte mich. Dein ist mein Leben, dein alles, was ich bin und habe; nicht lichtleer, nicht freudlos kann es sein, wenn du in ihm enthalten bist, — wenn es mich emporzieht zu deinem Throne. Und nimm von mir Schwäche und Müdigkeit; mit deiner Kraft durchdringe mich, und gieb mir reiches, volles Verständnis der leisen Alleluja-Melodie, die da und dort hervorbricht aus deiner Schöpfung und hervorbrechen muß, weil du sie bestimmt für die Vollkommenheit und Seligkeit. Und allen, allen gieb Erkenntnis, die Erkenntnis deiner selbst, deiner Liebe, ihrer Sünde, und Erkenntnis, daß in der Sünde allein ihr Leiden liegt. Dies gieb, mein Vater, all meinen armen verirrten Brüdern der Geisterwelt, daß alle deine Liebe fühlen, daß alle in das eine Alleluja mit einstimmen können. — Und nimm meinen Dank, mein Vater, für alles, was du mir gegeben, für alles, was du mir gethan, für deine verstandene und unverstandene Liebe. Nimm du, mein Heiland, Meister, meinen Dank und trage ihn zum Vater, um deiner Liebe willen. Amen."

Wir denken, daß es nicht leicht sein würde, in der Erbauungslitteratur ein besseres, oder auch nur ein ähnliches Gebet zu finden. **R. K.**



Der Okkultismus

hat im neuesten (Supplement-Band 1890—91) der 4. Auflage von „Meyers Konversations-Lexikon" einen eigenen, wenn auch kurzen Abschnitt erhalten. Aber schon die Thatsache, daß er überhaupt in diesem Werk erwähnt

[1]) E. v. Bergbach, „Geisterkundgebungen", Berlin 1891 (bei R. Siegismund), 300 Seiten.

wird, ist ein lautredendes Zeichen des Fortschrittes unserer Bewegung. Es heißt dort (S. 750 f.):

Mit diesem schlechten, aber doch durch keinen bessern zu ersetzenden Namen soll das Gebiet derjenigen psychischen Erscheinungen bezeichnet werden, welche aus dem gewöhnlichen Verlauf des Seelenlebens heraustreten, ohne doch schon der Pathologie anheimzufallen. Gemeint sind (Traum) Hypnose, Ekstase (Gedankenübertragung, Hellsehen) 2c. In der Untersuchung dieser erst seit kurzem dem Aberglauben entrissenen Phänomene stehen sich zwei Parteien gegenüber. Die eine (Moll, Dessoir u. a.) versucht durch schärfste Prüfung die wirklichen Thatsachen auszumitteln, sie in Verbindung mit den übrigen von der wissenschaftlichen Psychologie behandelten Vorgängen zu bringen und ihre Gesetze festzustellen. — Die andere Richtung (Hellenbach, du Prel u. a.) ist wesentlich von metaphysisch-religiösen Gesichtspunkten geleitet; sie will aus den erstaunlichsten Vorkommnissen des Spiritismus u. dergl. die transscendentale Freiheit der Seele vom Kausalgesetz, ihre organisatorische (den Leib bildende) Kraft und ihre individuelle Unsterblichkeit ableiten.

Ganz richtig scheint uns freilich diese Definition nicht. Beide hier erwähnten Richtungen, die der psychischen Forschung und die des Spiritismus, sind nach unserer Ansicht gar kein Okkultismus, vornehmlich die erstere nicht, der es nur auf Feststellung der Thatsachen ankommt; der Spiritismus leitet wenigstens insofern schon zum Okkultismus über, als er wenigstens die passiv durch die „Medien" erzielten Resultate für die Anhänger dieser Richtung subjektiv verwerten will. Der Okkultismus aber besteht ausschließlich im Streben eines Menschen die höheren Daseinsstufen aktiv in sich selber zu verwirklichen. Es liegt demselben klar oder unklar das Bewußtsein zu Grunde, daß es sehr viel höhere Entwicklungsstufen giebt, als die des heute sogenannten (durchschnittlichen „normalen") Kulturmenschen. Einen Teil dieses weitesten Begriffs des „Okkultismus" bildet auch die Mystik, und zwar ist diese recht eigentlich das Wesen dieses Okkultismus. Dennoch unterscheidet man von ihr mit Recht den Okkultismus im engeren Sinne, als das Streben, welches sich auf Aneignung von übersinnlichen Kräften und Fähigkeiten richtet, also auf Magie, um des persönlichen Genusses solches Wissens und Könnens willen. Mystik dagegen ist lediglich das Streben nach Verwirklichung der höheren Wesensstufen und zuletzt des höchsten Selbsts (des absoluten Seins). Dies ist allein durch immer vollständigeres selbstloses Hingeben jeder eigenen Persönlichkeit an das immer größere Ganze zu erreichen. Daß dabei sich selbstverständlich höheres innersinnliches Wissen und Können in der sich selbst aufgebenden Persönlichkeit entwickelt, ist für diese nur eine Last, insofern dies ihre Verpflichtung zur ausgiebigen Verwertung solcher höheren Fähigkeit im Dienste des „Geistigen" vermehrt. Der Unterschied solcher (praktischen) Mystik und des Okkultismus (im engeren Sinne) ist der, den man sonst auch kennzeichnete als weiße und schwarze Magie. H. S.

Eine Philosophie der Geschichte der Philosophie.

Die Gottheit, der Mensch, die Natur, oder: das Absolute, die Vernunft, die sinnliche Welt — dies sind die drei Hauptziele sowohl als die

drei Ausgangs- und Angelpunkte aller Spekulation, welche sich entweder bloß auf einen Teil des Erkennbaren, auf ein bestimmtes Gebiet des Ganzen beschränkt, oder die Gesamtheit der Prinzipien zu umfassen trachtet. Auf diesem die Zahl und Größe der Probleme betreffenden Unterschied beruht der zwischen den einzelnen, speziellen philosophischen Disziplinen, und den großen Systemen und Synthesen, welche sich jener kleineren Erkenntnisgebiete nur als Bausteine zu ihrem kunstvollen Gefüge, oder als Staffeln zu ihrem höheren Standpunkte bedienen.

In welchen Formen geht nun die Entwicklung des stets auf das eine oder das andere jener drei Welträtsel gerichteten philosophischen Denkens vor sich? Unter welchen natürlichen, d. h. in der geistigen Natur des Menschen selbst begründeten Gesetzen vollzieht sich der Lauf der Geschichte der Philosophie? Auf welche Kategorien lassen sich die mannigfaltigen und scheinbar so heterogenen Erscheinungen derselben zurückführen? Welche sind die wenigen Prinzipien, die dem geistigen Leben der Menschheit zu Grunde liegen, und deren Umgestaltungen eben das sind, was man Epochen, Phasen, Richtungen und Schulen der Philosophie nennt?

Dieser ohne Zweifel wichtigen und zeitgemäßen Untersuchung widmet Barlet eine eben erschienene Schrift.[1])

Der im Verhältnis zu dem behandelten Stoff geringe Umfang des Buches, die Art, die Neuheit und Schwierigkeit der Aufgabe bringt es mit sich, daß der Verfasser nicht überall den gleichen Grad von Klarheit in seiner Darstellung erreicht. Er verfällt oft in einen etwas minutiösen Schematismus und sieht sich, diesem zuliebe, genötigt, neue, nicht immer treffende Ausdrücke und Formeln zu erfinden. In den zahlreichen, zum großen Teil sehr geistreich angefertigten synoptischen Tabellen, ist jede Evolutionsphase der „Idee" mit einer Etiquette in der Form eines Stichworts versehen, die deren hervorstechenden Charakter kennzeichnen soll; indessen ist es kaum zu verwundern, daß dabei manches Schiefe und Gezwungene mit unterläuft.

Dies sind jedoch leicht zu beseitigende und ganz äußerliche Mängel, die nicht im mindesten den inneren Wert der Schrift beeinträchtigen, der in dem bemerkenswerten und zur Nachahmung auffordernden Versuch besteht, eine Philosophie der Geschichte der Philosophie zu begründen.

Zu den vorzüglichen Eigenschaften Barlets muß auch die Objektivität seiner Urteile und das feine Verständnis der großen deutschen Denker gerechnet werden. Seine Sympathie für den Okkultismus oder Esoterismus spricht er oft und unzweideutig aus — namentlich am Schluß des Buches — und erblickt in ihm (S. 15) die vollkommenste Form der Erkenntnis, die vollständigste Synthese des gesamten menschlichen Wissens.

R. K.

Wieder einmal Dr. Wallny.

Über den Mißbrauch, der mit hypnotischen Suggestionen und tele-

[1]) J. Ch. Barlet, Essai sur l'Evolution de l'Idée, Paris 1891 (bei Chamuel et Cie.) 174 Seiten.

pathischer Fernwirkung (sogenannter Willensmagie) getrieben werden kann, hat Dr. F. Wollny („Über den Hypnotismus", bei Wigand) wieder einmal eine kleine Schrift losgelassen, die nur ein erneuter Beweis seiner zunehmenden Krankhaftigkeit, sowiezugleich seines mangelnden Verständnisses für juristische Dinge ist, über die zu reden er sich hier veranlaßt fühlt. Wir bezweifeln sehr, daß jener Mißbrauch heute noch anders als einmal in irgend einem seltenen Ausnahmefalle vorkommt. Wir wollen aber doch diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen, alle diejenigen, die, wie Dr. Wollny, sich vor solcher Magie fürchten, darauf hinzuweisen, daß die beste Abwehr fremder suggestiver Beeinflussung die ist, auf dieselbe keine Rücksicht zu nehmen, sie sich aus dem Sinne zu schlagen und seinen eigenen Willen so stark und positiv zu machen, wie nur möglich. Für Herrn Dr. Wollny ist es um so mehr zu bedauern, daß er fortgesetzt das gerade Gegenteil davon thut, sich mit krankhafter Phantasie dieses Gespenst immer gräßlicher ausmalt und unausgesetzt Schriften darüber schreibt, die noch dazu wohl niemand liest. H. S.

Schopenhauers Parerga und Paralipomena.

In einem der Frühjahrshefte des vorigen Bandes der Sphinx hatten wir Gelegenheit unsern Lesern die damals von Dr. Raphael von Koeber begonnene Neu-Herausgabe von Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" in 2 Bänden, oder 12 Lieferungen zu 60 Pfg., bei Moritz Boas in Berlin, zu empfehlen. Soeben geht uns die letzte (12.) Lieferung dieser sehr hübschen Ausgabe zu. Sie ist vom Herausgeber mit Einleitung und Anmerkungen versehen, ist durchaus vollständig und enthält auch die wenigen Gedichte Schopenhauers. Die Ausstattung ist sehr gefällig, der Druck in klarer lateinischer Schrift. H. S.

Hartmann contra Aksakow.

Von Dr. Carl du Prels geistreicher Besprechung und Entgegnung der Replik Dr. Eduard von Hartmanns auf Staatsrat Aksakows Werk: „Animismus und Spiritismus", welche als Aufsatz in unserm letzten Junihefte (1891, Band XI, S. 368) erschien, ist bei Oswald Mutze in Leipzig ein Sonderabzug (für 30 Pf.) zu haben. Es ist überflüssig, denselben noch besonders unsern Lesern zu empfehlen; es giebt selbstverständlich kein besseres Mittel der Propaganda für den Spiritismus, als diese kleine Schrift. H. S.

Bitte an unsere Leser!

Wir bitten unsere Leser freundlichst, aber dringend, die Verbreitung der „Sphinx" durch Empfehlung derselben, sowie durch Mitteilung geeigneter Adressen zur Probeheft-Versendung fördern zu helfen oder selbst von uns gratis Probehefte zu zweckmäßiger Verteilung zu beziehen.

(Der Herausgeber.)

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

November 1891 XII, 71.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57&59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx" ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen" oder „magischen" Thatsachen: der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 71. Inhalt. November 1891.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

für Deutschland und Österreich	M. 6,—;	einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	M. 1,50 (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.
Die „Sphinx" ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter
Nr. 5833.
Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 71. November 1891.

Das wahre Geistesleben

und die Wertschätzung übersinnlicher Thatsachen.

Von

Lorenz Oliphant.[1]



Wie die aufs engste mit dem geistigen Erdenleben des Menschen verbundenen Regionen, so sind auch die niedereren Daseinsstufen der übersinnlichen Welt unvollkommen, unrein, unzuverlässig und verwirrend als Quelle der Inspiration; auch gänzlich ungeeignet zum Vereinigungspunkt für edles und wahres Menschentum. Der Gedanke eines thatsächlichen Verkehrs mit diesen Weltsphären hat von jeher einen mächtigen Zauber auf die Menschen ausgeübt, und Mittel einer bewußten Annäherung an sie scheinen zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Hochfluten der religiösen, sittlichen oder intellektuellen Entwickelung begleitet zu haben. Wenn der menschliche Organismus hin und wieder königlichen Gästen seine Palastthüren öffnet, so suchen sich gleichzeitig

[1]) Laurence Oliphant, Sohn des Sir Anthony Oliphant, hat sich schon im Jahre 1859 durch wertvolle Aufsätze in den Times bekannt gemacht und war längere Zeit Parlamentsmitglied für Stirling. Auch die Ergebnisse seiner ausgedehnten Reisen (er begleitete u. a. Lord Elgin auf dessen Spezial-Mission nach China und Japan) legte er in anziehenden Darstellungen nieder und lieferte manche wertvolle Beiträge zu „Blackwoods Magazine". Am bekanntesten unter seinen Schriften ist: „Piccadilly, eine Satire auf die Thorheiten des vornehmen Lebens", in welcher der inspirierte Dichter und hochsinnige Redner Thomas L. Harris eine bedeutende Rolle spielt. Dieser Harris gründete nach seiner Rückkehr von England eine Spiritualistengemeinde in Wassaick im Staate New York, welche in gewisser Weise eine Lebensordnung nach Vorbild der urchristlichen durchzuführen suchte. Alljährlich nun in den Parlamentsferien pflegte Lawrence Oliphant einen Besuch in Wassaick zu machen, gab sogar 1869 seinen Sitz im Parlament auf und schloß sich ganz dieser Gemeinde an. Bald jedoch kehrte er wieder zur Welt zurück und war seitdem eifrig bestrebt, die gewonnenen Einsichten zum Allgemeingut zu erheben. Im Jahre 1885 hat er durch seine Schrift „Sympneumata" wieder in weitesten Kreisen Aufsehen erregt. Dieser Titel, den man frei etwa: „Geistesgemeinschaft" wiedergeben könnte, kann als ein Ausdruck des Grundgedankens seines Wesens bezeichnet werden. Seine hier wiedergegebene Abweisung des Spiritismus ist einem seiner längeren Aufsätze entnommen, welche „Light" (Nr. 294 bis 296) im August 1886 brachte. Oliphant starb im Dezember 1888. (Der Herausgeber.)

Bettler und Müßiggänger einzudrängen. Dasselbe geschichtliche Wachstum, welches in wiederkehrenden Zeiträumen den Gemütes- und Geistesanlagen des Menschengeschlechts neue und höhere Wahrheiten zuführt, erschließt dieselben auch solchen niederen Invasionen. Darum aber liegt all' denen, welche eine Mitverantwortlichkeit für den Fortschritt ihres Zeitalters in sich fühlen, die Pflicht ob, sich mit allen Erscheinungsformen des den Fortschritt begleitenden Lebens bekannt zu machen und diese Kenntnisse auf persönliche Erfahrung zu begründen.

Ernste Gefahren jedoch bedrohen alle Forscher im Gebiete sittlicher oder geistiger Kräfte; verderbliche Irrtümer werden deren mühsames Streben umnachten, sobald sie dabei das höchste Ziel aus dem Auge verlieren. Dessenungeachtet ist jetzt der innere Drang vieler Naturen, klarere und vollständigere Anschauungen von dem, was Leben ist, zu erlangen als die der landläufigen Lehren, so unwiderstehlich, daß sie selbst der klar erschauten Gefahr nicht aus dem Wege gehen. Nur wenigen Denkern kann es verborgen bleiben, daß unser Jahrhundert die bevölkerte Erde in einer großen Krisis moralischen Wachstums antrifft; und eine kleine Anzahl mutmaßt schon bestimmter, daß aus dieser Krisis eine neue Weltenwahrheit hervorgehen wird, für deren Empfängnis jetzt die Menschheit heranreift. Diejenigen, welche dieses fühlen, sehen sich verpflichtet, gewissenhaft die Zeichen der Zeit zu erforschen; und sie müssen gewärtig sein, daß der sensitive Verkehr ihrer feinsten Geisteskräfte in den Gebieten der höchsten Erkenntnis eine gleiche Sensitivität auch für die niedrigsten übersinnlichen Regionen bedingt, welche unser Erdenleben verpesten und hungernd an der Thür unserer Lebensschwelle betteln. Auch dürfen wir beim Rückblick auf die eigene Entwickelung uns nicht verhehlen, daß dieser Verkehr mit der übersinnlichen Welt, der ein unvermeidlicher Begleiter solcher Entwickelungsperioden ist, ebenso peinlich und widerwärtig für alle diejenigen ist, welche sich mit demselben befassen, um ihn zu überwinden und zu beherrschen, wie er reizvoll und bezaubernd ist für alle die, welche sich kritiklos, ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit und willenlos ihm hingeben.

Die Hauptfrage scheint folgende zu sein: wie sollen die übersinnlichen Thatsachen durch den Forscher in Betracht gezogen werden — rationell, positiv, sympathisch? Wie können wir alle feige Unwissenheit über bestimmte Thatsachen des Lebens überwinden, ohne daß dieselben eine sittliche oder intellektuelle Verwirrung in uns anrichten? Wie können wir die heroische Methode des persönlichen Experiments verfolgen, ohne uns körperlichen und geistigen Einflüssen preiszugeben, die wir nachher vielleicht nicht zu beherrschen vermögen? Wie können wir entscheiden, wann wir uns dem Tollhause des gewöhnlichen mediumistischen Verkehrs nähern, wann wir uns von ihm fernhalten sollen?

Das „Warum" und „Woher" der Überzeugung, daß der Mensch in sich selbst eine klarere Erkenntnis von Gottes und des Menschen Doppeleinheit zeitigen und auf dem gleichen Wege in sich eine tiefere und sicherere Weisheitsquelle erschließen kann, habe ich in meinem Werke

„Sympneumata" erläutert.[1]) Diese Überzeugung ist der Grundzug jeder vorbereitenden Epoche eines neuen Geistesaufschwungs; und sie ist ein eherner Panzer für alle Seelen, welche in ihr die innere Ruhe gefunden haben und durch sie begeistert werden zur vollsten Teilnahme an allem, was das Menschengeschlecht fördert. Mit dieser ehernen Kraft bewappnet, frei von allen persönlichen Wünschen und ausschließlich erfüllt von dem innigen Verlangen, den Menschen nur das Göttliche, das Gute zu bringen, wird keiner sittliche Einbuße oder Schädigung durch Irrtum erleiden, welcher ernsthaft die Möglichkeiten der Belehrung durch spiritualistische Phänomene prüft; denn solche Kraft und Liebe sind die rechten Prüfsteine sowohl für die Zulässigkeit einer jeden Untersuchung, wie auch für die Qualität der übersinnlichen Einflüsse, denen er dabei begegnet. Jede wahre, wenn auch nur leise gefühlte „Geistesgemeinschaft" wirkt auf jeden bestehenden Verkehr mit der übersinnlichen Welt wie helles Sonnenlicht, das in eine Höhle leuchtet; läßt alles in klarem Lichte erscheinen und sogar die vorhandene Atmosphäre in ihrer wahren Eigenschaft erkennen. Die nervöse Sensibilität, welche vielen gegenwärtig einen bewußten Verkehr mit übersinnlichen Wesen ermöglicht, ist durchaus nicht eine Eigentümlichkeit unseres heutigen Fortschritts in der Entwickelung eines sympneumatischen Bewußtseins; sie zeigte sich vielmehr in gleicher Weise durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch in jedem Zeitalter eines gewaltigen Gedankenaufschwungs. Wie aber jetzt diese Sensitivität sich wieder kundthut, um durch gute Menschen Ausflüsse neuer Gotteskraft und leichtern Eintritt in den Wirkungskreis derselben zu gewähren, so macht auch heute wiederum die Zudringlichkeit jener ungeläuterten Geistersphäre sich geltend, aus der mehr oder weniger unreine Elemente die leicht erregte Wundersucht der Menschen ausbeuten, um ihren unheilsamen Drang nach irdischer Lebenbethätigung zu befriedigen. Wann es zulässig ist, sich einer Beeinflussung durch übersinnliche Wesen, wie sie jetzt so häufig ist, hinzugeben, kann ein jeder nur nach seinem eigenen Pflichtgefühl entscheiden, ebenso wie es ja auch seiner freien Selbstbestimmung unterliegt, ob er sich der üblen Atmosphäre eines Hospitals oder dem entsittlichenden Leben in Verbrecherhöhlen des großstädtischen Gesindels, oder den Todesgefahren des Schlachtfeldes aussetzen will oder nicht. Der Höhepunkt des Menschentums in der Erkenntnis, daß er sich ohne Eigenwillen als ein treues Werkzeug göttlicher Kraft fühlt, reicht für alle sich ihm darbietenden Handlungen aus und schützt den Handelnden.

Die stärksten Gefahren bedrohen ganz unzweifelhaft denjenigen, dessen mediumistische Fähigkeiten bewußtermaßen entwickelt sind, sowie für dessen ganze Umgebung — die Gefahr, daß der reine Verkehr mit der göttlichen Kraft für sie verdunkelt werde — die Gefahr, durch menschliche Willenskräfte beherrscht zu werden — die Gefahr, unwahre Mitteilungen zu erhalten und weiterzuverbreiten. Gewöhnlich wird das erwachende Be-

[1]) Dasselbe ward im Aprilheft 1889 der „Sphinx" (VII S. 203—207) von Carl zu Leiningen besprochen. (Der Herausgeber.)

wußtsein sympneumatischer Thatsachen und Lehren, das selbständige Sich-geltendmachen des innersinnlichen Göttlichen im Menschen, die mediumistische Empfänglichkeit mindern und das Interesse von dem spiritistischen Treiben und Jagen ablenken, denn mit dem bewußten Wachstum jener innersinnlich geistigen Natur des Menschen wächst auch ein erhabenes Gefühl der Göttlichkeit dieser eigenen innersten Wesenheit, die jede niedere Beeinflussung zurückweist und von der erhabenen Urkraft ihres Lebens so bestimmten Antrieb zu entscheidenden und sich ganz hingebenden Leistungen unter den Mitmenschen empfängt, daß sie sich niemals durch die persönlichen unwesentlichen Ansprüche des Verkehrs mit übersinnlichen Wesen aufhalten läßt.

Solche starken Menschenkinder haben weder Zeit noch körperliche Kraft zu verschwenden, um gewohnheitsmäßig den Bewohnern der unsichtbaren Welt Zutritt zu sich zu gestatten. Ihre Inspiration strebt nach unaufhaltsamer Verbreitung über diese ganze Erde. Wenn auch ihre Wirksamkeit und ihre wachsende Erkenntnis im Gebiete innersinnlich-geistiger Vorgänge sie wohl mit den ruhelosen „Geistern“ in Berührung bringt, so bleiben sie doch stets die Herren im Hause ihres irdischen Körpers und gestatten keinen Eintritt in denselben denen, deren Platz anderswo ist; und sie geben kaum zu, daß (von Ausnahmsfällen abgesehen) „Verstorbene“ den Menschen noch wichtige oder gar notwendige Dienste zu leisten vermögen, auch nicht, daß jenen solche von den Menschen noch erwiesen werden können.

Wenn aber jetzt unsere Zeit durch ernster Menschen Streben zur Erkenntnis dieser vollendeteren Weisheit herangereift ist, so liegt doch kein Grund vor, ein voreiliges Verdammungsurteil über das Streben und Verlangen nach kräftigen, sinnlich wahrnehmbaren Thatsachenbeweisen zu fällen. Die Schar derer, welche diesem Triebe folgte, war hinsichtlich der sie leitenden Motive so gemischt wie jede, die sich anderen Künsten oder Wissenschaften je gewidmet hat. Sie waren stets aus Edlen und Selbstsüchtigen, Reinen und Rohen, Vernünftigen und Leichtgläubigen, Ernsten und Neugierigen zusammengesetzt. Je nach dem Maße ihrer Willensrichtung auf das Gute, ihrer Hinneigung zum Göttlichen und ihrer Liebe zu den Menschen waren die Erfahrungsresultate ihrer Forschungen erkenntnisreicher und vom Irrtum freier. Je nach dem Grade dieser Eigenschaften besaßen sie auch die Fähigkeit, Unnützes und Unwahres zurückzuweisen und das Gute sicher zu erkennen; durch außerordentliche Umstände ward es ihnen möglich, bis dahin unbekannte Thatsachen zu erleben und doch ihr sittliches Wesen durch die Experimente nicht befleckt zu erhalten, dem Arzte gleich, der die möglichen Heilkräfte eines Giftes erprobt. Der Wert jener Versuche, die dem Wunsche entspringen, alle Geheimnisse aufzuklären, sowohl auf dem von dem Menschen für immateriell gehaltenen Gebiete, wie auf dem, welches wir Materie nennen, sollte nicht unterschätzt werden, weil sich ihnen Irrtümer beimischen können; sie haben stets als mächtige Hebel bei der allgemeinen Entwickelungsarbeit gedient und können nicht plötzlich als überflüssig beiseite gelegt

werden. Übersinnliche und besonders mediumistische Einflüsse mögen auch vielleicht noch manche Heilungen bei gewissen Formen von Gemütskrankheiten zu vollbringen haben; jedoch können sie andererseits die verderblichsten Wirkungen da üben, wo die Krankheit falsch aufgefaßt und die heilende Kraft nicht richtig kontrolliert wird.

Aber die Seelen, welche von dem Lichte ihrer göttlichen Wesenheit erfüllt sind, bedürfen nicht mehr solcher Ergründung von Geheimnissen oder des Nachweises übersinnlicher Thatsachen. Die verschiedenartigen Erfahrungen innersinnlicher Erkenntnis, welche allen starken und werkthätigen Naturen stets zu teil geworden sind, aber niemals für sie den Charakter des Rätselhaften, Unerklärbaren trugen, werden ihnen mehr und mehr vertraut. Wenn sie auch fühlen, daß ihren Fähigkeiten eine göttliche Kraft in stärkerem Maße innewohnt, als sich diese in früheren Zeitaltern entwickelt haben mag, so beanspruchen sie diese doch nicht als eine Auszeichnung einzelner Personen oder Gruppen von Menschen, sondern betrachten sie als ein zukünftiges Erbe der ganzen Menschheit.

Sie führen sich nicht etwa selbst als Beweise vor, daß die Göttlichkeit der Menschennatur Thatsache sei, noch stellen sie ihre diesbezüglichen Erfahrungen vor der Menge zur Schau; denn sie vertrauen darauf, daß solche Erkenntnis ganz von selbst zu ihrer Zeit und Gelegenheit allen Menschen aufgehen wird. Sie empfinden einen Unterschied wie zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen geistiger Entwickelung und seelischer Verkümmerung im Kontrast des innersinnlichen geistigen Bewußtseins und der mediumistischen Kundgebungen, aber sie verkennen dennoch keineswegs die Dienste, welche diese letzteren in ihrer eigenen Weise der Welt in ihrem bisherigen Zustande geleistet haben. Trotz des krassen Unterschiedes zwischen jenen Einflüssen, welche den Menschen auf eine höhere Entwickelungsstufe heben, und den Belästigungen seitens der übersinnlichen Welt muß es doch unbestreitbar als eine Pflicht des Menschen anerkannt werden, und zwar als eine der schwierigsten, ein gewissenhaftes, scharf unterscheidendes Verständnis aller dieser Thatsachen, Kräfte und Verhältnisse anzustreben.

Es ist sehr leicht zu leugnen, daß es das, was wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks die übersinnliche Welt nennen, überhaupt gäbe; gerade so leicht, wie zu leugnen, daß der Mensch die Aufgabe habe, das Wesen der Antriebe zu erforschen, welche in ihm Wünsche, Gefühle, Sehnen, Wollen, Mitleid, Sympathie und Liebe erwecken. Desgleichen zu leugnen ist die gedankenlose Gewohnheit oder die bewußte Absicht vieler; andere aber sind ihrer Natur nach gezwungen, in vertrauterer Weise in das Wesen und die Erscheinungsformen jener Kraft einzudringen, welche sie belebt und durch sie wirkt — der Lebenskraft des Weltalls, von welcher ihr ganzes Dasein nur ein Atom ist. Ein wahres Menschenherz kann sich nicht daran genügen lassen, daß die „Wissenschaft" schon eine vollendete sein soll, die doch einerseits Gesetze aufstellt, denen der Mechanismus der physikalischen Erscheinungen unterliegt und welche andererseits das Forschen nach der bewegenden Ursache dieses Mechanismus ver-

bietet; es fühlt, daß dadurch seine eigene Bedeutung unterdrückt, sein gesundes Wachstum erstickt und seine Herrschaft unter den menschlichen Fähigkeiten entthront wird. Ebenso aber weigert sich wieder jeder wahre Menschenverstand, Phänomene zu betrachten, welche nur mit Verzicht eines Menschen auf seine Individualität, seine Verantwortlichkeit und seine Willenskraft hervorgebracht werden können; er kann es nicht zugeben, daß er bewußtermaßen als Werkzeug anderer Lebenswesen handeln soll, die seine Erdenthätigkeit beherrschen.

Der Frost des Materialismus und das Fieber des Spiritismus müssen dennoch oftmals erst durchgemacht werden. Diejenigen aber, welche nach der einen oder andern Richtung sich in das Extreme fortreißen lassen, sollten doch bedenken, daß einerseits die Wissenschaften noch niemals ein sittliches Gefühl erzeugt haben, und daß andererseits noch niemals mediumistische Mitteilungen wissenschaftliche Aufklärung gebracht haben. — Der Mensch, welcher durch die Thatsache seiner Geburt auf die Erde gestellt ist, kann durch seine Unkenntnis der übersinnlichen Seite der Welt deren Thatsächlichkeit doch nicht beseitigen, und die Besten unter solchen Kenntnislosen können den Beeinflussungen durch übersinnliche Kräfte nur einen unvollkommenen Widerstand entgegensetzen; sie sind gegenüber den persönlichen niederen und unreinen Regungen, die aus jener Welt auf sie einwirken, nicht so frei, wie ihre aufrichtig strebende Natur es doch sein möchte. Aber auch der Spiritualist, welcher darüber empört ist, daß die Materialisten ihm die Thatsachenbeweise aller Geistermanifestationen abstreiten, bethätigt keine höhere Weisheit als jene, wenn er sich auf solche Manifestationen beruft, solange er solchen übersinnlichen Wesen den Gebrauch seiner körperlichen Fähigkeiten willenlos gestattet und sich ihrem Einflusse unverantwortlich preisgiebt. Die Welt gewinnt in beiden Fällen nichts bei solcher falschen Behandlung ihrer wichtigsten Probleme, und das Gotteswerk, das der Menschheit anvertraut ist, das Werk beständigen Fortschreitens, leidet auf das empfindlichste in den Händen aller derer, welche einem dieser beiden Extreme ausschließlich zustreben. Aber während das Extrem des Materialismus, welchem heutzutage im größeren oder geringeren Maße die stark überwiegende Mehrheit aller intelligenten Menschen unserer Rasse zuneigt, die Gefahr bringt, daß hohe, trostreiche und sittlich fruchtbringende Dinge gänzlich abgeleugnet werden, oder gar das Recht der Menschen bestritten wird, diese Dinge in Betracht zu ziehen, da seine geistigen Kräfte hierfür nicht ausreichend seien, so ist doch in diesem Extrem weniger Gefahr als in dem andern, dem des „Spiritualismus". In jenem liegt weniger Gefahr, insofern sich gerade jetzt ein „Spiritualismus" geltend macht, dessen blinder Fanatismus so vollständig und urteilslos von den phänomenealen Einflüssen der übersinnlichen Sinnenwelt befangen ist und die sittlich-geistigen Aufgaben des Menschen im Erdenleben so völlig verkennt.

Der schwere Ballast des Materialismus unserer Zeit lähmt die Schwingen des aufstrebenden Geistes. Starke Kräfte tief eindringender Erkenntnis unserer inneren Natur, deutliche Beweise unserer Zugehörigkeit

zum großen außerirdischen Leben der Welt keimen im Herzen der Menschheit; aber bis jetzt sind sie eben erst im Keimzustande, und es ist ein Irrtum, wenn die Spiritisten glauben, dieses Wachstum durch den Verkehr mit Verstorbenen künstlich treiben zu können. Es ist ein zu gewaltiger Unterschied zwischen dem Leugnen aller Anzeichen einer höheren Lebensentwickelung und der Störung dieser ruhigen, normalen Entwickelung des neuen Lebens durch solche Verkehrsversuche, als daß sich diese beiden gleichermaßen hinderlichen Gegensätze durch einen Austausch ausgleichen könnten.

Die Spiritisten vergessen ganz bei ihrer Hingebung an ein sehr beschränktes Gebiet übersinnlicher Thatsachen, daß sie mit scharfen Waffen spielen, und daß nur wenige von ihnen dies Gebiet so gesund an geistigen Fähigkeiten, Willenskraft und Menschenliebe verlassen, wie sie es betraten. Sie vergessen den Nutzen ihrer Bestrebungen an seinen Resultaten auf die Mehrzahl ihrer Mitmenschen zu prüfen. Aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit verkennen sie, daß gesunde Seelen gar keiner handgreiflichen Beweise übersinnlicher Kräfte bedürfen, um an ihre eigene Unsterblichkeit und die Unvergänglichkeit der Liebe, die in ihnen lebt, zu glauben. Die Spiritisten, welche durch die Einwirkung übersinnlicher Wesen auf ihren Verstand und ihr Gefühl beweisen wollen, daß „Geister“ die Menschen beeinflussen, sollten und würden weit mehr beweisen, wenn diese „Geister“ ihnen nicht Sand in die Augen streuten; und deren Möglichkeit, uns beliebig irre zu leiten, ist um so größer und stärker, als sie die Art ihres Vorgehens uns gegenüber verschleiern können.

Die eigentliche Wahrheit in betreff der Art ihrer Beeinflussung wird den gewöhnlichen Medien und denen, welche übersinnliche Erfahrungen suchen, sorgfältig verborgen gehalten. Ihre Mitteilungen haben uns niemals verkündet, daß gerade gewisse Leidenschaften oder gar Laster der Medien die Veranlassung sind, daß solche „Geister“ von Teilen ihres menschlichen Organismus Besitz ergreifen. Sie haben dem Menschen niemals offenbart, daß die Ursache aller Armut seiner moralischen Kraft die ist, daß solche „Geister“ an ihr zehren, daß sein Mangel am Vollgefühl der Gottheit in ihm, am Vollgefühl seiner untrennbaren Geistesgemeinschaft mit andern Menschen daher kommt, daß ihm ein Teil seiner eigensten geistigen Natur durch jene Raubwesen entzogen wird; daß er in seiner Erdenaufgabe als freier Diener des ihm innewohnenden Gottes gefesselt, gehindert, gequält wird durch jede fremde Einwirkung der Sinnenwelt, mag dieselbe nun aus der innersinnlichen Seite der Natur von „Geistern“ oder aus der äußersinnlichen Welt von lebenden Mitmenschen herrühren. Daß freilich Menschen ohne persönlichen Willensakt mediumistischen Fähigkeiten unterworfen sein und trotzdem gedeihen und fortschreiten können, ist so gewiß, wie man aufs Krankenlager geworfen werden und sich gesunder als vorher von demselben erheben kann. Daß der Mensch in der Stärke seines Mitleids mit dem Erdenweh und in der Demut dieser Stärke durch Willenskraft mit der übersinnlichen Welt in Verbindung treten kann, ist ebenso gewiß. Aber der Mensch muß sich erst der göttlichen Macht seiner

eigenen innersten Wesenheit bewußt werden, bevor er sich auf das verworrene und schwierige Unternehmen eines persönlichen Verkehrs mit der übersinnlichen Welt einlassen und sich durch solche Erkenntnis ganz zum Herrn der Erde machen kann.

Des Menschen Empfänglichkeit für Beeinflussung und Überwältigung von seiten der wüsten Kräfte der uns nächstliegenden Regionen der übersinnlichen Welt ist eine so vollständige, daß ihm nur die Wahl bleibt, entweder sich jenen Mächten, die er beherrschen wollte, hilflos zu unterwerfen, oder sich in den täuschenden Glauben einzuwiegen, sie existierten nicht, und sich infolgedessen ganz gegen die Erkenntnis der tiefsten Lebenskräfte zu verschließen, — wenn anders er sich nicht zu jener höheren Geistesgemeinschaft erheben will, für welche diese Empfänglichkeit die Vorbereitung ist. Er muß solches erhabene Los mit all' seinen Mühen und Verantwortlichkeiten auf sich nehmen, mit allen erschütternden Empfindungen und Erfahrungen, oder, wenn er es zurückweist, kann er überzeugt sein, daß er sich in nichts Wesentlichem von den Menschen vergangener Zeiten unterscheidet und nicht vermögen wird, sich auf die Höhe des jetzt heraufkommenden Zeitalters zu erheben. Wenn er aber jenes neue Los annimmt und mutig an der höheren Entwickelung der geistigen Natur des Menschen mitarbeitet, so werden die Ansprüche dieser Natur — ihre Triebe und ihre Wünsche — alle Kräfte seines Intellekts und seiner Muskeln vollständig überwältigen und seinen ganzen Organismus weit über sein Vermögen anstrengen, wenn er sich alsdann nicht bewußt wird, daß dieser Drang in ihm Gottes Gegenwart im Menschen bedeutet, und daß diese in gleicher Weise alle Naturen der ganzen Menschheit erfassen wird. Aber diese Gottes-Gemeinschaft, dies Gefühl einer unmittelbaren Verbindung des Menschen mit der Urkraft des Weltalls und das Bewußtsein dieser einheitlichen Kraft in dem innersten Leben der kleinen Welt seiner menschlichen Natur bildet einen scharfen Gegensatz zu allem persönlichen Verkehr mit der übersinnlichen Welt. In demselben Maße, wie dem Menschen bewußte Freundschaft mit anderen befriedenden und veredelnden Menschenwesen höherer Natur zu teil wird, in demselben Maße wächst in ihm auch der Ekel vor der Zudringlichkeit der sich mediumistisch geltend machenden Wesen, — wächst das Pflichtgefühl, welches ganz besonders allen denen dringend notwendig ist, die durch Krankheit oder Thorheit ihren Organismus übersinnlichen Kräften preisgeben, ehe ihr Verständnis für jene reinen geistigen Einflüsse gereift und ihre Verbindung mit denselben ihnen gesichert war, — wächst das Gefühl der Pflicht, sich mit allem Ernst zu bemühen, diese einander so völlig entgegengesetzten Vorgänge stets klar und scharf zu unterscheiden.

Dann aber wird der Mensch nie mehr seine Fähigkeiten irgend welchen übersinnlichen Wesen, welche sich ihm nähern, zum mechanischen Gebrauch in der sichtbaren Welt zur Verfügung stellen. Er kann dies nicht mehr thun und jene sie auch nicht benutzen aus dem Grunde, welcher allen, die mit diesen Thatsachen vertraut sind, wohl bekannt ist, weil nämlich die Sphären, welche die seiner geistigen Höhe entsprechenden

Lebenskräfte entwickeln, himmelweit entfernt sind von der äußerlichen Organisationsstufe, auf welcher sich die äußersinnlichen mediumistischen Vorgänge bewegen, und wie passiv sich auch sein eigener Organismus verhalten mag, jene höheren geistigen Kräfte können dann niemals durch ihn automatisch reden oder handeln. Die Menschenliebe, welche durch die ewigen Welten strahlt, wohin immer des Menschen Seele in ihrer geistigen Wesenheit wandert, Leben ausströmend und Leben in sich sammelnd, diese Liebe durchdringt des Menschen Wesen bis in dessen innerstes Heiligtum, von dem aus er sich in der äußeren Welt, der Erde, kund thut und bethätigt. Dort nur muß er jene geistigen Lebenskräfte durch die Anstrengung seines eigenen einsamen Willens sammeln und bewegen, um sie dann in seinem übervollen, frisch erstarkten Herzen erdwärts zu tragen. Dorthin allein fließen jene höheren Kräfte und vertrauen deshalb auch für ihre irdische Vermittelung in der Welt des äußern Daseins völlig auf die Thätigkeit *seines* äußern bewußten *Selbst*. *Seine* Aufgabe ist es, nicht die von „Engeln", die erhabenen Kräfte solches geistigen Lebens in der irdischen Sphäre geltend zu machen. Deshalb ist er Mensch.

Jede seiner Fähigkeiten, und zwar in vollkommen gesundem Zustande, soll von ihm selbständig bethätigt werden, nicht als Werkzeug oder Medium anderer Wesen. Er steht im Wesen seines eigentlichen Selbstes auf der Erde so unabhängig da, als wäre er in gar keiner inneren Verbindung mit der höheren geistigen Lebenskraft der Welt. Sein Wille gehorcht nur einer einzigen Inspiration, der göttlichen, die durch ihn in seiner Thätigkeit auf Erden wirkt. Ein solcher Mensch entlehnt bewußt oder unbewußt zu besonderen Handlungen aus jenen höheren Sphären Kräfte, die beständig seine Fähigkeiten neu beleben, ähnlich wie er auch von irdischen Menschen durch Beobachten und Fragen Kenntnisse und Kräfte in sich sammelt, welche über die Erde hin verbreitet und aufgespeichert sind. Aber während er so ein unendliches und mannigfaltiges Material in sich aufnimmt, bleibt ihm noch die Auswahl aus demselben übrig, und in dem Bewußtsein seiner männlichen Kraft fühlt er, daß seine Verantwortlichkeit beim Auswählen, Verarbeiten und Anwenden dieses Materials lediglich beruht auf seinem aufwärts strebenden Willen, welcher keine andere Verbindung als die mit dem Göttlichen anerkennt. Diese Gottgemeinschaft, dieses innere göttliche Leben verläßt ihn nicht auf halbem Wege, wenn es für ihn gilt, seine tief innerlichsten Kräfte in äußere Handlung umzusetzen; es giebt seinen jungfräulichen Willen keiner Macht preis, die geringer als die göttliche.

In unseren Tagen ist kein Grund mehr dafür da, daß gute Handlungen von Menschen mit Aufgebung ihres bewußten Willens ausgeführt werden sollten, denn die Kindheit unserer Rasse ist vorbei. Die Mächte eines göttlicheren Alllebens können jetzt durch weite Thore bei uns Einzug halten, nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten sich nur durch enge Spalten drängend. Diese Mächte nahen sich uns wie die Ätherströmungen des weiten Himmelsraumes, sich sanft anbietend, nicht aufdrängend, gleich Gästen im Bereich der Erde, welche auf den selbständigen Willen des

auch nur eine einzige seiner Fähigkeiten klarer, kritischer Verarbeitung der beobachteten Thatsachen beeinträchtigt; wenigstens darf er dies nicht mit Wissen und Willen thun. Er kann nichts als endgültige Wahrheit anerkennen, was er ohne volle Mitwirkung seines ganzen Selbst erlangt hat; er kann nicht als Naturgesetze, besonders nicht als sittliche und geistige, hinstellen, was er in Zuständen der Bewußtlosigkeit oder der künstlich erzeugten Ekstase, der Ermüdung oder der Willenslosigkeit erfahren hat, weil in allen diesen Zuständen die Harmonie seiner körperlichen, seelischen und geistigen Kräfte gestört ist. Seine Herrschaft über ihm unentbehrliche Funktionen, seine Verantwortlichkeit und Urteilsfähigkeit hören dabei auf und fallen unreinen übersinnlichen Einflüssen zum Opfer.

Die veredelnden und neubelebenden Ströme, welche der Menschennatur wohl auch äußerlich aus den höheren Regionen der Vollkommenheit zufließen, wirken freilich größtenteils auf den Menschen ein, ohne daß er davon weiß, je mehr und schärfer aber seine Sinne der Wahrnehmung dieser Einflüsse erschlossen werden, um so deutlicher empfindet er, daß diese Einflüsse jenen der unreinen Übersinnlichkeit nicht nur unähnlich, sondern geradezu entgegengesetzt sind. Sie durchdringen wie Licht jeden Teil unseres Organismus, sie flößen uns Widerwillen gegen jede eigennützige Verheimlichung, gegen jede versteckte Art des Denkens und Handelns ein; nirgends lauern sie im Dunkeln, sondern drängen gebieterisch jedes Gefühl und jedes Wissen, das sie zeitigen, heraus zur thätigen Arbeit für die Menschen. Sie nähren im Menschen die innere Zufriedenheit mit der ihm hier gesetzten Lebensaufgabe, die geduldige Annahme aller Umstände und Bedingungen des ihm hier gesetzten Dienstes und die Überzeugung, daß er trotz seiner Kleinheit und seiner Mängel dennoch göttlichen Wesens ist, in „Gott“ lebt und furchtlos jede seiner Handlungen zu vertreten hat angesichts dieser Urkraft des Alls, die sich ihm durchweg offenbart im Menschen.

Die Lästigen.

Von

Charles Buttgerald.



Die Wespe schwirrt und sticht nach dir,
Belästigt dich unsäglich;
Doch scheuchst du sie und schlägst nach ihr,
Summt sie: wie unverträglich!

Und wenn du dich von Menschen kehrst,
Um ungekränkt zu leben:
Der Dreiste, des du dich erwehrst,
Wird dir das nie vergeben.



Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München.
Vortrag am 20. März 1891.

Hudson Tuttle.

Von
Ludwig Deinhard.

Im Anschluß an die im Augustheft der Sphinx 1890 gegebene kurze Notiz über die nordamerikanischen Zeitschriften des Occultismus, „Banner of Light" 2c. wollen wir uns im folgenden mit einem Manne beschäftigen, dem wir wohl sicherlich als Typus eines echten Vertreters dieser Geistesrichtung in der Union aufzufassen berechtigt sind, als Repräsentanten jenes amerikanischen Spiritualismus, den wir uns am besten unter dem Sinnbild eines Januskopfes vorstellen, halb Prediger, halb Praktikus, zum Unterschied von dem Bilde, das der neuerdings im deutschen Reiche erwachte Okkultismus darbietet, bei dem wir ebenfalls den Januskopf vorfinden, aber hier halb Philosophie, halb Naturforschung.

Hudson Tuttle, der uns hier beschäftigen wird, ist ein den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannter Mann. Vielen unter ihnen ruft sicherlich der Klang desselben eine Geschichte ins Gedächtnis, worin ein bekannter deutscher Gelehrter eine unendlich komische Rolle spielt, ich meine die Begegnung des Verfassers von „Kraft und Stoff" mit dem eben genannten Verfasser der „Arcana of Nature" (deutsch unter dem Titel: Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorgangs) im Jahre 1873. — Ich glaube diese Begegnung, welche ausführlich im I. Jahrgang der „Psychischen Studien", S. 93 beschrieben ist, bei den Lesern der „Sphinx" als bekannt voraussetzen zu dürfen, und will nur ergänzend beifügen, daß Professor Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt heute nach 18 Jahren über Hudson Tuttle und dessen ungewöhnlichen wissenschaftlichen Leistungen trotz mangelhaftester Vorbildung genau geradeso zu denken scheint, wie damals, wenn wir Büchner nach seiner Schrift: Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft (Max Spohr, Leipzig 1889) beurteilen; ein Umstand, der übrigens kürzlich den Gewerbeverein der guten Stadt Heilbronn nicht abhielt, denselben Gelehrten zu einem Vortrag über Magnetismus, Somnambulismus 2c. zu sich einzuladen.

Die Heilbronner, die auf einem Nachmittags-Ausflug das Grab der Seherin von Prevorst besuchen können, die Bewohner der Stadt, deren Namen durch Heinrich von Kleists Käthchen von Heilbronn seit achtzig Jahren in Verbindung mit dem Somnambulismus gebracht ist [1]), dieselben

[1]) Vergl. den dies beweisenden Aufsatz von Carl du Prel: Käthchen von Heilbronn als Somnambule. — Sonderabdruck aus der Allgemeinen Zeitung vom 18. September 1890.

Heilbronner lassen es sich 1889 ruhig bieten, daß Büchner das Hellsehen im somnambulen Zustand öffentlich für Humbug, für Hokuspokus erklärt, der, wenn er eine reale Grundlage hätte, die Naturgesetze über den Haufen würfe. Wie wenn die Natur danach früge, was die materialistische Naturforscherschule am Ende des 19. Jahrhunderts als Naturgesetz anerkennt, und was nicht! Daß der ganze Vortrag von Anfang bis zu Ende für den besser Eingeweihten nichts anderes war, als ein trauriges Beispiel von deutschem Gelehrtendünkel, der sich anmaßt das im Glauben an die Autoritäten auferzogene Volk über Dinge belehren zu wollen, worüber er niemals ernstere Studien gemacht, wird sich wohl der Leser denken können, und die schlecht bediente Tagespresse geht in diesem blinden Autoritäten-Kultus voran. So schwärmte die Heilbronner Neckarzeitung vom 4. Dezember 1889 von den „lichtvollen Ausführungen" und „gedankenvollen Belehrungen" durch den Vortragenden. Das Licht aber, welches vom Grab der Seherin von Prevorst in die Welt hinausstrahlte, gilt längst durch Leute vom Schlage Büchners für ausgelöscht; wie aber das von der Gräfin Maldeghem gestiftete Grabdenkmal gegenwärtig einer gründlichen Ausbesserung bedarf[1]), so thut es auch not, wie der erwähnte Fall beweist, die durch Büchner und seinesgleichen verbreiteten Ansichten über Somnambulismus ebenso gründlich zu reparieren. —

Tuttle nun hielt am Sonntag den 1. Februar 1891 in der „First Society of Spiritualists", Adelphi Hall zu New-York einen Vortrag über: die Manifestationen als Grundlage des Spiritualismus. Derselbe ist im „Banner of Light" vom 14. Februar 1891 abgedruckt. Wir wollen die interessanteren Stellen hier wiedergeben. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung (Geschichte ist aus begreiflichen Gründen die schwächste Seite der amerikanischen Bildung, das Interesse dafür ist bei ihnen ein sehr geringes, etwa wie das für Geographie bei den Franzosen) fuhr Redner fort:

„Der Pariser Figaro schätzte 1889 gelegentlich des Pariser Kongresses der Spiritualisten deren Zahl auf der ganzen Erde auf 20 Millionen. Vergleicht man diese Zahl mit dem Wachstum der Christenheit in den Jahrhunderten, so findet man, daß der Spiritualismus in vierzig Jahren mehr Bekehrte errang, als das Christentum in den ersten fünfhundert Jahren nach seiner Begründung. Ein befreiender Einfluß ist von ihm ausgegangen, und die Kirchen gewinnen daraus für das Leben nach dem Tode eine neue Auffassung. Wie kam dies zustande? Durch Vorträge? Die Grundgedanken dieser neuen Philosophie wurden allerdings durch Vorträge ausgestreut, die Aufmerksamkeit wurde nach dieser Richtung hin gelenkt, aber die Vorträge hatten keine Unterlage und glichen in dieser Beziehung den Predigten, die so lange Zeiten hindurch von den Kanzeln ertönten. — Die Logik ist wohl recht, aber die Kraft lebendiger Thatsachen ist erforderlich. —

Wenn wir nun fragen, was bildete denn die unüberwindliche Kraft, welche den Spiritualismus volkstümlich machte, so muß darauf geantwortet werden: Die Manifestationen. Sie sind frei zu haben für alle. Wo immer ein harmonischer Cirkel zusammentritt, werden sich die Geisterfreunde einstellen und unter günstigen Bedingungen mit ihm geistig verkehren. „„Sind Sie die Manifestationen überdrüssig geworden, sind Sie darüber hinausgewachsen?"" Weswegen. Ich kann mich niemals

[1]) Siehe „Sphinx" vom November 1890, S. 320 und April 1891, S. 255.

eines Lächelns enthalten, wenn mich ein Spiritualist so frägt. Hinausgewachsen worüber? Aus dem Wunsche hinausgewachsen, mit meinen hinübergegangenen Freunden geistig zu verkehren? Allerdings habe ich nun seit 30 Jahren denjenigen Stand gehalten, die durch mich geschrieben haben, die beruhigende Wirkung ihres Einflusses gefühlt, und trotzdem würde ich auch heute noch jede Unbequemlichkeit auf mich nehmen, um diejenigen, welche mir teuer waren, hören, und ihre Fragen beantworten zu können."

Tuttle zeigt sich hier als echter Spiritualist; für ihn ist das Abhalten von Sitzungen ein Bedürfnis geworden, das mit der Zeit eher an Intensität zugenommen, als abgenommen haben mag. Man möchte sagen, er geht ganz auf darin. Der Skeptiker wird von einem solchen Mann, dessen ganzes Denken sich um eine krankhafte fixe Idee (Verkehr mit Geistern) dreht, logischerweise nichts anderes sagen können, als er ist vollständig verrückt. Hören wir, wie sich diese „Narrheit" weiter äußert:

„Wenn wir die ganze Welt nach Wahrheit ausforschen, so werden wir nichts finden, wenn wir die Bedingungen hierzu nicht selbst mitbringen. Wenn wir Großthaten betrachten, so verstehen wir nur diejenigen Charakterzüge, denen entsprechende Saiten in unserm Innern anklingen. Der sich abmühende Alltagsmensch kann die Motive einer Charlotte Corday, einer Jeanne d'Arc, die Selbstverleugnung eines Märtyrers ebensowenig begreifen, wie etwa ein Problem in der höheren Mathematik. Der reine Geist findet Reinheit überall, wie die Lilie auch aus dem Schlamme den feinsten Wohlgeruch entwickelt, während durch den Unreinen die Reinheit selbst mißdeutet, und die Unschuld als geplante Niedertracht aufgefaßt wird. Der Geist kann nicht über sich selbst hinaus; sind seine Absichten unehrlich, so wird er der Unehrlichkeit begegnen, sind sie betrügerisch, so wird er bei jedem Schritt Betrug herausfordern und begegnen."

Das sind allgemeine psychologische Gesetze, deren Entwickelung in dieser klaren Weise auch auf einen klaren Kopf schließen lassen. Es wird in Deutschland wenig einfache Landleute (was Tuttle ursprünglich ist) geben, die sich zu solchen psychologischen Wahrheiten versteigen.

„Die spiritualistischen Forscher haben ihre Rechte und die Medien die ihrigen. Die letzteren haben das Recht, zu verlangen, daß die Untersuchungen nach spirituellen Gesetzen, soweit diese bekannt sind, geführt werden. Wir werden offenbar dann am besten fahren; denn so wenig noch bekannt ist, so vieles bleibt noch zu lernen. Wenn nun einer jener schnellfertigen Forscher (Tuttle hatte im Vorhergehenden von der famosen Seybert-Kommission gesprochen, welche im Novemberheft der „Sphinx" besprochen wurde) in ein photographisches Atelier ginge und zum Photographen sagte: „„Ich möchte Ihr Verfahren untersuchen. Daß man in einem Augenblick ein ähnliches Porträt herstellen könne, scheint mir eine kühne, gewagte Behauptung, eher Schwindel; ich glaube im Gegenteil, Sie sind ein Erzbetrüger und beanspruche darum eine genaue Untersuchung."".

Tuttle will hier das Benehmen illustrieren, welches die Herren der officiellen Wissenschaft Medien gegenüber an den Tag zu legen pflegen.

„„Gut, sagt darauf der sich in die Sachlage schickende Photograph. „„Setzen Sie sich hin, und ich werde Ihnen beweisen, daß es in weniger als einer Sekunde möglich ist."" Und er richtet seine Camera her. „„Oho — schreit der Herr Untersuchungs-Kommissär — mit dem Apparat hier laß ich mich nicht täuschen. Sie haben außerdem da ein Dunkelkabinett und einen Helfershelfer, wie ich sehe. Nein, mein Lieber, Sie sind zwar außerordentlich geschickt, aber täuschen lasse ich mich auch nicht. Wenn Sie mich nicht ohne Dunkelkammer aufnehmen können, so bekennen Sie sich für mich dadurch als Betrüger, und ich werde Sie als solchen vor die Öffentlichkeit bringen.""

Um den Vergleich zu vervollständigen, müßte dieser hochweise Untersuchungs-Kommissär nun einen Bericht an die Tagespresse aufsetzen, worin er sich die Behauptung leistet, er habe der Photographie den Garaus gemacht."

Tuttle hat hier in humoristischer Weise ein Bild gezeichnet des von offiziell-wissenschaftlicher Seite gegen die Medien üblichen Verfahrens, das wohl in Europa noch häufiger zutreffend gefunden werden wird als drüben. Es seien hier nur noch die für den überzeugten Spiritualisten charakteristischen Schlußsätze Tuttles angeführt:

„Alles, was gut ist am Spiritualismus, sagen die liberalen Geistlichen, steht in der Bibel. Wir glaubten von jeher an Schutzgeister. Die heilige Schrift spricht vom neuen Jerusalem, eurem Sommerlande. Geht nur mit eurem Namen, ihr seid doch nichts anderes, als Glieder der Kirche. Wir Spiritualisten waren aber sicherlich nicht orthodox, als wir vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren uns konstituierten. Damals waren wir weit davon entfernt, und wenn wir unsern Gedankenkreis seither erweiterten, so wird dies hoffentlich zukünftig noch mehr der Fall sein. Die Kirchen müßten uns demnach mehr als halbwegs entgegengekommen sein. Sie werden wohl von dem mächtigen Golfstrom, welcher den geistigen Ocean durchzieht, ergriffen und mitgerissen worden sein, ihnen selbst unbewußt wohin. — Wir aber freuen uns, daß unser Glaube und unsere Manifestationen von keinem Dogma eingeengt werden. Frei sind diese für alle Suchenden, wie das Licht der Sonne und mehr denn je gilt heute der Spruch: Suchet und ihr werdet finden! Auf dem Fels der Manifestationen ruht der großartige Tempel der Erfahrungen des Spiritualismus. Dort thront die Wissenschaft des Geistes. Für uns ist die Zukunft nicht jenes kühle, in das Meer des Selbstvergessens hineinstarrende Vorgebirge, wie uns der Materialismus glauben machen möchte, eine schauerliche Wasserwüste, deren dunkles Gewässer seit ewig bricht an jenem Felsen. O nein! Im Lichte des Spiritualismus erstrahlt uns die Zukunft in blendendem Glanz, und durch jeden Spalt, von jeder Terrasse, und dem leuchtenden Gipfel aus erschauen wir die Gestalten der Dahingegangenen, der Guten und Edlen dieser Erde, die uns hier nahe und teuer waren. Und sie winken uns vorwärts, vorwärts durch Sumpf und steinigtes Geröll hinauf den Hügel zu jenem ewiggrünen Gestade, wo es keine Trennnng mehr giebt nnd wo wir uns beruhigen werden, in nie rastender Thätigkeit, in einer Weise, die uns die Verwirklichung aller Möglichkeiten bringt, von welchen unsere Seele jemals träumte."

Den Grund dafür, daß dieser „Bauer" seinem Unsterblichkeitsglauben in solch' schwungvollen Worten Ausdruck zu geben vermag, finde ich darin, daß wohl die auf vielseitige Erfahrung während eines langen Lebens fest gegründete eigene innerste Überzeugung einer solchen Begeisterung fähig ist, nicht aber die sich auf bloßen Autoritätsglauben und Dogmen stützende religiöse Empfindung, die so häufig in des Lebens Stürmen ganz erlischt.

Daß allerdings die schwärmerische Begeisterung einen self-made-man wie Tuttle manchmal über sein Ziel hinausschießen läßt, namentlich da, wo es sich um wissenschaftliche Thatsachen handelt (ein Beispiel davon findet sich im Religio-Philos.-Journal vom 29. Aug. 1891 als „Inspirations-Archäologie" angeführt), das darf und wird Niemanden Wunder nehmen. Immerhin aber ist er neben Andrew Jackson Davis eine der merkwürdigsten Erscheinungen von intellektueller Ausbildung mit Hilfe übersinnlicher Schulung, wie wir dem in Deutschland noch nichts an die Seite zu stellen haben.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zwei Fälle von Telepathie,

mitgeteilt von

Dr. Hans Spatzier.

Nach persönlichen Mitteilungen von seiten der hier im Folgenden erwähnten Personen, resp. deren nahen Verwandten, kann ich folgende Thatsachen berichten, von deren sachgemäßer Darstellung ich vollkommen überzeugt bin.

In einer Gesellschaft, in welcher sich der Major Wermelskirch von der 4. Magdeburgischen Artillerie-Brigade, und der jetzige kommandierende Generalleutenant L., sowie der Lehrer am „Gymnasium zum grauen Kloster" Dr. Otto Loesener befanden, erzählte der letztere folgendes:

„Ich bin unverheiratet und wohne mit meiner Schwester in der Prenzlauerstraße. Unser Dienstmädchen schläft auf einem Hängeboden und hat ihren Koffer des beschränkten Raumes wegen im Schlafzimmer meiner Schwester stehen. Als das Dienstmädchen einmal lebensgefährlich erkrankt war und im heftigen Fieber lag, geschah es in einer Nacht, daß meine Schwester zu mir ins Schlafzimmer hereinstürzte und mir noch ganz verstört zurief: „Du, Otto, soeben ist Friederike aus ihrem Koffer in mein Zimmer gestiegen!" — Wir gingen nun beide zu dem Dienstmädchen und fanden, daß dasselbe im höchsten Fieberparoxismus lag und sich nach Angabe des später befragten Arztes gerade damals in der Krise befand. Als das Mädchen wieder hergestellt war, erzählte sie uns, sie hätte in jener Nacht, wo sie ihr Ende nahe glaubte, besonders stark an ihre Ersparnisse gedacht, die sich in dem betreffenden Koffer befanden."

Auch der Major Wermelskirch erzählte nun ein Erlebnis, welches er gemeinsam mit dem jetzigen kommandierenden Generalleutenant L. hatte.

„Wir beide saßen in meinem Zimmer am Theetisch und besprachen unsere Arbeiten (sie waren beide damals zur Kriegsschule kommandiert), als plötzlich die Thür sich öffnete, in wassertriefendem Anzuge mein jüngerer Bruder Georg eintrat und sich zu uns setzte. Wir beide wußten, daß derselbe (auch preußischer Offizier) sich auf der Reise nach Amerika befand, wo er in die dortige Armee eintreten wollte; daher riefen wir er-

staunt fast gleichzeitig: „Wo kommst Du denn her, Georg?" In demselben Augenblick verschwand er. Wir waren beide ganz erstarrt vor Schreck, zumal wir an dem Platze, wo er gewesen, keine Spur von Feuchtigkeit wahrnehmen konnten, obgleich wir das Wasser von seinem Anzug herabtriefen gesehen und gehört hatten. — Wir merkten uns Tag und Stunde und mußten später erfahren, daß zur selbigen Stunde das Schiff, welches meinen Bruder nach Amerika bringen sollte, untergegangen sei und mein Bruder zu den Ertrunkenen gehörte."

Diese Fälle sind durchaus gut beglaubigt. Der Gymnasiallehrer Loesener war ein tüchtiger Astronom und Naturforscher, der bei seinem Amtsgenossen als „aufgeklärt" galt; der Major Wermelskirch war Meister einer Freimauerloge und der heutige kommandierende Generalleutnant L. dürfte durch seine Lebensstellung und die seinem Stande in mystischen Fragen anhaftende Nüchternheit auch Gewährsmann genug sein.

Mir erscheinen diese Fälle wertvoll. Beides sind Fernwirkungen einer Fieberkranken resp. eines Sterbenden, welche sich auf das Gesicht (in letzterem Falle auch auf das Gehör) beziehen.

Die Situation des Mädchens in der Erscheinung deckt sich mit dem sie in demselben Augenblick bewegenden Bewußtseinsinhalt; die Erscheinung des Sterbenden deutet die Situation des Sterbenden nur zum Teil an, indem aus dem triefenden Anzug noch nicht auf den durch Ertrinken Sterbenden geschlossen werden kann. Beide Fälle aber beweisen, daß die Art des Erscheinens in der Seele der Kranken resp. des Sterbenden begründet ist. Sie bestätigen also die Hypothese, daß die Erscheinungen immer solche Merkmale zeigen werden, auf welche die Psyche des Erscheinenden den Nachdruck legt, die also im Bewußtsein einen hervorragenden Platz einnehmen.

Bei dem Ertrinkenden ist der letzte Gedanke auf den sympathisch verbundenen Bruder gerichtet, also im Selbstbewußtsein des Ertrinkenden accentuiert; er erscheint im nassen Anzuge, welchen, als die Schwimmbewegung hindernd, der Ertrinkende sicherlich empfand. Besonders beachtenswert erscheint mir auch der Umstand, daß in beiden Fällen durch das Erschrecken, welches im letzten Falle auch durch Worte zum Ausdruck kommt, das Phantom verschwindet. In dem Falle mit dem Dienstmädchen war das Bewußtsein der Sehenden sicherlich mehr oder weniger umflort, da sie aus dem Schlafe erwachte und in der Annäherung an den Traumzustand eine günstige Disposition für die Wahrnehmung von Phantomen hatte; mit dem Erschrecken kehrte das wache Bewußtsein zurück und das Phantom verschwand. Anders in dem letzten Fall: hier können wir ein umflortes Bewußtsein nicht konstatieren, wir müßten denn ein solches auch wegen einseitiger Vertiefung des Bewußtseins in strategische Dinge annehmen.

Bei dem Mädchen erfahren wir direkt, daß ihr Bewußtsein besonders auf die im Koffer befindlichen Ersparnisse gerichtet war.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Den Fuß im Bügel.

Spiritistische Erlebnisse und Betrachtungen

von

August Butscher.



(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Herbstabend und wir saßen diesmal im Salon des Schlosses um einen großen Tisch. Bis die Nacht einbrach, waren die Aufschreibungen des Mediums von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Nach einer Pause aber fühlten wir förmlich, daß ein ganz neues Element sich geltend machte, denn der Tisch begann sofort nach dem Auflegen der Hände zu klopfen, und zwar in ganz besonderer, nicht zu beschreibender Weise, und der alte Herr griff schleunigst nach dem Stifte, denn mit geklopften Auskünften gaben wir uns nicht mehr ab. Wie gewöhnlich fragten wir zuerst nach dem Namen der „anwesenden" Persönlichkeit, und der Stift schrieb den nicht sehr ungewöhnlichen Namen „Müller". Lächelnd fragten wir wie aus einem Munde, wie es ja „im wirklichen Leben" sicher auch der Fall gewesen wäre: „Welcher Müller?" Und die merkwürdige, sicher von niemandem erwartete Antwort lautete:

„‚Ich schnitt es gern in alle Rinden ein',
Ich werde wohl der rechte Müller sein!"

Natürlich waren wir hoch überrascht, wußten aber — wenigstens der größte Teil des Personenringes, denn vier Teilnehmer waren musikalisch und drei von diesen Ton-Künstler — selbstverständlich, daß diese originelle Einführung mit Wilhelm Müller, dem Verfasser der Schubertschen „Müller-Lieder" im Zusammenhange stehen mußte. Und so verhielt es sich auch, wenigstens gab der inspirierte Stift an, daß Wilhelm Müller „persönlich" anwesend sei. (Beiläufig bemerkt, war uns allen aber über seinen Lebensgang, über seine Verhältnisse, über seinen Hingang u. s. w. nichts Näheres bekannt und wir orientierten uns erst später teilweise aus dem Lexikon über das Einschlägige, immerhin aber gab uns auch diese Einsichtnahme nicht den völlig passenden Schlüssel zu den so trübe lautenden nachfolgenden Äußerungen, denen wir in höchster Spannung entgegen-

sahen.) Wir erwarteten nach der eigenartigen und „geistvollen" Einführung eine ebensolche Fortsetzung, und sollten uns nicht getäuscht finden. Wir baten in jenem respektvollen Tone, den wir unwillkürlich derart hervorragenden Besuchern gegenüber anzuschlagen pflegen, er möge uns irgend etwas mitteilen. Sofort schrieb der Stift langsam, ja mit einer gewissen Schwerfälligkeit (ich erinnere mich an diesen Abend noch so genau, als wäre er gestern gewesen) folgende Verse:

„Schaffen soll derselbe Geist,
Der mir hier in Fesseln liegt,
Der mich nicht durch's Dunkel weist,
Drin die arme Seele siecht.

Herbst ist's, von der Früchte Last
Alle Zweige niederhangen,
Doch von einem dürren Ast
Kann man keine Frucht verlangen!" [1])

Diese schönen Verse, deren Klangfarbe so ganz dem teilweise schwermütigen Tone der „Müller-Lieder" entsprach, muteten uns an, und wir baten um weiteres. Jetzt erschien in rascheren Zügen nachstehendes Gedicht — abgerechnet die letzte Strophe, welche auffallenderweise andern Tages um elf Uhr morgens der mehrfach angeführte Sohn, ebenfalls in automatischer Schrift, anfügte. Ich habe dieses Gedicht, ein Lied tiefster Schwermut, wie einen Schatz bewahrt und es ist nur in einzelnen Abschriften verbreitet.[2]) Niemals bis zur Stunde habe ich erfahren können, ob es schon irgendwo existiert oder was es sonst für eine Bewandtnis damit haben könnte. Solange mir nichts anderes nachgewiesen wird, halte ich es unbedingt für ein Original, stamme es nun aus dem „Unbewußten" irgend eines Cirkelsitzers, oder gar „von jenseits des Grabes" her. Es lautet wie folgt:

„Müde bin ich, schrecklich müde,
Ob ich gleich nicht lang gegangen,
Doch es fällt so manche Blüte,
Die als schöne Frucht könnt' prangen.

In den Frühling meines Daseins
Mußt' des Lebens Herbst mir fallen,
Holdes Minneglück! ich sah keins,
Öd' wird meine Klag' verhallen.

Keines Engels frohe Weisen
Haben meinen Geist gelichtet,
Eh' ich Liebe konnte preisen,
War mein Lebensglück zernichtet.

[1]) Die Verse knüpfen also an die Jahreszeit an und sind so recht ein Stimmungsbild, insofern der Seelenzustand des Dichters in Gegensatz zu dem schwellenden Segen in der Natur gesetzt wird. — Auch in dem folgenden längeren Gedicht ist dieser Naturton nicht zu verkennen. A. B.

[2]) Abgesehen von den „Psychischen Studien", woselbst übrigens der Umstand, daß die letzte Strophe erst nachher durch den Sohn hinzugefügt ward, nicht erwähnt wurde.

Weil auf meinem Dornenpfad
Ich ein Herz nicht nannt' mein eigen,
Kannt' mein Schicksal keinen Rat,
Als hinab ins Grab zu steigen.

Nichts braucht mir den Weg zu schönen —
Ich gedenke jener Zeit,
Dann ergreift mich stilles Sehnen
Nach des Friedhofs Einsamkeit!

Wenn ich nochmals weinen könnte!
Doch der Thränquell ist versiegt.
Will verzeihen vor dem Ende
Ihr, die also es gefügt!"

Nach Vollendung der zweitletzten Strophe stellte der Stift seine Thätigkeit ein und wir schlossen damit an jenem Abend überhaupt ab. Wir befanden uns unter dem Eindruck dieser Äußerung in einer eigenartigen Stimmung und wollten für diesen Tag nichts anderes mehr hören. Immerhin vermißten wir an dem Gedichte irgend eine Schlußwendung und versammelten uns andern Tages am hellen Mittag wieder um den Tisch, mit dem ausgesprochenen Wunsche, eine Fortsetzung oder irgend einen etwas befriedigenden Abschluß „von der Hand des Dichters" zu erhalten, — also in den Augen mancher Leute die richtige „Nekromantie"! Der bewußte junge Mann, welcher auch sonst schon Einzelnes automatisch geschrieben hatte, nahm diesmal versuchsweise den Stift und erhielt sofort die obige Schlußstrophe, nach deren Niederschrift das geheimnisvolle Leben in der inspirierten Hand augenblicklich erstarb. Und diese Schlußstrophe bildet nach meiner Ansicht wirklich eine Art Abschluß. Das Vorhergehende läßt allerdings deutlich genug erkennen, daß es sich um irgend eine unglückliche Liebe des Dichters handelt, die sogar mit seinem frühen Hingange in Zusammenhang zu stehen scheint. Die letzte Strophe aber weist ziemlich deutlich auf eine Nichterwiderung dieser tiefen Neigung, wenn nicht gar auf Untreue hin, denn „ihr" wird die Schuld zugemessen und als versöhnenden Ausklang Verzeihung zugesichert. Wie weit der ganze Inhalt dieser poetischen Ausströmung — wenn dieselbe wirklich auf die Persönlichkeit des Verfassers der Schubert-Lieder zurückgeführt werden könnte oder dürfte — mit den thatsächlichen Verhältnissen zu seinen „Lebzeiten" in Zusammenhang gebracht werden könnte, vermag ich nicht zu entscheiden, und allen von jener „Tafelrunde" war diesbezüglich weder aus Büchern, noch vom Hörensagen irgend etwas Einschlägiges bekannt. Es dürfte aber doch vielleicht jetzt noch möglich sein — es giebt ja bei vielen derartigen Vorkommnissen „Eingeweihte" oder den jeweiligen Verhältnissen Nahestehende — zu konstatieren, ob dieses schwermutsvolle Gedicht, das uns so „rein menschlich" anmutet, in irgend einen Zusammenhang mit Thatsächlichem gebracht werden kann. Über das Gedicht „an sich" und ganz besonders über seine Auffassung je nach der ihm zugeschriebenen Quelle, ließe sich wohl manches sagen. Daß das Gedicht einige poetische Schönheiten aufweist, neben freilich auch einzelnen Härten, dürfte für jedes tiefere Gemüt unverkennbar und unableugbar

sein. Und ganz besonders — es mag nun herstammen von wo es will — hat es Charakter, ergreifende Stimmung. Es ist tieftraurig und erscheint nach meinem Dafürhalten eines Wilhelm Müller, Heine oder Lenau u. s. w. völlig würdig.[1])

Wir hatten es aber in jener denkwürdigen Zeit, wie schon angedeutet, auch noch mit anderen Dichtern zu thun, und auch ihnen glaube ich — wenn auch nicht jedem in so eingehender Weise — nach Jahren einige Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen, schon als Akt der Höflichkeit. Nebenbei sei hier eingeschaltet, daß in unserem Sitzungskreise sich außer meiner Wenigkeit kein Dichter befand. Die anderen hätten wohl kaum einen Vers zustande gebracht, höchstens vielleicht der alte Herr, das Medium, der einen Operntext verfaßt hatte, welcher aber ziemlich holperig war, ganz seinem Wesen entsprechend.

Es ist freilich schade, daß wir die uns gewordenen poetischen Mitteilungen der Mehrzahl nach nicht aufhoben; aber wir lebten gleichsam wie die Vögel im Hanfsamen und empfingen eine solche Fülle von Gedichten, daß wir sie mitsamt der Prosa den Flammen übergaben, sogar die ausgezeichnetsten Proben, die jeder Zeitschrift angestanden hätten, fielen zuweilen der aufräumenden Hausfrau zum Opfer. So erinnere ich mich, daß wir einmal ein Gedicht von „Freiligrath“ durch den Stift erhielten, das so ganz der Eigenart dieses Dichters entsprach, daß man dasselbe unbedingt als aus seinem Nachlasse stammend hätte ausgeben können. Der Verewigte hatte mir zu Lebzeiten eine ganze Reihe von Briefen geschrieben und mich in meinem poetischen Schaffen väterlich ermuntert; doch lernte ich ihn nie persönlich kennen. Er lebte damals in Cannstatt und starb auch dort. Erst nach seinem Tode hatte ich die schmerzliche Genugthuung, sein Grabmal auf dem Uffkirchhofe in Cannstatt zu besuchen. An diesen Umstand erinnerte ich mich nun, als in irgend einer Sitzung eine Intelligenz sich als „Freiligrath“ vorstellte. In ziemlich naiver Weise fragte ich, ob er mich an seinem Grabmale „gesehen“ habe. Die Antwort erfolgte in Form eines ziemlich langen und geradezu formvollendeten Gedichtes, dessen Strophen immer mit einigen knappen Worten abschlossen, wie es zuweilen seine Art war. Dem Inhalte nach war es ein wenig humoristisch angehaucht und wies in zarter Satire meine kindliche Annahme zurück. Mag nun die Quelle jenes Gedichtes zu suchen sein, wo immer man will, es hätte sich von ihm dasselbe sagen lassen, was man von einer guten Anekdote zu sagen pflegt: „Wenn sie nicht wahr ist“ — in unserem Falle, wenn das Gedicht nicht auf die geistige Persönlichkeit des genannten Dichters zurückzuführen ist — „so ist sie doch gut erfunden“. Freilich liegt dann auf dem scheinbar gesäuberten Tische noch die harte Nuß: Woher stammt es denn sonst?

Einmal hatten wir sogar angeblich den gewaltigen Shakespeare in

---

[1]) Die „Härten“ der Form, sowie auch der Inhalt scheinen uns doch eine Zurückführung dieses Gedichts auf Wilhelm Müllers Dichtergenie kaum zuzulassen.
(Der Herausgeber.)

unserem Kreise und der Stift warf mit Geistesblitzen nur so um sich. An zwei Verszeilen, die meiner Person galten, mit denen ich aber nicht sonderlich gut fuhr, erinnere ich mich noch ganz genau. Ich hatte nämlich — man wolle ja nicht vergessen, daß der Berichterstatter damals noch ein junger, ehrgeiziger Mann war — in etwas zaghafter Weise die Anfrage gestellt, ob ich es mit der Zeit zu einem berühmten Namen bringen werde, und welche Wege ich dazu einschlagen solle. Das war allerdings viel auf einmal verlangt. Um aber die knappe Antwort nach ihrem eigentlichen Werte würdigen zu können, ist noch in Betracht zu ziehen, daß ich damals ziemlich viel auf Essen und Trinken und infolge großer Nervosität auch aufs Schlafen hielt. Der Stift schrieb ohne Zögern in scharfen Zügen, aber in deutscher Sprache:

„In dir selbst liegt der Keim zum großen, berühmten Manne,
Nicht im Bett, nicht in der Schüssel, nicht in der Kanne!"

Und gerade so war die kräftige Abfertigung und gute Lehre zugleich auch unterstrichen. Die betreffende Intelligenz, mochte man sie nun „diesseits oder jenseits" suchen, hatte den Frager also sicher durchschaut und ihm ein passendes Sprüchlein auf den Leib geschrieben.

Eine Genugthuung eigener Art aber wurde mir von anderer Seite. Es war bei einer kurzen Sitzung in O., und zwar im Nebenzimmer einer Wirtschaft. Der gute alte Herr ging nämlich mit dem Spiritismus sogar auf Reisen und hatte seine alte Manie, gehoben von den inzwischen gezeitigten Erfolgen, noch nicht verloren. Wessen er irgendwie habhaft werden konnte, den zog er auch in seine Kreise, machte aber durch eine solche Beiziehung neuer Elemente die Sache meistens nicht besser, sondern schlimmer. An die Stelle guter Antworten trat vielfach die oft konstatierte Verwirrung.

In dem gemeinten Falle aber hatten wir eine Ausnahme von der unliebsamen Regel dieser „Werbungen" zu verzeichnen, allerdings eine sehr kurze, dafür aber auch besonders prägnante. Um die betreffende Äußerung verständlich zu machen, muß ich vorausschicken, daß ich einige Jahre zuvor meinen Volksroman „Der Dreibirkenhof" geschrieben hatte — ich darf wohl sagen, mit meinem ganzen Können, mit all der mir damals innewohnenden Begeisterung und „mit meinem Herzblute" — und derselbe ist auch zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Er eröffnete z. B. die große illustrierte Zeitschrift „Deutscher Hausschatz" und ist im Laufe der Jahre in mindestens 200 Zeitungen in mancher Herren Länder, auch in Paris und Amerika, erschienen. Damals (1878) hatte niemand von meiner Umgebung eine Ahnung von der Zukunft dieses Werkes und in jener Sitzung speziell dachte sicher keine einzige Person auch nur im entferntesten an den „Dreibirkenhof".

Seltsamerweise nun kam auf meine Anfrage — der Tisch bewegte sich in sonderbarer Weise und mit dem Schreiben war noch nicht begonnen worden — wer denn mit uns zu verkehren wünsche, durch den Stift, den der alte Herr rasch zur Hand nahm, die flüchtig hingeworfene Äußerung: „Sei mir gegrüßt, Dreibirkenhofer!" (So werden nämlich in dem

betreffenden Roman die Mitglieder der Familie Radacher kurzweg bezeichnet.)

Höchlich verwundert baten wir die betreffende „Intelligenz“, die sich noch nicht genannt hatte, um weiteres, und besonders um Namensangabe. Die Antwort lautete:

„Ich wollte dir nur kund thun, daß ich dich und den Dreibirkenhof kenne. Elsa von der Recke.“

Damit war die „Botschaft“ zu Ende und der Stift außer Thätigkeit gesetzt. Es war eine ziemlich große Gesellschaft beisammen, aber von einer „Elsa von der Recke“ wußte keiner der Anwesenden etwas, und erst die Befragung eines Lexikons gab uns später den Aufschluß, daß dies der Name einer nicht unbedeutenden Schriftstellerin aus früheren Zeiten — Einzelheiten sind mir nicht mehr gegenwärtig — war.

Doch kehren wir wieder in den alten Ritterbau und zu dem gewohnten Cirkel zurück, wo alles besser „klappte“.

Ein besonders häufiger Besucher war Heinrich Heine — so wenigstens führte sich bei uns eine stets willkommene „Intelligenz“ ein. Und „intelligent“ war sie unleugbar, voll Geist und Witz und besonders voll Satire. Man konnte meinen, der originelle Mann sei wirklich und wahrhaftig gegenwärtig. Mit ihm — und noch einigen andern — warf der Humor gleichsam schillernde Leuchtkugeln durch das „Nachtgebiet der Natur“, eine Seite der spiritistischen Erlebnisse, welcher man meines Wissens am allerseltensten begegnet, die mir aber — zu der gemeinten Frist und später — noch öfter zu teil ward.

Vieles, was uns dieser Besucher brachte, ist mir im Laufe der Jahre aus dem Gedächtnisse entschwunden; aber einzelnes ist mir doch verblieben und liegt auch teilweise in Form von Abschriften vor mir.

Meistens kamen wir dem satirischen Dichter gegenüber ziemlich schlecht weg und seine Äußerungen streiften zuweilen sehr nahe die Grenze der Derbheit, aber originell waren sie stets. So erbaten ich und das Medium H—a einmal sein Urteil über unsere dichterischen Leistungen — H—a hatte seinen Operntext und ich meine früher herausgegebene Gedichtsammlung im Auge — und die durch den Stift übermittelte Antwort lautete:

„Der H—a und der eitle Butscher
Sind der Poesie Mistbeetrutscher!“

Das war nun allerdings eine harte Rede, aber wir mußten sie unweigerlich anhören, und es wünschte uns niemand guten Appetit. Fast komisch war der Eindruck, den das Medium nachher machte, als es das gewissermaßen selbst ausgefertigte Todesurteil verlesen hören mußte. Aber selbstverständlich ergaben wir uns mit dem entsprechenden Humor in die nicht zu ändernde Thatsache.

Noch schlimmer ging es mir diesem Spötter gegenüber ein andermal, als ich trotz der erfahrenen lakonischen Abfertigung doch wieder die Frage vorbrachte — ich redete die „Intelligenz“ mit Sie an, um sie durch meine Höflichkeit, wenn möglich, zu bestechen —:

„Was halten Sie von meinen „Gedichten"?

Die Antwort ist so einzigartig, daß ihr wohl auf dem ganzen Felde des Spiritismus, was schriftliche Kundgebungen anbetrifft, nicht so leicht eine andere ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Sie lautete — ich wurde, wie bemerkt werden wird, ebenso artig und auszeichnend „abgefertigt" —:

„Ich halte (große, mit ängstlicher Erwartung ausgefüllte Pause)
mir Ihre „Gedichte" nicht.
Dies ist mein einz'ger Trost in dieser Öde,
Denn wo's nach Pech und Schwefel riecht,
War nie von Ihnen noch die Rede.
Bei uns ist nicht im Gebrauche
Die Pegasusjauche!"

Das ging denn doch ein wenig über den Spaß, und ich hatte meinen Lohn von seiten dieses übersinnlichen Kritikers ein für allemal dahin. „Diesseits" ist es mir in diesem Stück zum Glück teilweise ein wenig besser ergangen. Aber, so derb solche Aussprüche auch waren, so geistreich waren sie doch. Und da faselt man immer noch von „läppischem, dummem Zeug", das bei den spiritistischen Sitzungen „zu Tage" trete!

Heine — immer die Identität vorausgesetzt — sprach sich fast stets in Versen aus, welche ganz seiner Originalität in diesem Leben entsprachen, man hätte sie unbedenklich, als von ihm herrührend und in irgend einem verborgenen Winkel aufgefunden, drucken lassen können. Eines seiner köstlichsten Lieder, welches der wunderbare Stift improvisierte — wenn man so sagen darf — und welches vielleicht noch im Besitze des Mediums oder seiner Familie ist, drehte sich um einen fahrenden Musikanten, welcher unter einem Holunderbusche seiner Fiedel die Empfindungen seiner Seele anvertraut und deutlich „die lachende Thräne im Wappen" zeigt. Es erschien uns als eine Art Seitenstück zu Lenaus „drei Zigeunern", von denen der mit der Fiedel „ein feuriges Liedel" sich spielt. In vielen dieser poetischen Äußerungen verwob sich schwermütiges Empfinden mit überlegener Spottlust. Von der letzteren nur noch ein kurzes Beispiel, das mir im Gedächtnisse geblieben ist. Wir stellten zuweilen noch recht kindliche und müßige Fragen, und so erinnere ich mich, daß wir die sich „Heine" nennende Intelligenz auch einmal baten, uns die Tagesordnung des greisen Kaisers Wilhelm I zu beschreiben. Das hierauf erfolgende Gedicht war ein Muster von überlegener Ulkerei und ziemlich ausführlich. Einer einzigen Strophe erinnere ich mich noch. Sie lautete:

„Und dann zieht der Gottesgnaden
Seine Strümpfe an die Waden,
Und dann will er was zu essen,
Was — das habe ich vergessen."

In diesem Tone ging es fort und diese poetische Leistung versetzte alle bei der Lesung in die lauteste Heiterkeit. Überhaupt hatte in jener Periode der Spiritismus alles Unheimliche für uns verloren, und wir hatten geistige Genüsse, welche sich denen bei guter und anregender Lektüre empfundenen unbedingt an die Seite stellen durften, den in der

sogenannten „guten Gesellschaft“ häufig kursierenden Tageskrempel aber weit überragten. Ich hätte die geschwollenen Absprecher in diesen Cirkel hineinversetzt wünschen mögen, sie würden sich wohl gehütet haben, mit so leichtfertigen Behauptungen um sich zu werfen. Allerdings waren bei unsern Sitzungen jene für den großen Haufen überzeugendsten physikalischen Manifestationen weniger vertreten. Wir hatten keine Apporte, direkte Schriften u. dergl. Aber wir wirkten auch nicht nach dieser Richtung, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: wir wußten nämlich damals kaum etwas von diesen Dingen, und deswegen lagen sie uns „außer Schußweite“. Allem nach aber hätten wir — das Wissen von diesen Erscheinungen und die Wirksamkeit nach dieser Richtung vorausgesetzt — auch auf diesem Gebiete Auffallendes erlebt. (Übrigens wurde uns, worauf ich bald zu reden komme, eine Materialisation ganz eigener Art.)

Als wir einmal so recht „den Fuß im Bügel“ hatten, drängten sich geistig hervorragende Kundgebungen und wir kamen aus dem Verwundern gar nicht mehr heraus, trotzdem wir das Gegebene als selbstverständlich entgegennahmen und immer unwillig wurden, wenn sich zuweilen diese oder jene „Intelligenz“ nicht ganz „auf der Höhe der Zeit“ hielt. Es trat in unserem Kreise eine sonst wenig bemerkte Richtung der intelligenten Äußerungen auf, der Humor, von der derbsten, aber niemals obszönen Abfertigung an bis zu den geistreichsten und verblüffendsten Wendungen, und dabei in eine Form gegossen, welche an feinster Ausführung nichts zu wünschen übrig ließ.

In zwanglosem Anschluß an das oben Gesagte und an Heines satirische Schilderung der Tagesordnung Kaiser Wilhelms I führe ich noch — wir müssen die Dichter, trotzdem noch eine ganze Reihe zu nennen wäre, in Rücksicht auf den Raum verlassen — eine andere Fürstlichkeit an, welche sich von selbst in überraschender Weise an einem anderen Sitzungsabende kundgab.

Ich schicke voraus, daß ich solche Äußerungen (oder auch andere Geschehnisse) für die überzeugendsten halte, welche den Erwartungen des Mediums und aller Cirkelteilnehmer entgegengesetzt sind. Und eine derartige Überraschung wurde uns an dem gemeinten Abend. Auf einmal meldete sich schriftlich der verstorbene König Wilhelm von Württemberg. Hoch überrascht und sehr erfreut sahen wir einer weiteren Äußerung dieses schneidigen Potentaten entgegen und bildeten uns alle nichts anderes ein, als daß uns eine recht huldvolle Ansprache bevorstehe. Das Medium selbst überließ den Stift mit förmlichem Vergnügen der schreibenden Kraft, und diese malte in ganz eigener Art eine Kundgabe auf den Bogen, die sich im Halbdunkel wie ein Dekret, von hoher Stelle ausgehend, ansah. Als ich damit — ich machte meist den Vorleser — nach geschehenem letzten Schnörkel zur Lampe trat und sie hinaufschraubte, sah ich sofort, daß es ein Schriftstück ganz in der Form der üblichen Erlasse aus Kanzleien war, und auch der trockene Kanzleistil ließ sich gleich erkennen. Unser Behagen schwand aber bald, denn der Inhalt

des Erlasses stimmte so wenig mit unserer Erwartung, daß wir sämtlich nach beendigter Lektüre und „Kenntnisnahme" ziemlich verblüffte und vielleicht sogar ein wenig einfältige Gesichter machen mochten. Das Schriftstück lautete wörtlich wie folgt:

„Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Württemberg, Herzog zu Urach, Graf zu Teck rc., verordnen und verfügen hiermit, daß alle Spiritisten innerhalb Unserer Landesgrenzen sofort aufgegriffen und auf Unsere Veste Hohen-Asperg abgeführt werden.

So gegeben in Unserer Residenz Stuttgart am (unleserlich) 1878.

Gez. **Wilhelm.**"

Ich muß heute noch lachen über den Eindruck, den diese unerwartete und drakonische Verfügung auf uns machte. Es war nur ein Glück, daß sie nur auf dem Papier stand, und unsere Verblüffung wich bald einer gewiß berechtigten Heiterkeit. Mag nun das sonderbare Reskript herstammen von wo immer, die damit erregte Sensation verblieb ihm ungeschmälert.

Daß wir uns hier vielleicht einem (von uns so bezeichneten) „Neckgeiste" gegenüber befanden, liegt ziemlich nahe, trotzdem wir auch von diesen so recht eigentlich nicht wissen, wo wir sie hinthun sollen. Ich für meinen Teil hege übrigens noch den starken Verdacht, daß dieser wohlgelungene Schelmenstreich jener Intelligenz, welche sich Heine nannte, mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden dürfte.

Sei dem nun wie ihm wolle, die Originalität bleibt bestehen, und die Thatsache ebenfalls, daß es mit jenen wegwerfenden Behauptungen, in diesen „Geistercirkeln" sei sehr wenig Geist zu finden, eitel Wind ist. An Geist hat es bei den uns gewordenen Kundgebungen fast nie gefehlt. So erinnere ich mich z. B. noch, daß eine Intelligenz, welche Lassalle zu sein behauptete, ganze Bogen voll wirklich geistvoller Abhandlungen über soziale und nationalökonomische Fragen in ganz genialer Form und wie aus einem Guß in rapidester Schnelligkeit hinwarf. Dabei ließ das schreibende Medium die Hand, welche wie von dem übrigen Körper ausgeschaltet erschien und gleichsam ein absonderliches Leben für sich hatte, völlig frei gewähren und unterhielt sich mit uns vielfach während dieser fabelhaften Produktivität der inspirierten Hand zwanglos über andere Dinge. Eine derartige Vollkommenheit eines Schreibmediums — ganz abgesehen von der geistigen Bedeutung des Geschriebenen — ist mir in keinem anderen Falle mehr entgegengetreten.

Fast immer äußerten sich in dieser in sich gewissermaßen abgegrenzten Periode Intelligenzen höherer Art und von stets auffallender Eigentümlichkeit. So war angeblich auch die berühmte Lenormand öfter anwesend, und die Hand des Mediums zeichnete Spielkarten, wie sie damals in jenen Kreisen üblich waren, und gab Erläuterungen über Wahrsagekunst aus Karten, Händen u. dergl. Ewig schade, daß wir diese „Dokumente" nicht gehörig zu würdigen verstanden! Wir wurden durch die Überfülle des Gegebenen förmlich verwöhnt im Vergleich zu der „Armut im Geiste" von früher, und schmausten wie Schlemmer an üppiger Tafel, nicht bedenkend, daß auch wir, dem Vorgange im Evangelium entsprechend,

zwölf Körbe voll hätten als Abhub aufbewahren sollen. So ist es teilweise auch auf diesem (übersinnlichen) Gebiete: „Wenn der Bettler auf den Gaul kommt, so reitet er ihn zu schanden!" Ich speziell lernte später — aber allerdings zu spät — einsehen, in welch reichen Vorratskammern wir gleichsam als Verschwender gewirtschaftet hatten, die sieben dürren und unfruchtbaren Jahre blieben nicht aus. Immerhin ist aus jener reich ausgestatteten Zeit genug übrig geblieben; aber es hat uns später, als der festgefügte Ring unschließbar auseinandergerissen wurde, dieser Leichtsinn oft genug gereut.

Wie schon früher flüchtig erwähnt wurde, erhielten wir auch Mitteilungen in fremden Sprachen. Von den vielen nur ein Beispiel. Einmal schrieb eine Intelligenz, welche sich als Kardinal Mezzofanti bezeichnete — bekanntlich ein Sprachgenie, wie es vielleicht einzig dasteht —, auf eine Seite in zwölf Sprachen „Ehre sei Gott in der Höhe", lateinisch beginnend mit „Gloria in excelsis deo", wenn ich mich recht erinnere: lateinisch, deutsch, englisch, französisch, italienisch, griechisch, türkisch, spanisch, portugiesisch, schwedisch, indisch (?) und — in Keilschrift. Wir ließen, soweit dies möglich war, das Gegebene auf seine Echtheit prüfen und, soweit sich Sprachenkenner auftreiben ließen, erwies sich alles als richtig. Was wir nicht klarstellen konnten, dürfen wir doch sicher in logischer Folgerung ebenfalls als zutreffend annehmen, denn wenn das eine richtig ist, so muß es ziemlich naheliegend auch das andere sein. Das Schriftstück ging später in die Hände der schon erwähnten Dame über und soll, wenn es nur einigermaßen möglich ist, im Original vorgelegt werden.

Ein anderes Mal machte der Tisch seltsam schaukelnde, tanzartige Bewegungen und der Stift teilte mit, daß wirklich eine Tänzerin — mit französisch klingendem Namen, der mir aber entfallen ist — anwesend sei. Nach einigen Mitteilungen unwesentlicher Natur fragten wir, wie in manchen anderen Fällen, an was sie gestorben sei. Nun erhielten wir als Antwort nicht etwa, wie erwartet, die Bezeichnung einer Krankheit, sondern die geradezu überraschende Mitteilung:

„Charette ließ mich wegen Spionage erschießen."

Wir waren wie aus den Wolken gefallen. „Charette?" Niemand von uns hätte zu sagen gewußt, wer „Charette" sei, denn in der französischen Geschichte hatte unser aller Schulsack ein großes Loch. Und während wir uns den Kopf über die unbegreifliche Kunde zerbrachen, war die Tänzerin, ganz ihrem sylphidenartigen Wesen entsprechend, entschwunden; der Stift gab keinen weiteren Aufschluß. Erst später brachten wir mit Mühe und Not heraus, daß damit ein in jener Zeit vielgenannter Anführer der Vendeeer („Chouans") in dem Kriege der „großen Republik" gegen die Vendeeer gemeint sein müsse. Ob eine derartige Mitteilung auf Wahrheit beruhen konnte, weiß ich auch heute noch nicht bejahend oder verneinend zu beantworten, und die Tänzerin ließ sich trotz aller Versuche, sie zu erhaschen, nicht mehr erwischen. Daß sich Tänzerinnen in französische Feldlager verirren konnten (besonders in jenen zügel-

losen Zeiten), war an sich durchaus nichts Unbegreifliches — Mac Mahon soll ja noch im letzten deutsch-französischen Kriege derart leichte Ware mitgeführt haben —, daß aber auch Frauenzimmer wegen Spionage füsiliert wurden, ist kaum glaublich, immerhin aber nicht gerade unmöglich. Merkwürdig bleibt nach meiner Ansicht diese Mitteilung besonders deshalb, weil sie so ganz unseren Voraussetzungen widersprach und wohl kaum in irgend einer Falte des Gedächtnisses von Medium und „Beisitzern" verborgen war. Und dann war sie „an sich" so auffallend, daß ich diese kurze Äußerung zu dem Überraschendsten rechne, das uns in jener Zeit der Überraschungen entgegentrat. Ich kann mich vielleicht diesbezüglich täuschen, vermag aber diesen Eindruck nicht abzuweisen.

Bevor ich diese Station der spirituellen Erlebnisse verlasse, muß ich noch eines Vorganges gedenken, welcher eine Episode für sich bildet und zu einer eigenartigen Materialisation führte.

Eine Zeit lang — es dauerte Wochen — meldete sich stets zu Beginn der Sitzungen eine Intelligenz, welche sich als Nonne Cäcilia aus einem längst aufgehobenen Kloster, welches mit Namen angeführt wurde, einführte. Anfänglich interessierten uns die Mitteilungen dieser Intelligenz, die sich meist um begangene schwere Sünden drehten, deren Aufführung ich hier nicht für angezeigt und rätlich halte. Die uns gewordenen Schilderungen zeichneten in oft rührenden Zügen den Zustand einer schwer niedergebeugten Seele, auf welche Schillers Wort: „Alle Schuld rächt sich auf Erden" nur in einem Sinne zutrifft, welchen der Mystiker annehmbar findet. Diese Nonne war nach ihrer Angabe, für welche ich ja keine Verantwortung zu übernehmen habe, noch das, was man kurz gesagt erdgebunden nennt.

Den uns gewordenen Aufschreibungen nach hatte sie aber das unstillbare Verlangen nach einer Besserung ihres derzeitigen Schicksals, empfand tiefe Reue und lechzte förmlich nach Erlösung, welche sie bei uns suchte. Wir waren natürlich nicht wenig von einem derartigen Ansinnen überrascht und fühlten uns auch sehr wenig geeigenschaftet dazu, denn mit unserer geistigen Vollkommenheit war es wie bei den meisten Menschenkindern nicht gerade glänzend bestellt. Offen gestanden, wären wir diese etwas unangenehme „Persönlichkeit" mit guter Manier und ohne weitere Verpflichtungen wieder gerne losgeworden. Aber trotzdem wir sie nicht gerufen — wir ließen zu jener Zeit diese Dinge in völliger Passivität einfach an uns herantreten —, wurden wir sie nicht mehr los. Mit einer unbeschreiblichen Hartnäckigkeit äußerte sich eben diese Nonne Cäcilia immer wieder und bestürmte uns mit ihren Klagen und Bitten. Und jetzt traten auch jene längst ausgeschalteten physikalischen Manifestationen wieder ein, welche man wohl mit allen derartigen Vorkommnissen vereinigt findet. Aber diese besaßen nicht den erschreckenden Charakter der früher geschilderten. Es war alles zarter, fast möchte ich sagen „frauenhafter" als zu Beginn jener denkwürdigen Epoche. Dieses Klöpfeln, Rauschen, Schlürfen, Anwehen u. dergl. ließe sich — zusammengehalten mit dem unabweisbaren Beharren — etwa mit den in der „Seherin von

Prevorst" enthaltenen Schilderungen vergleichen. Man muß derartiges erlebt haben, um sich einen annähernden Begriff davon machen zu können. Was konnten wir schließlich dagegen thun? Auf die Sitzungen völlig verzichten? Das wollten wir doch nicht, und überdies war dieser neue Fall so außerordentlicher Natur. Und so gaben wir denn nach und fragten, was sie eigentlich von uns verlange. Es war das gewöhnliche Verlangen, wie es in den alten Geistergeschichten geschildert ist. Wir sollten für diese verirrte und seelisch unglückliche ehemalige Nonne beten. Dazu wurden uns diese und jene Gebete und Lieder als besonders wirksam bezeichnet. Und — jetzt möchte ich aus der Vogelschau das verächtliche, bedauernde Achselzucken und das überlegene Lächeln gewisser Leute sehen, wenn ihnen diese Zeilen in den Wurf kommen sollten — wir thaten es! Jawohl — und wenn mir je noch einmal ein derartiger Fall begegnen sollte, ich würde es wieder thun! Ich kann bei aller Selbsteinkehr nichts Gefährliches darin finden, daß wir „für eine arme Seele" beteten; es müßte denn nur sein, daß wir sogar auf dem Gebiete der Frömmigkeit die überall beliebte Selbstsucht hervorkehren und in erster Linie für uns hätten beten sollen.

Je getreuer wir dem nun einmal gegebenen Versprechen nachkamen, desto befriedigter lauteten die Aussprüche dieser Nonne, welche sogar behauptete, daß sie nach und nach „heller" zu werden beginne und sich vielleicht, wenn sie damit weit genug sei, uns sichtbar zu machen vermöge.

In einer späteren Sitzung meldete sich wieder die Nonne Cäcilia und sprach durch den Stift ihren inbrünstigen Dank aus. In der „Botschaft" drückte sich aber diesmal eine gewisse Eilfertigkeit aus, wie etwa von seiten eines „Menschen", der möglichst rasch weiterzukommen wünscht. Sie werde — so lautete etwa die Mitteilung — nicht mehr zu uns kommen, denn sie trete in einen besseren Zustand ein, welcher sie anderswohin rufe. Sie werde uns nur noch rasch — wenn es ihr irgendwie möglich sei — unserem Wunsche gemäß erscheinen und dann nicht mehr wiederkehren. Wir fragten, wo wir sie materialisiert zu erblicken vermöchten, und die Antwort lautete: „Im Schloßhofe, und zwar sofort." Es ist wohl einigermaßen bemerkenswert, daß sich die Materialisation entfernt vom Medium und dem Sitzungszimmer, wie es doch sonst wohl in den meisten Fällen sich zu ereignen pflegt, vollziehen sollte. Und zu allem befand sich der alte Herr keineswegs an diesem Abende, und auch sonst nie, in dem Zustande, den man als „Trance" bezeichnet. Man konnte niemals auch nur die Spur einer Veränderung seines Wesens gegen sonst entdecken.

Das Medium war also — und so auch wir alle — anscheinend um kein Haar anders als sonst. Nichts von „Trance" oder nur irgendwie Schläfrigkeit. Und doch war eine nicht ganz zu verkennende Veränderung mit meinem lieben alten Freunde nach der empfangenen Mitteilung vorgegangen, wenn er sie auch nicht eingestand; er hatte — Furcht. Der gute Herr gab vor, er hätte so etwas, wenn es überhaupt so weit komme, lieber im Zimmer gesehen, glaube aber nicht recht daran und wolle zurück-

bleiben; wenn je etwas vorgehe, so möge man es ihm rasch melden und er komme dann nach.

Und so gingen wir übrigen denn allein hinaus auf den Korridor, von welchem aus man durch verschiedene Fenster auf den vom Mondlicht überfluteten Schloßhof hinuntersehen konnte. Offen gestanden, beschlich mich ebenfalls ein etwas bängliches Gefühl, als ich mit den übrigen an dem geöffneten Fenster stand und der Dinge wartete, die da kommen sollten. Was die übrigen empfanden, weiß ich nicht. Es war mir aber nicht vergönnt, den ganzen Vorgang zu sehen, ich sah nur einen Teil, und daran war das Medium schuld.

Eine Weile durchforschten wir umsonst den fast in Tageshelle daliegenden, abgeschlossenen und völlig vereinsamten Hof, aber auf einmal wies die eine der Töchter des Mediums — sie ist jetzt in Berlin verheiratet — auf eine Gebüschgruppe rechts vom Schloßbrunnen (von uns aus gesehen) und flüsterte: „Dort!" Und richtig: am Rande des Gebüsches bildete sich etwas, das etwa wie ein wallender Nebel aussah und nach und nach Menschengestalt anzunehmen schien.

Spornstreichs lief ich zurück, um Herrn H. zu holen, der sehr verblüfft dareinschaute und nach allerlei Ausreden suchte. Wir befanden uns noch in der Debatte, als die andern herbeigeeilt kamen und sehr aufgeregt Bericht erstatteten Die Sache war schon vorüber und ich hatte teilweise, und das Medium völlig, das Nachsehen, was dem letzteren aber nicht gerade besonders leid zu sein schien. Es waren fünf Personen — Frau H., eine sehr ernste und energische ältere Dame, ihre beiden Töchter, der mehrfach erwähnte Sohn und meine damals etwa 63jährige Mutter, welche einstimmig (fast im buchstäblichsten Sinne des Wortes) folgendes berichteten:

Sofort nach meinem Weggehen habe der Sohn, dem die Sache zu lange dauerte, ganz seiner exaltierten Weise entsprechend, hinuntergerufen: „Geist, erscheine!", und die „Gestalt" sei fast augenblicklich vor aller Augen, anscheinend in weißlichen Gewändern, mit einem (bei solchen Vorgängen oft erwähnten) Kopftuche, welches das Gesicht verhüllte, versehen, vorübergegangen, oder besser: „geschwebt". Dieses „Vorbeigehen" geschah — es liegt absolut kein Grund vor, den Eindruck dieses „Vorganges", es mag sich nun damit verhalten wie es will, anzuzweifeln, und meine jetzt hochbetagte Mutter schwört heute noch Stein und Bein darauf — auf folgende Art: die „Erscheinung" bewegte sich vom Rande der bezeichneten Gebüschgruppe aus in Diagonalrichtung über den völlig freien Platz vor dem Schloßportal ziemlich langsam vorüber. Sie beschrieb also den möglichst weitesten Weg — vielleicht cirka 100 Schritte — und verschwand dann (anscheinend) in der Vorderfront des Gebäudes, gleichsam hindurchgehend.

So lautete der Bericht der fünf Zuschauer, die mehr erstaunt als erschrocken waren. Weiter vermag ich nichts hinzuzusetzen, denn mit diesem „Abschied" war die Nonne völlig aus unserem (übersinnlichen) Gesichtskreise verschwunden und auch uns führte das Geschick in unserner

Zeit auseinander. Hiermit sei diesem Cirkel und diesen Erlebnissen Valet gesagt.



Es erübrigt mir nur noch, kurz meine persönliche Ansicht über die möglichen Ursachen der von mir selbst erlebten Vorkommnisse — welchen sich allerdings tausende anderer, von anderen beobachtete ähnlicher oder noch viel komplizierterer Art ergänzend an die Seite stellen — auszusprechen, und diese Aussprache wird so unumwunden sein wie die Art der ganzen vorausgegangenen Darstellung.

Diese seltsamen Erlebnisse scheinen mir teilweise zu bekräftigen, was du Prel schon öfters betont hat, daß wir anläßlich der spiritistischen Versuche fast allen übersinnlichen Vorkommnissen begegnen, die uns sonst nur in sporadischer Vereinzelung entgegentreten.

Auch ich gelangte freilich teilweise zu einer Modifizierung meiner Ansichten über meine Erlebnisse auf dem spiritistischen Gebiete — von andern sogenannten übersinnlichen Erscheinungen ganz abgesehen. Es leuchtete mir ein, daß das so oft bis ans Lebensende lavrierte Ich des Menschen, wenn es unter gewissen seltsamen Bedingungen sieghaft zutage tritt, einige der gemeinten Vorkommnisse ohne Hereinziehen einer abgesonderten „Geisterwelt" erklären lasse. Wie wollten wir uns aber schon eine nach meiner Ansicht viel zu wenig betonte, von allem Anfang in den spiritistischen Sitzungen aufgetretene Thatsache erklären, daß sich stets sogenannte Verstorbene anmelden, vielfach niemand bekannte, und sich doch genau ausweisende, wenn all die auffallenden Äußerungen und Geschehnisse mit „entkörperten Menschen" nichts zu thun hätten? Dürfte alles auf das „transscendentale Subjekt" zurückgeführt werden — an welches und dessen unzerstörbare Fortexistenz wir auch ohne Spiritismus unbedingt glauben können —? Für was dann eine derartige unbegreifliche und unlogische Maskerade? Könnte diese übersinnliche Persönlichkeit — unser unsterblicher Teil — oder müßte sie nicht vielmehr folgerichtig ohne weiteres sagen: „Schau, lieber Freund, ich bin das eigentliche, unsterbliche Geistwesen, das sich in ‚dramatischer Spaltung' unter gewissen gegebenen Bedingungen jetzt mit deinem alltäglichen Verstande und deiner gewöhnlichen tagwachen Einsicht unterhält und dir beweist, daß ich viel höher stehe als du u. s. w." Aber nichts derartiges geschieht, ganz abgesehen davon, daß die geradezu unbegreiflichen Dinge und Geschehnisse sich mit einer derartigen Auffassung der Sachlage nie und nirgends reimen könnten. Nein, es bleiben uns zu einer irgendwie begreiflichen Erklärung in sehr vielen Fällen nur die „Geister" übrig; und wenn der Spiritismus nichts anderes beweisen könnte, als ihr Dasein, welches auch das unsere im seinerzeitigen Dortsein verbürgt, er hätte Verdienste genug, aber er beweist noch viel mehr. Freilich nur bei ernster und unentwegter Forschung, von welcher ich auch sagen möchte: „Das Himmelreich leidet Gewalt" (erfordert Kampf und Beharrlichkeit). Wir haben — dies steht für Tausende unerschütterlich fest — bei echten Sitzungen zur Hinüberschau ins Land der Zukunft gleichnisweise „den Fuß im Bügel"!



Zur Mystik im Irrsinn.

Von
Dr. Ludwig Kuhlenbeck.



I. Specht gegen Du Prel.

Unter Du Prels „Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften“ befindet sich auch ein Kapitel über Psychatrie mit der Überschrift „die Mystik im Irrsinn“; der Aufsatz ist zuerst in den „Psychischen Studien“, Jahrgang 1889 und danach als Separatabdruck erschienen. Er hat nicht nur bei den gebildeten „Laien“, sondern auch bei den Leuten „vom Fach“ Beachtung gefunden: der königl. Hilfsarzt an der Kreisirrenanstalt Erlangen Dr. Gustav Specht ist durch diesen Aufsatz zu einer Erwiderung angeregt worden, die sich uns in einem stattlichen Buche von 127 Seiten präsentiert. Mir erscheint es selbstverständlich, daß kein Psychologe und am wenigsten ein solcher wie Du Prel, dessen Philosophie um die Psychologie gravitiert, die traurigste aller seelischen Erscheinungen, die Geisteskrankheit, übersehen darf. Ein Seelenbegriff, der sich mit dieser fatalen Erscheinung nicht abzufinden versteht, kann nicht richtig sein. Die dualistische Lehre, welche die Seele in einen unvermittelten Gegensatz zum Leibe stellt, muß an dieser einen Thatsache schon scheitern, und der Materialismus beruft sich mit Vorliebe gerade auf sie, die es uns ad oculos demonstriere, wie die Seele unter Umständen schon vor dem Körper dahinsterbe und wie die Degeneration des Gehirns, wenn sie die Auflösung der geistigen Persönlichkeit nach sich ziehe, das Unsterblichkeitsdogma über den Haufen blase, wie ein Kartenhaus. Obwohl dies bei Feuerbach und Büchner so beliebte Argument keinen größeren logischen Wert hat, als etwa der Schluß, daß Richard Wagner nicht länger existieren konnte, als ein Klavier, sintemal er, wenn sein Klavier verstimmt war, nicht darauf spielen mochte oder, wenn er auch wollte, nicht gut spielen konnte, — so hat es doch auf schwache Köpfe von jeher einen großen Eindruck hinterlassen; und weil die medizinische Fachwissenschaft, zu deren Unterfach die Psychiatrie der Gegenwart, indem sie ihre Beziehungen zur Psychologie völlig außer acht läßt, sich herabwürdigt, eine rein empirische Disziplin ist, so kann es Leute geben, die ausgezeichnet zu secieren und zu vivisecieren und zu mikroskopieren verstehen, ja berühmte Bacillen-Entdecker, die

gleichwohl logisch und philosophisch so wenig geschult sind, daß sie alltäglich das post hoc mit dem propter hoc verwechseln. Daraus erklärt es sich wohl, daß die moderne Psychiatrie, einer allgemeinen Windrichtung nachgebend, ebenfalls in ein vorwiegend materialistisches Fahrwasser geraten ist, nachdem freilich die dualistisch spiritualistische Schule eines Heinroth sich gründlich diskreditiert hat. Wenn sie, in richtiger Würdigung bloß der körperlichen Seite ihres Gebietes, dabei übersieht, daß es auch eine monistische Seelenlehre giebt, so liegt das an mangelnder philosophischer Vorbildung. Was weiß der heutige Durchschnitts-Kandidat der Medizin von Aristoteles, Bruno, Krause und dem jüngeren Fichte, was von Beneke und anderen, die sich um die deduktive Begründung eines monistischen Seelenbegriffs, eines Seelenbegriffs, der sich mit der Thatsache der leiblichen Störungen sehr wohl abzufinden weiß, verdient gemacht haben? Überdies gilt heutzutage die bloße Deduktion nichts und die Induktion, die Zuleitung von Thatsachen-Material alles. Nun hat aber gerade Du Prel sich dem induktiven Bedürfnis der Zeit vortrefflich anzupassen verstanden und dem modernen Positivismus durch den Aufschluß des mystischen Gebiets die Möglichkeit beschafft, sein andernfalls so trostlos ärmliches Weltbild zu ergänzen.

Herr Dr. Specht erkennt dies Verdienst Du Prels selber an, wenn er in seinem Vorwort zugesteht, daß die Du Prelsche Weltanschauung „als erquicklicher Luftzug die materialistische Öde durchweht". Da ist es indes um so unverständlicher, warum er in seinem Buche selbst gegen Du Prel einen polemischen Ton anschlägt, der nur einem Ludwig Büchner und dessen sozialdemokratischem Anhang imponieren kann, jeden anderen gebildeten Leser aber nur über den Fachgelehrtenstolz und die unsachliche, sich selbst überschießende Gereiztheit des Verfassers belehrt. Anstatt einem Du Prel philosophische Überhebung und den Versuch unterzuschieben, als Laie in Dinge sich einzumischen, von denen er nichts verstehe, wäre es Sache einer wissenschaftlich wertvollen Widerlegung gewesen, entweder das Thatsachen-Material selbst oder die daraus gezogenen Schlußfolgerungen zu beseitigen. Keiner dieser Alternativen ist Herr Dr. Specht ernstlich gerecht geworden. Den von Du Prel bloß referierten Thatsachen gegenüber weiß er nur mit der beharrlichen Versicherung seines Unglaubens aufzuwarten. Da gelten selbst materialistische Gewährsmänner wie Lombroso nichts. Beruft sich Du Prel auf Ärzte —, und er thut dies in sehr richtigem Taktgefühl mit Vorliebe — so ruft Herr Dr. Specht einfach aus: „Was müssen das für Ärzte sein!" Es giebt freilich Leute, die vor allem Mystischen, wie der Vogel Strauß, ihren Kopf in den Busch stecken, und zu diesen Leuten haben nicht alle Ärzte, z. B. nicht der Physiologe Burdach, Medizinalrat Schubert und Schindler u. a. gehört, wohl aber scheint dazu Herr Dr. Specht zu gehören; und wenn derselbe gleichwohl beteuert, kein Materialist sein zu wollen, so muß ich ihm mindestens den Vorwurf des einseitigen Positivismus machen und verweise ihn auf das, was der Vater des modernen Positivismus, Auguste Comte, im I. Bande seines Cours etc., S. 12, sehr richtig bemerkt:

Si, en contemplant les phénomènes nous ne les rattachions point immédiatement à quelques principes, non-seulement il nous serait impossible de combiner ces observations isolées et par conséquent d'en tirer aucun fruit, mais nous serions même entièrement incapables de les retenir, et le plus souvent, les faits resteraient inaperçus sous nos yeux.

Wenn daher Herr Dr. Specht den gewichtigen Satz hinschreibt: (S. 23): „Ich selbst habe in mehrjähriger praktischer Thätigkeit gewiß schon tausend Geisteskranke zu beobachten gehabt, und nur ein einziger ist darunter, bei dem man allenfalls an Mystik im Du Prelschen Sinne denken könnte, — könnte, — von müssen ist vollends gar keine Rede", so dürfte die Zahl seiner eigenen Beobachtungen vielleicht allmählich auf das Verhältnis von 1 : 100 anwachsen, vermöchte er es, den Erbfehler der Fachgelehrsamkeit, das negative Vorurteil des Systematikers, abzulegen. Im übrigen verfolgt sein Buch den Zweck, die vermeintliche Kompetenz-Überschreitung Du Prels lächerlich zu machen, in sehr verfehlter Weise; und die einzige gute Wirkung, welche diese Seite der Spechtschen Erwiderung gehabt hat, ist die Replik Du Prels: „Zur Mystik im Irrsinn, Erwiderung an Herrn Dr. Gustav Specht." [1])

Schon wer nur an der stilistischen Begabung dieses geistvollen Vorkämpfers der individualistischen Weltanschauung Gefallen findet — und ich meine, dafür könnte selbst mancher eingefleischte Materialist empfänglich sein — muß Herrn Dr. Specht Dank zollen, daß er diese kurze Erwiderung provoziert hat. Herr Dr. Specht sucht auf die Lachmuskeln seiner Leser einzuwirken, wenn er Du Prel die Behauptung unterstellt, alle Irrsinnigen seien Somnambule oder Medien, und ihm die Tendenz unterschiebt, aus diesem Gesichtspunkte die Psychiatrie reformieren zu wollen. Er entwirft ein lachhaftes Bild von einer im Sinne Du Prels geleiteten Anstalt:

„Dem Direktor wird gemeldet, ein Irrsinniger habe mit Feuer gespielt und stehe in Flammen. Der Arzt schaut kaum vom Schreibpult auf: „Wozu der Lärm? Der Kranke leidet keinen Schmerz, denn nach Du Prel sind Geisteskranke unempfindlich gegen Feuer, wahrscheinlich besitzt er sogar Feuerfestigkeit, wenn nicht, auch gut, denn die lumpigen Brandwunden sind infolge der Naturheilkraft bis morgen sicher geheilt, und zwar ohne ärztliche Behandlung" —; — der Oberwärter ist paff (!) und verschwindet." — (S. 56).

„Ein „Besessener" — im Jargon Du Prels — glaubt, der Teufel stecke in ihm. Man unternimmt eine Scheinoperation, und im geeigneten Moment springt ein eigens zu diesem Zweck mitgebrachter als Teufel maskierter Jongleur hervor, den man unter allgemeiner Heiterkeit zur Thür hinauswirft." (S. 110.)

„Wenn dann der letzte Irrenarzt die letzte Irrenanstalt mit Entrüstung verlassen haben wird, dann zieht Herr Du Prel mit seiner „Schule" dort ein und „kuriert wie Dr. Eisenbart die Leut' nach seiner Art"; zugleich mit ihm nistet sich auch eine große Schar von Gauklern, Hanswürsten, Äquilibristen, Elektrotechnikern, Handwerkern aller Art in die Anstalt ein; denn sie alle benötigt er zu seiner Behandlungsmethode."

Das ist eine wohlfeile Art, einem Gegner etwas am Zeuge zu flicken,

[1]) Ebenfalls in den „Psychischen Studien", Juli- und Augustheft 1891 veröffentlicht und auch als Sonderabdruck bei Oswald Mutze in Leipzig (30 Pf.) erschienen.

indem man ihm erst die Narrenkappe aufzwingt und dann lächerlich zu machen versucht. Auch wer Du Prels Aufsatz nicht gelesen habe, wird nicht glauben, daß ein Du Prel sich ein derartiges Absurditäts-Argument verdient hat. Mit Recht fertigt Du Prel in seiner Erwiderung diese Art der Polemik durch die einfache Bemerkung ab, daß Dr. Specht die Endabsicht seines Essays gründlich mißverstanden habe; denn nicht aus dem Bedürfnis, sich als Reformator der Psychiatrie aufzuspielen, sondern als monistischer Psychologe hat Du Prel auf die selbst einem Dr. Specht unter tausend Fällen wenigstens einmal bei Geisteskrankheiten aufgestoßenen abnormen Phänomene hingewiesen; und die Endabsicht Du Prels geht klar und schön aus dem Schlußsatze seines Essays hervor:

Wenn also die Mystik im Irrsinn einst Gegenstand umfassender Studien geworden sein wird, dann wird auch der Eindruck gemildert werden, den diese unglücklichen Wesen auf uns machen; denn dann werden wir den Schmetterling bereits angedeutet finden, der berufen ist, aus der absterbenden irdischen Raupe zu erstehen.

In Anschluß hieran und zum Schluß des ersten Teils dieser Bemerkungen über die „Mystik im Irrsinn" will ich jedoch einen Punkt hervorheben, in dem ich Herrn Dr. Specht gegen Du Prel recht gebe; der Punkt betrifft lediglich einen Ausdruck, der bei einem Stilisten ersten Ranges, wie Du Prel, und desselben versöhnlicher Auffassung von Irrsinn um so störender wirkt. Dr. Specht tadelt nämlich mit Recht, daß Du Prel die Geisteskranken gewöhnlich als „Narren" bezeichnet. Ich nehme an, daß Du Prel zu diesem Ausdruck durch einen provinziellen Sprachgebrauch verleitet worden ist; er könnte sich aber bereits aus Luthers Bibelübersetzung: „Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig!" darüber belehren, daß dieses Wort in der allgemeinen Hochsprache keineswegs die harmlose Bedeutung hat, die er ihm augenscheinlich beilegt, daß es vielmehr einen verächtlichen Sinn hat und der humanen, gebildeten Anschauung vom Irrsinn nicht geziemt. Vielleicht dürfte es für Du Prel ein Leichtes sein, den Ausdruck bei einer neuen Auflage seines so lesenswerten Essays durch einen zeitgemäßeren zu ersetzen.

Im übrigen hat gerade Herr Dr. Specht wenig Recht, den „Jargon" Du Prels zu monieren; denn Stilblüten, wie „hört sich die Gemütlichkeit auf", „durch die Bank hysterisch", und Ähnliches passen besser zum studentischen Jargon einer Vorlesung, als in eine wissenschaftliche Kontroverse.

Die „Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie", durch deren Vorwurf von seiten Du Prels, der ihn nur gelegentlich andeutet, unser Fachmann sich zu seinem Buche veranlaßt gesehen, wird den Gegenstand unserer Bemerkungen zu einer anderen höchst beachtenswerten Schrift bilden, die diesen Vorwurf ex professo aufstellt und begründet.

(Schluß folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen nnd Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das System des individualistischen Monismus.

Von
Dr. Raphael v. Koeber.

(Schluß.)

Hat man einmal das Dasein individualistisch gefaßt, so läßt sich seine Quelle schlechterdings nicht anders denken denn als „Wille". Und umgekehrt: den „Willen" zum Prinzip des Daseins erheben, heißt die (relative) Realität der Individuen, oder den individualistischen Monismus anerkennen. Ob dies nun offenkundig oder, wie bei Schopenhauer, stillschweigend geschieht, bleibt sich gleich. Über Schopenhauers (und Hartmanns) latenten Individualismus ließe sich manches sagen, doch es würde uns jetzt zu weit von unserm Gegenstand ablenken.

Jede Individualität ist da, weil sie da sein will. Dieser Wille zum Dasein, zum Leben, ist eine nicht weiter definierbare und ableitbare Urkraft, welche unser System vorzieht, „Lust" zu nennen: „Daseins"- oder „Lebenslust". Es ist die „Wesenskraft", die jeder Mensch in sich empfindet, in der alles Dasein. überhaupt besteht, und ohne die es gar nicht dasein würde (S. 28):

„Lust ist die Ursache alles Daseins, freilich nicht die „Lust" im abgeleiteten Wortsinne, nicht das Wohlgefühl oder Vergnügen, sondern Lust im ursprünglichen Sinne, das Gelüste, Lust zum Dasein und zum Leben, Lust zu immer mehr Dasein und zu immer besserem Leben. Diese ist die Quelle, aus der alles Dasein, alles Leben fließt (S. V)."

„Durst" nach Leben (Trishna, Tanha) nennt sie die alt-indische Philosophie.

Wäre nun die „Lust" das einzige dem Dasein vorstehende Prinzip, so gäbe es in der Welt nur eine Vielheit besonderer, in keiner Verbindung miteinander stehender, starrer, unveränderlicher Wesen: es gäbe nur Atome, nicht aber auch Atomkomplexe, und jedes Werden, jede Entwickelung würde ausgeschlossen sein. Damit diese möglich sei, muß das atomistische Streben, oder die bloße Lust, in eine Richtung gebracht werden, welche eine Vereinigung, eine gegenseitige Anschließung verwandter Individualitäten ermöglicht. Die Kraft, die diese Umbiegung der Lust bewirkt, ist „Liebe".

„Alles Entwickelungsstreben ist solcher Verwandtschaftstrieb oder Anziehungskraft, die man im Gegensatz zur „Lust“ auch allgemein die „Liebe“ nennen könnte. Diese ist allein das, was den Daseinstrieb der „Lust“ gestaltet und „entwickelt“ (S. 35 f.).“

Die Liebe zum „Verwandten“ kann sich nicht anders äußern, denn als Streben nach Verähnlichung mit ihm. Diese Verähnlichung ist das, was in der materiellen Entwickelung, seit Darwin, „Anpassung“ genannt wird. Wir wissen außerdem, daß keine Entwickelung ohne Erhaltung der Kraft geschehen kann. Auf diesem letzteren Gesetz beruht aber die Möglichkeit der Vererbung; ja Vererbung ist nur ein anderer Ausdruck für Erhaltung der Kraft in gewissen Vorgängen des organischen Lebens. Da nun Anpassung und Vererbung die notwendigen Momente aller Entwickelung und nur aus ihr zu erklären sind, und da alle Entwickelung die „Liebe“ zur Voraussetzung hat, so ist die „Liebe“ der letzte Grund auch jener beiden Kardinalprinzipien der modernen Biologie.

Wenn wir uns die „Lust“ als geradlinig wirkend vorstellen, so ist die „Liebe“ diejenige Kraft, welche die in der Tangente (potentiell ins Endlose) fortstrebende Lust „zum Kreisbogen wendet und so die Individualität in ihre kreisähnliche Bahn leitet, auf der allein sie ihr Ziel der Vollendung in der Ganzheit erreichen kann“ (S. 116). Die Liebe bricht oder biegt sozusagen die egoistische Lust: sie zwingt sie, eine ihrem Wesen widerstreitende Bahn einzuschlagen und somit ihrer Natur zu entsagen. Eine solche Entsagung ist ein Gegensatz zur Lustempfindung, d. h. Leid — die dritte der „ursächlichen Triebkräfte der Individualität in ihrem Weltkreislaufe: Lust treibt sie voran; Leid hält sie in ihrer (Kreis-) Bahn; Liebe führt sie zum Ziel“ (S. 116).

Bevor wir von der weiteren Bedeutung dieser Kräfte im Leben der Individualität sprechen, sehen wir uns nach den Beweisen für „die individualistische Kontinuität“ um.

Hier ist ein Wort zur Verständigung nötig.

Von welcher Seite müssen wir die individualistische Evolution betrachten, um die Kontinuität des Individualitätsfaden nachweisen zu können; und wie müssen die Beweise, nach denen wir suchen, beschaffen sein?

Die Individualität ist das Wesen alles Daseins, welches letztere also Erscheinung, d. h. Äußerung der individualistischen Evolution ist. Diese Evolution hat demnach zwei Seiten: die äußere, der sinnlichen Welt zugekehrte, oder vielmehr die sinnliche Welt selbst ausmachende; und die innere, uns verborgene und allem Dasein zu Grunde liegende.

Die sinnliche Welt oder die Gesamtheit des Daseins stellt sich uns dar als ein ewiges Entstehen und Vergehen ihrer Formen, in denen die Individualität periodisch sichtbar wird, und periodisch ihr (äußeres) Dasein unterbricht. Es ist klar, daß durch einen unterbrochenen, zeitweise aufgehobenen Entwickelungsprozeß hindurch die Identität des sich entwickelnden permanenten Wesens sich nicht verfolgen läßt; daß uns demnach die äußere Seite der individualistischen Entwickelung, oder die wahrnehmbare Kausalität nicht den geringsten Aufschluß über unsere Frage giebt.

Also belehrt uns die Betrachtung der inneren Kausalität? Diese ist aber nicht wahrnehmbar! Während in der Sinnenwelt der Kausalitätsfaden der Individualität nicht verfolgt werden kann, weil er immer abreißt, so hier nicht, weil man ihn nicht sieht, und es bleibt uns gar nichts übrig, als seine Kontinuität logisch zu erschließen. Mit anderen Worten: die Beweise, welche man für jene Kontinuität füglich verlangen darf, können nie anschaulicher Natur, sondern nur Schlüsse (von der Wirkung auf das Dasein, d. h. hier: die Identität des Wesens) sein.

Des Verfassers eigene Worte sollen die obigen Auseinandersetzungen noch verdeutlichen.

„Die Kontinuität der äußeren Kausalität — sagt er (S. 29f.) — stellt sich in der ganzen „belebten" Welt nur genealogisch dar, d. h. nur kollektiv für einen ganzen Zeugungskreis, im weitesten Sinne für alles Dasein auf der Erde („Planetenleben"). Jede genealogische Reihenfolge ist eine Summe aller jener innern individualistischen Kausalreihen, die sie in sich vereinigt, hat aber keine (andere) ihr zu Grunde liegende eigene innere Kausalität. Sie ist immer nur diese äußerliche Summe jener innerlichen Summen von Entwickelungs-Ergebnissen aller ihrer Kettenglieder; und in dieser Summe nur bleibt die Kontinuität der äußerlichen (Seite oder Erscheinung der) Kausalität erhalten, indem sie stofflich vermittelt und ununterbrochen übertragen wird."

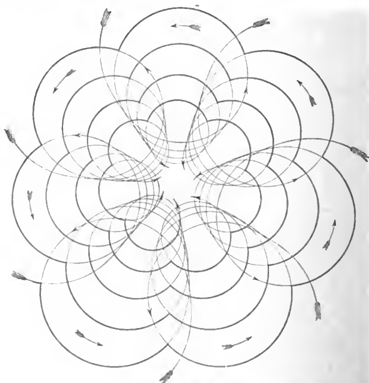
Zur Veranschaulichung dieses dient die nachstehende, fein erfundene Figur.

„In dieser Figur wird die innere Kausalität durch die sieben feinlinigen, in den Pfeilrichtungen sich zusammenziehenden Spiralen dargestellt, welche hier als Individualitäten zusammenwirkend einen genealogischen Zeugungskreis bilden. In jeder dieser Spiralen bezeichnen die vollausgezeichneten Bogen alle einzelnen Verkörperungen dieser Individualität als Individuum, z. B. jeder Bogen ein Menschenleben; und jedes solches Bogenstück bildet zugleich einen Teil der „äußern" Kausalität des Weltgewebes. Die Kontinuität dieser äußeren Erscheinung der Welt-Kausalität wird nur durch die genealogische Reihenfolge hergestellt, indem die verschiedenen Leben der Vorfahren, Eltern, Kinder, Nachkommen sich äußerlich aneinander reihen. Die dadurch entstehende, hier vollausgezeichnete Gesamtspirallinie der genealogischen formerhaltenden Reihenfolge ist gleichsam ein „Muster" im Kausalgewebe der Gesamtevolution, wird aber nur aus jenen inneren formsteigernden „Kausalfäden" aller Individualitäten dieses Zeugungskreises gebildet. Sobald diese genealogische Reihenfolge wieder zu einer dieser Individualitäten hingelangt, stellt jede sich von neuem in äußerer Kausalität als Individuum dar, was hier also durch die Vollauszeichnung solches Bogenstückes angedeutet wird. Zwischen diesen einzelnen Leben jeder Individualität besteht außer ihrer eigenen inneren Kausalität als äußerliche Verbindung nur die Verwandtschaft (die Kausal-Gemeinschaft) innerhalb des genealogischen Zeugungskreises, zu dem diese Individualität gehört. Diese Reihenfolge durch „Vererbung" erhält allein die Kontinuität der äußeren Kausalität (S. 30)."

Aus diesem Schema, insofern es das periodische Auftauchen der Individuen aus der Tiefe des Wesens, und ihr Wiederversinken in dieselbe verdeutlicht, erhellt die Unmöglichkeit, eine Individualität durch ihre ganze Evolution hindurch zu verfolgen und einen empirischen Beweis ihrer Identität zu liefern.

„Die Individualität — sagt Hübbe-Schleiden treffend (S. 34f.) — gleicht einem Menschen, welcher eine Reise um die Welt macht, heute sich auf diesem Dampfboot,

morgen in jenem Eisenbahnzuge, und übermorgen auf der Landstraße im Hochgebirge befindet und sich die verschiedenen Landschaften ansieht, bis er alle Gegenden kennen gelernt hat. Auch hier bleibt für uns das Gesamtbild der Gegenden, der Landstraßen und Eisenbahnen bestehen, und wir sehen fortwährend die Menschen auf denselben wechseln; aber es ist für uns schwer, je einen einzelnen Weltreisenden auf seiner Fahrt weit zu verfolgen. Dennoch können wir dies an der Hand von Landkarten,



Äussere und innere
Kausalität der Evolution.
Genealogische und individualistische Kontinuität.

Reisehandbüchern und Fahrplänen. Genau ebenso aber können wir auch den Kausalfaden der Individualität durch das gesamte Weltdasein hindurch mit logisch vollkommener Sicherheit an der Hand der uns bekannten Naturthatsachen (zu denen wir auch die Vorgänge des inneren Menschenlebens rechnen müssen) verfolgen."

Aus der „Überfülle" solcher Beweisthatsachen greift Hübbe-Schleiden zwölf heraus (S. 51—59). Wir wollen einige der überzeugendsten hier anführen.

Eine Ähnlichkeit der Kinder und Eltern und der Geschwister untereinander findet man in allen Zügen bekanntlich nie. Und doch müßte eine solche ausnahmslos sein, wenn jede Geburt eine Neugeburt im strengsten Sinne des Wortes, d. h. ein absoluter Anfang des Individuums wäre. Woher also diese individuelle Verschiedenheit, welche man bei jedem Gliede einer Familie, schon von seiner Geburt an, beobachtet? Ist es nicht klar, daß sie aus einem früheren Dasein in das gegenwärtige herübergebracht ist, und folgt nicht daraus, daß dieselbe individuelle Kraft („Individualität"), welche sich jetzt in gewissen physischen und psychischen Eigenschaften äußert, vorher, d. h. vor ihrem Erscheinen als dieses Individuum, als diese Persönlichkeit, eine Entwickelung durchgemacht hat, welche die notwendige Voraussetzung ihres gegenwärtigen Lebenslaufes bildet, und selbst ein noch früheres Dasein zur Voraussetzung hat; u. s. f. u. s. f.? Es ist ein endloser Regreß, der gebieterisch die Annahme eines endlosen Progresses derselben Individualität fordert.

Eine der genialsten Entdeckungen auf dem Gebiete der spekulativen Naturforschung ist unstreitig Häckels „biogenetisches Grundgesetz", nach welchem jedes einzelne Individuum in seiner Embryonalentwickelung alle unteren Entwickelungsstufen seines Stammes wiederholt, oder in seiner Ontogenese die Phylogenese abgekürzt darstellt. Auch aus dieser Thatsache erhellt die Kontinuität der metaphysischen Wesenheit:

„Denn, weil es eine Individualität ist, die wir in ihrer Ontogenese alle diese Stufen durchmachen sehen, kann es auch nur eine Individualität sein, und zwar muß es eben diese selbe Individualität sein, welche vordem schon in langsamer Evolution diesen Entwickelungsprozeß durchlaufen hat und ihn nun wiederholt, ihn auch nur deshalb wiederholen kann, weil eben sie sich selbst alle die Fähigkeiten der Kraftdarstellung schon erworben hatte (S. 54)."

Wenn wir jetzt in unsere innere Welt blicken, so entdecken wir darin, erstens, gewisse ethische und intellektuelle Eigenschaften ganz individueller Art, die mit uns auf die Welt gekommen sind; zweitens, das Bewußtsein unserer Unsterblichkeit, das jede Religion in ihrer Weise zum Ausdruck bringt; drittens, das Gefühl der Verantwortlichkeit für unsere Thaten; und, endlich, ein Streben nach Vervollkommnung, nach Steigerung und Veredlung unserer Geisteskräfte.

Was für die physischen individuellen Kräfte und Eigenschaften gilt, muß auch für die geistigen gelten: auch die geistigen Anlagen, mit denen wir geboren werden, können nichts anderes sein, als die von uns selbst, in einem früheren Dasein, in einer früheren Verkörperung, erworbenen Entwickelungsergebnisse. Oder läßt es sich denken, daß das unverbrüchliche Gesetz der Kausalität auf ethischem und intellektuellem Gebiete keine Geltung habe?

Nur Oberflächlichkeit und Voreingenommenheit kann, gegen alle Zeugnisse der subjektiven Erfahrung, der Völkerkunde und Geschichte, das Unsterblichkeitsbewußtsein dem Menschen als solchem absprechen. Wie sollte aber dieses Bewußtsein möglich sein, wenn ihm nicht das mehr oder weniger deutliche der Ewigkeit (Anfangs- und Endlosigkeit) des

Wesens oder der Individualität und ihrer Wiederverkörperung voranginge? — Wir haben bereits oben bemerkt, daß die gewöhnliche Auffassung der Unsterblichkeit (und Auferstehung) kein absoluter Irrtum, sondern nur eine unvollkommene Wahrheit ist, indem sie einen bloß vorübergehenden Zustand im Leben der Individualität für einen dauernden erklärt. Das Irrtümliche dieser Ansicht und die Wahrheit der individualistischen Unsterblichkeit ist nicht schwer einzusehen, sobald man die wahre Bedeutung der Persönlichkeit begriffen hat. Nur stehen diesem Begreifen oder vielmehr Anerkennen verjährte Vorurteile und beschränkter menschlicher Dünkel im Wege. Das ist auch der Grund, warum der Darwinismus, der keine andere als die individualistische Unsterblichkeit in unsrem Sinne zuläßt, ja sie notwendig fordert, von der orthodoxen Theologie und Wissenschaft bestritten wird.

„Denn, ob die Schöpfung der Formen plötzlich sich entwickelte oder langsam und allmählich geschah, das ist nicht die Frage, um die sich die Theologen kümmern, sondern das, daß sie in ihrer stolzen Individualität nicht früher Tiere gewesen sein, von diesen nicht abstammen wollen. Nach ihrer anthropocentrischen Teleologie wollen sie die Unsterblichkeit für sich allein in Anspruch nehmen, aber nicht auch für die Lerche und für den Gorilla zulassen. Eben diese individuelle Kausalität nun ist nicht nur die einzig wissenschaftliche Grundlage für jede Unsterblichkeitslehre, sie ist auch der ethische und intellektuelle Kern des Darwinismus. Es ist unsere eigene Kausalität, vermöge deren wir das sind, was wir eben sind; und von den Tieren, von den Pflanzen, wie von allen unseren Mitmenschen trennt uns kein Wesensunterschied, sondern nur einige Entwickelungsstufen. Wenn sie alle aber noch die Reihe weiterer Verkörperungen durchgemacht haben, werden auch sie das sein, was wir sind, und wir selbst werden die Stufen derer erreichen, die uns schon voraus sind (S. 55)."

Nach unserer eigenen Kausalität also gestaltet sich unser Leben, d. h. wir selbst sind Urheber unseres „Schicksals", unseres Daseins und Thuns! Darauf beruht das jedem Menschen bekannte Gefühl der Verantwortlichkeit, wie auch das mit diesem eng verbundene und eine spekulative Rechtfertigung des Pessimismus unmöglich machende Bewußtsein, daß die Weltordnung eine gerechte sei.

„Die Weltgerechtigkeit liegt unverbrüchlich gewährleistet in der individuellen Kausalität. Deren Erkenntnis vermag freilich nicht unmittelbar die Lebensumstände des Menschen zu verändern; sie löst aber jede trostlose Weltanschauung in den Optimismus einer individuell möglichen Befriedigung, Erlösung und Vollendung auf. Wenn jeder die Ursache seiner Leiden war, so muß es auch allein bei ihm stehen, seiner Individualität im künftigen Leben ein besseres Los zu sichern. Ferner aber wird diese Erkenntnis jeden antreiben, auch seinem Nächsten bis zum letzten Augenblick zu helfen, ihn zu fördern, leiblich, geistig oder ethisch. Der Gedanke, daß etwas „nicht mehr der Mühe wert sei" für den anscheinend „Verlorenen", ist ein Irrtum geistig Kurzsichtiger. Sterben freilich ist für niemand selbst ein Nachteil, kaum ein Zeitverlust, denn dies schafft ihm nur andere Gelegenheit des Fortkommens; jedoch „verloren" geht kein einziger. Wer aber rechte Einsicht hat, wird auch schon deshalb seinem Nächsten helfen, weil alle Kausalität in weiteren und engeren Kreisen solidarisch ist, und weil kein einziger „heraus kommt", bis nicht jeder auch den letzten Heller seiner Schuldigkeit bezahlt hat (S. 57)."

Was endlich das allen eingeborene Streben nach Vollendung anbetrifft, so bedarf es wohl keines Nachweises, daß dasselbe nur bei einem der Ewigkeit seiner Individualität sich bewußten Wesen stattfinden kann. „Bewußt aufwärts zu streben, wäre ein sinnloser Kraftaufwand, wenn alles das, was wir in einem ganzen Leben subjektiv an unserer eigenen Vervollkommnung erreicht haben, mit unsrem Tode ganz verloren ginge, wenn wir jene idealen Ziele der Vollendung, die uns vorschweben, niemals verwirklichen, wenn wir das Streben nach denselben nicht im fernern Leben fortsetzen könnten" (S. 59) — ein Gedanke, der sich durch Lessings Erziehung des Menschengeschlechts hindurchzieht und auf den auch Kant (in der Kritik der praktischen Vernunft) sein Postulat der Unsterblichkeit gründet.

Die nahe Verwandtschaft des individualistischen Monismus und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat sich aus den vorhergegangenen Betrachtungen ergeben. Wir wollen nun, ehe wir weiter gehen, auch den Unterschied beider feststellen und den Punkt bezeichnen, in welchem unser System sich mit der alt-indischen Philosophie berührt.

Das gesamte Weltbild läßt sich mit einer Landschaft vergleichen, welche von zahllosen Wanderern der allerverschiedensten Art — den Individualitäten — in allen Richtungen durchzogen wird. Steht der Beobachter an der Landstraße oder an der Bahnstation eines Knotenpunktes, so sieht er die Unveränderlichkeit der Gegend und den beständigen Wechsel der Wesen in ihr; schließt er sich dagegen den Reisenden an, setzt er sich in den Eisenbahnzug hinein, so verwandelt sich seine Anschauung in ihr Gegenteil: die Gegend wechselt beständig, die Menschen jedoch bleiben stets dieselben. Offenbar muß man die zweite Beobachtungsmethode befolgen, wenn man über die Identität der Weltreisenden Auskunft geben will. Dies thut der individualistische Monismus, und unterscheidet sich eben dadurch von der gewöhnlichen Naturforschung, welche ruhig am Wege steht und von da aus allerdings ganz richtig, aber auch nur äußerlich das Weltgetriebe beurteilt.

„Die Richtigkeit der naturwissenschaftlichen Anschauung ist nicht zu bezweifeln; aber sie ist einseitig und daher unvollständig: sie betrachtet das Weltganze nur vom Standpunkte des Ganzen, nicht von dem des Einzelnen; sie sieht im Weltdasein allein das All, nicht auch die Individualität; sie schaut den Weltentwickelungsprozeß allein von außen an, nicht auch von innen, nur als Objekt, nicht auch als Subjekt; sie weiß nur von dem Andauern des makrokosmischen Daseins, nicht auch von dem des mikrokosmischen. Das Gegenstück, die innere Ansicht des Weltbildes zu liefern, mag vielleicht nicht Aufgabe der „Wissenschaft" sein; jedenfalls jedoch ist dies der eigentliche Gegenstand der Philosophie (S. 61)."

Und jedes System, welches den Begriff der Individualität zu seiner Grundlage macht, wird, wollend oder nicht, auch die Hauptwahrheiten der indischen Philosophie anerkennen müssen.

„Jeder Darstellungsprozeß des Weltwesens ist die kausale Entwickelung einer durchgehenden Individualität. Jede der zahllosen Einzelwesenheiten ist solch eine Selbstdarstellung, welche von der kleinsten bis zur größten Daseinsform sich steigernd, ihren Wahrnehmungs- und Wirkenskreis zuletzt über die allumfassende Individualform eines „Weltalls" ausdehnt (S. 69)."

Unsere Wissenschaft kann, nachdem sie die Entwickelung, oder den Übergang einer Form in eine andere, als eine Individuation oder Ausprägung von Individualität erkannt hat, die logische Folgerung aus dieser Einsicht nicht mehr zurückweisen, und muß so urteilen: „Da es lediglich die jedem Individuum zu Grunde liegende Wesenheit sein kann, die es erst zum Individuum macht, d. h. von anderen Individuen verschieden sein läßt, und da ferner diese sich individuell darstellende Wirkung auch nur durch individuelle Ursächlichkeit entstanden sein kann, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß es nur die Wesenheiten (Individualitäten) sind, die sich im Weltprozeß mit individueller Kausalität und daher mit durchgehender Kontinuität ihrer sich immer neugestaltenden Verkörperung entwickeln müssen (S. 61)." Dies aber ist die Quintessenz der uralten indischen Philosophie. Mit „Karma" wird in ihr die individuelle Kausalität, mit „Djanma" die Wiederverkörperung bezeichnet.

Entwicklung innerhalb des Kreislaufs: — dies ist die Formel für alles Leben, für die große, wie für die kleine Welt. Analysieren wir diese Formel.

Entwickelung ist Steigerung, Vervollkommnung; Kreislauf ist Rückkehr in den Ausgangspunkt. Der eine Begriff hebt den anderen auf. Welcher ist der dritte, der beide in sich vereinigt? In welcher Kreisbewegung ist zugleich auch eine Erhöhung des sich Bewegenden gegeben? In der Spiralbewegung. Diese ist das Grundschema, welches die Evolution des individuellen Daseins sowohl als des gesamten Weltdaseins veranschaulicht, mit dem Unterschied, daß in der makrokosmischen Evolutionsspirale offenbar auch die Spiralbewegungen der zahllosen den Makrokosmos bildenden mikrokosmischen Individualitäten mit eingeschlossen sind.

„An die Kreisform sich annähernd, sehen wir die Weltkörper im Himmelsraume sich bewegen. Ebenso aber wie wir nicht bloß eine Rundbahn der Planeten um die Sonne, sondern um diese Planeten sich die Monde drehen sehen und wissen, daß auch unsere Sonne mit all diesen Planeten und Monden ihre eigene Bahn um eine Centralsonne durch das Weltall hin verfolgt, so sehen wir auch im Leben der Individualitäten jede größere Daseinsperiode aus kleineren Kreisläufen sich zusammensetzen, so das Jahr aus Tagen, unser Erdenleben aus den Jahren, unser Dasein als ein Lebewesen aus vielen irdischen und anderen Leben; jedes persönliche Leben ist gleichsam nur ein Arbeitstag im individuellen Leben unserer kosmischen Wesenheit." Nur wenn man von diesen kleineren, partiellen Bewegungen absieht, erscheint der Daseinslauf einer Individualität als eine einzige volle Rundbewegung; in Wirklichkeit jedoch kehrt nichts, was sich bewegt, genau dahin zurück, wo es schon einmal stand (S. 87 f.).

Jedem Fortschritt in der individuellen Entwickelung, d. h. in der Entwicklung einer Wesenheit, geht ein Zustand voraus, in welchem dieselbe gleichsam schlummert und frische Kräfte zu einem neuen Leben als Erscheinung, zu einer neuen Objektivation sammelt. Dieser Zustand, welcher

in der Welt „Tod" heißt, ist die periodisch wiederkehrende „Involution" der Individualität, das gerade Gegenteil von „Evolution", der entgegengesetzte Vorgang: eine Einwickelung, eine Subjektivierung, Verinnerlichung oder Vergeistigung; ein Streben nicht nach Vielheit und Mannigfaltigkeit, sondern nach Einheit und „Vereinheitlichung". „Nur deshalb ist alle Involution eine Bewußtseins- und Kraftsteigerung, weil und insofern sie Subjektivierung, also das Gegenteil von der Verstofflichung ist, Umsetzung von potentieller in kinetische Energie" (S. 109).

Der Satz: der physische Tod ist allemal das Eintreten einer Wesenheit in das Stadium der Involution, läßt sich nicht umkehren. Denn solches Eintreten in die Involution fällt nicht immer mit einem leiblichen Tode zusammen. Für jede Individualität muß einmal, früher oder später, die Periode der Vergeistigung schon während ihres zeitlichen Lebens anbrechen. Einer solchen Involution, die gleichsam das Absterben eines noch Lebenden ist, folgt dann, nach dem physischen Tode, keine weitere Evolution, keine nochmalige Wiederkehr ins Menschen-Dasein; dann hat die Verinnerlichung ihre höchste Potenz erreicht; dann ist das individuelle Wesen geistig in den Mittelpunkt und in die Urkraft der Welt, in den „Weltgeist" eingedrungen, um in diesem endlich, nach Ablegung der materiellen Form, auch in Wirklichkeit ohne Rest aufzugehen.

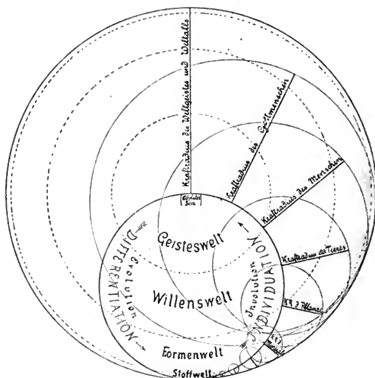
Jener Tod im Leben, den auch Plato für das Endziel aller Weisheit ansieht, ist das, was das Christentum „Wiedergeburt" nennt — ein rein geistiger, mystischer Vorgang, der nicht mit dem physischen der Wiederverkörperung verwechselt werden darf —, die innere Wandlung des Menschen, der Aufschwung zum „Gottmenschen", für dessen höchstgesteigertes Bewußtsein, das recht eigentlich ein Verschwinden im „Überbewußten" (Hartmanns „Unbewußten") ist, der schöne Ausspruch Rückerts gilt:

„Je höher du wirst aufwärts gehn,
Dein Blick wird immer allgemeiner,
Stets einen größeren Teil wirst du vom Ganzen sehn,
Doch alles Einzle immer kleiner."

Was wir eben über die „Bewußtseins- und Kraftsteigerung in der Involution" gesagt, veranschaulicht Hübbe-Schleiden durch nachstehende gelungene Figur.

„Im Mittelpunkt derselben steht die Urkraft des Weltalls, die wir den Weltgeist nennen. Der große Kreis stellt den Umfang des Weltalls dar, also den Bereich des Wahrnehmungs- und Wirkungskreises des Weltgeistes. Die punktierten Linien sind die Grenzen zwischen den verschiedenen Daseinsstufen. Der stark ausgezeichnete kleinere Kreis stellt den gesamten objektiven Weltkreislauf der Individualität eines Mikrokosmos in dem Makrokosmos dar. Die Zahl solcher mikrokosmischen Kreisläufe ist unendlich. Stellt man sich das Weltall hier nicht in dem Bilde eines Kreises, sondern dem der Kugel vor, so erstrecken sich diese Kreisläufe nach allen Seiten, sich immer weiter differenzierend, bis zuletzt im Höhepunkt der Verstoff-

lichung des Ganzen, die hier als die Peripherie des Weltall-Kraftumfangs gezeichnet ist, die Allkraft sich nur noch als Atomkraft äußert. Diesen Vorgang der Differenciation oder Kraftzersplitterung haben wir in dieser Zeichnung nicht weiter ausgeführt, sondern nur den der nachfolgenden Individuation, dem aber jener irgendwie entsprochen haben muß. Während nun das Wesen



Bewußtseins- und Kraft-Steigerung
in der
Involution.

der Individualität auf ihrer (objektiven) Involutions b a h n immer innerlicher wird und immer tiefer in den Mittelpunkt des Daseins eindringt, obwohl sie zugleich, wie das Weltall selbst, an der Stofflichkeit festhält, wächst der Umfang ihres (subjektiven) Wahrnehmungs- und Wirkens- k r e i s e s, bis derselbe schließlich den des Weltgeistes selbst umfaßt und in denselben aufgeht" (S. 110).

Die Kraft, welche dieses Aufgehen — das anticipierte ideale sowohl, als das endgültige wirkliche — bewirkt, ist jene durch das Leiden und die Erkenntnis hindurchgegangene und geläuterte Form der „Lust", die man „Liebe" nennen kann. Wir glauben, daß der Sinn, den Hübbe-Schleiden mit der „Liebe" verbindet, diesen Begriff dem Schopenhauerschen „Erkenntniswillen" sehr nahe bringt. Denn Liebe ist immer Lust, also Wille; während aber die gewöhnliche Liebe Gegenstände begehrt, die nur vom Standpunkt des „Agnana" (der Unweisheit) aus einen Wert haben, wendet sich die erleuchtete Liebe, genau wie der „Erkenntniswille" bei Schopenhauer, lediglich dem wahrhaft Seienden, Ewigen zu, und führt dadurch das wollende, nunmehr auch erkennende Subjekt auf den Weg der Vollendung und Erlösung. Mit anderen Worten: die Erkenntnis, die „Lust oder Liebe der Weisheit" (Gnana), bringt den Menschen in den Urstand alles Daseins, „in das All" zurück, wo die ausgelebte, reisemüde Individualität ihr Ende, ihre Auflösung findet.

Keine Individualität bleibt, während des ganzen Kreislaufs ihrer Wiederverkörperungen, vom Leiden unberührt; aber die Dornenkrone verwandelt sich für jede Wesenheit zuletzt in einen Glorienschein, das Kennzeichen der Erlösung und Vollendung. Keine Erlösung ohne Leiden; aber auch kein Leiden, dem nicht Erlösung endlich folgte.

Dies ist die Antwort, welche das System des individualistischen Monismus auf die Frage nach der Berechtigung des Pessimismus giebt: — im Grunde dieselbe Antwort, die wir auch bei Schopenhauer immer gefunden haben und die uns nicht erlaubt hat, in die allgemeine Klage über dessen „trostlosen" Pessimismus einzustimmen.

Nicht weniger als den Pessimismus schließt unser System auch allen Egoismus aus, da niemand für seine eigene Persönlichkeit arbeitet, sondern immer nur für eine ganz andere, neue, in der sein individueller Kausalfaden sich wieder darstellt. Nur für diese strebt und wirkt man, was in ethischer Rücksicht gerade so ist, wie wenn man nur für das große Ganze lebt und arbeitet.

Der Angenehme.

Von

Charles Buttgerald.

Wer sich mit Witz der Kunst ergiebt,
Wie Thorheit man und Schein ehrt,
Der ist bei alt und jung beliebt,
Wo immer er nur einkehrt.

Die Welt ist dankbar jedermann,
Der mit des Welttons Schnellkraft
Erträglicher ihr machen kann
Die eigene Gesellschaft.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Der Hypnotismus und seine Handhabung.

Mit besonderer Berücksichtigung des Mesmerismus und der Schulwissenschaft.

Von

Franz Imkoff.



Einen wichtigen Fortschritt auf dem Gebiete der Suggestionslehre bedeutet die soeben im Verlag von Ferdinand Enke (Stuttgart 1891) erschienene, um das doppelte vermehrte 2. Auflage von Forels Werk „Der Hypnotismus und seine Handhabung". Professor Dr. August Forel, Direktor der kantonalen Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich, ist als Führer der hypnotischen Bewegung in Deutschland anzusehen. Sein Werk bietet unbestritten die beste Darstellung der hypnotischen Erscheinungen in deutscher Sprache und hat dazu den Vorzug verhältnismäßiger Kürze (172 S.) Schon der Umstand, daß die vorliegende Schrift Herrn Professor Bernheim in Nancy gewidmet ist, deutet auf die enge Verwandtschaft Forels mit der Nancyschule hin.

Zu den wichtigsten Ergänzungen, welche die 2. Auflage der ersten Bearbeitung hinzufügt, gehören vor allem eine vortreffliche psychologische Einleitung (über Bewußtsein und Nerventhätigkeit), Beiträge zum normalen Traumleben, zur Theorie der Suggestion, ferner die Kapitel über das Verhältnis der Suggestion zur Medizin und zu den Geistesstörungen, sowie dasjenige über die Bedeutung der Suggestion als Heilmittel. Forel hat, wie wir aus dem Ganzen ersehen, die von Myers und Janet begründete und in Deutschland zuerst von Dessoir vertretene Lehre vom Döppel-Ich (Unter- und Oberbewußtsein) angenommen und in der 2. Auflage durchgeführt. Für den Fachmann sind die zahlreichen eingestreuten Bemerkungen über Gehirnanatomie und -Physiologie von hohem Interesse.

Der Mangel an richtigen psychologischen und anatomischen Begriffen läßt nach Ansicht des Verfassers den Hypnotismus nicht nur bei Laien, sondern auch bei Ärzten vielfach als Wunder erscheinen. „Das Wunder, wenn es Wunder giebt, ist das Problem des Bewußtseins, nicht aber der Hypnotismus, sobald man den monistischen Standpunkt einnimmt." Die Frage der Telepathie ist nach Forel immer noch eine offene und der

sorgfältigsten Nachprüfung wert bei den zahlreichen glaubwürdigen Angaben urteilsfähiger Personen. Dagegen verliert die Lehre „von einem unsichtbaren Agens“, die eigentliche mesmerische Theorie, immer mehr den Boden unter den Füßen. Da die Wissenschaft (hier als Suggestionslehre) durch ihre kolossalen praktischen Erfolge täglich mehr den Beweis ihrer inneren Wahrheit giebt, so hat man allen Grund, der mesmerischen Theorie zu mißtrauen und von ihr unzweideutige, unerschütterliche Beweise zu verlangen. Ein solcher Beweis läßt sich, wie auch der Philosoph Dr. Carl du Prel in seinem Aufsatze „Mesmer und Braid“ (Allgemeine Zeitung 1889, Nr. 2) sehr richtig bemerkt, nur durch vollständige Ausschaltung des subjektiven Faktors führen, das ist hier, der bewußten und unbewußten Suggestion.

Dasselbe ist aber weder bei Tierexperimenten noch bei normal Schlafenden vermieden, sobald der Experimentator mit den Versuchsobjekten in demselben Raume weilt oder durch die in Sensitiven und Hypnotisierten verfeinerte Sinnesperception in irgend einer Form (durch das Gehör z. B.) aus dem Nebenraum wahrgenommen werden kann, auch wenn der ganze Vorgang sich im Unterbewußtsein der Versuchspersonen abspielen sollte.

Danilewsky erbrachte den vollständigen Nachweis, daß selbst die Tierhypnose auf einen vereinfachten automatischen Suggestionsmechanismus zurückzuführen ist; die Einwirkung, welche auch bei Menschen durch Ausdrucksbewegungen aller Art, also nicht nur durch Verbalsuggestion, vermittelt werden kann, ist in Bezug auf die einfachere Vorstellung des Tieres eine der Suggestion bei Menschen ganz homologe. Dazu kommt, daß der erfahrenste Hypnotiseur, den wir haben, Dr. Liébeault in Nancy, welcher 45 Fälle von Heilungen bei kleinen Kindern durch Handauflegen im Jahre 1883 publizierte und die günstigen Resultate bei der scheinbaren Abwesenheit der Suggestion damals auf das mesmerische Agens zurückführte, heute in seinem neuesten Werk (Thérapeutique suggestive)[1]) gesteht, daß er die Sache früher falsch deutete. Auf den Rat Bernheims ersetzte er das Auflegen der Hände durch „magnetisiertes Wasser“ und letzteres durch nicht magnetisiertes Wasser, indem er aber die Eltern und Pfleger der Kinder in dem Glauben ließ, das Wasser sei magnetisiert, und die Heilung fest versprach. Auf diese Weise bekam er die gleichen guten Resultate, die sich nunmehr nur dadurch mehr erklären lassen, daß die Personen der Umgebung der Kinder durch Liébeault und die Kinder durch ihre Umgebung unbewußt „suggeriert“ worden waren.[2]) Den Heilungen dieser Art lassen sich — was ich unbedingt behaupte, solange nicht der Gegenbeweis unter Ausschluß jeder Suggestion in ernster Weise geführt ist, — die sämtlichen Heilungen unserer

[1]) Bei Octave Doin, Paris 1891.

[2]) Doch wohl nicht. Gerade dieses scheint uns ein Beweis, daß die mesmerische Theorie richtig ist, daß also weder Handauflegung, noch irgend eine andere sinnliche Suggestion zur Heilwirkung erforderlich ist, sondern daß hier schon die unbewußte körperliche Ausstrahlung der mesmerischen Kraft (Nervenelektricität) Liébaults genügte. (Der Herausgeber.)

Magnetopathen ohne weiteres zur Seite stellen. Wollte man nun zur Erklärung solcher Heilungen ein „mesmerisches Agens" supponieren, das von einer Person auf die andere überströmt, so würde man ohne Not die Erklärungsprinzipien vermehren, was bekanntlich ein Fehler ist.

Ich glaube an dieser Stelle auch besonders den Mißbrauch hervorheben zu sollen, der in neuerer Zeit in den Reklamen der Magnetopathen mit dem Gutachten des Geheimrats von Nußbaum getrieben wird. Ich selbst habe Nußbaum gelegentlich seine Ansicht über diesen Gegenstand aussprechen hören und aus seinen allgemein gehaltenen Äußerungen folgendes Ergebnis entnommen: Als erfahrener Chirurg hatte Nußbaum bereits zu einer Zeit, in der eine hypnotische Bewegung nicht existierte, Gelegenheit, zu beobachten, daß bei „Berührung mit Händen" und bei Trinken von „magnetisiertem Wasser" Heilungen erzielt werden. Den Unterschied zwischen Suggestion und Mesmerismus hat Nußbaum nie gemacht; er bezeichnete daher das ganze Gebiet als „tierischen Magnetismus", indem er als Praktiker nur die Thatsache des Erfolges ins Auge faßte. Daß diese Erfolge sich allein durch Suggestion und ohne ein Agens erklären, das haben erst die neuesten Forschungen Liébeaults bewiesen; das Nußbaumsche ganz allgemeine Gutachten einseitig für die Lehre vom tierischen Magnetismus, besonders im Gegensatze zur Suggestionslehre zu citieren, ist eine unberechtigte Verdrehung nach dem Satze „cum hoc, ergo propter hoc". — Die Unmöglichkeit sich selbst zu kitzeln, auf die Nußbaum sich bezieht, ist durch Autosuggestion erklärlich. Auch der Physiologe Professor Haidenhein gebrauchte seiner Zeit, wie so viele andere, zur Bezeichnung des ganzen Gebietes den Ausdruck „tierischer Magnetismus". Warum leitet man nicht aus seinen Schriften die Fluidumtheorie ab? Es kommt also auch hier wohl mehr auf das „Wie" an, als auf das „Daß", d. h. auf den Sinn solcher Äußerungen, und nicht auf den bloßen Wortlaut.

Welche Beweise könnte man nun noch für die Fluidumtheorie anführen? Die vielfach citierten Magnetisierungen von Pflanzen haben bis heute noch keinen Fachmann überzeugen können, sind also bisher wissenschaftlich wertlos! Es bleiben also nur die psychischen Fernwirkungen bei wirklich zureichender räumlicher Trennung von Experimentator und Versuchsperson, sowie Kraftwirkungen von Menschen auf leblose Gegenstände, Einwirkungen auf Magnetnadeln ꝛc. Die Beobachtungen letzterer Art sind aber von so extremer Seltenheit und unterliegen so sehr unberücksichtigten Fehlerquellen, daß man ein wirklich zureichendes Beweismaterial darin bis jetzt nicht erblicken kann. Indessen wäre es gerade die Hauptaufgabe für die Anhänger des „mesmerischen Agens", durch instrumentelle Feststellungen, wie sie z. B. bereits durch den Physiologen Tarchanoff mit Hilfe des Meyersteinischen Galvanometers angebahnt sind, den Beweis für ihre Lehre zu liefern.

Die Klasse der psychischen Fernwirkungen, deren Realität wir anerkennen, ist noch eine offene Frage für die Wissenschaft, in der Heilkunde aber spielt sie bis heute gar keine Rolle; denn Heilungen durch

psychische Fernwirkungen berichten weder die Magnetopathen noch die Hypnotiseure. Jedoch die Möglichkeit der Existenz eines mesmerischen Agens, und das wirkliche Vorhandensein desselben sind zwei Dinge, welche leider oft verwechselt werden.

Resümierend stellen wir die Behauptung auf, daß in der Heilkunde ein unanfechtbarer Beweis für die Realität des Mesmerismus als Ursache von Heilwirkungen nicht geführt ist, daß alles, was darüber von Magnetopathen, Philosophen und Laien berichtet wird, sich zwanglos durch Suggestion allein erklären läßt. Hieraus ergiebt sich auch, wie wenig berechtigt derartige Angriffe auf den ärztlichen Stand sind, wie sie in dieser Zeitschrift (Märzheft 1891, S. 188) versucht worden sind. Die Ärzte behaupten, sämtliche Heilungen der Magnetopathen sind durch Suggestion erklärlich, und liefern hierfür den Beweis, indem sie durch Suggestion dieselben Heilungen vollbringen und die unberücksichtigte Fehlerquelle der unbewußten Suggestion in den Heilungsberichten jener nachweisen. Wenn man aber, wie in jenem Angriff, die Behauptung aufstellt, daß „der Magnetismus eine am Organismus des Magnetiseurs haftende, von beliebigen Studien unabhängige Kraft" sei, also etwas durchaus anderes als die mehr oder minder in jedem Menschen liegende Fähigkeit Suggestionen zu machen, eine Kraft, die zum Wohle der Menschheit angewendet werden soll, so ist man auch verpflichtet, den wirklichen strengen Nachweis unter Ausschluß der Suggestivwirkungen zu führen, — und zwar, da geheilt werden soll, zunächst auf dem Gebiet der Heilkunde.

Denn derjenige, welcher behauptet, soll beweisen, nicht etwa seine Gegner! Mit Einschränkung auf die Heilkunde haben weder die Philosophen, noch die Magnetopathen bisher den Beweis geführt, daß die Heilungen auf anderem Wege zustande kommen, als durch Suggestion.

Mit dieser Widerlegung soll nun jedoch keineswegs der „therapeutischen Wissenschaft" in der heutigen offiziellen Medizin das Wort geredet werden! In geradezu musterhafter Weise kritisiert Forel im IX Kapitel seines Buches (Die Suggestion im Verhältnisse zur Medizin und Kurpfuscherei) den wissenschaftlichen Dogmatismus und seine Folgen. Als solche Fehler bezeichnet er: Zunftwesen, Autoritätsglauben, Unfehlbarkeitsdogma, aprioristisches Urteilen und vor allem Ergänzung des wirklichen Wissens durch Autosuggestionen, die den Charakter von Apriorismen oder Axiomen gewinnen, Leichtgläubigkeit gegenüber den einfältigsten Deduktionen bezüglich therapeutischer Erfolge, und nicht zu vergessen, leider oft Charlatanerie.

„Je exakter eine Wissenschaft ist, desto höhere Anforderungen stellt sie an ihre Vertreter bezüglich der Genauigkeit ihrer Ergebnisse (z. B. die Mathematik und die Zoologie). Deshalb darf aber die weniger exakte Wissenschaft nicht auf diese, wie auf eine Licenz, hin sündigen und auf die Logik der denkenden Vernunft verzichten, sondern muß ihre Unsicherheit und ihre Schwächen vollauf würdigend, nach größerer Exaktheit und neuen Gesichtspunkten zur Beleuchtung unklarer Fragen trachten. Wunderbar steht es in dieser Hinsicht mit der therapeutischen „Wissenschaft" aus. In denjenigen Abteilungen derselben, wo eine exaktere, klarere Erkenntnis bereits vorliegt, finden wir einen kritischen Geist, strengere Anforderungen und eine viel

größere Reserve in den Behauptungen. Die mächtigen Fortschritte der Chirurgie haben sie bescheidener und vorsichtiger gemacht. Je weniger jedoch die Medizin in einem Gebiet weiß, desto dogmatischer werden die therapeutischen Behauptungen und der Sumpf der heutigen Arzneitherapie ist kaum geringer, als der ehemalige Sumpf der Kräutermixturen und ellenlangen Rezepte aus zwanzigerlei Mitteln. Zwar muß die Chemie bei den neuesten Heilmitteln für den Schein der Wissenschaftlichkeit herhalten; doch bedeutet dies nur eine Änderung der Etikette. Die bodenlose Leichtfertigkeit, mit welcher therapeutische Erfolge, vielfach in reklamehafter Weise, sehr oft mit Verschmähung der elementarsten Logik und der bescheidensten Ansprüche wissenschaftlicher Methode in medizinischen Blättern, Gesellschaften ꝛc. breitgetreten und ausposaunt werden, hat durch die immer mehr wachsende Masse der Preßorgane eine wirklich erschreckende Ausbreitung gewonnen. Sie ist zu einer förmlichen medizinischen Kachexie geworden. Fügen wir hinzu die schwunghafte Reklame, die mit der Hydrotherapie, Balneotherapie, Elektrotherapie, Metallotherapie, Massagen, Kursystemen nach Dr. X. und Pfarrer Y. ꝛc. rücksichtslos und der Wissenschaft zum Trotz getrieben wird, so haben wir ein ebenso trauriges, als bekanntes Zeitbild, in welchem der Laie bald kaum mehr imstande sein wird, den gewöhnlichsten Schwindler vom ernsten Arzt zu unterscheiden."

Aufsätze aber, wie der oben erwähnte („Mesmerismus und Schulwissenschaft"), in welchem dem Magnetiseur die Rechte eines Arztes zugesprochen werden, können nur dazu beitragen diese Verwirrung zu vergrößern, besonders da eine Begründung der mit beredter Dialektik vorgetragenen Behauptungen nicht versucht wurde. Oder ist es etwa mehr als eine bloße Hypothese, wenn dort gesagt wird:

„Die Prozentzahl der durch den Magnetiseur Geheilten ist größer, als die der Schulmedizin", und „das Magnetisieren ist mit einem organischen Kraftverlust verbunden, was beim Doktor *nicht* der Fall ist."

Von einer Begründung durch statistische Zahlenangaben, wie sie in der medizinischen Therapie als Beweis überall mit Recht gefordert wird, ist gar keine Rede; wir finden nicht einmal dafür einen litterarischen Hinweis; ebenso hat der Verfasser es versäumt anzugeben, in welcher Weise der Kräfteverlust *meßbar* ist.[1]) — Darf man sich unter solchen Um-

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier bemerkt, daß *der Vorgang*, wie eine vom Gehirn angenommene, suggerierte Idee sich im Körper transformiert, d. h. vom Centrum zur Peripherie wirkt, nach der vom Psychologenkongreß in Paris (1889) angenommenen Terminologie in die Suggestionslehre gehört. *Suggestion* ist die Erzeugung einer dynamischen Veränderung des Nervensystems durch *Vorstellungsreize*, welche in der Regel durch die Lautsprache oder durch Ausdrucksbewegungen dem Gehirn des Percipienten eingepflanzt werden. — Die Lehre vom „*animalischen Magnetismus*", die „*Fluidumtheorie*", umfaßt im terminologischen Gegensatz hierzu ebenfalls *dynamische Veränderungen* des Nervensystems, welche aber durch *unmittelbare* Einwirkung eines Menschen auf den anderen erzeugt werden, Veränderungen, die *ohne* ursächliche Beteiligung des *Gehirns* im Percipienten, *ohne* Inanspruchnahme seiner centrifugalen Wirkung, *ohne* Vermittelung durch die bekannten Sinnesorgane veranlaßt werden. Das Wesentliche ist die *unmittelbare* Übertragung eines *unbekannten Agens* von einem Körper auf den anderen, welches in ebenso *unbekannter* Weise die Heilung fördern soll und seinen Weg nicht durch das Gehirn des Perzipienten zu nehmen braucht, oder eine unwahrnehmbare *Nervenstrahlung* (Fernwirkung) über die Körperperipherie des Magnetiseurs hinaus. Dieser Strahlungsvorgang oder die Abgabe dieses Agens soll mit einem Kraftverlust im Magnetiseur verbunden sein. Während

ständen über eine ablehnende Haltung der Wissenschaft gegen die spezifische Fluidumlehre des animalischen Magnetismus wundern?

„Ob nun eine Heilung durch elektrische Behandlung (und zwar je nach der Theorie eines jeden Elektrotherapeuten durch die einander widersprechendsten Arten der Ströme und der Applikation derselben), Hydrotherapie, Massage, Metallotherapie, Antipyrin, Chinin, Baldriantinktur und dergleichen inwendig genommen, Moxen, Nervendehnung, Vesikatoren, Blutentziehungen, Einatmung von Amynitrit, Schrecken (wohl auch Brown Séquards neueste senile Panacee, die Spermainjektion!), Händeauflegen (Magnetismus!) Homöopathie, Geheimmittel aller Arten, wie das von Matthei und anderen, Gebet, Kräuter, die eine Somnambule oder sonstige Wahrsagerin verschreibt, Weihwasser aus Lourdes . . . . . oder Suggestion erfolgt, so sieht man dieselbe wunderartig sofort der Anwendung des Mittels folgen oder dann ruckweise von Sitzung zu Sitzung fortschreiten. Kein Mittel wirkt bei allen Menschen, aber jedes der angeführten Mittel wirkt thatsächlich bei vielen, besonders so lange der Kranke Vertrauen dazu hat und so lange die betreffenden Ärzte, Kurpfuscher, Pfarrer, Hebammen oder alten Weiber, welche es verordnen, an seine Wirksamkeit glauben, bei jedem derselben verfehlen die anderen Mittel meistens ihre Wirkung, weshalb es so viele widersprechende Ansichten giebt. Was soll man nun aus diesen Thatsachen folgerichtig schließen? Doch zweifellos, daß diese Heilungen irgend eine gemeinschaftliche Ursache haben, von einem einheitlichen Mechanismus herbeigeführt werden, der zwar auf ganz verschiedene Weise angeregt werden kann, aber dennoch auf gleiche gesetzmäßige Weise arbeitet, um die Heilung herbeizuführen.

Erhellt denn nicht aus diesen Thatsachen klar genug, daß der gemeinsame Heilmechanismus, den man vermuten und suchen muß, im Körper des Kranken liegt, und daß er nur in seinem Nervensystem liegen kann? Wenn wir hierbei die Rolle des Glaubens und vor allen Dingen desjenigen des Heilkünstlers berücksichtigen, so liegt es klar auf der Hand, daß alle diese Heilungen unbewußt durch die dynamische Wirkung von Vorstellungen d. h. durch Suggestion bewirkt werden. Eine ruhige Überlegung läßt kaum die Möglichkeit direkter spezifischer Wirkungen dieser Mittel zu; denn durch solche ließen sich die damit total inkongruenten Widersprüche einerseits und Übereinstimmungen andrerseits absolut nicht in Einklang bringen. Durch Suggestion, wenn wir sie verstehen, erklärt sich alles auf die einfachste ungezwungenste Weise.

Man kann die Theorien spezifischer Wirkungen gewisser Mittel am besten dadurch widerlegen, daß man vom Kranken unbemerkt die Bedingungen der spezifischen Wirkung beseitigt und dennoch den gleichen oder einen noch besseren Erfolg erzielt, dadurch daß man geschickt und intensiv suggeriert.

Es darf dabei nicht vergessen werden, daß die Suggestivwirkung vieler Kurmittel durch das Geheimnisvolle ihres Wesens (Elektricität, Metallotherapie), durch eigentümliche lokale Gefühle (Elektricität), oder Schmerzen (Moxen), durch erotische Vorstellungen (Spermatotherapie), durch den gewaltigen Shok, den sie hervorrufen (Suspension, kalte Douche), durch den religiösen Glauben (Händeauflegen) durch die hohen Kosten oder durch die veränderte Umgebung und Lebensweise (Badekuren) eine besonders gewaltige ist und vielfach dadurch die Erfolge der einfachen Verbalsuggestion übertreffen kann. Wenn ein solches Mittel öfters hilft, wo einfache Hypnotisierung

---

also die Suggestionslehre mit relativ bekannten Größen operiert (kleineres Erklärungsprinzip), nimmt die Fluidumtheorie ganz unbekannte, rein hypothetische Faktoren an. Leider werden beide scharf zu trennenden Begriffe so häufig verwechselt, unklar durcheinander geworfen und gleichgesetzt.

im Stich gelassen hatte, beweist das keineswegs, daß die Wirkung nicht auf Suggestion beruht. Demnach wird man nach wie vor solche Mittel zu gebrauchen und sie mit Verbalsuggestionen passend zu verbinden haben.

Die Suggestion infiltriert sich in raffiniertester Weise in alle Handlungen unseres Lebens und kombiniert sich in höchst komplizierter Art mit den therapeutischen Eingriffen aller Sorten, bald im fördernden, bald im hemmenden Sinne; sie summiert oder subtrahiert sich von der Arzneiwirkung.

In vielen Fällen bildet sie thatsächlich das einzige therapeutische Agens. Zwar haben schon früher die „Gescheiteren" die Sache mehr oder weniger durchschaut und der Phantasie eine große Rolle bei den Heilwirkungen zuerkannt. Doch haben selbst die Allergescheitesten noch keine Ahnung von der Tragweite der Suggestion, von der reellen, objektiven Intensität ihrer Wirkung und von ihrer Identität mit den von ihnen selbst in den Bereich der Mystik verlegten Erscheinungen des animalen Magnetismus (früher Wunder- und Zauberheilungen) gehabt.

Es ist nun ein Problem der Forschungen der zukünftigen Therapie, durch vorsichtige Versuche bei jedem Heilverfahren (sei es arzneilich, äußerlich oder sonstwie angewandt) das suggestive Element sorgfältig und mit wissenschaftlicher Genauigkeit auszuscheiden. Diese Aufgabe wird in vielen Fällen eine äußerst schwierige und delikate werden.

Es muß eine ernste und sorgfältige Würdigung der Suggestion dazu beitragenden in so hohem Maße aufgewucherten und korrumpierenden heutigen therapeutischen Schwindel niederzukämpfen. Doch genug davon! Wir erwarten von der Suggestionslehre Liébeaults und Bernheims nichts weniger, als eine tiefgreifende Reform der inneren Therapie, eine moralische Hebung der Medizin und ihres Ansehens, sowie einen eklatanten Sieg über die Mystik aller Wunderkuren und Geheimmittel!"

Ganz im ähnlichen Sinne, wie wir es bereits hier in den April- und und Maiheften 1889 thaten (vergl. „die gerichtliche Bedeutung und mißbräuchliche Anwendung des Hypnotismus"), spricht sich heute Professor Forel über die strafrechtliche Bedeutung der Suggestion aus. Auch Forel ist heute der Ansicht, daß die strafrechtlichen Gefahren des Hypnotismus von Liégeois sehr übertrieben worden sind. Wenn nun auch seit 1889 die Suggestion vor Gericht eigentlich keine Rolle gespielt hat, so giebt es doch zweifellos eine beschränkte Anzahl Somnambuler, die fast widerstandslos gegenüber den Suggestionen des Hypnotiseurs sind. Indessen wird in der Regel ein heftiger Kampf zwischen dem Drang der Suggestion einerseits und den associierten ästhetischen und ethischen Gegenvorstellungen der normalen Individualität, d. h. der ererbten und erworbenen (anerzogenen) Hirndynamismen andrerseits stattfinden. Dieser Kampf wird um so heftiger werden, je stärker die Gegenvorstellungen und die Suggestibilität entwickelt sind. Je stärker die antagonistischen Kräfte entwickelt sind, desto stärker wird der Kampf. Intensität und Dauerhaftigkeit einer jeden jener Kräfte entscheiden den Sieg.

Nach Ansicht von Forel, Bernheim, Delboeuf und aller ruhig denkenden Spezialisten hatte Liégeois unrecht, in jenem berühmten Falle des Mordes durch Gabriele Bompard sich einzubilden, daß diese moralisch defekte Person in der Hypnose die Wahrheit über den Sachverhalt gesagt hätte. Gewiß war Gabriele nicht das willenlose arme Opfer typischer Suggestivwirkungen und „Liégeois'" Standpunkt war ein allzu einseitiger.

Gewiß ist die Gesellschaft verpflichtet, solche Verbrecher unschädlich zu machen, genau wie die Geisteskranken! Man sollte sich aber hüten, das Odium gerichtlicher Verurteilungen über unverantwortliche Gehirne mit großem Pomp zu verhängen!

Daß Forel, wie alle erfahrenen Spezialisten, die Hypnose bei richtiger Anwendung für vollkommen gefahrlos hält, ist aus seinen früheren Arbeiten bekannt genug. Die in der zweiten Auflage berichteten Heilerfolge liefern ebenso, wie die gesammelten und in Buchform veröffentlichten Krankengeschichten anderer Ärzte, den endgültigen Nachweis, daß wir in der Suggestion ein wichtiges Heilmittel besitzen, dessen Tragweite viel weiter geht, als man im Anfang glaubte.

Die vorstehenden Mitteilungen dürften genügen, um das auch im Stil und Ausdruck musterhafte Handbuch Forels jedem wärmstens zu empfehlen, dem an einem vertieften Studium und an einer genau den Thatsachen angepaßten Darstellung der hypnotischen Erscheinungen gelegen ist.

Nachschrift des Herausgebers.

Ohne irgendwie Bedeutsamkeit und Tragweite der Suggestionswirkung geringer zu achten als die Herren Bernheim, Liébeault, Forel und Imkoff, können wir doch nicht umhin hier auszusprechen, daß wir ihrer Ablehnung der neben der Suggestion stattfindenden, direkten organischen Beeinflussung durchaus nicht zustimmen können. Die Ansicht Liébeaults, daß Säuglinge nur durch „Suggestion“ nicht aber durch die organische Elektricität (oder was dasselbe sagen will, den tierischen Magnetismus) der sie Behandelnden geheilt worden sein sollen, halten wir für eine geistreiche Selbsttäuschung. Freilich den Nachweis der organischen Elektricität gerade nur durch Heilungen von Menschen liefern zu wollen, scheint auch uns um so weniger ratsam, als dabei die Sinneswahrnehmungen nur sehr schwer außer Spiel bleiben können. Hat aber doch Professor du Bois-Reymond die organische Elektricität auch nicht durch Therapie, sondern durch Instrumente nachgewiesen. Wenn daher ferner — ganz mit Recht — die Überzeugung der Botaniker und Gärtner („Fachmänner“) von der Thatsache der organischen Elektricität gefordert wird, so kann doch jeder gesunde lebenskräftige Mensch sich von dieser Thatsache durch „Magnetisieren von Pflanzen“ überzeugen. (Vergl. darüber unser Januarheft 1889, S. 17—24 und 59—61.) Wenn jene „Fachmänner“ sich diese Überzeugung aus Ungeschicklichkeit oder Krankhaftigkeit nicht verschaffen, so ist dies deren Mangel nicht der unsrige. Durch solche Beeinflussung des Pflanzenwachstums wird aber noch augenfälliger als bei der Heilung von Säuglingen, festgestellt, daß die Wirkungen der organischen Elektricität nicht ausschließlich auf die „Leitungsdrähte“ der Nerven beschränkt sind, und daß auch bei den zu beeinflussenden Lebewesen nicht die Vermittelung eines Gehirns erforderlich ist.



Kürzere Bemerkungen.

Gott und Götter.

Ein spiritualistisches Glaubensbekenntnis.

Das in Manchester (England) erscheinende Wochenblatt „The Two Worlds" enthält eine eigene „Frage-Abteilung", in welcher die Herausgeberin, Frau Emma Hardinge-Britten, eine talentvolle Schriftstellerin und gewandte Rednerin, Fragen von allgemeinem Interesse beantwortet. Einige derselben mögen hier angeführt werden, da sie für die Lehren des „empirischen Spiritualismus" bezeichnend sind. Erwähnt hierzu sei beiläufig auch, daß das, was die Spiritisten „Hohe Geister" nennen, sich so ziemlich deckt mit dem Begriffe, der zu allen andern Zeiten und von andern Völkern als „Götter" (Deva) bezeichnet wurde.

Fragen: 1. „Ist meine Annahme richtig, daß Sie an den Christen-Gott glauben, einzig mit der Ausnahme, daß derselbe nicht das eifernde, rachesüchtige Wesen ist, als welches er in dieser Religion hingestellt wird?"
2. „Ist nicht Gott und Natur eins und dasselbe?"

Antwort: Wir glauben zweifellos in gleicher Weise an eine unendliche, ewige Quelle und einen Centralpunkt geistiger Wesenheit, welche die Menschen Gott nennen, wie wir auch an eine geistige Ursache und Wirkung glauben, welcher der Mensch sein Dasein verdankt. Was die Seele für den Körper ist, das ist die Ur-Seele alles Seins, — das Alpha und Omega — Gott, für die Natur. Die Natur ist nach unserer Überzeugung nur der sichtbare, greifbare und materielle Körper des Universums. Tausende von Vorlesungen oder Thesen über Gott vermögen dessen Dasein nicht so erschöpfend auszudrücken und zu beweisen, als das Eine Wort Geist, die ewige, unerschaffene und über den Tod erhabene Summe aller Kraft, aller Gesetzmäßigkeit, aller Weisheit und Liebe. Wir glauben nicht an den Gott der Christen; denn der Angelpunkt des Kirchen-Glaubens ist die stellvertretende Sühnung der Sünde, die wir für eine ungerechte und unmoralische Lehre halten. Es dürfte sich wohl auf der ganzen Welt keine Behörde finden, welche es wagen würde, den Unschuldigen zu bestrafen, den Schuldigen dagegen frei ausgehen zu lassen. Sollte nun aber der Mensch besser und mehr Gerechtigkeit liebend sein als sein Gott? Unser Glaube geht dahin, daß Gott der Inbegriff alles Guten, aller Weisheit und Vollkommenheit sei, und die Götter jedweder Sekte oder Nation, welche sich mit dieser Vorstellungsweise nicht in Einklang befinden, müssen wir gänzlich verwerfen.

Fragen: 3. „Verstehen Sie unter Gott die Macht, welche die Welt regiert?"
4. „Wenn dies der Fall ist, kann man dann nicht die Bezeichnungen Gott und Natur vertauschen?"

Antwort: Wir alle sind nur Teile eines unermeßlich großen Ganzen, das die Natur zum Leib und Gott zur Seele hat.

Frage: 5. „Wenn Gott in derselben Weise lebt, wie wir dies von den Geistern annehmen, sind diese dann imstande, ihn ebenso zu sehen, wie sie sich gegenseitig sehen?"

Antwort: Kann das Atom das Ganze begreifen oder das Einzelne die Summe alles Seins?

Frage: 6. „Haben Geister die Macht, Menschen, welche sich eines rechtschaffenen Lebens befleißigen, vor ernstlichen Gefahren zu bewahren?"

Antwort: Geister können ihren Freunden auf Erden — gleichviel ob diese gute oder schlechte Menschen sind — nur dann helfen, wenn diese Freunde für ihre Einwirkung empfänglich sind, oder wenn sie irgend eine mediumistische Kraft finden können, durch welche es ihnen ermöglicht wird, denselben nahe zu treten. Aber selbst in einem solchen Falle können Geister zwar warnen, sind aber nicht imstande, die Natur und die Verhältnisse derartig zu beherrschen, daß sie die, welchen sie gerne helfen möchten, vor Ungemach bewahren könnten. Das Feuer brennt die Guten wie die Bösen in gleicher Weise; das Schiff geht unter, ob es Heilige oder Sünder an Bord hat; und die Geister können nicht immer die Zufälligkeiten, welche die Katastrophe herbeiführen, lenken, selbst wenn sie dieselben vorhersehen. Diese Antwort bezieht sich auch auf die nächstfolgende und letzte Frage. Ich möchte aber hier noch beifügen, daß weise und gute Geister oftmals schon von Anfang an das Ende vorhersehen; weil sie aber den Nutzen der Widerwärtigkeiten und die reinigende Wirkung von Versuchungen und Kümmernissen kennen, so würden sie — selbst wenn sie es könnten — dennoch den Lauf solcher Geschicke nicht ändern, welche sie für die innere Entwickelung des Menschen als nützlich und notwendig anerkennen.

Frage: 7. „Wird ein mit außergewöhnlichen Geistesgaben ausgestatteter Mensch, welcher diese Gaben zum Besten der Menschheit gebrauchen will, nicht in der Weise von guten Geistern unterstützt und beschützt werden, daß er in den Stand gesetzt wird, sein gutes Werk für die Dauer seines Lebens in der Materie fortzusetzen?"

Antwort: Indem wir die in der letzten Antwort liegenden Beschränkungen und Bedingungen auch für diese Frage aufrecht erhalten, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß die geistige Kraft, zu sehen, zu handeln und auf die Materie einzuwirken, durch die Gesetze des geistigen Daseins genau ebenso begrenzt ist, wie der Mensch durch die Fesseln der materiellen Existenz behindert wird, sich zum geistigen Dasein zu erheben. Wir dürfen nie vergessen, daß die Geister, wenn sie auch von den Banden der Materie befreit sind, dennoch immer menschlich geartet sind — menschlich in Bezug auf Liebe, Zuneigung und Erkenntnis von Gut und Böse. Wer vermag unter diesen Umständen zu zweifeln, daß das Gute und das Wahre zwar, soweit immer möglich, durch Gutes und Wahres aus dem höheren Leben gefördert und behütet wird, daß aber die Bemühungen guter Geister, böse Menschen zu erheben und zu bessern, nur zu oft durch die Neigung solcher niedrigen Naturen, die ihnen an Charakter ähnlichen Geister anzuziehen, vereitelt werden. Wir können hier einmal wieder an das alte, doch ewig wahre Sprichwort erinnern: „Gleich und gleich gesellt sich gerne!" aber „Gottes Hand waltet über allem".



Ein sogenannter plötzlicher Einfall.

Anfangs Juli d. J. erkrankte der Besitzer des Hauses, in dem ich wohne. Es ist dies ein ehrwürdiger alter Mann, der sein Leben in steter Arbeit verbracht, und der meine Sympathie sowohl durch sein offenes, einfach gerades Wesen, wie durch seine mir und meiner Familie stets erwiesene Freundlichkeit erworben hatte. Als ich daher hörte, daß seine Krankheit bedenklich geworden sei, beunruhigte mich dies in einer mir selbst unerklärlichen Weise. Ich hörte von seinen Angehörigen, daß der Arzt dringend geraten habe, der Patient möchte sein Testament machen, es könne jede Stunde mit ihm zu Ende gehen; der Kranke delirierte und wurde stündlich schlechter. Ich fühlte einen ungeheuern Drang in mir, den Mann zu sehen und ihm zu helfen, obgleich ich nicht klar wußte, wie? Ich bat die Angehörigen ein paarmal, mich zu einem kurzen Besuche bei ihm zuzulassen, doch wurde mir dies jedesmal unter Ausflüchten abgeschlagen.

Am Abend des 11. Juli trat noch eine Verschlimmerung des Zustandes ein. Ich war darüber sehr niedergeschlagen und hatte mich, im Dunkeln auf der Bank vor meinem Hause sitzend, von ganzer Seele mit dem Wunsche beschäftigt, dem Kranken Linderung und Rettung verschaffen zu können.

Als ich mich dann in meine Wohnung begeben wollte, trat die Frau des Kranken auf mich zu: „Wenn ich nur wüßte, was thun," redete sie mich an, „die Medizin hilft nichts, er wird schlechter dabei." — „Legen Sie ihm pulverisierten Kampfer auf, zwischen einem Tuch, und geben Sie von nun ab keinen Tropfen Arznei mehr!" antwortete ich in einer plötzlichen Eingebung. Die Frau hatte keinen Kampfer; da ich solchen besaß, händigte ich ihr denselben ein, nachdem ich ihn einige Minuten in der Hand gehalten, meine Willenskraft auf den Erfolg dieses äußern Mittels konzentrierend.

Andern Morgens frug ich in großer Spannung nach dem Befinden des Kranken. Es gehe ihm bedeutend besser; er habe keine Delirien mehr, etwas Appetit und etwas mehr Kräfte, hieß es. Nach einigen Tagen konnte der Mann aufstehen, und heute geht er seiner Arbeit in Feld und Haus wieder nach.

Er war an hochgradigem Rotlauf gelegen, und da er dazu einen Herzfehler hatte, glaubte der Arzt, es könnte jede Stunde der Tod eintreten. 5. August 1891. Luise Walter.

Telepathie Sterbender.

Dem „Deutschen Blatte" in Berlin vom 30. Juli 1891 entnehmen wir die folgende Mitteilung:

„Die Flucht einer Anzahl vornehmer Chilenen aus Santiago, unter denen sich auch der frühere Minister und Senator Lastarria befand, hat sich nach einem in San-Francisco eingetroffenen Briefe eines der Beteiligten zu einer schrecklichen Odyssee gestaltet. Heimlich bei Nacht waren sie aus Santiago aufgebrochen, da sie erfahren hatten, daß Präsident Balmaceda

ihre Verhaftung befohlen hatte. Da an eine Gewinnung der offenen See nicht zu denken war, so faßten sie den kühnen Plan, über das unwegsame Gebirge nach Mendoza in Argentinien sich zu retten, um von dort nach Iquique, das in den Händen der Kongreßpartei sich befand, zu gehen. Im Gebirge überraschte sie ein furchtbarer Schneesturm, und bevor es möglich war, irgend ein Obdach zu erreichen, fiel Lastarria in Ohnmacht, und alle Mittel, ihn wieder marschfähig zu machen, erwiesen sich als erfolglos. Auch die Lage der übrigen Flüchtlinge wurde eine höchst kritische. Sie suchten, dem Erfrieren nahe, sich dadurch zu erwärmen, daß sie sich dicht an einander drängten. Bei Lastarria stellten sich bald Fieberphantasien ein, und in denselben sah er seinen in Concepcion befindlichen Bruder auf dem Sterbelager. Mit dieser Vision schied der Unglückliche aus dem Leben und wurde im Schnee vergraben. Nunmehr brachen die Überlebenden wieder auf, und zu ihrem Schrecken sahen sie, die völlig entkräftet, sich nur mühsam weiterschleppen konnten, sich von Soldaten Balmacedas verfolgt. Zum Glück war nicht weit entfernt eine Mine. In diese flohen die Chilenen, und die wackeren Bergleute nahmen sich ihrer an. Als die Schergen des Präsidenten nach den Flüchtigen forschen wollten, traten die Arbeiter ihnen bewaffnet entgegen, worauf die Soldaten es vorzogen, sich schleunigst zurückzuziehen. So kamen die Flüchtlinge, geführt von einem ihrer Retter, endlich glücklich in Mendoza an, und das erste, was sie hier zu ihrem maßlosen Erstaunen erfuhren, war, daß der Bruder des unglücklichen Lastarria in der That gestorben, und zwar zu der nämlichen Stunde, in welcher ihr sterbender Leidensgenosse ihnen diesen Tod verkündet hatte."



Rätselhafte Telepathie.

Im Jahre 1867 nahm ich als junges Mädchen englischen Unterricht bei Mrs. O'Brien in München, zu welchem Zwecke ich die Dame mehreremal in der Woche besuchte. Eines Tages nun sandte letztere Botschaft an meine Mutter, ich möchte vor der Hand nicht mehr zu den Stunden kommen, da ihr Mann plötzlich tödlich erkrankt sei. Da wir die Dame sehr hochschätzten, nahmen wir an diesem Unglück warmen Anteil. Nach ein paar Tagen ging meine Mutter hin, um sich nach dem Ergehen des Herrn O'Brien zu erkundigen.

Hierbei erfuhr sie von Frau O'Brien folgenden merkwürdigen Hergang der Sache: Deren Gemahl erkrankte plötzlich schwer unter allen Symptomen einer Vergiftung. Die herbeigerufenen Ärzte wandten alle bei solchem Falle üblichen Gegenmittel, aber ohne allen Erfolg, an. Der Patient hatte durchaus nichts genossen, wovon eine Vergiftung anzunehmen war, es war überhaupt nach den genauesten Nachforschungen kein Grund für die Vergiftung erfindlich. Nach circa 48 Stunden furchtbarer Leiden, wo man stündlich seinen Tod befürchtete, erholte sich jedoch Herr O'Brien ebenso plötzlich und rasch wieder.

Zur gleichen Zeit meldeten die Zeitungen, daß sich in einem andern

Stadtviertel ein armer Commis, der, stellenlos, mit verzweifelten Nahrungssorgen rang, mit Arsenik vergiftet habe. Dieser Unglückliche hieß auch O'Brien und starb ganz zur selben Stunde, als der Patient nahezu in der Agonie lag, es wurde sogar eruiert, daß der eine O'Brien plötzlich zur selben Stunde heftig erkrankte, nachdem der andre das Gift genommen hatte. Beide kannten einander nicht; ob sie aber nicht, ohne es zu wissen, verwandt waren, weiß ich nicht und ist wohl auch nicht festgestellt worden, ist jedoch nicht unmöglich. Wenn mich nicht meine Erinnerung täuscht, wurde dieser seltsame Fall damals auch in den Zeitungen besprochen.

Kössen, am 4. September 1891. **Bertha Mutschlechner.**



Fernwirkung eines Sterbenden.

Am Samstag den 30. März 1872, zwischen 11 und 12 Uhr abends, saß ich lesend in meiner im zweiten Stockwerke vorn hinaus befindlichen Bibliothek, die Rückkehr meines Sohnes erwartend, der meinen Bruder zu besuchen ausgegangen war. Meine Frau saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, mir gegenüber, als es wiederholt und heftig, wie mit Fäusten, gegen meine Hausthüre schlug, obgleich dieselbe mit einem Glockenzuge versehen ist. Erstaunt und erschreckt eilte meine Frau an das Fenster, öffnete dasselbe und schaute hinaus. Der Mond schien so hell, daß sie sowohl unsere Hausthür, wie auch die Häuser und Thüren der Nachbarschaft zu beiden Seiten und gegenüber deutlich überblicken konnte, ohne irgend jemanden wahrzunehmen. Als die Faustschläge trotzdem andauerten, sprang auch ich zum Fenster, blickte in die mondhelle Nacht hinaus, ohne den Ruhestörer zu entdecken.

Unsere Köchin stürzte jetzt bleich und zitternd ins Zimmer und meldete, daß ganz bestimmt Diebe im Keller sein müßten, weil so heftig gegen den Fußboden der Küche geschlagen wurde, daß die Dielen erbebten. Während ich ein Licht anzündete und meinen Revolver ergriff, schlug es abermals, wie mit Fäusten, an die Hausthür. Ich ließ das Mädchen bei meiner Frau zurück und eilte in den Keller, wo ich niemanden fand; dort waren Thür und Fenster wohl geschlossen, alles in bester Ordnung.

Auf dem Wege nach meinem Zimmer öffnete mein heimkehrender Sohn die Hausthür und meldete mir, fast atemlos, daß ich sofort zu meinem Bruder eilen solle, derselbe sei von seinem Stuhle ohnmächtig zu Boden gefallen. Auf dem Wege dorthin erzählte er mir, er habe seinen Onkel in der heitersten Laune gefunden. Als mein Sohn demselben einen komischen Vorfall erzählte, lachte mein Bruder laut auf und rief: „Der Witz ist wirklich gut!“ Mit diesen Worten stürzte er leblos zu Boden.

Bei meinem Bruder angelangt, umstanden zwei in der Nähe wohnende, eilig herbeigeholte Ärzte achselzuckend sein Lager. Seit zehn Minuten hatte er zu atmen aufgehört.

Ich kann mir die wiederholten Faustschläge an meine Hausthür und die Schläge gegen die Kellerdecke nicht anders, als von ihm herrührend, erklären. War ich doch sein und seiner Familie Arzt und Beistand; von mir erwartete er Hilfe und Rettung während seines Todeskampfes.

Am nächsten Morgen besuchten mich meine Nachbarn, welche wissen wollten, welcher Flegel in so grober Weise mit Fäusten an meine Hausthür gedonnert habe.

An demselben Tage verließ uns die Köchin, welche, wie sie sagte, um keinen Preis in einem Hause bleiben könne, wo es so schrecklich umginge.

Baltimore, 5. August 1891. **Dr. med. Morris Wiener.**

Die Fernwahrnehmung bei den Tieren.

In dem Artikel „Zur Vorgeschichte des Somnambulismus" wird die Thatsache, daß Männchen des gewöhnlichen Seidenspinners sich auf eine Schachtel setzten, in welcher einige dem Ausschlüpfen nahe Puppen weiblichen Geschlechts enthalten waren, auf drei Erscheinungen des Fernempfindens geschoben, während das Erscheinen der Schmetterlingsmännchen — nach Gustav Jäger — ganz einfach durch die Duftwirkung erklärt wird. Der Umstand, daß die Männchen erscheinen, ehe noch der weibliche Schmetterling ausgeschlüpft ist, beweist nur den Beginn des Eintritts der Geschlechtsreife schon in der Puppe.

Das massenhafte Auftreten des Palolowurmes an astronomisch scharf charakterisierten Tagen erklärt sich ganz ungezwungen durch die von Martin Ziegler entdeckte odisch-magnetische Einwirkung bestimmter Gestirn-Stellungen. Wenn die Tiere, „sobald die Sonne ihre ersten Strahlen über das Meer schickt, in ihre Löcher und Spalten zurückstürzen", so ist dies nach Ziegler so zu erklären: bei Sonnenaufgang wechseln die odischen Zustände, d. h. sie schlagen plötzlich ins Gegenteil um; je stärker negativ vor Sonnenaufgang die Erde, resp. Luft war, um so stärker positiv wird sie mit dem Sonnenaufgang, und umgekehrt. Fieberkranke in südlichen Klimaten fürchten die Zeit des Sonnenaufgangs ganz besonders. Wer sich hierüber näher instruieren will, findet in den Zieglerschen Werken, besonders in „Lutte pour l'existence entre l'organisme animal et les algues microscopiques"[1]) merkwürdige Aufschlüsse. Man muß nur, da zur Zeit, als Ziegler dieses Werkchen schrieb, ihm die Existenz des Ods unbekannt war, statt Zoïcité positives und statt Atonicité negatives Od setzen. So auch in Zieglers Hauptwerk „Atonicité et Zoïcité" (Paris 1874).

Vielleicht findet sich unter den Mitarbeitern der „Sphinx" jemand, der sich die Mühe nimmt, die allerseits totgeschwiegenen Arbeiten Martin Zieglers ans Tageslicht zu ziehen.

Stuttgart, im Oktober 1891. **A. Z.**

Zur Mystik im Irrsinn.

Nachschrift zu dem Aufsatze von Dr. Kuhlenbeck.

Dr. Specht tadelt mich, daß ich Lenau, 40 Jahre nach dessen Tode, willkürlich unter die mystischen Persönlichkeiten versetze. In meiner Replik habe ich bereits auf „Lenaus Leben" von Schurz hingewiesen, wo Justinus

[1]) Paris 1878 bei Baillère & fils, 19 rue Hautefeuille.

Kerner als Augenzeuge über ein noch dazu seltenes mediumistisches Phänomen — Spukwirkung eines Lebenden — berichtet, das sich in Lenaus Gegenwart ereignete und welches dem Dichter nach dessen eigener Aussage öfter begegnete. Ich bin nun in der Lage, dem noch eine weitere für die Lenau-Biographie interessante Notiz beizufügen: Regierungsrat Ferdinand Angermeier in Meran schreibt mir (24. VII, 91) mit nachträglicher Erlaubnis, davon Gebrauch zu machen:

„Mein Vater war mit Lenau, ebenso wie Justinus Kerner, Schurz, der berühmte Irrenarzt v. Dyszanek, dann Hofrat Rokitansky und die ärztlich und wissenschaftlich hochgebildete Frau Emilie Reinbeck, innig befreundet. Niemand von den vorgenannten Persönlichkeiten hat daran gezweifelt, daß Lenaus intensiver Hang zur Melancholie und zum Mysticismus schon während der besten Zeit seines poetischen Schaffens Formen angenommen hat, welche nur hochgebildeten psychiatrischen Ärzten einen Einblick in sein Seelenleben gewährten und schon zu jener Zeit Befürchtungen der Zerrüttung seines Geistes wachriefen. Der Psychologe und Philosophie-Professor Dr. v. Lichtenfels hat nach mehrfachen Besuchen bei Lenau im Hause des Dr. Schurz — im Schwarzspanierhause, Wien, IX Bezirk — einmal geäußert: „„Wenn ich die Theorie und die Folgerungen des Mesmerismus nicht stark bekämpft hätte, so wäre ich nun, wo ich Lenau kenne, versucht, an die Zwei-Seelen-Theorie, an Spiritismus"" — ich erinnere mich an dieses Wort ganz genau — „„und an die vierte Dimension zu glauben!"" Lenau war ein Stümper im Violinspiel, aber als er geistig bereits zerrüttet war, war er ein Virtuos in dieser Kunst. So äußerte sich mein Vater, dann Schurz und Kerner und die Reinbeck sehr oft."

Es sind demnach Ärzte und persönliche Freunde Lenaus, die als Augenzeugen von der „Mystik im Irrsinn" dieses Dichters reden, und was ich 40 Jahre nach Lenaus Tode angeblich mit Unrecht behaupte, wird vielmehr von Herrn Dr. Specht mit wirklichem Unrecht nun geleugnet.

Ehrenburg, 16. VIII, 91. **Carl du Prel.**

Gegen den Materialismus.

Seit mehr als einem Jahrhundert hat über die abendländische Kultur eine Weltanschauung immer größere Herrschaft gewonnen, welche den Namen der materialistischen trägt, deren Wesen (um das seinen verschiedenen Färbungen Gemeinsame kurz zusammenzufassen) in einer einseitigen Würdigung der körperlichen, materiellen Erscheinungen über den seelischen oder geistigen besteht, und deren Kausalzusammenhang mit gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, ethischen Zuständen unserer Zeit nicht verborgen bleiben kann. Der Gegendruck, den jene Herrschaft seit je erfuhr, wächst in den letzten Jahrzehnten stets mehr an, und es erscheint an der Zeit, ihn öffentlich auszusprechen und zu fördern.

Zu diesem Zweck soll unter dem Titel: „Gegen den Materialismus" eine Reihe von gemeinfaßlichen Flugschriften erscheinen, in welchen alle diejenigen Gruppen des heutigen Lebens zu Wort kommen

mögen, die an der Bekämpfung des Materialismus ein sachliches Interesse tragen. Jede dieser Richtungen soll willkommen sein, möge sie auch anderen Teilnehmern noch so sehr wider ihre sonstigen Ansichten streiten.

Denn das Unternehmen als Ganzes will keinem anderen Streben als jenem einen negativen dienen, insbesondere keinen der von einzelnen Mitarbeitern vertretenen und nach ihrer Meinung den Materialismus ersetzenden positiven Standpunkte zu einem für die übrigen Beteiligten bindenden machen. Da jeder Verfasser eines Heftes sich zunächst an einen andern Interessentenkreis wendet, so ist es selbstverständlich, daß jeder sich in anderer Weise aussprechen und keiner den anderen beeinflussen will. Das Unternehmen soll deshalb in allen „Fakultäten" wurzeln; es gleicht den Radien eines Kreises, die von den verschiedensten Punkten der Peripherie ausgehend sich doch sämtlich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt schneiden. Für diesen Punkt bleiben alle Mitarbeiter, für den einzelnen Radius nur dessen Vertreter, somit jeder Verfasser einzig für das unter seinem Namen Vorgeführte verantwortlich.

Um so mehr hoffen wir, alle, auch noch so verschiedenen Streiter in jener Sache zu einem einigen Heer versammeln zu können und damit ein vollständiges Bild des heutigen Widerspruchs gegen den Materialismus zu geben. In diesem Sinn laden wir jeden, der auf irgend einem Gebiet einen, wenn auch nur geringen, Beitrag zu diesem Widerspruch gut zu vertreten weiß, zur Teilnahme an dem Unternehmen ein.

Dasselbe soll, ähnlich den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" u. dgl., aus (jährlich etwa 15) zwanglosen Heften bestehen, deren jedes etwa 3, höchstens 4 Bogen Groß-Oktav enthält, und soll neben beschreibender Kennzeichnung des Anzugreifenden, ausführlicherer Erklärung seines Zustandekommens (Genesis) und Andeutung seiner Konsequenzen eine möglichst allseitige Polemik gegen dasselbe eröffnen. Sie wird sowohl von rein wissenschaftlichen als auch von praktischen, von allgemeinen wie von besonderen Standpunkten ausgehen. Es sollen Philosophie (insbesondere Psychologie) und Theologie, ferner Physik, Chemie, Biologie (Physiologie) und Therapie die Kritik des Materialismus auf ihren einzelnen Gebieten übernehmen. Auch diejenigen „Geisteswissenschaften", welchen der Kampf um den Materialismus weniger eigen ist, mögen ergänzend eintreten, nicht zu vergessen historische und bibliographische Darstellungen.

Daneben werden die spezielleren Angriffe erfolgen, welche auf den Materialismus seitens einzelner theoretischer und praktischer Mächte gerichtet werden können. Hier sollen die besonderen Interessen der Kirche zu Wort kommen; die des gesellschaftlichen Lebens; die der Künste; die eigenartiger wissenschaftlicher Gebiete wie des Hypnotismus nach seinen verschiedenen Seiten u. s. w.

Eine Bestreitung des innerhalb des Unternehmens Vorgebrachten ist auch in diesem selben Rahmen gestattet, jedoch nur gelegentlich, nicht in Form eigener Hefte.

Herr Carl Krabbe in Stuttgart hat den Verlag, Herr Dr. Hans Schmidkunz, Privatdozent der Philosophie in München (Königinstraße 99), die Herausgabe und Schriftleitung des Ganzen übernommen.

Ausdrückliche Einladungen geschehen nicht im Großen, sondern nur an einige wenige Persönlichkeiten, insbesondere solche, welche bereits in den geschichtlichen Kampf gegen den Materialismus eingetreten sind.

In der Hauptsache handelt es sich dabei um Deutsche; doch soll mit der Zeit auch das Ausland herangezogen werden. Unter denen, welche bisher schon zugesagt haben, sind: Frl. A. Augspurg, Prof. Moritz Carriere, Dr. E. Dreher, Dr. A. Graf von Dziedužycki, Prof. D. Frohschammer, Schriftsteller A. Garborg, Dr. C. Gerster, Prof. C. Gutberlet, Schriftsteller O. Hansson, Prof. A. Lasson, Dr. Otto Leixner, Prof. J. Lehr, Prof. Jürgen Bona Meyer, Dr. O. Panizza, Dr. Freiherr Carl du Prel, Prof. S. Schlesinger, Prälat Rud. Schmid, Prof. H. Struve, Abt G. Uhlhorn, Dr. A. Ullrich. **H. S.**

Wieder Einer.

Man schilt so oft die Materialisten wegen ihres angeblich bösen Willens — sehr mit Unrecht. Wenigstens sind wohl die besten Wortführer unter denselben nur von aufrichtigem Drange nach Wahrheit und der Furcht vor Unklarheit und Selbsttäuschung zu der Beschränkung auf ihre trostlose Plattsinnigkeit getrieben worden. Diese Herren werden nur durch harte Thatsachen von der Beschränktheit ihres bisherigen Horizontes überzeugt; die ehrlichen unter ihnen gestehen dann aber ihre Bekehrung ein. Solch ein Bekehrter ist nun auch der berühmte Materialisten-Führer, Professor Cesare Lombroso in Turin geworden durch einige spiritistische Sitzungen, denen er im März d. J. in Neapel beiwohnte. Als das Ergebnis dieser seiner Erlebnisse und Beobachtungen ist sein folgendes Bekenntnis zu betrachten:

„Ich schäme mich sehr und bedaure (io sono molto vergognato e dolente), die Möglichkeit der sogenannten „spiritistischen Thatsachen" so hartnäckig bekämpft zu haben; ich sage der „Thatsachen", denn mit der Theorie stimme ich jetzt noch nicht überein. Allein die Thatsachen existieren einmal, und ich rühme mich, Sklave der Thatsachen zu sein (dei fatti mi vanto di essere schiavo)."

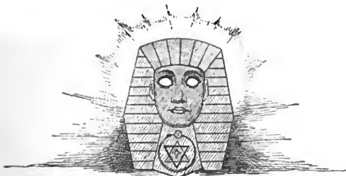
Da nun Materialisten niemals durch die Erfahrungen anderer gescheidt werden, sondern höchstens durch eigene Erlebnisse, so wird es dieser ihrer Autorität wohl gerade ebenso gehen wie seinen Vorgängern auf diesem Wege Wallace, Crookes, Zöllner und andern: man wird sagen, er sei plötzlich unzurechnungsfähig geworden. **H. S.**

Gewißheit und Friede.

Ein Weiser sagte nach jeder von ihm abgegebenen Entscheidung: „Dies ist eine Meinung, und jede Meinung ist dem Irrtume ausgesetzt; Gewißheit und Wahrheit ist nur im Ewigen." — Höre, und du wirst lernen; schweig', und du wirst Frieden haben. **Persisch.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

Dezember 1891 XII, 72.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57&59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klincksieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

Die „Sphinx“ ist in unparteiischem und wissenschaftlichem Sinne gewidmet:

1. der Erforschung der übersinnlichen Kräfte im Menschen und in der Natur, der Mitteilung von Thatsachen, welche selbst oder deren Ursachen dem Gebiete des Übersinnlichen angehören, d. h. nicht unmittelbar für die normalen Sinne wahrnehmbar sind und deshalb von der wissenschaftlichen Forschung bisher vernachlässigt wurden;

2. der Besprechung solcher „mystischen“ oder „magischen“ Thatsachen: der Äußerung aller Erklärungsversuche und Ansichten von denselben und ihren Ursachen, sowie der weiteren Schlußfolgerungen, welche sich aus denselben ergeben; auch kulturgeschichtlichen Untersuchungen über die Mystik aller Zeiten und aller Völker;

3. der Verwertung der so gewonnenen Ergebnisse und alles dessen, was auf sie Bezug hat, für das Geistesleben unseres Geschlechts und die Kulturentwickelung der Gegenwart.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die in derselben ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sphinx XII, 72.

Inhalt.

Dezember 1891.

Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich:

für Deutschland und Österreich .	M. 6,—;	einzelne Nummern:
„ „ bei direktem Bezuge	„ 6,60	M. 1,50 (portofrei)
„ das Ausland „ „	„ 7,20.	„ 1,60
„ das Weltpost-Ausland „	„ 9,—.	„ 2,—
„ Frankreich	9 frs.	2 frs.
„ England, Indien und Kolonien	7 sh. 3 d.	1 sh. 8 d.
„ Amerika	$ 1,75 cts.	$ —,35 cts.

Abonnements nehmen entgegen die Expedition der Sphinx (Th. Hofmann) in Gera, sowie alle Buchhandlungen und Postanstalten.
Die „Sphinx“ ist im Postzeitungskatalog für 1891 eingetragen unter
Nr. 5833.

Probehefte gratis.

SPHINX

XII, 72. Dezember 1891.

Erweiterung unseres Programms.

Vom

Herausgeber.

✦

Was wir wollen.

Kein Gesetz über der Wahrheit! Unter diesem Wahlspruch unsres *Ideal-Naturalismus* wollen wir alle versprengten Schaaren des Idealismus sammeln auf dem Boden der *Natur*. Die *Wahrheit* ist für uns das Wesen auch der *Weisheit* und der *Schönheit*.

Wir hangen nicht an irgend welchen Dogmen und Symbolen, in die sich die Wahrheit irgendwo und irgendwann gekleidet hat; noch schwören wir auf etwelche Gesetze und Begriffe, in denen bestimmte Zeiten und besondere Kulturen wechselnd sich ausprägen. Wir kämpfen aber vor allem für die Wahrheit, daß *jedem Individuum ein eignes ursächlich fortwirkendes Wesen zu Grunde liegt*. Mit dem Festhalten dieser *metaphysischen* Erkenntnis *aller Völker aller Zeiten* streben wir zugleich nach *Hebung des ethischen und ästhetischen Bewußtseins*.

Alles, was in unserer Monatsschrift beurteilt oder dargestellt wird, soll womöglich unter dem Gesichtspunkte des *höchsten Ideals* betrachtet werden; und dies ist *Vollendung in dem Wahren, Guten, Schönen auf Grundlage der Natur*. Daß dies jedoch eine *Entwicklungsstufe* ist, die *jede* Individualität dereinst erreichen muß, diese Erkenntnis, welche dem älteren Idealismus und dem neueren Realismus fehlt, ist der Grundstein des *Ideal-Naturalismus*.

✦

Es fragt sich nun, wie wir dies Streben durchzuführen gedenken.

Wir wollen Niemanden in seinen Glaubensanschauungen stören. Wer Befriedigung findet in den Formen *seiner* Kirche oder in den gerade augenblicklich anerkannten Dogmen *seiner* Wissenschaft, den wollen wir nicht ärgern. Wir wenden uns nur an alle *Gleich*gesinnten und *Mit*strebenden, daß sie mit uns sich zum Gedankenaustausch und zu gemeinsamer Geistesarbeit vereinigen.

In den Religionen aller großen Kulturzeiten ist ein Weisheitskern enthalten. Diese Wahrheit ist nur Eine, kann nur Eine sein. Was eine Religion von andern unterscheidet, ist demnach nur deren zeitweilige (exoterische) Form; das allen Gemeinsame dagegen muß jener innere (esoterische) Wahrheitskern sein. Dies aber ist offenbar das Streben nach Erkenntnis des über unsre Sinne hinausgehenden Wesens aller Dinge und nach einem inneren Leben, in dem dieses sich verwirklicht, oder kurz: das Streben „weiser und besser“ zu werden. Dies ist das Kennzeichen aller derer, die ihr Ziel in innerer Vollendung suchen, d. i. aller wahren „Mystiker.“ Denn Mystik im eigentlichsten Sinne ist nichts als der Kern der Religiosität, gelöst von allen Formen positiver Religionen.

Ebenso wenig aber, wie wir uns an den Wortlaut der Lehren irgend einer Kirche ketten wollen, sondern nur den tiefern Sinn und Geist derselben gelten lassen, so sind wir uns auch bewußt, daß in der schulgemäßen Wissenschaft zeitweilig Theorien und beliebte Anschauungen von kurzsichtigen Geistern zu tyrannischen Dogmen aufgeworfen und von den ihnen byzantinisch Nachschwätzenden als unfehlbar ausposaunt werden. Hier wollen wir vor allem freies Denken und selbständige Forschung für Jedweden. Ganz besonders widersetzen wir uns hier dem geistlosen Thatsachen-Kultus des neuzeitlichen „Materialismus“ der noch Denkunfähigen, die, weil sie soeben ihre Kinderschuhe der althergebrachten Kirchenlehre ausgetreten, meinen, jede erste beste unverstandene Thatsache sei als Fetisch für ihre Verehrung und als der Ersatz für eine Weltanschauung tauglich.

Und wie in der Religion und Wissenschaft, so suchen wir auch in den andern Formen alles Menschenlebens nur das Wesen, welches sich uns überall im guten Wollen und im wahren Können offenbart. So wie wir in der Medicin einer Heilkunst „von Gottes Gnaden“ stets den Vorzug geben vor bloß angelerntem Wissen und vor etwaiger schulgerechter Stümperei, ebenso scheint uns auf dem Gebiete des Rechtslebens und der Volkswirtschaft jede wirkliche Hebung ungerechter Verhältnisse im heutigen Kulturleben eine Erlösung aus „Gesetz' und Rechten, die wie eine ew'ge Krankheit sich forterben.“

Nicht minder nehmen wir auch in der Dichtung, so wie in der bildenden Kunst und der Musik lebhaften Anteil an jeder gottgeborenen Schaffenskraft, die sich mit genialer Selbständigkeit von der trägen Nachahmung konventioneller Formen und Anschauungen befreit. Wir lieben überall die Wahrheit in wahrhafter Darstellung. Freilich ist es nicht die Wahrheit der häßlichen, schmutzigen, gemeinen Natur, die wir suchen und als Muster aufstellen. Wirklichkeit mag diese sein und auch „Natur“ nach Shakespeares allbekannter Fassung: that's the nature of the beast! („Das ist nun einmal die Natur der Bestie!“). Diejenige Wahrheit der Natur aber, die uns als Ziel vorsteht, ist nur die höchste Stufe der Entwickelung in der Natur des Geistes und der Seele wie des Körpers — ist das Ideal des Wahren, Guten, Schönen.

Wir bilden uns nicht ein, zu wissen, was das Wesen jedes Dinges ist, wir wissen vielmehr, daß kein Sterblicher die reine (absolute) Wahr-

heit weiß, noch wissen kann. Wir streben nur danach, dies Wesen, diese Wahrheit überall zu finden und zum Ausdrucke zu bringen. Wohl aber erkennen wir die Richtschnur, welche uns zu diesem Ziele führt, in jenen übereinstimmenden Grundzügen der Anschauungen aller Weisen vom Uranfange unsrer Kultur an sowie noch in unserer Zeit. Es sind die Grundzüge der Weltanschauung eines Bruno, eines Goethe, eines Schopenhauer sowie aller anderen intuitiv begabten Geister unserer Rasse so im Abend- wie im Morgenlande!

Durch die philosophische Erkenntnis aller dieser Denker zieht sich wie ein roter Faden auch Dasjenige hindurch, was frühere Zeiten „Okkultismus" nannten, ja selbst die uralt bekannten Thatsachen, welche man heute unter dem unklaren Sammelnamen „Spiritismus" zusammenfaßt. Trotz Irrtum, Täuschung und Betrug, die zweifellos auf diesem Felde wuchern, können wir die Wichtigkeit der echten Thatsachen dieses Gebietes als Erkenntnisgrund der Wahrheit nicht mißachten.

Wir bezeichneten im Titel unsrer Monatsschrift bisher unsere Anschauung ganz allgemein als „übersinnliche" — mit gutem Grunde; denn das Wesen aller Dinge ist nicht unmittelbar mit unsern Sinnen zu erfassen. Kräfte können wir stets nur durch ihre Wirkungen in und an Stoffen wahrnehmen; und ebenso kann man das innere Wesen eines Menschen weder sehen, noch hören, noch schmecken, noch riechen, noch betasten, sondern nur erkennen, insofern es sich in den Gesichtszügen, in der Gestalt, in Wort, Schrift oder sonstiger Darstellung äußert. Die Berechtigung unserer Anschauungen haben wir in unsern bisherigen zwölf Bänden hinreichend „geschichtlich und experimentell" sowie durch Sammlung von Thatsachen, welche sie veranschaulichen, nachgewiesen; und wir glauben jetzt über die Zeit des heißesten Kampfes um das „Übersinnliche" hinaus zu sein.

Wir haben schon bisher auf die ethische und die ästhetische Verwertung unsrer Anschauungen in allem Leben und Streben besonderes Gewicht gelegt. Hierauf werden wir auch fernerhin unser Augenmerk hauptsächlich richten. In zweifacher Hinsicht aber wollen wir jetzt unser Arbeitsfeld erweitern.

Erstens wollen wir die Nutzanwendung unserer Anschauungen in allen Zweigen des socialen Lebens und der Kunst durchführen und in möglichst weitem Umfange in den gegenwärtigen Interessen des Tages und des Jahres aktuell zur Geltung bringen.

Zweitens wollen wir, mehr als bisher, Gemeinverständlichkeit erstreben. Bisher galt es zunächst, uns in akademisch gebildeten Kreisen Eingang zu verschaffen. Dies ist uns gelungen. Mögen weitere Kreise sich jetzt unserem Einflusse erschließen. Dazu sollen uns nun auch die Mittel der Dichtung und der Kunst dienlich sein.

Zum gleichen Zwecke fügen wir auch unseren Heften eine neue Abteilung: „Anregungen, Anfragen und Antworten" hinzu. Unter dieser ständigen Überschrift werden wir Einsendungen abdrucken, welche Gegenstände von allgemeinem Interesse zur Sprache bringen. Diese Zuschriften stellen wir damit zur Beantwortung und weiteren Verhandlung

in dem Kreise unserer Leser und Mitarbeiter hin. Auch werden wir hier wie auf einer öffentlichen Rednerbühne wiederholte Gegenrede zulassen.

Wir rufen wieder Alle, die an unseren Bestrebungen teilnehmen wollen und wirksam teilnehmen können, — wir rufen sie auf zu rüstiger Mitarbeit; und alle unsere Leser bitten wir, uns nicht allein durch eigenen Bezug unserer Monatsschrift zu unterstützen, sondern auch für deren weitere Verbreitung durch Empfehlung, sowie durch Mitteilung von geeigneten Adressen für die Probeheft-Versendungen zu wirken oder selbst von uns kostenfrei Probehefte und Prospekte zu zweckmäßiger Vertheilung zu beziehen.

Möge stets der Kreis derer wachsen, die sich unter unserem Wahlspruch schaaren:

„Kein Gesetz über der Wahrheit!"



Fahre zu!

Von

Charles Buttgerald.



Wenn auf deiner Lebensreise
Dich ein Hindernis erschreckt,
Dich ein Stein in dem Geleise,
Auf dem Steig ein Stecken neckt:
Fahre zu!

Nicht'ges Hemmnis, blinder Lärmen,
Ist's zumeist, was dich beirrt.
Wolltest du dich kindisch härmen?
Bist du gar so leicht gekirrt?
Fahre zu!

Wähle Frohsinn zum Begleiter,
Du kommst durch, wie es auch sei;
Stecken bricht und Stein rollt weiter,
Und die Bahn wird wieder frei.
Fahre zu!



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Drei Jahre bei den Shakern.

Von

Paul Breitkreuz.



In ihrem ersten Jahrgange brachte die „Sphinx" den Aufsatz eines Hindus zum Abdruck, worin von den nach einem höheren Geistesleben Strebenden unter anderm auch das Cölibat (die Enthaltung vom Geschlechtsgenuß) gefordert wurde. Dies ist auch der hauptsächlichste Grundgedanke des Shakertums, einer Art christlichen Spiritualismus.

Da mich die Rätsel des Spiritualismus von je her sehr angezogen, folgte ich im Mai 1887 einem vegetarischen Gesinnungsgenossen und früheren Mitschüler, Herrn Ernst Pick aus Wien, über den Ozean, zu den Shakern in Mount Lebanon, das in dem nördlichen Teile des Staates New York, unweit des Hudsonflusses, südöstlich von Albany an waldigen Bergen paradiesisch angebaut ist. Wir hatten beide den Plan aufgegeben, in Kalifornien im Verein mit Dr. Richard Nagel und anderen deutschen Genossen eine vegetarische Kolonie zu gründen, und hofften nun einen Ersatz in den Kolonieen der Shakers zu finden. Wie weit letztere unserem Ideale entsprechen würden, wollten wir aus eigener Anschauung erfahren — war doch der frühere dreimonatliche Aufenthalt meines Freundes vor seiner Rückkehr nach Europa keinesfalls entmutigend gewesen.

Allerdings hielt ich zu einem tieferen Einblick in das Leben und Treiben der „Gläubigen Anna Lees" einen mehrjährigen Aufenthalt für notwendig. Dieser Ansicht getreu, verblieb ich auch, allen Versuchungen widerstehend, mehr als drei Jahre ununterbrochen als ein „Bruder" in den Shakergemeinden; und ich bin nicht in Groll von hinnen gegangen, ohne aber auch, etwa von trügerischem Scheine geblendet, gegen die nirgends fehlenden Schattenseiten blind geblieben zu sein.

Die hier nächstliegende Frage ist nun wohl die: „Wie sind die Shaker-Kolonieen entstanden?"

Anna Lee, eine Frau von seltener spiritualistischer Begabung, aus einfacher Handwerkerfamilie, nicht weit von Manchester in England stammend und daselbst verheiratet, wurde vor mehr als hundert Jahren die Begründerin der heute noch Tausende von Bewohnern zählenden Shakerkolonien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie war bereits Mutter mehrerer Kinder geworden, als sie sich ihres höheren Berufs bewußt ward. Ihr tief religiöser Charakter war ihrer Umgebung schon in ihrer Kindheit aufgefallen, insbesondere seit sie sich mit ihren

Eltern einer kleinen religiösen Sekte unter Leitung von Jane und James Wirdley angeschlossen hatte. Von den eigenartigen Religionsformen, welche die Anhänger dieser Sekte, einfache Leute aus dem Volke, mit dem Gottesdienste verbanden, erhielten sie den Namen „Shakers" (Schüttler), der später auf die Anhänger Anna Lees überging. Der Entschluß, ihr Leben ganz der Predigt des Evangeliums zu widmen, kam in Anna Lee erst nach Jahren zur Reife. Nicht lange hatte sie jedoch öffentlich zu predigen begonnen, als sie auch, infolge ihrer bedeutenderen Begabung, an Stelle von Jane und James die Seele der Sekte wurde. Unter den ersten Forderungen, die sie einführte, stellte sie das Cölibat obenan, und sie selbst setzte dasselbe in der eigenen Familie mit eiserner Energie trotz des Zornes ihres Mannes durch. Aber so schnell ihr Anhang dank ihrer flammenden Predigt wuchs, ebenso schnell entstand und mehrte sich der Haß der herrschenden Kirche, welche voll Neid wegen des wachsenden Zulaufs des Volkes, bald grausame Verfolgungen gegen die neuen Ketzer in Scene setzte und sogar die Einkerkerung der beredten Führerin Anna Lee bewirkte. Ihre Vorladung vor Gericht und die von ihr selbst vor den Richtern gesprochene glänzende Verteidigung ihres Glaubens (im Jahre 1770) bildet ein leuchtendes Ereignis in dem Leben Anna Lees. Die ältesten wie nach ihnen die neuesten Shakerschriften, deren Zahl ebenso bedeutend ist, wie der in ihnen waltende Geist Achtung gebietend, berichten: daß Anna Lee in Manchester vor Gericht die Gabe „in fremden Zungen zu reden", wie es die Jünger Jesu am Pfingsttage bei der „Ausgießung des heiligen Geistes" gethan, aufs glänzendste bewiesen habe, indem sie ihren Glauben in mehr als siebzig fremden Sprachen verteidigte, von denen sie keine zuvor gesprochen, noch gelernt hatte. Aus dem Gefängnis wurde sie entlassen, weil man anfing in ihr das Walten höherer Mächte zu befürchten, nachdem man vergeblich versucht, sie verhungern zu lassen. Es wird erzählt, ein Knabe (der später einer ihrer treuesten und tüchtigsten Nachfolger wurde) hatte sich aus Verehrung für sie täglich ungesehen an die Gefängnisthür geschlichen und ihr durch das Schlüsselloch flüssige Nahrung gereicht, so daß sie vom Hungertode gerettet wurde.

Vier Jahre später entschloß sich Anna Lee einer Vision zufolge mit acht ihrer Getreuen nach Amerika auszuwandern, unbesorgt um die damals mit der Überfahrt verbundenen Lebens- und Leibesgefahren, da ihr prophezeit ward, daß ihr Glaube in Nordamerika viele Anhänger und sichere Heimstätten finden würde. Auf der Überfahrt bewährte Anna Lee ihre Glaubensstärke und ihre Charaktergröße in bewunderungswürdiger Weise, indem sie angesichts eines unvermeidlich scheinenden Untergangs des Schiffes durch ihren festen Glauben an ein gutes Ende der Fahrt die Mannschaft vor Entmutigung und Verzweiflung bewahrte, sie durch die Macht ihrer Rede zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen und schließlich zur Überwindung aller Gefahren befähigte.

In der Neuen Welt hatten Anna Lee und ihre Anhänger zunächst zwei Jahre harter Arbeit, getrennt von einander, zu ertragen, indem ein jeder durch ehrliche Arbeit sich so gut wie möglich durchschlug. Anna

Lee war in New York als Wäscherin, die übrigen in Albany anderweitig beschäftigt. Ihre große Aufgabe jedoch verlor Anna Lee nie aus den Augen, vielmehr stählte sie sich, wie es auch Jesus that, durch die peinlichsten Religionsübungen, wie Fasten und Beten, für ihr großes Werk. Tage lang, wird aus jener Zeit berichtet, war sie ununterbrochen dem Gebete hingegeben.

Im Jahre 1776 sammelte sie ihre Freunde um sich und begann öffentlich aufzutreten mit der Predigt des reinen, urchristlichen Evangeliums unter den Landleuten in und um Albany; und noch im selben Jahre wurde die erste Shaker-Niederlassung, zwei Meilen von Albany, gegründet. Daran schloß sich zwei Jahre später die zweite in Mount Lebanon, nach einigen weiteren Jahren die Gründung der Shakerkirche an demselben Orte und durch Aufbau weiterer „Familien" in Mount Lebanon entstand darauf das erste Shakerdorf, zunächst aus der Kirchenfamilie, der zweiten, Nord- und Südfamilie bestehend, wozu später noch die Zentrums-, West- und Canaanfamilie hinzukamen. In etwas längeren Zwischenzeiten sind die übrigen fünfzehn Shakerdörfer erbaut worden, welche während ihres stärksten Anwachsens von 5- bis 6000 Mitgliedern bewohnt waren, heute aber nur noch 2- bis 3000 Mitglieder zählen.

Man muß die an Felsblöcken, großen und kleinen Steinen überreichen Länderstrecken, die noch heute zum großen Teile mit Wald bedeckt sind, sich vorstellen, um zu begreifen, welch mühevolles Leben die Pioniere der Shaker geführt haben müssen. Noch heute ziehen sich breite Mauerwälle, aus den Steinen der Felder zusammengefügt, in weiter Strecke über die hohen Berge hin, die in Amerika gesetzlich vorgeschriebenen Umzäunungen ersetzend — ein beredtes Zeugnis des Glaubenseifers, welcher die „Väter" der Shaker beseelte.

Heute machen die soliden Gebäude, die Maschinen neuester Konstruktion, die wohlangebauten Felder und die schöngepflegten Blumen-, Gemüse- und Obstgärten den Eindruck behäbiger Wohlhabenheit. Aber sprechen wir mit den neunzigjährigen Brüdern und Schwestern, die noch jene Pioniere kannten, oder lesen wir Berichte über die ersten Zeiten der Entstehung dieser Kolonieen nach, dann finden wir, daß jene Pioniere nicht allein mit größter Mühe unzählige schwere Steine und stark verästete Baumzweige zu entfernen hatten, um die notdürftigste Nahrung zu gewinnen, die Vielgeprüften wurden auch noch viele Jahre häufig durch grausame Verfolgungen und ungestrafte Beraubungen seitens der fanatischen puritanischen Nachbarn um den Lohn ihrer mühevollen Arbeiten gebracht; manche der Besten von ihnen wurden dauernd zu Krüppeln gemacht oder qualvoll zu Tode gemartert.*) Aber auch hier, ähnlich wie bei den ersten Christengemeinden, waren die intoleranten Feinde „ein Teil jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft". Man darf es wohl in Frage stellen, ob die Shaker ohne die sie stählenden

*) Ein Abriß der Geschichte der Shakerkolonieen mit manchen interessanten Einzelheiten ist in den letzten Jahrgängen des Organs der Shaker „Manifesto" (Elder Henry Blinn, Canterbury, N. H., U. S. A.) etwa seit 1886 bis 1890 zum Wiederabdruck gekommen und wegen der klaren und kritischen Darstellung sehr lesenswert.

Verfolgungen, bei der Forderung des Cölibats, jemals eine so große Anhängerzahl erreicht hätten.

Ebenso allmählich, wie die heute bestehenden Kolonieen, hat sich das dort heut zu Recht bestehende System der Verwaltung ausgebildet, das den Denkern unter den Shakers ebenso viel Ehre macht, wie ihren Predigern. Eine Centralbehörde (central ministry) von zwei Älteren (elders & eldresses) aus den Brüdern und Schwestern steht an der Spitze sämtlicher Kolonieen. Der Älteste von ihnen (nach der Amtsthätigkeit) hat das Recht, seinen Nachfolger zu bestimmen, sei es vor seinem Tode, oder vor der Niederlegung seines Amtes. Dieser Behörde ist zwecks der Verwaltung von je zwei Shakerdörfern eine gleichartig zusammengesetzte Behörde unterstellt (ministry), deren Mitglieder von der central ministry ernannt werden. Sämtliche Mitglieder der Ministry haben zuvor das Amt eines Elder oder Eldress (Vorstehers) einer „Familie" bekleidet, weshalb sie auch diesen Titel in der Anrede weiter führen.

Die „Familie" ist wirtschaftlich, ökonomisch und religiös eine selbständige Gemeinde; einer solchen muß, außer den genannten höchsten Behörden, jedes der übrigen Mitglieder angehören. Nur wenn eine Familie durch Unglücksfälle verarmt, wird sie durch die übrigen mit Geldmitteln oder auf andere Weise unterstützt, — wenn sich nicht die Auflösung derselben und Verteilung ihrer Mitglieder an die übrigen Familien als notwendig erweist.

Eine vollständig besetzte Familie — deren giebt es heute nur wenige — besitzt einen ersten und zweiten Älteren und Ältere, welche die religiöse Leitung, und einen ersten und zweiten Dekan, bezw. Diakonissin, (1 st. & 2 nd. deacon, resp. deaconess), welche die ökonomische und wirtschaftliche Leitung in Händen haben. Meist liegt auch ihnen die Erziehung der von der Außenwelt angenommenen Kinder beiderlei Geschlechts ob; zu Zeiten sind jedoch auch nicht im Amt befindliche Brüder und Schwestern mit dieser wichtigen Angelegenheit betraut. Die übrigen Brüder und Schwestern zerfallen wieder in zwei Klassen, deren eine, den Kirchenorden (church-order) bildend, auf jeglichen Privatbesitz verzichten und den Shakers mindestens sieben Jahre angehört haben müssen. Aus ihnen werden alle Beamtenstellen besetzt. Nur in Ermangelung geeigneter Personen werden jüngere Mitglieder zugelassen. Dem Rest der Gemeinde ist es gestattet, auf eigene Kosten einen gewissen Luxus, z. B. in Büchern, Bekleidung und selbst Nahrungsmitteln zu genießen, so weit diese mit den Hausgesetzen oder der speziell herrschenden Auffassung der letzteren nicht in Widerspruch kommt. Früher trugen alle Mitglieder gleiche Kleidung, heute ist das nur bei der Sonntagskleidung der Schwestern der Fall, welche Einfachheit angenehm mit natürlicher, keuscher Anmut vereinigt und den Fremden meist Worte der Anerkennung entlockt: Kein Korset, kein Chignon, kein unnützer Besatz, sondern ein einfaches Faltenkleid und kleines Mäntelchen, das von den Schultern kaum bis an die Hüften reichend, die jungfräuliche Büste verhüllt, um nicht die Brüder zu versuchen. Als Kopfbedeckung dient den Schwestern im Zimmer eine Haube, im Freien

der gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützende Shakerhut, der in den eigenen Kolonieen erfunden wurde und noch wie vor hundert Jahren angefertigt wird; er kann auch noch heute als recht kleidsam und praktisch gelten.

Wie aber die Shaker häuslich eingerichtet sind, das ist nicht so leicht zu beschreiben, wenngleich ein kurzer Aufenthalt es leicht begreiflich macht. Wer dabei an ein Kloster denkt, irrt sehr. Die Shaker sind die liebenswürdigsten Plauderer und sehr gewandt und taktvoll im persönlichen Verkehr. Von Jugend auf werden sie an die besten Umgangsformen und die ausgewähltesten Höflichkeit gewöhnt; die älteren suchen darin den jüngeren in Wort und That nachahmenswerte Beispiele zu geben. Damit soll jedoch durchaus nicht behauptet werden, daß etwa die Schattenseiten der menschlichen Natur bei den Shakern nicht vorhanden seien. Dem aufmerksamen Beobachter können dort Fälle von Habsucht, Neid, Schadenfreude, Bosheit u. s. w. nicht entgehen. — Aber wer bei ihnen der Leidenschaft die Zügel schießen läßt, verfällt um so sicherer der Nemesis, die hier im Verlust der Achtung bei den Brüdern und Schwestern am furchtbarsten auftritt und nur durch öffentliche Demütigung und Abbitte bei der Arbeit ebenso wie im Gottesdienste wieder versöhnt werden kann.

Trotz der heiteren Lebensfreudigkeit, welche Brüder und Schwestern persönlich, ebenso wie viele ihrer Lieder zur Schau tragen, darf nicht angenommen werden, daß das Cölibat nur eine papierne Forderung sei. Vielmehr bietet das enge Zusammenleben die beste Bürgschaft dafür, daß das Cölibat thatsächlich eingehalten wird. Eine weise Hausordnung, ebenso wie der erhebende Gottesdienst ermöglichen es den Mitgliedern, das Verlangen nach Geschlechtsverkehr zu unterdrücken, wenn auch die Lustgefühle nur bei Wenigen so weit besiegt sind, daß sie nicht mehr hin und wieder in der Physiognomie erkennbar werden.

Reinlichkeit und Ordnung sind das Alpha und Omega der Shakerhäuslichkeit, und mit Recht hat ein Amerikaner, Bierbaum, in einer psychologisch interessanten Erzählung „Schwester Agnes" den draußen am Eingang des sonst schmucklosen, weiß oder farbig getünchten Wohnhauses hängenden Besen für ein kulturgeschichtlich höchst bedeutsames Charakteristikon der Shakerhäuser erklärt. Als Zeichen der Sauberkeit spielt der Besen in keinem Staate, bei keiner Nation eine so wichtige Rolle wie im Völkchen der gläubigen „Söhne und Töchter Anna Lees". Jedes Zimmer der Wohnhäuser enthält alle zur Reinigung benötigten Apparate in bester Ordnung. Wo nicht die Familien mangelhaft besetzt sind, wohnen stets mehrere Brüder, bezw. Schwestern, in einem Zimmer, wenn es angeht, Ältere mit Jüngeren zusammen und zwar die männlichen Mitglieder auf der einen, die weiblichen auf der anderen Seite des Hauses, jedoch derart, daß die Zimmer sämtlich nach einer gemeinsamen Halle oder Korridor sich öffnen. Gewöhnlich enthalten die Wohngebäude in den drei oberen Stockwerken die Wohn- und Schlafzimmer sowie den Saal für den Gottesdienst, in den Parterreräumen

auch die Amtszimmer (offices) der Vorsteher (elders und eldresses) und in den Kellerräumen den sehr geschmackvoll möblierten Speisesaal und die Küche mit Vorratsräumen und Backzimmer. Daß der Zimmerschmuck bei den Schwestern luxuriöser ist als bei den Brüdern und behaglicher bei den Älteren als bei den Jüngeren, ist wohl selbstverständlich. In den Amtszimmern mancher Familien sind sogar sehr kostbare Teppiche und Möbel anzutreffen, was wohl der Pflege der Gastfreundschaft gegenüber den Fremden zu gute gerechnet werden muß. Dasselbe gilt von den für Besucher eingerichteten Räumen. Sehr einladend sind auch die übrigen gemeinschaftlichen Räumlichkeiten. Der Speisetisch zeigt gewähltes sauberstes Tafelgedeck, und die jeweilig ernannten Schwestern bilden die aufmerksamste und liebevollste Bedienung. Einige Familien gestatten sich den Luxus eines mit vielen Tageszeitungen und andern periodischen Schriften gefüllten, bequem eingerichteten Lesezimmers. Die Kirchenfamilie hat in dem nach dem Niederbrennen ihres alten Wohnhauses mit großen Geldopfern aufgebauten neuen das System der Wasserheizung eingerichtet, sowie auch einen vortrefflichen Backofen und andere Vorzüge. Ein Eishaus besitzt jede Familie. Eine mehr oder weniger wertvolle Bibliothek ist ebenfalls überall anzutreffen. Die nicht religiösen, litterarischen Werke sind jedoch erst in neuester Zeit angeschafft worden; denn ursprünglich war die Lektüre der Shaker ganz auf die religiösen Schriften beschränkt.

Wir kommen damit auf die Beantwortung der wichtigen Frage: **Welches war die Lehre, die der Anna Lee so große Macht über die Geister verlieh?** Zunächst war es der unerschütterliche Glaube an ihre eigene göttliche Mission. Sie glaubte und predigte aller Welt, sie sei berufen worden, das Erlösungswerk Jesu von Nazareth zu vollenden. Wie dieser, so sei auch sie vom Christusgeist (Christ-spirit) der Vollkommenheit erfüllt worden; während Jesus aber nur dem männlichen Teile der Menschheit die Erlösung bringen konnte, mußte der Christusgeist zum zweitenmale und zwar im Weibe Fleisch werden; somit sei ihre Mission mit der zweiten Wiederkunft Christi gleichbedeutend, weshalb auch ihre Anhänger mit Vorliebe sich „Gläubige des zweiten Erscheinens Christi (believers in the second appearing of Christ) nennen. Mit dem Erstehen des Shakerordens sei ein neues Geschlecht (new generation) ins Leben getreten, das seinen Lebenszweck nicht in der Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse, sondern solcher spiritueller Art erreiche, daher die leibliche Fortpflanzung nicht nur nicht benötige, sondern als schädlich verwerfe. In dem neuen Geschlecht betrachte das Weib nicht mehr den Mann als ihren Gebieter, sondern teile gleiches Recht mit ihm, erhalte daher auch das Recht der Predigt des Evangeliums. Die Ausschließung der Frau von der Verwaltung geistlicher wie weltlicher Ämter sei eine Unvollkommenheit der Anhänger Jesu gewesen, welche im neuen Geschlecht gebessert werde. Aus diesem Grunde ist vorgesehen, daß alle Ämter in Shakerkolonien in gleicher Zahl von Frauen wie von Männern verwaltet werden.

Die vier Grundpfeiler der Shakerreligion sind: Jungfräuliche Reinheit (virgin purity), christliche Gütergemeinschaft (christian communism), Sündenbekenntnis (confession of sin) und Trennung von der Welt (separation from the world).

Von äußerster Wichtigkeit in mehr als religiöser Hinsicht ist die Verpflichtung jedes Mitgliedes, außer an bestimmten Tagen so oft wie möglich, alle je begangenen Vergehen „vor Gott in Gegenwart von einem geistlichen Vorsteher (1. oder 2. elder oder eldress) als Zeugen zu beichten. Die „Zeugen" sind auf ewig zum Schweigen verpflichtet. Bereut der Beichtende sein Unrecht, dann erhält er vollständige Verzeihung und muß versprechen, das Unrecht für immer vergessen und nicht wiederholen, sondern ein neues, Gott wohlgefälligeres Leben beginnen zu wollen. Oft, sehr oft hat eine vollständige Beichte des Unrechtes, welches der Neuling aus der Welt auf seinem Gewissen mitgebracht, zu einem dauernd besseren Lebenswandel geführt. Aber auch für die Beichtväter ist die Beichte, wenn sie in edelster Absicht verwaltet wird, ein Mittel, den Charakter der Mitglieder genauer kennen zu lernen. Und auch zur Befestigung und Vertiefung der Eindrücke des Gottesdienstes leistet die Beichte vorzügliche Dienste, indem sie nach Jesu Mahnung: „Söhne dich mit Deinen Mitmenschen aus, damit du vor Gott mit reinem Herzen erscheinen kannst," die Einigkeit unter den Mitgliedern aufrecht erhalten und kräftigen hilft.

Höchst eigenartig und — alle Berichterstatter über die Shaker, soweit mir bekannt, stimmen darin überein — höchst anziehend und erhebend ist der Gottesdienst der Shaker. Wenn immer es das Wetter erlaubt, versammeln sich die Mitglieder sämtlicher Familien jedes Dorfes in der Kirche, einem einfach gebauten, innen solide eingerichteten schmucklosen Versammlungshause. Die übrigen Versammlungen finden mehr oder weniger häufig in jeder Familie statt. Ist die Ministry zugegen, dann hat der Ältere von ihnen das Vorrecht der Eröffnungsansprache. Weitere Ansprachen wechseln mit Gesängen ab. Auf die Ansprachen der Älteren, welche teilweise improvisiert und kurzgehalten, zu Zeiten auch in Inhalt und gewandter Form den Kanzelreden von Geistlichen der Außenwelt nicht nachstehen, folgen Äußerungen der Jüngeren, meist Dankesworte und Versprechungen und gute Vorsätze enthaltend.

Auf das Kommando des Leiters der Versammlung marschiert darauf die Gemeinde mit der allein bei den Shakern üblichen Bewegung der Arme und Hände zum Zeichen, daß gute Geister willkommen geheißen werden. Diese Geste wird auch zwischen Brüdern und Schwestern an Stelle des untersagten Händereichens als Begrüßungsform angewandt. In der Mitte stellen sich die zum Singen Ausgewählten auf und nehmen singend an dem Marsche teil, nur in langsamerem Takte (slow march) in entgegengesetzter Richtung, einen kleineren Kreis bildend. Nach Beendigung jedes Gesangs tritt eine Pause ein, um Gelegenheit zum Sprechen zu geben. Sehr häufig wählen die Sprecher — abgesehen von besonderen Gelegenheiten — aus den gesungenen Hymnen ihr Thema. Wenn

durch besonders eindrucksvolle Ansprachen oder den hinreißenden Ton die Andacht sehr gesteigert wird, kommt es auch vor, daß Brüder mit Brüdern und Schwestern mit Schwestern sich zum Rundtanze zusammenthun oder einen der Quadrille ähnlichen Tanz ausführen. Von diesem Tanz sagt Schopenhauer, er sei der einzige ästhetisch zulässige. In neuerer Zeit findet der Shakertanz weit seltener als zu den Zeiten Anna Lee's statt. Dagegen ergehen sich in erhobener Stimmung oft Mitglieder in Kreisen des Körpers. Auch das Schütteln, wonach sie noch heute „Shaker" genannt werden und durch das gleichsam alles begangene Unrecht abgeschüttelt werden soll, findet immer seltener statt.

Des Rufes eines der bedeutendsten Shakerprediger erfreut sich F. W. Evans, Elder der Nordfamilie in Mount Lebanon. Da er in Boston und anderen benachbarten größeren Städten die Shakerlehren öffentlich gepredigt und zweimal England und Schottland als Wanderprediger der Shaker durchzogen, auch viele Aufsätze über die Shakertheologie in Zeitungen und Zeitschriften sowie umfangreiche Schriften veröffenlicht hat, ist er der bestbekannte Shakerprediger. Obgleich bereits über achtzig Jahre alt, wovon er die letzten fünfzig Jahre der vegetarischen Lebensweise verdankt, zu der er als Schwindsuchtskandidat überging, hat er noch erst vor zwei Jahren seine zweite Propagandareise durch England ausgeführt, auf welcher er zwar gut besuchte Versammlungen, nicht aber, wie er hoffte, eine Zweigkolonie auf britischem Boden zustande brachte.

Elder Frederic Evans hat sich aber noch anderweitige Verdienste bei den Shakern erworben. Er ist ausgesprochener Spiritist und hat verschiedene Medien bewogen, zwecks Erholung seine Nordfamilie zu besuchen und dort spiritistische Sitzungen abzuhalten; über diese wurden an die Presse, wie auch in besonderen Schriften von den Teilnehmern genaue Berichte erstattet. Spiritistische Manifestationen sind jedoch schon seit der Begründung des Ordens beobachtet und berichtet worden. In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wird von einem bemerkenswerten Gottesdienst erzählt, bei dem am hellen Tage in der Kirche das Klopfen der Geister (knocking of the spirits) gehört und ungläubige Mitglieder wider ihren Willen zu demütigen Geberden, Kriechen auf dem Fußboden gezwungen worden sein sollen. Noch häufig ist in Berichten über Begräbnisse religiös hervorragender Brüder oder Schwestern berichtet, sie seien von Hellsehenden unter den Teilnehmern an ihrem eigenen Begräbnisse gesehen worden.

Der Gesang hat sich seit der Zeit Anna Lees aus dem Absingen der mit dem Namen der Noten do, re, mi, fa, so, la, si, do, bezeichneten Melodieen zur Vereinigung von schöner Poesie und wohlklingender Musik bedeutend entwickelt. Ein gedrucktes Hymnenbuch enthält Text und Noten von mehr als hundert Hymnen. Die wenigsten Lieder werden jedoch gedruckt, da es in jedem Shakerdorf einige begabte Brüder und Schwestern giebt, welche fast mit jedem neuen Sabbath ein neu komponiertes und gedichtetes Lied vortragen. Poesie wird besonders von den Schwestern gepflegt, wie die vielen dichterischen Beiträge im Texte des Manifesto beweisen. Viele Mühe wird

auch auf sorgfältige Wiedergabe durch gute Auswahl der Sänger und fleißige Gesangsübungen verwendet, so daß der vortreffliche Gesang Besucher von den nächsten Städten anlockt.

Es erübrigt noch, über den wirtschaftlichen Stand der Shakerkolonieen einige Angaben mitzuteilen. Die christliche Gütergemeinschaft bringt es mit sich, daß jedes Mitglied ohne Ansehen der Person Handarbeit thut, sofern es nicht Amtspflichten daran hindern. Thatsächlich sahen wir noch die Mitglieder der Central-Ministry trotz ihres hohen Alters zwischen siebzig und neunzig Jahren mit Korbflechten und Stellmacherarbeiten beschäftigt. Land-, Garten-, Obstbau, Blumenzucht, Milchvieh und Geflügel, industrielle Erwerbszweige, wie Trocknen von Mais, Fabrikation einer vegetabilischen Patentmedizin, Einmachen von Früchten u. a. m. geben auch denen hinreichend zu thun, welche kein Handwerk erlernt haben.

Die Mahlzeiten werden dreimal täglich schweigend eingenommen; Glockengeläut zeigt die Zeit an; stilles Gebet beim Niederknien leitet das Mahl ein und schließt es. Die Wahl der Nahrung und die Zubereitung derselben wird heute mehr als früher von hygieinischen Rücksichten beeinflußt. Die Nordfamilie, welcher Elder F. W. Evans vorsteht, führt die vegetarische Diät prinzipiell durch, nur wenige ältere Mitglieder erhalten auf ihren Wunsch und mit Rücksicht auf ihre alte Gewohnheit noch auf einem abseits von dem Haupttische gedeckten kleinen Tisch Fleischspeisen serviert. Vereinzelt leben auch viele andere Shaker in anderen Familien, stets jedoch die Minderheit bildend, vegetarisch. Das Tabakrauchen, Genuß geistiger Getränke, Tabakkauen und Schnupfen waren einst bei Brüdern und Schwestern Sitte, sind aber bereits schon seit Jahrzehnten abgeschafft. Dagegen sind seitdem auch viele gute Apparate zur besseren Ventilation der Wohnhäuser eingeführt worden, Badevorrichtungen werden allmählich überall eingerichtet. Auch Grahambrot wird in vielen Familien gebacken. Kompot kommt zu jeder Mahlzeit auf den Tisch. Die Zeit nach dem Abendbrot wird, sofern nicht Versammlungen, wie Vorlesen über Hygiene, Phrenologie oder Reisen und dergl. in derselben oder benachbarten Familien stattfinden, ebenso die am Sonntag vom Gottesdienst freigelassene Zeit, von Jedermann zu religiöser, litterarischer oder wissenschaftlicher Lektüre verwendet. Früher wurde nur die Lektüre religiöser Schriften gestattet. Entsprechend der Wahl der Lektüre lassen sich zwei Richtungen unter den Shakern unterscheiden: die Alten und die Jungen. Letztere wollen der Wissenschaft mehr Eingang verschaffen und dieselbe mit der Religion durch möglichste Beseitigung aller äußeren Formen versöhnen, während die Älteren sich mehr an den Buchstaben klammern und nichts von dem Hergebrachten im Gottesdienst aufgeben wollen.

Grundbesitz und bewegliches Eigentum der Shaker wird von Charles Nordhoff, dem Verfasser des ausführlichsten Werkes über die Shaker und verwandte kommunistische Kolonieen Nordamerikas, auf Millionen Mark geschätzt. Anna Lee hat diesen Wohlstand prophezeit. Damit ist jedoch die Gefahr verbunden, daß auf Kosten des Spiritualismus und der

Selbstlosigkeit die Genußsucht und Selbstsucht der Mitglieder — abgesehen von rühmlichen Ausnahmen — genährt werden. Der große Segen der Shakerkolonien ist von bedeutenden Männern anerkannt worden und es dürfte danach jeder Humandenkende mit mir wünschen, es möchten die besseren Elemente unter den heutigen Shakern an Kraft und Einfluß gewinnen, damit der verderbliche Einfluß der Selbstsüchtigen niedergehalten werde und der starke Geist der Begründerin wieder die Bedrückten und Beladenen aus der mitleidslosen Welt unter die spiritualistische Shakerfahne sammle und ihre sich leerenden Kolonieen wieder mit würdigen Jüngern gefüllt sehe.

Nebenbei mag hier die Mitteilung von Interesse sein, daß jeder Neuling vor seinem Eintritt in die Shaker-Gemeinschaft durch Vertrags-Unterzeichnung auf alle Lohnansprüche für geleistete Dienste Verzicht leisten muß. Dafür erhält er die Zusicherung seines Lebensunterhaltes bis zu seinem Lebensende, sowie auch alle Unterstützung, wenn er krank oder sonstwie arbeitsunfähig wird; jedoch darf er seinem Vorgesetzten den Gehorsam nicht verweigern, noch auch die Hausgesetze dauernd übertreten.

Zum Schluß sei noch mit wenigen Worten auf die Shaker-Litteratur hingewiesen. Gelehrte und Philosophen hat es auch vereinzelt unter den Shakern gegeben. Zahlreicher aber sind die Verfasser religiöser Schriften. W. A. Hinds [1]) empfiehlt zur gründlichen Kenntnis der Shaker zum mindesten das Studium der folgenden Schriften: „The Shaker's compendium" by F. W. Evans; „Dunlavy's Manifesto", „A Summary of Christ's Second Appearing"; „The Shaker Manifesto", edited by Henry C. Blinn, Canterbury, N. H., U. S. A. Alles Nähere ist am besten in den „head quarters" der „central ministry", insbesondere durch Elder F. W. Evans oder auch Elder Louis Basting (einen sehr begabten Nichtvegetarier) Shakers, West-Pittsfield, Mass., U. S. A., zu erfahren.

Viele der schriftstellernden Besucher haben in angesehenen amerikanischen Zeitschriften sehr wohlwollende Berichte veröffentlicht. Hinds bezeichnet den Aufsatz von Howell in der Juni-Nummer des Atlantic Monthly als die gelungenste Darstellung des Shaker-Gottesdienstes und zitiert die folgenden Worte Howells, mit welchen wir uns von unseren Lesern verabschieden wollen: „Dieses Volk der Shaker ist in vielfacher Hinsicht ein würdiges Vorbild für die ganze Christenheit."

[1]) American Communities, brief sketch of Economy, Zoar, Bethel, Aurora, Amona, Icaria, the Shakers, Oneida, Wallingford, and the Brotherhood of New Life. Illustrated, (Oneida, N. Y.) 1878. (S. 103.)



Der Hypnotismus in der Landpraxis.

Von

Franz Imhoff.



Der Arzt Dr. Georg Ringier, ein talentvoller und tüchtiger Schüler Forels, behandelte 210 Personen der Schweizer Landbevölkerung mit Suggestion und veröffentlichte in dem uns vorliegenden, sehr empfehlenswerten Buche[1]) die nach statistischen Gesichtspunkten übersichtlich geordneten Resultate seiner sehr gewissenhaften Beobachtungen. In zahlreichen Fällen verfolgte er die Dauerhaftigkeit der Heilungen nach Entlassung der Patienten, alle bekanntgewordenen Recidiven sind genau registriert und die Mißerfolge ebensowohl berichtet, wie die Erfolge. Das Gesamtresultat ist bei jeder einzelnen Krankheitsgruppe, wie bei den summierten Übersichten überall auch nach dem Prozentverhältnis berechnet. Nach diesen Angaben wird die Wahrscheinlichkeit, bei Krankheiten, wie Ischias, Migraine, Neuralgieen, Schlaflosigkeit, Neurasthenie, Hysterie, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Delirium tremens, Alkoholismus, Bettnässen, Stottern, Menstruationsstörungen &c. mit Suggestion Heilung zu erzielen, folgendermaßen ausgedrückt: 45% definitive Heilungen (darunter nur 7%, bei denen eine spätere Nachricht über die Dauerhaftigkeit der Heilung nicht erfolgte), 33% bedeutende, zum Teil bleibende Besserungen, 19% leichtere Besserungen. Und im Ganzen sind nur 17% Rückfälle zu verzeichnen. Diese Zahlen sprechen sehr zu Gunsten der neuen Heilmethode.

Sehr interessant und praktisch wichtig erscheint die Frage der Hypnotisierbarkeit, wenn man die Resultate Ringiers vergleicht mit den Berechnungen anderer Forscher.

Ganz unempfänglich sind nach Ringier 5,43%. Leichte Schlaferscheinungen (Somnolenz, I. Stadium) zeigen 7,24, Unterwerfung unter den Willen des Hypnotiseurs bei erhaltenem Bewußtsein (= Hypotaxie oder II. Stadium) bieten 52,49%, und in tiefe Hypnose mit erloschener Erinnerung nach dem Erwachen (= Somnambulismus oder III. Stadium) gelangen 34,84% der Landbevölkerung. Dr. von Corval veröffentlicht in der Realencyclopädie der gesamten Heilkunde (Jahrbücher, I. Band 1891) in seinem Artikel über Suggestionstherapie die Berechnungen Dr. von Schrencks nach dessen vorläufigen Zusammenstellungen, die wir zum Vergleich hier mitteilen. Nach von Schrenck kamen von 8705 Personen in den I. Grad der Hypnose: 2557, in den II. Grad 4316, in den III. Grad 1313 Personen. Ganz unempfänglich blieben 519. Von 100 Personen in gleichmäßiger Verteilung auf alle Nationen, Altersstufen und Geschlechter kommen somit annähernd in den I. Grad 29, in den II. Grad 49, in den III. Grad 15. Unempfänglich sind nur 6.

---

[1]) Dr. Georg Ringier. Erfolge des Therapeut. Hypnot. in der Landpraxis, mit einem Vorworte von Dr. August Forel (München, Lehmann 1891), 205 S., 5 M.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ihre erste Weihnacht.

Von

J. Campbell ver Planck.

Der glitzernde Weihnachtsmorgen des Jahres 1881 fand eine ungewohnte Aufregung in einer vorstädtischen Villenstraße der Weltstadt. Während der Nacht war Schnee gefallen, gerade als ob er die dunklen Spuren des Bösen auf der Erde bedecken und ein neues Licht, ein neues Leben, einen neuen Tag bereiten wollte. Aber der Mensch hatte schon so früh diese Absicht der Natur vereitelt. Dunkle Spuren waren in den frischen Schnee getreten, die wie Pfade des Verbrechens schienen; wenigstens mußte man das glauben, wenn man hörte, was in den Menschengruppen gesagt wurde, die sich dort um die Villa von Carl Hollister gesammelt hatten. Zwei Polizisten schritten hin und her vor der Front und an der Seite dieser Villa. In deren offner Thür sah man einen dritten Polizisten von höherem Range, der in dienstlicher Haltung die Anweisungen eines befehlenden, soldatisch aussehenden Herrn in Civilkleidern entgegen nahm. Andere Herren mit sehr ernsten Gesichtern unterhielten sich im Eßzimmer, welches gleich rechter Hand am Vorplatz lag. Dienstboten mit verstörten Mienen huschten die Treppen auf und ab. Eine entfernte Thür öffnete sich; man hörte von dort ein herzzerreißendes Jammern und verzweifeltes Schluchzen einer Frau und andre Schmerzenstöne, die einem durch Mark und Bein gingen.

Vor zwei Stunden hatte der Polizeibeamte in Civil* in aller Eile hier die folgenden Thatsachen festgestellt. Carl Hollister, der Bewohner dieses Hauses, war während der Nacht durch ungewöhnliches Geräusch vor seiner Thür erwacht. Er sprang aus dem Bette, um zu sehen, was da vorgehe; er fand das Gas auf dem Vorplatz hell brennen, einige Gestalten schlichen wie Katzen die Treppe hinunter, und ein vermummter Mann, der die Flucht der anderen mit ihrer Beute decken wollte, trat ihm entgegen. Auf diesen Menschen sprang Hollister zu, obwohl er gänzlich unbewaffnet war. In dem Handgemenge, das nun folgte, verlor

* Diese Skizze erschien zuerst im Path vom Dezember 1890.

der Einbrecher seine Maske, aber sobald er nur seinen Arm frei bekommen konnte, schoß er seinen Gegner in die Seite. Hollister brach zusammen, und noch ein zweiter Schuß, den der Mörder auf ihn feuerte, sollte ihn völlig still machen. Freilich lebte er noch, aber seine Augenblicke waren gezählt; und jeder, der diesen aufrichtigen und ehrenhaften Mann kannte, sah seinem Ende nur mit tiefem Schmerz entgegen. Das eine allein hatte man an ihm in diesem materiellen selbstsüchtigen Leben auszusetzen, wie es sein alter, treuer Freund, der Dr. Grote, aussprach: „Hollister ist nur etwas zu zart für diese rauhe Welt. Was kann man denn von einem solchen Menschen, einem Mystiker erwarten, der noch glaubt, daß Bestien — und gar diese Menschenbestien — Seelen haben?"

Dr. Grote kam gerade die Treppe herab mit besonders lautem Knarren seiner Stiefel, wie es meistens der Fall ist, wenn jemand sich bemüht recht sachte zu gehen. An ihn wandte sich der Polizeikommissär Skofeld.

„Wie geht es ihm, Herr Doktor?" — „„Es geht schnell zu Ende.""

„Ist er bei Bewußtsein?" — „„Völlig klar.""

„Sehr gut!" — „„Warum?""

„Ich glaube, wir haben einen von der Bande." — „„Den Kerl, der ihn erschossen hat?""

„Vielleicht!" — „„Dann, in Gottes Namen, nur schnell. Hollister könnte ihn noch erkennen.""

„Da ist der Mann schon. Bereiten Sie nur Ihren Kranken vor." Dabei zeigte Skofeld nach der Hausthür, vor der eben zwei Schutzleute mit einem gefesselten Menschen aus einem Wagen stiegen. Sie kamen auf das Haus zu, und die neugierige Menge draußen wollte sich hinter ihnen herdrängen, aber die dort aufgestellten Schutzleute trieben sie barsch zurück.

„Das ist Hans Hogan; mir scheint, daß es der mit seiner Bande wohl gewesen sein wird; ich ging gleich hin, wo er sich aufzuhalten pflegt, und fand ihn auch da, ruhig genug, aber doch etwas zu schläfrig für einen berufsmäßigen Einbrecher wie er, im Bett mit nassen Stiefeln. Die Maske paßt ihm ungefähr und die ganze Geschichte war so recht in seiner Art gemacht; aber Herr Hollister kann ja diese Frage sehr einfach erledigen."

„„Freilich,"" sagte der Doktor. „„Sie waren schnell bei der Hand, Skofeld; ich sollte jetzt ebenso schnell sein."" Er stieg wieder die Treppe hinauf. Ein trauriger Anblick bot sich ihm, als er die Thür des Schlafzimmers öffnete. Obwohl gewöhnt an dergleichen, ging ihm doch dies sehr nahe. Durch ein halb geöffnetes Fenster strömte ihm der kalte Luftzug entgegen, der den mühsam arbeitenden Lungen das Atmen erleichtern sollte, dann wieder der drückende Geruch von Arzneien, Verband und geronnenem Blute. Der Verwundete saß hoch in Kissen aufgerichtet im Bette, gespenstisch bleich, ein Bild des Todes, und doch begegnete er dem ihn fragenden Blicke mit gleich sicherem Auge. Die tiefe Sanftmut und die ruhige Freundlichkeit dieser Augen, die im Schmerz zusammengezogenen Lippen und seine liebevolle Hand auf dem Haupte einer jungen, schönen

Frau, die in namenlosem Jammer versunken an seinem Bette kniete, das alles führte Hollisters Freund so recht die Größe des ihm bevorstehenden Verlustes vor die Seele. Zu Füßen des Bettes hielt die Kinderwärterin einen gesunden, frischen Säugling in ihren Armen. Das Kleine girrte und gurgelte fröhlich zu seinem Vater hinüber, streckte seine Händchen nach ihm aus und arbeitete aus den Armen der Wärterin heraus zu ihm hin. Ein andres Kind, ein prächtiger Knabe von vier Jahren, seine Augen noch voll Schlaf, riß sich von ihrer Hand los und rann zum Bette hin.

„Es riecht so schlecht hier, Papa," sagte er, indem er hinauf kletterte. „Warum weint Mama denn? Hat das Christkind ihr denn nichts gebracht?" Stutzig gemacht durch die Totenstille, leuchtete in seinen Augen plötzlich ein Gedanke auf. „Ist das Christkind wohl gar nicht gekommen?" sagte er mit zitternden Lippen. „Ist denn gar nichts geschehen während der Nacht?"

Bei der Erinnerung an das, was in der Nacht geschehen war, durchzuckte es die Gestalt der Mutter krampfhaft. Hollister wehrte dem Kinde mit einer warnenden Gebärde und einem matten Lächeln. „Geh, mein Söhnchen," flüsterte er, „geh nur in die Kinderstube und sieh, ob das Christkind wohl den artigen Jungen ganz vergessen hat. Halt! Küsse Papa erst noch; und — Robert denke an diesen Augenblick." Dann sah er nachdrücklichst dem Kinde in die strahlenden Augen. „Sei gut; gieb dir immer Mühe gut zu sein!" Er konnte nicht umhin zu lächeln über die Hast des ahnungslosen Kindes fortzukommen; noch einmal küßte er's und winkte dann der Wärterin, ihm das andere Kindchen, das sie kaum noch halten konnte, hinzuhalten, daß er es zum letztenmale liebkose. Dann hieß er sie mit Festigkeit, das Zimmer zu verlassen. Als die Kinder davongingen, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen, grollte ihnen für einen Augenblick selbst das sich verlierende Mutterherz. Hollister sah es in ihrem Gesichte. „Laß sie fröhlich sein, solange sie es können, Schatz," flüsterte er heiser.

„„Du strengst dich zu sehr an, Hollister,"" sagte nun der Doktor.

„Was sollte das jetzt wohl ausmachen," erwiderte der Kranke mit geduldiger Freundlichkeit; aber ihr Ärzte wollt nur, daß man euch gehorcht, auch bis zu allerletzt."

„„Es macht freilich etwas aus, sehr viel,"" mein alter Junge. „„Liebe Frau Hollister, ich möchte gern, daß Ihr Mann seine Kräfte sparte. Würden Sie wohl so gut sein, ihn eine kurze Weile mir allein zu überlassen?""

Wie mit einem Sprung erhob sie sich. „O Doktor! Doktor! Haben Sie denn noch Hoffnung?" rief sie aus. Die zwei Männer wechselten einen Blick des Mitleids. Sie hielt den Atem an, dann aber ließ sie wieder den Kopf sinken; sie verstand des Arztes Schweigen. „Warum sollte ich ihn denn aber gerade jetzt verlassen?"

„„Bitte thun Sie es, nur für wenige Augenblicke!""

„Ich? Wenige Augenblicke? jetzt?" Hollisters Gesicht wechselte die

Farbe; wie ein grauer Schleier zog's darüber hin. Das gab ihren Worten Nachdruck: „Was in aller Welt wollen Sie denn mit ihm machen?"

Auch der Arzt sah, daß hier keine Zeit mehr zu verlieren sei. Er fühlte des Kranken Puls und gab ihm etwas zu trinken, das ihn für eine kurze Zeit neu belebte. „„Skofeld wünscht dringend ihn zu sprechen,"" sagte er schnell.

„Das kann er ja in meiner Gegenwart!" Der Arzt zögerte. „Sie verbergen mir etwas, Doktor." Bei ihrer fieberischen Aufregung öffnete Hollister seine Augen weit und griff nach ihrer Hand. Sie küßte die seine und hielt sie mit ihren beiden fest.

„Sag's ihr!" hauchte der Sterbende seinen Freund an. Dieser mußte ihm zu Willen sein.

„„Skofeld hat einen Mann, von dem er glaubt —""

Die Frau sprang fast in die Höhe, wie wenn sie von einem Schuß getroffen wäre. „Ist es der Mann, der ihn erschossen hat?" rief sie aus.

„„Es ist ein Mann, der möglicherweise zu der Bande gehört hat und —""

„O bringen Sie ihn her; schnell bringen Sie ihn. Verlieren Sie doch keinen Augenblick mehr. Carl kann den Schuft wohl noch erkennen — Nicht wahr, mein Herz, du kannst es noch?! — O eilen Sie doch, eilen Sie!" Es war fast, wie wenn sie den Arzt aus dem Zimmer hinaus drängen wollte. — Hollister selbst war wie neu belebt durch diese Nachricht. Der „graue Schleier" fiel von seinem Gesichte. Er machte eine sehr bestimmte Bewegung, durch die er dem Arzte und der Frau Einhalt that. Zugleich sagte er mit klarer Stimme: „„Bringt ihn nicht hierher!""

Entsetzt stieß sie die Worte aus: „O mein einzig Geliebter! Gewiß, du kannst es noch! Thue es, versuche es, um meinetwillen. Der Schurke darf uns nicht entrinnen; er soll nicht!" Sie schritt zur Thür hin — ein eifriger Bote des Schicksals.

„„Kätchen! Komm doch her!"" Sie flog zu ihm hin. Er legte seine kalte Hand wieder in die ihrige. „„Ich möchte gern in Frieden mit aller Welt sterben!"" sagte er.

„Nein, nein, opfere mich nicht. Wenn du dahin bist, wird mein einziger Trost sein, —" Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„„Rache geübt zu sehen, mein Schatz?"" fragte er ergänzend.

„Gerechtigkeit! O, nenne es wie Du willst, aber lasse ihn herein kommen. Du bist jetzt nicht in der Lage richtig zu urteilen." Sie fühlte den schweren Vorwurf, den Schmerz seines Blickes. „Ach, lieber Carl, vergieb mir; — aber lasse ihn herein kommen. Könnte ich denn mit Deinem Mörder dieselbe Luft in dieser Welt atmen? Laß ihn kommen, schnell!" Sie wand ihre ringenden Arme um den Kranken. Sie drückte seinen Kopf an ihre Brust. Ihre Augen, groß vom bittenden Verlangen und leuchtend von wilder Entschlossenheit, heftete sie auf ihn, um von ihm Zustimmung zu erlangen. Aller Reiz ihrer Schönheit umwob den sterbenden Mann. Sie drückte ihn fester an sich; — und der Mann, dem ihre Wünsche immer eine Freude waren, gab auch jetzt denselben nach.

Er gab dem Arzte ein Zeichen seiner Zustimmung. Dieser verließ das Zimmer. Wenige Augenblicke waren Mann und Weib allein mit ihrer Liebe, ihrem Abschiedsschmerze. Dann hörte man schnelle Schritte auf dem Vorplatze. Die Frau horchte hoch aufgerichtet und stierte erwartungsvoll nach der Thür, sie vergaß im Augenblicke den, der sie mit mitleidsvollem, verzeihendem Blicke beobachtete. Hogan ward zwischen zwei Schutzleuten hereingeführt; ihn traf die hellodernde Leidenschaft des Weibes, die ihr ganzes Wesen ausstrahlte. So verhärtet er auch war, er mußte seine Augen niederschlagen.

„Das ist der Mann. Ich weiß es", stürzte sie hervor und auf ihn zu, als ob sie ihn seinen Wächtern entreißen und ihn seinem Ankläger bis hart unter die Augen stoßen wollte.

„„Können Sie das beschwören, gnädige Frau?"" fragte Skofeld.

„Das nicht wohl. Ich sah ihn kaum, als er die Treppe hinablief. Aber Herr Hollister wird es wissen. Doktor ziehen Sie doch die Vorhänge. auf. Bringt den Mann näher herzu. Jetzt" — als das Licht voll dem Gefangenen in das Gesicht fiel — „jetzt sieh ihn recht an Carl; erkennst Du ihn nicht? Und Sie — zu Hogan — sehen Sie Herrn Hollister an!"

Alles gehorchte ihr, als ob sie Automaten ihres Willens seien. Selbst Hogan, dessen Blicke nur verstohlen im Zimmer umherwanderten, machte eine Anstrengung und sah in jene Augen, die schnell zunehmend matter wurden. Er suchte sein Todesurteil auf dem geisterhaften Antlitze. Sein schuldbewußtes Herz fragte auch sich selbst in wildem Trotze, ob er dieses Antlitz wieder erkenne. Er sah milde Augen unter einer ruhigen Stirne, ohne Furchen, aber feucht vom Schweiß des Todeskampfes, die nachdenklichen Lippen eines Menschen, der geduldig sein Kreuz auf sich nahm, und einen Blick, den er nie vorher in seinem Leben in irgend einem Menschenantlitz gesehen und den er daher nicht als den Blick der wahren Liebe erkannte. — Des Weibes Leidenschaft machte sie blind gegen diesen Vorgang. Der Arzt aber, gewöhnt an aufmerksame Beobachtung, sah und verstand, was in dem Freunde vorging, und er unterdrückte einen Fluch mit verhaltenem Atem. — Eine ganze Minute lang sah Hollister sich Hogan an, dann endlich sprach er:

„Wendet doch sein Gesicht etwas mehr gegen das Licht." Die Schutzleute drehten den Mann. Alle Anwesenden schienen den Atem anzuhalten. Hogan, umgeben von Augen des Hasses und der Verachtung erwiderte entschlossen diesen Haß, indem er seinen Blick langsam von einem zu dem andern gleiten ließ; dann wandte er ihn wieder auf das unveränderlich sanfte gütige Antlitz seines Opfers. In dem Augenblicke aber sagte Hollister bestimmt und langsam: „Ich erkenne diesen Mann nicht!"

Hogan warf ihm einen böswilligen Blick zu und sagte in seinem Herzen: „Ist das ein verfluchter Esel!" — Kätchen Hollister aber brach mit heiserer, verstörter Stimme hervor:

„„Sieh noch einmal hin, lieber Mann. Sieh ihn doch noch einmal an. Können wir nicht noch mehr Licht machen?! — Doktor, Sie sehen ja, er weiß nicht, was er sagt. Ich bin so sicher, dies ist doch der

Mann. Oh lieber Carl! Sieh noch einmal hin, nur noch einmal!"" — Er sah wieder hin. Dann sah er jedem in dem Zimmer ins Gesicht mit majestätischen Blick, wie wenn er jedem die gleiche Versicherung geben wollte:

„Beruhige Dich, Kätchen. Ich erkenne diesen Mann nicht!" Dabei hielt er Hogan seine Hand hin, um jeden der Anwesenden alle Zweifel zu heben, ausgenommen nur einen von ihnen. Sie wollte sich zwischen die Beiden werfen, dann aber fiel sie ohnmächtig dem Doktor in die Arme.

„Gebt mir die Hand, Mann. Es ist kein Übelwollen zwischen uns." Die Schutzleute stießen Hogan zu ihm hin. Ihre Hände legten sich in einander. Augenblicklich flog ein Etwas, eine völlige Veränderung über Hogans Gesicht, aber bemeistert durch die ruhige Warnung in dem Blicke Hollisters.

„Siehe zu, junger Mann, daß Du von Deinem Leben immer einen guten Gebrauch machst. Wenn man hier liegt, wünscht man immer, man hätte seine Zeit besser benutzt." Er ließ die Hand fahren. Hogan wurde abgeführt und verließ das Zimmer mit geballter Faust. Man hörte nur das Rasseln seiner Ketten, ein Ringen nach Luft, den Schrei eines Weibes — dann herrschte Todesstille.

— Unten am Flußufer, unter Schlamm und Nebeln und allen tödlichen Dünsten der Sumpfgegend und des faulenden Wassers, stand ein baufälliges, räucheriges Logierhaus voll bis unters Dach von verlorenen Menschenleben. Hogan stieg bis in den höchsten Stock, wild fluchend auf Schutzleute, Volksmenge, Genossen und alle, die von ihm zurückgewichen waren, als er vorhin abgeholt ward. Er warf sich auf ein von Schmutz strotzendes Lager, begrub sein Gesicht in seinen Arm und hatte noch seine Hand geballt. — Von einem Ende des Bettes schreckte ein elendes, verkümmertes Kind auf, wie eine gejagte Ratte, und versteckte sich im dunkelsten Winkel der Kammer. Ein zerlumptes Weib mit zerschlagenem, geschwollenem Gesichte, kam herzu und starrte Hogan an.

„Er wird Dich nicht schlagen", rief sie dem Kinde zu; dann sagte sie zu Hogan: „Der Balg versteckt sich hier vor seinem Alten. Aber ich hatte nicht gedacht, daß Du wiederkommen würdest, Hans, verd . . ., wenn ich das gedacht hätte!" Es lag eine rauhe Zärtlichkeit in ihrem Tone.

Er gab keine Antwort. Sie schloß dann die Thür und kehrte zu dem Bett zurück und fragte in raspelndem Flüstern: „Wie bist Du denn wieder los gekommen?" — Noch keine Antwort. Sie zog seinen Arm weg; sein Ärmel war feucht. Sie war außer sich vor Erstaunen über diese neue Thatsache: „Ich hab' doch Hans nie bis zum jammernden Elend besoffen gesehen?!"

„„Und ich bin es auch nicht"", sagte er grob. „„Hol Dich der Teufel, kannst Du Einen denn nicht einmal in Frieden lassen.""

Erleichert aufatmend, murmelte sie: „Das klingt schon mehr, wie er selbst." Dann laut: „Sag mir doch, wie Du losgekommen bist?"

„„Der alte — der Mann hat mich nicht erkannt.""

„Was, der Dummkopf! War er denn nicht mehr bei sich?"

Hogan setzte sich auf, borstig vor Ärger: „„Ja wohl, das war er. Molli, daß Du mir kein Wort gegen ihn sagst. Hörst Du?“ Dabei hielt er ihr die geballte Faust vor das Gesicht. „„Ich sah wohl, daß er mich erkannte. Ich hörte schon das Beil auf mich herabfallen. Und dann — sagt er — ‚Ich erkenne diesen Mann nicht‘, sagt er so ruhig wie ein König.““

„Meinst Du, daß er sich vor Dir gefürchtet hat?“

„„Gefürchtet? Der? Wieso? Der sah ja schon so dem Tod ins Auge. Was sollte er an mir noch fürchten? Der Kerl hat mir die Hand geschüttelt verd . . . .““ Eine Flut von Flüchen folgte hierauf in nachdenklichem Tone.

„Dann muß er von Sinnen gewesen sein.“

„„Von Sinnen? — Du, Molli, sieh mal her. Als er mich bei der Hand hatte, gab er mir dies.““ Er öffnete seine geballte Faust und zeigte einen Knopf an einem Flecken Tuch, der ihm vom Rocke abgerissen war, den er an hatte.

Das Weib starrte mit offenem Munde: — „Er hat Dir das Beweisstück ausgehändigt? War er denn verrückt, Hans, oder was?“

„„Ja, sagte er zu mir: ‚Sieh zu, junger Mann, daß Du von Deinem Leben einen guten Gebrauch machst‘. Es ging mit ihm schnell zu Ende, Molli; und sagt er, wie er mir dies in die Hand drückt, und sein Weib wütend mir die Seele aus dem Leibe reißen will: ‚Gebt mir die Hand, Mann‘, sagt er, ‚es ist kein Übelwollen zwischen uns‘. Schlag mich tot, aber das machte mich wie ein kleines Kind, Molli. ‚Wenn man hier liegt‘, sagt er, ‚wünscht man immer, man hätte seine Zeit besser benutzt‘. — Na, Molli, was fehlt den Dir? Ich hab Dich nie wieder heulen sehen, seit das Kind starb.““

„O das ist nichts, Hans. Ich bin ein so dummer Narr. Es ist nur, weil ich dachte, es sei um Dich geschehen; sicher, ich dachte dies Mal müßtest Du dranglauben.“

„„‚Sieh zu, daß Du von deinem Leben einen guten Gebrauch machst‘““, wiederholte der Mann. „„Sieh Molli; Du kannst sagen, was Du Lust hast; aber wette, ich will's wirklich thun!““

„Thun? was denn?“

„„Sehen, daß ich was Gutes thue, wie er sagte, verdammt! Ich sehe gerade danach aus, nicht wahr? Aber er hat es wohl Schuld. Er wird mir keine Ruhe lassen, meine ich, wenn ich es nicht thue. — Jedenfalls — ich will es versuchen. Aber es ist verflucht schwer, wie soll ich nur wissen, wie man das anfängt!““

„Hans“. Sie bewegte sich ungeschickt, zögernd, endlich brach sie in in die Worte aus: „Wenn Du nun mit mir anfingest.“ Nach Frauenart hatte sie schnell die Gelegenheit beim Schopf erfaßt.

„„Wieso?““ starrte er sie an. Mit niedergeschlagenem Blicke murmelte sie, beschämt darüber, daß sie sich schämte.

„Mit mir — mich — wenn ich mehr in Ehren — wenn Du —.“ Sie räusperte sich; mehr konnte sie nicht herausbringen.

„„Schon gut Molli. Meinst Du, wir sollten uns trauen lassen?““ Sie nickte. „„Herr Gott, aber Du bist ja mit einmal ganz verändert!““

„Du auch, Hans.“

„„Ja, das ist wohl so. Nun, natürlich will ichs thun, sobald wir können. Hier ist meine Hand darauf.““

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Verwandelt wie ein neues Menschengeschlecht, sahen sie beide jetzt erst jung und gar nicht häßlich aus. Daß sie nun aufrecht standen und ein Strahl von Hoffnung in ihren Gesichtern leuchtete, that viel dazu bei. Sie sahen aus wie Leute, die sich mühten, das Sehen wieder zu erlangen, was ihnen der Arzt versprochen hat.

Das verkümmerte Kind kroch aus seiner Ecke heraus bis zu ihren Füßen: „Sagt, geht ihr fort von hier? Ach, nehmt mich mit Euch! Der Alte wird mich bald umbringen. Er hat es geschworen.“

„„Ja, Du kannst mitkommen, wenn Du Lust hast. Aber, ich sage ja, Molli, wir sind Narren. Wohin sollen wir denn gehen? Wer wird uns denn nehmen?““

„Hans! Hans! O gieb nicht nach! Fall nicht wieder zurück! Gieb es nicht auf!“

„„Es fällt a u f m i c h zurück. Was soll ich denn thun? Aber wirklich, ich will's v e r s u c h e n; ob wir hungern, ich will's versuchen.“

„Und ich will Euch helfen“, sagte ein soeben Eintretender. „Laß nur Deine Faust, Hans. Das erste, was Du zu lernen hast, ist, daß Du nicht gleich jedem anständigen Menschen, der Dich anredet, ins Gesicht schlägst.“ Dr. Grote trat herzu und legte eine Hand auf seine Schulter, nicht unfreundlich. „Ich habe Carl Hollister nun zwanzig Jahre schon gekannt; heute aber habe ich ihn besser als je kennen gelernt. Willst Du Dich zu einem bessern Leben erheben — und ich glaube, daß Du's kannst — so will ich dir helfen den Weg zu finden — als Weihnachtsgabe für Carl Hollister.“

Es entstand eine Pause. Hogan wußte nicht, was er sagen sollte. Das verhungerte Kind auf dem Fußboden zupfte an des Doktors Rock: „Du; was ist Weihnachten? Ist es, einen Papa und eine Mama finden?“

Hogan nahm das Kind auf seinen Arm.

„„Das ist der erste Weihnachten, den ich gesehen habe, und ich will nicht sagen, daß ich ihn nicht gerade möchte; aber das hat alles er gemacht, Doktor, und — nun — ja — ich schwör', ich wills versuchen!““

So geschah es, daß der Glaube des gestorbenen Hollister gerechtfertigt ward, daß der Staat an Stelle dieses einen drei ehrliche Menschen gewann, daß Kätchen Hollister das „Frieden auf Erden!“ kennen lernte und Dr. Grote, daß ein geistiger Lebenskeim in jeder Menschenseele liegt. Die Familie Hogan arbeitete ihren Weg langsam aber sicher aus dem Schlamme des Menschenelends heraus, und Weihnachten ist seitdem bei ihnen eine geheiligte Feier, die sie von dem Jahre 1881 an rechnen.



Gloria in excelsis Deo!

Von

Adolf Engelbach.



Heilige Nacht! Geheimes Thauen
Rings auf Betl'ems Blumenauen!
Fromme Hirten
Seh' ich wallen
Nach des Gotteskindes Spur;
Einen Hymnus hör' ich schallen
Hoch aus stiller Sternenflur,
Durch die Länder, über Meere:
„In den Höhen Gott die Ehre!"

Christusknabe, Christusknabe!
Ewigen Gottes Opfergabe!
Du mit himmlisch
Sanftem Blicke,
Den die Jungfrau uns gebar
Zu erfüllen die Geschicke
Dort auf Salems Sühnaltar!
Unter Wundern keines größer:
Ave! Ave! Welterlöser!

Hohen Seherspruchs Erfüllung!
Längsten Leids ersehnte Stillung!
Frohe Botschaft
Von dem Sohne,
Der aus Sklaven Freie wirbt;
Brause hin durch jede Zone,
Wo ein Herz in Gram erstirbt:
„Jetzt auf Erden sei beschieden
Allen guten Menschen Frieden!"





Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Psychiatrie und Irrengesetzgebung.

Zur Mystik im Irrsinn. II.

Von

Ludwig Kuhlenbeck
Dr. jur.

„Die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und die Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung" ist der Titel einer Schrift von Kretzschmar, auf die wir bereits am Schlusse unserer Besprechung dieses Gegenstandes hinwiesen.[1]) Sie hat anscheinend zur „Mystik im Irrsinn" nur eine gegnerische Beziehung; ihr Verfasser steht jedenfalls der Weltanschauung du Prels so fern, wie dies nur bei einem Anhänger Comtes und Dührings — einen solchen, glaube ich, nämlich in ihm vermuten zu dürfen — der Fall sein kann. Dennoch ist es, meine ich, gerade für die Begründung des von du Prel angedeuteten Vorwurfs der Unvollkommenheit der Psychiatrie von höchstem Werte, festzustellen, daß derselbe Vorwurf auch aus dem Lager einer der „mystischen" Weltanschauung durchaus entgegengesetzten Denkrichtung erhoben wird, daß somit unser psychiatrisches Spezialgelehrtentum einem scharfen Kreuzfeuer ausgesetzt ist, von dem freilich seine selbstgenugsame Weisheit bislang gar keine Ahnung zu haben scheint.

Meine persönliche Meinung geht übrigens dahin, daß diejenige Mystik, welche den Gegensatz wahrer Wissenschaftlichkeit, nämlich Verstandesunklarheit und teils bewußte, teils unbewußte Mystification bedeutet, eigentlich ihren Sitz in der gegenwärtigen materialistischen Irrsinnsgelehrsamkeit selber hat, und daß du Prel so gut wie Kretschmar ihr gegenüber die Forderung wahrer Wissenschaftlichkeit vertreten; Kretschmar, indem er auf exaktere Methode überhaupt das Hauptgewicht legt, du Prel, indem er auch die mystischen, oder besser gesagt okkultistischen Thatsachen der verstandesmäßigen Bearbeitung unterzieht und auf ihre wissenschaftliche Bedeutung hinweist. Die Wirklichkeitsphilosophie eines Comte und Dühring,

[1]) Verlag von R. Uhlig, Leipzig 1891. (1 Mk.) — Vergl. im Novemberhefte Seite 292.

deren eminent reformatorischer Einfluß auf Wissenschaft und Gesinnung das kommende Jahrhundert anerkennen wird, auch wenn es ihren teilweise noch zu sehr negativen, den metaphysischen Individualismus leugnenden Standpunkt längst überwunden haben dürfte, hat eben in dem seichten Materialismus der heutigen amtlichen „Wissenschaft" dieselbe gemeinsame Feindin, wie der du Prelsche Individualismus; zum mindesten ist auch ihr die Welt und der Mensch etwas Besseres, als ein bloß „chemisch-physikalisches" Problem. Der von der Wirklichkeit gewisser mystischer Thatsachen erst überzeugte Positivist braucht eben seine charaktervolle Weltanschauung nur individualistisch zu vertiefen, und er wird finden, daß wissenschaftliche Klarheit und Strenge, auf die Dühring dem heutigen Verlehrten-Unwesen und amtspriesterlichen Verstandes-Mystificierungen gegenüber mit Recht so großen Wert legt, sich mit einer wissenschaftlichen Mystik im Sinne du Prels besser verträgt, als mit der scholastischen Weisheit, die unter andern einen Bruno nach und nach von etwa zwölf Universitäten vertrieb.

Die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie findet Kretschmar ebenso gut wie du Prel vor allem in ihrer einseitigen Beschränkung auf das somatische (leibliche) Gebiet. Folgenden Satz bei einem Forscher zu finden, der wie Kretschmar den Glauben an eine individuelle Seele ablehnt, zeugt wenigstens von recht gesunder Logik:

„Ganz gewiß muß ein Zusammenhang zwischen physischer und psychischer Funktionierung des thierischen und menschlichen Körpers stattfinden, und es ist ganz zweifellos, daß diese Zusammenhänge in das Bereich der Forschung zu ziehen sind; auf diesen zunächst noch rein symptomatischen Vergleichen aber die begründende Diagnose der psychopathologischen Phänomene aufbauen zu wollen, ist genau so verkehrt, als wollte man aus der Mineralogie und Geognosie der Erde ihre Bewegung unter den Gestirnen und deren Schwankungen konstruieren."

Kretschmar, der freilich, wie gesagt, kein Freund der alten Psychologie ist — wahrscheinlich kennt er nur die sogenannte rationale Psychologie der Schul-Psychologen — findet die Ursache der Unvollkommenheit der heutigen sogenannten Psychiatrie in dem Mangel einer Grundwissenschaft, die er, anstatt Psychologie, „moralische Biologie" taufen möchte und deren Wesen er darin sucht, daß sie es zu thun habe „mit Systemen von psychischen Elementen, die nach dynamischen Gesetzen sich bewegen und jene eigentümlichen Erscheinungen hervorbringe, welche wir geistiges Leben nennen".

Mir scheint er zu übersehen, daß beachtenswerte Anfänge einer solchen Grundwissensaft auf exakt-induktiven Wegen bereits in der „Erfahrungs-Seelenkunde" Beneke's vorliegen, welcher ebenfalls mit dem verkehrten wissenschaftlich unfruchtbaren, „einfachen" Seelensubstanzbegriff vollständig Kehraus gemacht hat, aber darum doch auch vor den okkulten Phänomenen nicht zurückschreckte. Ich kann ihm dies, da Beneke ebenfalls zu den von der Professoren-Philosophie totgeschwiegenen Größen gehört, nicht übelnehmen, möchte ihn aber auf meinen kurzen Essay (XIV) in den „Spaziergängen eines Wahrheitsuchers" über „Psychologie als Naturwissenschaft"

dieserhalb verweisen. Immerhin trifft er ins Schwarze, wenn er der gegenwärtigen Psychiatrie den Vorwurf macht, daß bei ihr „an Stelle der Physiologie bei dem Körper — also etwa an der Stelle, wo die moralische Biologie stehen sollte — keine Wissenschaft, sondern eine Anzahl konventioneller Forderungen und Glaubenssätze ohne wissenschaftliche Begründung" existirt. „Hier ist fast noch alles Praxis, banausische Praxis."

Mir fällt dabei ein, wie Herr Dr. Specht in Veranlassung eines du Prelschen Citats aus Benekes Seelenkrankheitskunde sich folgenden Satz gestattet:[1] „Beneke war, so viel mir bekannt, Philosoph; wieso er als solcher dazu kommt, eine Seelenkrankheitskunde zu schreiben, weiß ich nicht; (sic!) das betreffende Buch vermochte ich nicht aufzutreiben."

Die gegenwärtige Psychiatrie, welche ein so bedeutendes Buch in ihren Anstaltsbibliotheken vermißt, hat sich nun allerdings, wie Kretzschmar an einer Reihe von berüchtigten Fällen aus ihrer allerneuesten Praxis im Allgemeinen und an einer kritischen Analyse des wohl noch in aller Erinnerung haftenden Falls Morris de Jonge darstellt, vor den Augen aller Urteilsfähigen nur zu oft in der ganzen Blöße ihres „Banausentums" enthüllt und blamiert. Kretzschmar hätte noch eine ganze Reihe anderer klassischer Beispiele aus den letzten paar Jahren, z. B. den Fall Ahrens, Beckmann, Hermann, Fürst Sulkowsky, u. a., insbesondere den Fall eines Hamburger Arztes, Dr. Struve, dessen Leidensgeschichte in aktenmäßigem Auszug als Broschüre erschien, als Beleg anführen dürfen. Vor allem aber vermisse ich das unsterbliche Schandmal der Psychiatrie dieses Jahrhunderts, den Fall Robert Mayer.

Ich hoffe, daß jeder Leser dieses Aufsatzes die klassische Schrift Eugen Dührings über „Robert Mayer, den Galilei unseres Jahrhunderts" kennt; und wenn er sie nicht kennt, beeile er sich, sie zu lesen, um sich von dem etwaigen Wahne befreien zu lassen, daß in unserer „wissenschaftlich" erleuchteten Gegenwart die wahre Forschernatur nicht ebenso schlimmen Gefahren ausgesetzt sei, wie sie es war zur Zeit eines Bruno und Galilei. Da gewisse universitäre, vom Plagiat lebende Reklamegrößen heutzutage noch, nachdem sogar das Denkmal Robert Mayers zu Heilbronn längst errichtet worden, vielfach, zur Vertuschung des größten Gelehrtenverbrechens, an der Wahnsinns-Andichtung gegen den einzigen Entdecker des Wärme-Äquivalents festhalten, so empfehle ich besonders in Dührings Schrift die hierauf bezügliche Stelle (S. 76 ff.) nachzulesen.

Man braucht aber noch lange kein Robert Mayer zu sein, um der von Dühring so unübertrefflich geschilderten Gemeingefahr ausgesetzt zu sein, welche die im seichtesten Materialismus wuchernde „Psychiatrie" — der gute deutsche Name Seelenheilkunde ist zu edel für solche Gelehrtendistel — über die menschliche Gesellschaft heraufbeschwört. Es genügt, daß man, um der Ausdrucksweise Kretzschmars zu folgen, über-

[1]) Die Mystik im Irrsinn. Wiesbaden 1891, S. 49.

haupt nur einen „biologischen Typus" repräsentiert, für den die oder jene Irrenhaus-Autorität keinen Normal-Leisten besitzt; und diese Gemeingefahr wird um so größer, als die vom Literatentum der Tagespresse geflissentlich genährte Tendenz, jeden ihm unbequemen Charakter unter die „psychopathologische Lupe" zu bringen, in das von der seichtesten Zeitungslektüre durchseuchte alltägliche Leben hineinwächst. „Wenn man früher einem unbequemen Widersacher einige Injurien an den Kopf warf, die, wenn sie nicht gegen den Charakter gingen, doch höchstens den Scharfsinn bezweifelten, — verfährt man heute mit fürsorglicher Gründlichkeit naturwissenschaftlich und kleidet seine Absichten in eine wohlwollende Einladung aufs Irrenhaus." Der N. N. ist Spiritist, — zweifeln Sie noch an seiner Unzurechnungsfähigkeit? Mit Herrn A. ist's nicht mehr ganz richtig! Warum? Er ist ein fanatischer Vegetarier geworden! Bei Herrn B. „rappelts"! Wie so? Er will seinen Jüngstgeborenen auf alle mögliche Weise dem „heiligen" Impfzwang entziehen und läßt sich dafür zu wiederholten Malen vergeblich „justifizieren"!

Herr Dr. Specht weiß auf deu von du Prel erhobenen Vorwurf, daß die heutige Psychiatrie Mangels jeglicher Heilerfolge kein Recht auf den Namen einer Heilkunde hat, nichts besseres zu erwidern, als daß die Schuld daran dem Publikum zur Last falle, „welches die Fälle solange verbummeln läßt, bis sie dann glücklich irreparabel geworden sind" (S. 98, 100). Diese beliebte Ausrede unserer Irrenärzte für die eingestandene Verfehltheit ihrer angeblichen Bestimmung erhält nun erst die richtige Beleuchtung durch Kretzschmars Kritik der psychiatrischen Diagnostik. Eine so pseudowissenschaftliche Diagnostik kann selbstverständlich auch keine Therapie ermöglichen. Man braucht eben nur drei bis vier Gutachten der ersten Irrenhaus-Autoritäten über einen und denselben Fall herbeizuziehen, um ein Urteil über die diagnostische Weisheit der gegenwärtigen Psychiatrie zu erlangen. Das beliebte Verfahren, mit welchem sich diese „Wissenschaft" drapiert, gleicht in der That „dem eines Mathematikers, der eine komplizierte Gleichung hinschreibt, die gelöst werden soll, und gleich darunterschreibt: $x = \infty$, und dies etwa so begründen wollte: Es sind ja soviele a, b, c u. s. w. da, eine ganze Menge! Da wird doch wohl auch ein x herauskommen! Mir scheint es wenigstens so; dafür bin Ich eben der Mathematiker, um das zu begutachten! Sie sind Laie! Sie verstehen doch nichts von Mathematik! Folglich ist $x = \infty$, quod erat demonstrandum!

Unwissenschaftlichkeit und Unsittlichkeit sind Kehrseiten derselben Münze. Das Kapitel 45 der Kretzschmarschen Schrift trägt die Überschrift „Prostitution der Wissenschaft"; und das Kapitel 43 „Wahnsinnserklärung aus Opportunitätsgründen" sowie Kapitel 55 „Volkstümliche Anklagen gegen Psychiater" geben dafür Belege, die wir leicht verzehnfachen könnten. Aber ich bin der Ansicht, daß nur eine Pseudowissenschaft sich prostituiren läßt; wahre Wissenschaft wie ein sittlichreines Weib „stirbt lieber!" Ich habe noch nie davon gehört, daß Mathematik und Astronomie ihre Gutachten und Rechnungen aus „Opportunismus" so oder anders geleitet

hätten. Mephisto empfiehlt deshalb auch nicht das Studium der Physik, sondern das der Medizin, deren „Geist ja leicht zu fassen ist.“ Wie es nun früher keineswegs bloß in Romanen vorkam, daß ein ehebrecherisches Weib ihren Gatten vergiftete, so kommt es auch heutzutage nicht bloß in den Kolportage-Romanen vor, daß sie statt dessen den raffinierteren Ausweg wählt, ihn in's Irrenhaus zu bringen, zumal wenn er vielleicht beim Auftauchen seines Argwohns einen, wie der medizinische Beichtvater es nennt, „maniakalischen“ Gefühlsausbruch hatte. Man überzeuge sich aus aktenmäßigen Berichten, im „Rechtsschutz-Kalender, Berlin 1888,“ ferner aus der unter dem Titel „Anti-Vernunft, Beweisstücke für die jetzigen ungenügenden Irrengesetze“, Hamburg 1891, erschienenen Schrift.

Mit Recht weist nun Kretzschmar darauf hin, daß angesichts einer so prinziplosen Pseudowissenschaft, wie es die sog. Psychiatrik ist, die Notwendigkeit einer Reform des Irrenrechts zur brennenden Frage wird.

Das heutige Prozeß-Recht, ein Produkt des materialistischen „Liberalismus,“ insbesondere die Zivilprozeßordnung, fertigt die wichtigste Vorfrage fast aller anderen Rechte, die Frage der geistigen Mündigkeit, in der liederlichsten Weise mit 2—17 schlecht redigierten Paragraphen ab, indem es die Entscheidung dem Bagatellrichter, einem einzelnen Menschen, anheimstellt und Beschwerde bloß an das Dreiergericht des Landgerichts verstattet. Der zu Entmündigende braucht nicht einmal persönlich gehört zu werden. Der kurze Sinn der ganzen Bestimmungen ist in der That: „Man kann machen, was man will.“ Der Liberalismus des 19ten Jahrhunderts schwärmt ja für die allen Beweisregeln entbundene „Freiheit der richterlichen Überzeugung.“

Das Banausentum der Rechtspflege — von einer Gerechtigkeits-Wissenschaft sind wir vielleicht noch viel weiter entfernt, als von einer wahren Heilwissenschaft — reicht hier der fachpriesterlichen Medizin die Hand. Der laienfeindliche Autoritarismus des Mandarinentums der Justiz stützt den Autoritarismus der Impfer und Vivisekteure. Wie weit diese Gegenseitigkeit geht, beweist folgendes Erlebnis aus meiner jüngsten Verteidigungspraxis. Eine Frau hatte behauptet, daß ein Augen-Spezialist ihr ein Auge unnöthiger Weise und ohne ihre wahre Einwilligung unter Anwendung von Chloroform-Narkose herausoperiert habe, sie hatte zuvor in einem anderen Prozeß als Zeugin geschworen, das sie mit dem Auge vor der Operation noch habe sehen können; wegen öffentlicher Bekanntmachung dieser eidlich von ihr bekräftigten Aussage wurde sie wegen Verläumdung des Arztes angeklagt. Der Gerichtshof verurteilte sie und begründete sein Urteil damit, daß, wenn einerseits ein Laie, sei es auch eidlich, behaupte, er könne mit seinem Auge noch sehen, ein Kreisphysikus andrerseits aber das gegenteilige Gutachten über dieses Auge abgebe, das Gutachten des Medicus den Vorzug verdiene vor der Selbstwahrnehmung des Laien!

Wir armen Laien! Sind wir da nicht für das Irrenhaus reif, wenn wir, ohne eine amtliche Bescheinigung für unser Recht dazu vorzuzeigen, die Irrenhaus-Gelehrsamkeit zu kritisieren wagen?

Vielleicht würde ich nun mich weniger dem Vorwurf laienhafter Übergriffe aussetzen, wenn ich jetzt den sorgfältigen Entwurf einer Irrenprozeßordnung, mit dem Kretzschmar seine Schrift abschließt, meiner juristischen Kritik unterzöge. Allein dies würde mich ganz und gar aus dem Rahmen meines eigentlichen Themas herausführen, und die Sphinx ist ja auch keine juristische Monatsschrift. Nur soviel will ich bemerken, daß die sachlich sehr gediegene gesetzgeberische Absicht des Entwurfs formell an einer allzu weitläufigen und kasuistischen Ausführung leidet. Schließlich wird aber auch die beste Prozeßordnung wenig nützen, solange nicht der Geist der Rechtspflege sich zum Geist wahrer Gerechtigkeitspflege veredelt. Wenn erst einmal an Stelle der heutigen Juristerei die Naturrechtswissenschaft und an Stelle der heutigen Medizin die naturwissenschaftliche Heilkunde getreten sein wird, wird man solcher Paragraphen-Skelette ebenso wenig mehr bedürfen, wie der Apothekerrezepte und Reichs-Impfinstitute.

Diese Zeit wird erst dann tagen, wenn der Autoritarismus des amtlichen Priestertums der Zunftwissenschaften in den Augen der Allgemeinbildung ebenso, wie zur Zeit bereits das Priestertum der Religion, sich zu einem bloßen Schemen früherer Macht verflüchtigt haben wird. Dann aber wird man in der monistischen Seelenkunde die einheitliche Stammwissenschaft aller derjenigen Zweigwissenschaften anerkennen, deren Gegenstand der Mensch selber ist.

Das Wort.

Von

Menetos.

Willst du ein wahrer Fürst,
Ein rechter König sein:
Sei du ein Vollbesieger
Von aller Lust und Schein.

In Pein geläutert steige
Du aus der Tiefe Grund —
Dann wird das Wort, das reine,
Begeistern deinen Mund.

Das Wort, das ewig leuchtet
Durch der Äonen Nacht,
Es wird dich ganz umkleiden
Mit gottesgleicher Macht.

Du wirst den Kuß empfangen
Von ewiger Weisheit Mund,
Der von des Daseins Krankheit
Dich wieder macht gesund.

Juli 1891.



Aus dem Tagebuche eines Wahrträumers.

Mitgeteilt von

Anselm Ramberger.

Unter den Papieren eines jungen Mannes, der seit dem Frühjahr 1889 in meinen Diensten steht, haben sich die nachfolgenden Aufzeichnungen gefunden, welche sich auf sonderbare Träume beziehen, die er gehabt hat.

Dieser junge F. M. ist erst 21 Jahre alt. Er ist in einem Städtchen des mährischen Gesenkes geboren, in der Stadt Liebau. Nach Vollendung seiner Volksschulpflicht wurde er zu einem Schlosser in Sternberg in die Lehre gethan, wo er eine recht harte Schule durchmachte. „Wir bekamen", sagt er, „mehr Prügel als zu essen". Deshalb entlief er auch einmal seinem Meister, kehrte aber doch wieder zu demselben zurück, weil ihm auch zu Hause bei dem strengen Vater neue Prügel sicher gewesen wären. Da er ein recht fähiger junger Mensch ist, hat er sich im Laufe seiner Lehrlings- und Gesellenjahre fleißig weiter gebildet, mancherlei Kenntnisse erworben, und ist nichts weniger als das, was man abergläubisch nennt. Doch kann man ihn einen Träumer nennen, wenn man die von ihm selbst als bemerkenswert aufgezeichneten Träume beachtet. Er hatte dieselben zum Teil mittels einer eigentümlichen Chiffreschrift aufgeschrieben, die zu lesen ihm selbst einige Schwierigkeit bereitete. Auf meinen Wunsch überschrieb er seine Notizen in Kurrentschrift, so wie sie hier folgt. Ich habe darin nur die kleinen Fehler beseitigt; die Darstellung aber ist im Wesentlichen so, wie er sie wörtlich nach seinen alten Notizen wiedergab.

I.

An einem Augustmorgen 1883 träumte mir, ich und mein Mitlehrling hätten uns beim Schmieden eines Pumpenschwengels verbrannt. Früh gegen neun Uhr kam der Brunnenmacher Fischer und bestellte eine ganz neue Pumpe, welche sogleich gemacht werden mußte. (Abends vorher war von dieser vorzunehmenden Arbeit noch nichts bei dem Schlossermeister bekannt gewesen). Nachmittags nach zwei Uhr kamen wir zur Anfertigung des Schwengels. Beim zweiten „Schweiß" verbrannte sich

Fritz am linken Arme, indem er ausrutschte und sich am weißglühenden Eisen streifte. Mir aber flog beim letzten „Rollen“ des Griffes am Schwengel ein „Zunder“ in den Schleppschuh, und ich war auch verbrannt und der Traum erfüllt worden.

Fritz hatte drei Wochen bei seinem Onkel in Bärn, und ich 14 Tage bei meinem Meister in Sternberg mit der Heilung zu thun. F. M.

II.

Am 16. Mai 1884 träumte mir, der Altgeselle Heinrich sei am Bau vom Lichtfange herabgestürzt und tot liegen geblieben. Früh erzählte ich ihm den Traum, und er schimpfte mich einen dummen Landaffen. (Der Altgeselle war ein Wiener und hatte keine hohe Meinung von seinen ländlichen Lehrlingen.) Am 20. mußten wir am Bau den Lichtfang anmachen. Ich erinnerte den Gesellen an den Traum. Zum Danke gab er mir zwei Ohrfeigen, und sagte mir, ich hätte sollen Kuhhirte werden, da brauchte ich keine Dächer zu besteigen. (Ich hatte nämlich einige Angst geäußert.) Abends wurde es wegen eines Gewitters früh dunkel. Er, der Altgeselle, stieg mit dem auch dabei beschäftigten Spengler schnell ab, und plumps, lagen beide unten. Dem Altgesellen geschah nichts weiter, als daß seine Füße aufgeschunden wurden, (er war nämlich auf den Spengler gefallen) aber der Spengler mußte mit gebrochenem Fuße ins Spital getragen werden, aus dem er erst viele Wocheu später geheilt entlassen wurde. F. M.

III.

Vom 12. auf den 13. Januar 1886 befiel mich in der Nacht eine überaus große Furcht, während ich munter auf dem Dachboden im Bette lag. Ich dachte, daß das ganze Dach einstürze, ein solches Gekrache hörte ich. Ich weckte meinen Schlafkameraden Adolf, welcher das zweite Jahr lernte, und fragte ihn, ob er nichts gehört habe. Er lachte mich aus, schalt mich einen Träumer uud schlief weiter. Auch ich schlief ein; jedoch träumte mir, das Haus breche zusammen, und unter dessen Trümmern sah ich die Gestalt eines alten Weibes in einem Leichenkleide, die meiner Großmutter ähnlich sah. In der Früh, während der Frühstückszeit schrieb ich schnell einen Brief nach Hause, ob die Großmutter krank sei. Am dritten Tage danach kam meine Mutter mit ihrem Bruder und sagte mir, daß die Großmutter gestern, am 15., das Begräbnis gehabt habe, in jener Nacht gestorben sei und sich sehr nach mir gesehnt habe. F. M.

IV.

Am letzten Faschingssonntage, den 20. Februar 1887, ging ich Abends auf eineu Ball. Jedoch eine Ahnung gab mir nicht Ruhe; es verdroß mich alles, und so ging ich schon gegen 12 Uhr nach Hause. Nachts glaubte ich das Klirren eines Fensters, neben dem ich auf dem Dachboden schlief, zu hören, als ob es mit einem Steine eingeworfen wäre. Ich erwachte, sah aber nichts, als das mit Papier verklebte Loch der oberen Scheibe, das schon den ganzen Winter hindurch sich so befand. Ich schlief weiter, und es erschien mir mein Onkel in Uniform (als Oberaufseher

der Finanzwache), und auf seiner Brust sah ich, als er die Uniform öffnete, eine große Wunde. Des Morgens erhielt ich einen Brief von meinen Eltern, daß sie beide nach Wien führen, der Onkel sei schwer krank. Ich nahm mir sofort Urlaub, und ging trotz des strengen Winters nach Hause. Dort teilte mir die Schwester mit, daß die Eltern zum Begräbnisse des Onkels gefahren seien. **F. M.**

V.

Am 7. September 1888 träumte mir, daß sich um mich eine Schar Raben rauften und mit ihren Schnäbeln auf mich einhaueten; ich jedoch erwehrte mich ihrer. Früh ins Kesselhaus (einer Fabrik) gekommen, erzählte ich den Traum dem alten Helfer Hradil, der sich mit Kartenaufschlagen beschäftigte und auch anläßlich ihm vorgelegter Träume seine Karten zu befragen pflegte. Dieser sagte mir, ich möge mich in Acht nehmen, da mir innerhalb drei Tagen (laut einer Kartenlegung) ein Unglück passieren werde. Schon am zweiten Tage zersprang das Glasrohr am Wasserstandzeiger des Dampfkessels und ein Stück des Glasrohrs verbrannte mir den linken Arm, wohl nicht gefährlich, doch hatte ich über eine Woche daran zu heilen. So war der Traum nach Aussage des Alten erfüllt worden. **F. M.**

VI.

Vom 28. auf dem 29. Januar 1890 träumte mir, daß ich von meiner Schwester zum Namenstage (29. Januar) einen Uhrhälter in Form eines Pantoffels erhalten habe, auf dessen Ferse ein Rosensträußchen gestickt war. Und siehe da, in der Frühe brachte der Fahrpostbote ein Packet mit Wäsche, und genau einen solchen Uhrhälter darunter, von welchem mir Nachts geträumt hatte. **F. M.**

VII.

Am 10. Januar 1891 träumte F. M., der Oberarzt von den barmherzigen Brüdern sei zu Herrn A. R. gekommen, ihn zu behandeln; und in der That wurde schon am 12. Januar um den Oberarzt geschickt, da A. R. ordentlich krank wurde und ins Bett mußte.



Einweihung.

Wird ein weiser Mensch zu der Erkenntnis ewiger Geheimnisse hingezogen, so schließt man über ihm die Thüre zu, daß er nicht mehr zurückkehren kann. **Mahmud** (Gülschen Ras).



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zur Vorgeschichte des Somnambulismus.

Von
Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Im folgenden gebe ich einen Auszug aus dem oben genannten Werk des Aristides, in welchem er seine Erlebnisse während der Inkubation mitteilt. Der fremdartige Charakter der Erzählungen war Ursache, daß Aristides von den Philologen, welche die magnetischen Erscheinungen nicht kannten, für einen unzuverlässigen Berichterstatter, für eine Art antiker Münchhausen gehalten wurde; doch sprechen seine Berichte für sich selbst. Er sagt[1]):

„Ich erzähle das Leiden meines Unterleibes und die Behandlung, welche ich Tag für Tag erfuhr. Es war im Monat Dezember, als ich jede Nacht grausame Magenschmerzen hatte und nichts verdauen konnte. Ich schlief nicht und fror beständig, sodaß heiße Steine mich nicht erwärmen konnten, und doch lag ich dabei in stetem Schweiß, welcher nur nachließ, wenn ich badete. Am 12. dieses Monats verordnete mir der Gott, daß ich mich des Bades enthalten sollte. Dasselbe Verbot erhielt ich am folgenden und nächstfolgenden Tag. In diesen drei Tagen hörte der Schweiß auf, ich befand mich besser und ging im Hause umher. Darauf hatte ich einen Traum, worin es mir schien, als wäre ich in den Thermen, und als ich mich vorwärts bewegte, sah ich, daß mein Unterleib krank war. Abends nahm ich ein Bad und hatte bei Tagesanbruch Magenschmerzen, welche sich bis in die rechte Weiche zogen. Am 17. verbot mir ein Traum das Bad. Am folgenden Tag war es mir in einem andern Traum, als wurde ich von Barbaren gefangen genommen, deren einer mir den Finger auf die Gurgel hielt, denn ich bemerke, daß ich Halsschmerzen hatte und nicht trinken konnte, wenn ich durstig war. (Der örtliche Schmerz erzeugte also ein ihm entsprechendes Traumbild; soweit war also an dem Traume nichts Auffallendes, nun aber tritt das magnetische Element in demselben auf.) Er (der Barbar oder der Traum?) zeigte mir, daß ich ein Brechmittel nehmen und das Bad aussetzen müßte, und ich gehorchte mit dem besten Erfolge." (Der Heilinstinkt der Somnambulen hatte sich also geltend gemacht.)

Ein anderes Mal träumte Aristides, daß ihn im Tempel des Äskulap ein Stier[3]) auf das rechte Knie stoße, worauf eine pflaumengroße Ge-

[1]) Äneis. Gesang VII, V. 81—105. — [2]) Rede zu Ehren Äskulaps.

[3]) Die Erscheinung, daß sich bevorstehende Gefahren und Krankheiten in den Bildern wütender oder häßlicher Tiere, z. B. Stiere, Elefanten, Hunde, Katzen, Kröten ꝛc. symbolisieren, zieht sich durch die ganze Geschichte der Traumdeutung. Ich

schwulst entstand, und die Leiden seines oberen Körpers gelindert wurden. — Eine Reihe nun folgender Träume zeigte dem Aristides die zu beobachtende Diät und die anzuwendenden Mittel. Auch wurde er, als er nach Pergamus gehen wollte, durch einen Traum vor Sturm und Ungewitter gewarnt; er unterließ die Reise, und ein fürchterlicher Sturm trat ein. Ein anderes Mal träumte Aristides, Äsculap schicke ihm den Arzt Theodotos, welcher ihm einen Aderlaß verordne. Genau zu der im Traum bestimmten Zeit erschien Theodot und befahl, daß man Aristides zur Ader lasse.

In der zweiten Abhandlung seiner Rede zu Ehren der Asklepiaden, schildert Aristides sehr gut den Eintritt des magnetischen Schlafes, innerhalb dessen auch eine Übertragung der Gedanken resp. Traumbilder stattfand. Er sagt:

„Ich glaubte gewissermaßen die Ankunft und Gegenwart des Gottes zu fühlen, ich war zwischen Schlaf und Wachen und that alles, um nichts zu vergessen. Meine Ohren waren gespannt, und es war, als träumte ich halb und wäre halb wach. Thränen der Freude flossen, und mein Geist hatte eine ungewöhnliche Heiterkeit, welche niemand begreifen kann. (Der magnetische Wonneschlaf.) Ich ließ den Arzt Theodotos kommen, welcher sich über meine Träume sehr wunderte, aber nicht wußte, was er zu thun habe. Deshalb schickte ich zu dem Tempeldiener des Äskulap, welchem ich gewöhnlich meine Träume mitteilte. Kaum hatte ich mit meiner Erzählung angefangen, so sagte er, er habe eben einen Genossen verlassen mit Namen Philadelphos, welcher die Nacht diesen Traum gleichfalls geträumt habe. Nun stimmten beide Träume vollkommen überein."

Wir haben also hier das Phänomen des Doppeltraumes, wie derselbe in der Neuzeit — wahrscheinlich in Fällen von Autosomnambulismus — häufig beobachtet wurde.[1]) — In derselben Abhandlung teilt Aristides noch einige Fälle von Fernsehen mit, welche zu charakteristisch sind, um sie zu übergehen:

„Der Gott hielt uns dann von Phocis zurück und entdeckte uns verwunderns-werte Dinge von der Art, daß Rufus, unser Wirt, welcher unsere Träume verstand, sehr überrascht war, von uns in seinem Hause zu vernehmen, was außerhalb desselben vorging, und von dem er selbst Zeuge war. Wir zeigten ihm sogar das Wetter im voraus an. Der Gott verordnete mir Milch, aber es gab keine. Der Gott bestand aber darauf, indem er versicherte, daß Rufus Milch auftreiben werde. Dadurch angetrieben, ging dieser in eine Meierei und fand, daß ein Schaf in eben der Nacht ein Junges geworfen habe. Er kam zurück und brachte mir die Milch." — „Der Gott befahl mir, zu Schiff zu gehen, indem er hinzusetzte, daß ich bei meiner Zurückkunft ein Pferd werde baden sehen, und daß der Tempeldiener am Ufer sein werde. Wie war ich erstaunt, alles gerade so zu treffen!" — „Zu Elea befahl mir der Gott ein Seebad zu nehmen, mit der Versicherung, daß ich beim Eingang in den Hafen ein Schiff treffen werde, welches den Namen des Äskulap führe. Ich solle mich auf dasselbe begeben, wo ich von den Matrosen Worte vernehmen werde, die zu den Er-

---

selbst träume in derartigen Fällen von Stieren oder Elefanten. — Eine mir befreundete Dame träumte vor einigen Jahren, eine riesige schwarze Kröte hüpfe ihr auf den Schoß und umklammere sie. Einige Tage darauf wurde sie von einer Unterleibsentzündung befallen, die sie an den Rand des Grabes brachte.

[1]) Man vergleiche namentlich die in Horsts Deuteroskopie mitgeteilten Fälle.

eignissen des Tages stimmen würden. Ich traf es also, und die Matrosen sangen dem Äskulap ein Loblied."

Bemerkt werde noch, daß Aristides während seiner Krankheit mehrere Abhandlungen ausarbeitete, wozu er im Traum den Auftrag von Äskulap erhalten hatte. Er sagt, daß er nie mit einer solchen Leichtigkeit arbeitete, als gerade zu dieser Zeit, denn nach seinen eigenen Worten war sein „Geist durch die Gottheit in einem erhöhten Zustand". Auch Apollo erschien im Traum und forderte einen Lobgesang von Aristides. Dieser hatte sich jedoch noch nicht in der Dichtkunst versucht und hielt sich für zu ungeschickt; allein Apollo selbst diktierte ihm den Anfang mit folgenden Worten:

„Gott derjenigen, welche die Leier anstimmen, dich besing' ich."

Auch Äskulap erschien dem Aristides im Traum und verlangte von ihm, daß er Verse mache, welche alsdann die Musiker des Tempels sangen.

Wir begegnen hier der Erhöhung der geistigen Fähigkeiten im magnetischen Schlaf, in welchen der tiefste natürliche Schlaf zuweilen umschlägt.[1]) Derartige Beispiele sind in der Geschichte nicht gerade selten. So vollendeten z. B. Leonardo da Vinci, Guido Reni und Dannecker ihre Kunstwerke erst dann, als sie im Traum geschaut hatten, was ihnen am Tag unfaßbar vorschwebte. Cardanus vollendete eines seiner Werke im Traum, und Voltaire träumte einmal einen Gesang seiner Henriade anders, als er ihn gedichtet hatte. Crebillon und Masillon schrieben in Anfällen von Somnambulismus bedeutende Werke; Tartini komponierte seine Teufelssonate, an welcher er seit Wochen vergebens gearbeitet hatte, im somnambulen Zustand; ein Herr von Seckendorf machte im Traum ein langes Gedicht, dessen erster Vers lautet:

„Holde, süße Phantasei,
Immer wirksam, immer neu,
Dank sei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern,
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zum Leben schafft."[2])

Ich selbst bin im Tagesleben ein durch und durch unpoetisch angelegter Mensch, mache aber im Traum die schönsten Gedichte; nur habe ich sie beim Erwachen am Morgen total vergessen, nachdem ich sie mir nachts bei dem ersten Erwachen aus dem Schlaf fest eingeprägt hatte; ich weiß nur noch, daß ich im Schlaf gedichtet habe. Ebenso lese ich im Schlaf auch lange Stellen in mir unbekannten Büchern, und es ist mir beim Lesen schon oft begegnet, daß mich die Erinnerung wie ein Blitz durchzuckte: das hast du ja schon geträumt! Manche Leser werden vielleicht schon die Beobachtung gemacht haben, daß sie beim Erleben irgend eines

[1]) Das Träumen im Traum ist das Schauen während des magnetischen, in den natürlichen eingeschachtelten Schlaf, das Erwachen im Traum der Übergang aus dem magnetischen in den natürlichen Schlaf. In diesem entwickelt sich nämlich ein magnetischer, der dann wieder in den natürlichen Schlaf übergeht.

[2]) Schindler: Magisches Geistesleben, S. 25.

— manchmal recht unbedeutenden — Vorfalles den unwiderstehlichen Eindruck erhalten, den gegenwärtigen Moment schon einmal erlebt zu haben. Dieses Gefühl ist auf ein Schauen im Traum zurückzuführen, wie ich an mir schon vielfach beobachtet habe. Diese Erfahrung des scheinbar schon Erlebten ist häufiger als man glaubt und wird in hiesiger Gegend im Volksglauben dem Umstand zugeschrieben, daß man das gegenwärtige Leben schon einmal ganz genau so erlebt habe.

Bereits Paracelsus kannte das Schauen im Traum und das unliebsame Vergessen des in diesem Zustand Geschauten:

„Also sind auch allen Künstlern im Schlaf und Traum viel Belehrungen über Künste vorgekommen und eröffnet worden, weil sie mit brennendem Gemüt im Geist dazu waren entzündet worden. Da hat ihre Imagination Wunder über Wunder ausgerichtet und eines jeglichen Philosophi Evestrum im Schlafe an sich gezogen, welches sie dann diese seine Kunst lehrte. Dieses geschieht noch viel, und es wird der meiste Teil wieder vergessen; wie denn oft des Morgens beim Aufstehen einer saget: Ich habe heute Nacht einen wunderlichen Traum geträumt, wie mir Mercurius oder der und jener Philosophus erschienen ist und hat mich diese und jene Kunst gelehrt; sie ist mir aber wieder entfallen, ich habe sie vergessen. Wem nun also geschiehet, der soll nach dem Aufstehen nicht aus seiner Kammer gehen, mit niemand reden, allein und nüchtern bleiben, bis er sich seines Traumes wieder entsinnet."

Das heißt: bis er in einen Mittelzustand zwischen Tageswachen und magnetischem Erwachen gekommen ist, in welchem die Erinnerungsbrücke geschlagen werden kann. — Es sei mir gestattet, hier eine Stelle aus meinem Tagebuche einzuschalten:

„In der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1884 hatte ich einen Traum welcher als eine Art Seitenstück zu dem Traume Tartinis gelten darf. Am Tage hatte ich mich, nachdem ich am Vormittag einige astronomische Berechnungen gemacht hatte, mit Versetzen von Blumenstöcken beschäftigt und abends Zeitungen gelesen. Ich war also nicht im mindesten erregt oder mit übersinnlichen Gegenständen beschäftigt gewesen. Ich träumte nun, daß ich in einer Versammlung sei, in welche plötzlich ein großer, hagerer, schwarz gekleideter Mann eintrat, mit scharf markiertem, glatt rasierten Gesicht, der Teufel. Derselbe hielt einen Vortrag über gesellschaftliche Schwächen und Untugenden, über geistige Indifferenz, Pharisäertum und die geringe Logik der Frauen in so geistvoller, feinpointierter Ironie, daß ich überzeugt bin, derselbe hätte das größte Aufsehen gemacht, wenn ich ihn niedergeschrieben und zum Druck befördert hätte. Trotzdem ich den Vortrag beim ersten Erwachen aus dem Schlafe behalten hatte, war er mir nach wiederholtem Einschlafen und Erwachen entfallen."

So schrieb ich vor über sieben Jahren. Heute allerdings weiß ich, daß vieles, was uns in somnambulen Zuständen erhaben und bewundernswert erscheint, sich im Tagesbewußtsein als dummes, läppisches Zeug erweist. Beispiele aus der Litteratur über Somnambulismus, Mediumismus ꝛc. giebt es übergenug, sed nomina sunt odiosa.

Wenn wir nun nach dieser Abschweifung zur Geschichte des Aristides zurückkehren, so fällt uns auf, daß wir in derselben einer eigentlichen magnetischen Manipulation nicht begegnen. Doch darf uns dies nicht irre machen, denn die erzählten Vorfälle gehören — wie man keinem Kenner klar zu machen nötig hat — dem Somnambulismus an. Auto-

somnambulismus anzunehmen, geht nicht wohl an, weil die Häufigkeit der gemeinsamen „Träume“ dagegen spricht. Wir müssen also annehmen, daß die die Inkubation Übenden entweder in magnetisierten Örtlichkeiten (man denke an die von den Pariser Mesmeristen magnetisierten Krankensäle und die Ulme Puységurs) schliefen oder im natürlichen Schlaf magnetisiert wurden. Das über dem Tempeldienst brütende Geheimnis wird wohl nie enthüllt werden, doch haben wir in dem dem Aristides erscheinenden Äskulap ganz offenbar die eine Hälfte des gespaltenen transscendentalen Subjektes des Redners zu sehen, welche sich mit der andern dramatisch unterhält.

Da sich sowohl in der Religion als in der Medizin der **Römer** griechische und ägyptische Elemente mit altitalischen mischen, so ist es natürlich, daß wir auch bei diesem Volk dem Orakelwesen und der Inkubation begegnen. Das Faunusorakel habe ich schon oben genannt und will hier noch das Orakel des **Podalirius**, des Sohnes des Äskulap, erwähnen, welcher der Sage nach nach dem trojanischen Kriege an die daunische Küste verschlagen wurde und die von seinem Vater erlernte Heilkunst ausübte. Auch auf dessen Grabmal übte man nach Strabo [1]) die Inkubation auf Widderfellen.

Allbekannt ist das bei den Römern geübte Befragen der **sibyllinischen Bücher** und die Geschichte von deren Verkauf an König Tarquinius durch die Sibylle von Cumä.

Die **Sybllen** [2]) sind Autosomnambule, welche, nachdem sie ihre Seherschaft entdeckt haben und dieselbe auf Befragen auszuüben gedenken, sich durch verschiedene Mittel, durch betäubende, der Erde entströmende Gase u. s. w., in Ekstase versetzen. So schildert schon Virgil die Ekstase der Sibylle von Cumä, nachdem sie sich in der Höhle des euböischen Felsens in Ekstase gesetzt hat, äußerst charakteristisch mit Worten, wie sie vollkommen auf den Korybantismus der alten Griechen, die „divinatio per furorem“ und die Krampfzustände unserer Somnambulen passen:

„Plötzlich erschien nicht vorige Farbe, noch Antlitz,
Nicht in geordneten Locken das Haar: nein, keuchend der Busen,
Heftig in Wut aufschwellend das Herz, auch höher das Ansehn,
Und nicht sterblich der Ton, als nun sie des mächtigen Anhauchs
Füllte der nähere Gott“. [3])

„Aber von Phöbus Gewalt ungebeugt noch, tobt die Prophetin
Ungestüm in der Höhl', ob etwa der Brust sie entschütteln
Könne den mächtigen Gott: um so heftiger zerrt er des Mundes
Rasen, und zähmt der Empörten das Herz, und ein Bändiger zwängt er“. [4])

---

[1]) **Strabo**, Lib. VI.

[2]) Zur Etymologie des Wortes Sibylle sei bemerkt, daß Diodor und Origines dasselbe von σιος (im äolischen Dialekt), Gott, und βουλή, Rat, ableiten; andere — wohl richtiger — von σίω, heftig bewegen, und βύλλος, voll, denn bei ihrer Weissagung waren sie voll heftiger Bewegung.

[3]) und [4]) Aeneis. VI. 47—51. 77—80.

„Also ruft aus dem hehren Geklüft die Seherin Cumas,
Mit grauenvollen Getöns Umschweif, und brüllt aus der Höhlung
Wahre Leut' in Dunkel gewirrt: so schüttelt des Wahnsinns
Zügel mit Macht, so dreht in die Brust ihr den Stachel Apollo!" [1])

Aber die Sibylle spricht von sich selbst ganz ähnlich: „Ich bin ganz gestreckt, und mein Leib ist betäubt; ich weiß nicht, was ich sage, allein Gott befiehlt mir zu sprechen; — warum muß ich diesen Gesang einem jeden verkünden? Und wenn mein Geist nach dem göttlichen Hymnus ausgeruht hat, so befiehlt mir der Gott, von neuem zu weissagen. Ich weiß die Zahl des Sandes und das Maß des Meeres und die Höhen der Erde und die Zahl der Menschen und die Gestirne und die Bäume und die Tiere". [2])

Für gewöhnlich zählt man zehn Sibyllen, die persische oder chaldäische (Sameta); die libysche; die delphische (Daphne des Diodorus); die cumanische, von welcher Virgil singt und von der Plutarch behauptet, daß sie den berühmten Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. vorausgesagt habe; die erythräische; die samische; die Herophile; die hellespontische, die phrygische und die tiburtinische.

Bekanntlich wurden die alten sibyllinischen Bücher auf Befehl des Stilicho verbrannt, und die jetzt noch in zwölf Büchern griechischer Verse erhaltenen sind jüdisch-christliche Machwerke aus dem zweiten und dritten Jahrhundert.

Es ist ein von der Kirche genährter weit verbreiteter Irrtum, daß die Orakel mit dem Auftreten Christi aufgehört hätten. Daß dem nicht also ist, ergiebt sich aus dem Folgenden: Sueton erzählt in seinem Leben Neros, daß das delphische Orakel Nero gewarnt habe, sich vor 73 Jahren zu hüten. Nero glaubte deshalb mit 73 Jahren zu sterben, wurde aber von dem 73jährigen Galba des Thrones beraubt. Philostratus berichtet von Apollonius von Tyana, daß derselbe die Orakel von Delphi und Dodona besuchte. Auch Julian Apostata fragte in Delphi an, ob er gegen Persien rüsten solle. Dionysius berichtet, daß Amphilochos noch im Jahre 230 n. Chr. Traumorakel erteilte. Makrobius erzählt, daß zur Zeit des Honorius und Arcadius die Orakel zu Heliopolis in Syrien und zu Antium noch blühten. In Athen endlich war die Inkubation noch im fünften Jahrhundert bis zum Schluß der neuplatonischen Schulen üblich. [3])

Als ein Beispiel der von infolge der Inkubation geheilten Kranken den Tempeln geweihten Votivtafeln erwähne ich die maffeischen Tafeln, so genannt, weil sie von dem gelehrten Jesuitenpater Giovanni Pietro Maffei (1556—1603) im Äskulaptempel in Rom aufgefunden und bekannt gemacht wurden. Der lateinische Text dieser Tafeln (der ursprüngliche war griechisch) findet sich bei J. Chr. Frommann [4]); und Ennemoser giebt

---

[1]) Ebenda 98—101.

[2]) Traité de la Créance des pères à l'occasion de l'esprit attribué aux Sibylles. Par David Blondel. Charenton. 1652. p. 25 und 64.

[3]) Kindermann: Der Somnambulismus unserer Zeit mit der Inkubation oder dem Tempelschlaf und Weissagungstraume der alten Heiden verglichen. 1788.

[4]) Tractatus de Fascinatione. Norimb. 1675. 4°. p. 197.

in seiner „Geschichte der Magie“ [1]) eine deutsche Übersetzung nach dem in der Bibliothèque du Magnétisme animal [2]) befindlichen französischen Text, welche von dem lateinischen etwas abweicht.

Der ganze bei Juden und Heiden geübte magnetisch-mediumistische Kultus ging in das Urchristentum über, und Paulus entrollt uns einen ganzen Cyklus von somnambulem Sprechen, Trancereden, Sprechen nicht erlernter Sprachen (Zungenreden), Fernwirken, magischem Heilen, Weissagen u. s. w., wenn er sagt [3]):

„In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen. Einem wird gegeben durch den Geist zu reden von der Weisheit; dem andern wird gegeben zu reden von der Erkenntnis, nach demselbigen Geist; einem andern der Glaube in demselbigen Geist; einem andern die Gabe gesund zu machen in demselbigen Geist; einem andern Wunder zu thun; einem andern Weissagung; einem andern Geister zu unterscheiden; einem andern mancherlei Sprachen; einem andern die Sprachen auszulegen.“

Paulus klassifiziert die so Begabten folgendermaßen [4]):

„Und Gott hat gesetzet in der Gemeinde aufs erste die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, danach die Wunderthäter, danach die Gaben gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen.“

Paulus kennt auch sehr wohl das verhältnismäßig seltene Vorkommen derartiger Begabung, denn er sagt [5]):

„Sind sie alle Apostel? Sind sie alle Propheten? Sind sie alle Lehrer? Sind sie alle Wunderthäter? Haben sie alle Gaben gesund zu machen? Reden sie alle mit mancherlei Sprachen? Können sie alle auslegen?“

Paulus empfiehlt die Ausbildung dieser Gaben mit den Worten [6]):

„Strebet aber nach den besten Gaben. Und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen.“

Dieser Weg ist die Ausübung der christlichen Liebe und das Gebet im Geist. [7]) Auf diesem Wege werden die obigen, nach Paulus zur Bekehrung Ungläubiger nützlichen Gaben erworben, und die Fernempfindung, das Durchschauen anderer könnte nach Paulus derart gesteigert werden, daß alle Mitglieder einer versammelten Gemeinde von einem unter sie tretenden Unbekannten auf übersinnliche Weise das gleiche Charakterbild erhielten. Diese Stufe allgemeiner Adeptschaft ist jedoch de facto nicht erreicht, und die Gaben äußern sich je nach der Individualität in verschiedenem Grade. Man vergleiche folgende Stellen [8]):

„So sie aber alle weissagten, und käme dann ein Ungläubiger oder Laie hinein, der würde von denselben allen gestraft und von allen gerichtet. Und also würde das Verborgene seines Herzens offenbar, und er würde also fallen auf sein Angesicht, Gott anbeten und bekennen, daß Gott wahrhaftig in euch sei. Wie ist ihm denn nun, liebe Brüder? Wenn ihr zusammenkommt, hat jeglicher Psalmen, er hat eine Lehre, er hat Zungen, er hat Offenbarung, er hat Auslegung. Laßt es alles ge-

[1]) A. a. O. S. 595 u. 596. [2]) A. a. O. Tom. 6, 7 u. 8.
[3]) 1. Korinther, 12, 7—10. [4]) A. a. O. V. 28.
[5]) 1. Korinther 12, 29. 30. [6]) A. a. O. V. 31.
[7]) 1. Korinther cap. 13 u. 14 bis V. 23.
[8]) 1. Korinther 14, 24—32.

schehen zur Besserung. So jemand mit der Zunge redet, oder zween, oder aufs meiste drei, eins ums andere, so lege es einer aus. Ist er aber nicht ein Ausleger, so schweige er in der Gemeinde, rede aber ihm selber und Gotte. Die Weissager aber lasset reden, zween oder drei, und die andern lasset richten. So aber eine Offenbarung geschiehet einem andern, der da sitzt, so schweige der erste Ihr könnt wohl alle weissagen, einer nach dem andern, auf daß sie alle lernen und alle ermahnt werden. Und die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan."

Es ist zweifelhaft, ob Paulus an dieser Stelle unter dem Zungenreden Sprechen nicht erlernter Sprachen in magnetischem Zustand oder das in diesem Zustand so häufig beobachtete Bilden neuer, unbekannter Sprachen versteht. Im ersten Fall wäre der Ausleger einfach ein Mensch, welcher die betreffende Sprache erlernt hat, im zweiten Fall ein mit der somnambulen Person in Rapport stehender Somnambuler, welcher während der Krise durch Gedankenübertragung den Sinn der neugebildeten Worte versteht, während beide, in den tageswachen Zustand zurückgekehrt, Verständnis und Erinnerung verloren haben.

Der Schlußvers macht es nicht unwahrscheinlich, daß Paulus das Zungenreden und Weissagen als ein inspiriertes Sprechen meint, bei welchem die Geister der neuen, christlichen Propheten von den Geistern der alten, jüdischen Propheten erfüllt („kontrolliert") seien.

Paulus erkennt wohl dunkel, daß das im ekstatischen Zustand Geschaute und Gesprochene von dem ethischen rc. Zustand der Persönlichkeit abhängig ist und keine Garantie für seine absolute Wahrheit in sich trägt. Trotzdem aber sagt er, daß Gott wahrhaftig in den christlichen Sehern sei. — Dies ward später, indem man das anthropologische Phänomen auf eine supranaturalistische Ebene abschob und als Beweismittel für das Dogma heranzog, dazu benutzt, um alle außerhalb der orthodoxen Kirche sich vorlaut hervordrängenden okkulten Phänomene für teuflisch zu erklären; und damit waren die Grundrisse der Scheiterhaufen gezeichnet, auf welchen Ketzer und Hexen zur größeren Ehre Gottes zu Asche verbrannt wurden.

Wir können unmöglich die ganze Ketzergeschichte durchgehen, um alle in ihr vorkommenden Somnambulen ans Licht zu ziehen. Wir wollen nur an die Gnostiker Marcus und Montanus, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten mit Somnambulen operierten, erinnern. Marcus rief seinen Schülerinnen zu: „Siehe, die Gnade Gottes kommt auf dich! Öffne deinen Mund und weissage!" Als darauf das Weib antwortete: „Ich habe noch niemals geweissagt, und weiß nicht, wie ich weissagen soll," so machte Marcus gewisse Bewegungen, sprach Beschwörungen und versetzte dadurch die Schwester in Betäubung, worauf diese niederfiel und göttliche Offenbarungen zu erhalten glaubte. Tertullian schreibt von einer den Montanus begleitenden Somnambule:

„Unter uns weilt jetzt eine Schwester, welcher die Gabe der Prophezeiung verliehen ist. Sie empfängt ihre Enthüllungen in der Kirche während der Feier unserer Mysterien, wo sie in Ekstase fällt, dann hält sie Unterredungen mit den Engeln, zuweilen auch mit dem Herrn Christus. In ihrer Verzückung hört und sieht sie die Geheimnisse des Himmels; sie weiß, was die Herzen mancher Menschen verbergen, und nennt denen, welche dessen bedürftig sind, heilsame Arzneimittel."

Wir begegnen also hier dem ekstatischen Entrücktsein, dem Gedankenlesen und Heilinstinkt der Somnambulen [1]).

Eine vorzügliche Schilderung des somnambulen Zustandes giebt der bedeutendste altchristliche lateinische Dichter Aurelius Clemens Prudentius (350—410) in seiner Hamartigenia [2]):

„Nichts, was irdisch und fest, steht hindernd dem Seher entgegen;
Nächtliche Nebel, sie weichen, es weichen die schwärzlichen Wolken,
Und die feinere Decke, die weltverhüllende, sinket.
Nicht allein in dem Äther ermessen die Blicke die Tiefen,
Über der Berge Gebäu hinführen die Lichter des Geistes,
Und die Enden des Meeres, die letzten Gestade von Thule
Kennt er, in die Unterwelt schweift das geflügelte Auge,
Und du zweifelst, es möchten die Seelen, geübet im Schauen,
Sehn nicht dem leiblichen Auge Verborgnes, wenn in des Schlafes
Süßer Entfremdung der wachende Geist oft fessellos schweifet
In entfernt gelegne Gefilde, die Schärfe des Blickes
Über die Fluren, die Sterne und über die Meere dahineilt?
Doch läßt er die Glieder nicht los, bis der Tod sie ereilet,
Tief im innersten Leibe verbleibt er, der Späher, und alles
Schauet sein schärferes Aug'. Kein Riegel vermag es zu hindern,
Daß vor dem geistigen Blicke nicht offen liege das Weltall."

Im Leben der Heiligen spielte der Somnambulismus eine große Rolle und alle Legenden sind voll von hierher gehörigen Erzählungen. Man hat zwar in neuerer Zeit angefangen, den Wert dieser Beispiele gering zu schätzen und herabzusetzen, während man mit Unrecht viele ähnliche Erscheinungen zu hoch anschlägt und überschätzt. Die Heiligenlegenden teilen das Los des okkulten Phänomenalismus, insofern man wohl an den einzelnen Thatsachen herummäkeln kann, das Gesamtgebiet aber gelten lassen muß. Die Afterwissenschaftlichkeit will nicht einsehen, daß man dieses Gebiet eben nur aus dem Ganzen heraus begreifen kann, und daß alsdann die sich bei den Heiligen, Hexen, Somnambulen, Medien u. s. w. früherer Zeiten zeigenden okkulten Vorgänge Wert gewinnen, obwohl sich diese nicht exakt feststellen und protokollieren lassen konnten.

Aus obigem Grunde aber werde ich sparsam mit Beispielen aus der Heiligengeschichte sein und nur die heilige Hildegard anführen. Dieselbe wurde als Tochter adeliger Eltern 1098 zu Bökelheim in der Grafschaft Sponheim geboren und kam in ihrem achten Lebensjahre in das Kloster Disibodenberg im Fürstentum Zweibrücken. Sie war äußerst kränklich und den größten Teil ihres Lebens bettlägerig. Dabei wurde sie autosomnambul und entwickelte eine solche Begabung mit okkulten Fähigkeiten und Kräften, daß man sie wohl eine mittelalterliche „Seherin von Prevorst" nennen könnte. Sie heilte Krankheiten durch Berührung, Auflegen der Hände und selbstgeweihtes Wasser, durchschaute der Menschen

[1]) Schindler: Magisches Geistesleben, S. 108.

[2]) Opera ed Obbarius, Tübingen, 1845.

Gedanken, war fernsehend und hatte prophetische und andere Gesichte aller Art. Dieselben beschreibt sie in ihren „Sci vias (erkenne die Wege! — nämlich des Herrn) seu visionum et revelationum libri III (1628).“ In denselben schreibt sie über ihr autosomnambules Schauen:

„Was ich sehe, weiß ich nicht sicher, solange ich körperlich beschäftigt bin. Gesichte aber hatte ich von meiner Kindheit an, da ich noch sehr gebrechlich war, bis zur gegenwärtigen Zeit, da ich über siebenzig Jahre alt bin. Meine Seele erhebt sich, nachdem Gott will, in diesen Gesichten bis zur Höhe des Firmaments und nach allen Weltgegenden zu verschiedenen Völkern. Ich sehe die Dinge aber nicht mit den äußern Augen und höre sie nicht mit den Ohren noch durch die andern Sinne, sondern einzig in meiner Seele mit offenen Augen, ohne in Ekstase zu geraten; denn ich schaue sie wachend bei Tag und bei Nacht.“

„Im dritten Jahre meines Lebens erblickte ich ein solches Licht, daß meine Seele erbebte. Aber infolge meiner Kindheit konnte ich nichts darüber mitteilen. In meinem achten Jahr wurde ich Gott zu einem geistigen Verkehr dargebracht, und bis zum fünfzehnten Jahre sah ich vieles, wovon ich manches in Einfalt erzählte, so daß die Hörer darüber erstaunt waren und überlegten, woher und von wem diese Gesichte kämen. Damals verwunderte ich mich selbst, daß, während ich innerlich im Geiste sah, ich auch das äußere Sehvermögen hatte, und da ich dies sonst von keinem Menschen hörte, so verbarg ich die Gesichte, welche ich in meiner Seele hatte, soviel ich konnte. Vieles Äußere blieb mir auch unbekannt wegen der beständigen Kränklichkeit, welche ich vom Mutterleib bis jetzt erduldet habe, die meinen Körper abmagerte und meine Kräfte verzehrte. So erschöpft, fragte ich einst meine Pflegerin, ob sie etwas außer den äußerlichen Dingen sähe. Sie antwortete: nein, weil sie nichts sah. Da wurde ich von großer Furcht ergriffen und wagte nicht, dies jemanden mitzuteilen; aber indem ich mancherlei sprach, pflegte ich auch von künftigen Dingen zu erzählen. Wenn ich von diesen Visionen mächtig ergriffen war, sagte ich Dinge, welche den Hörenden gänzlich fremd waren. Wenn nun die Kraft der Vision etwas nachließ, worin ich mich mehr nach den Sitten eines Kindes, als nach den Jahren meines Alters betrug, so errötete ich sehr und fing an zu weinen; und häufig hätte ich lieber geschwiegen, wenn es mir vergönnt gewesen wäre. Aus Furcht aber vor den Menschen wagte ich niemand zu sagen, wie ich sah. Aber eine Edelfrau, der ich zur Aufsicht übergeben war, bemerkte dies und teilte es einer ihr bekannten Nonne mit. Nach dem Tode dieser Frau blieb ich bis zum vierzigsten Jahre meines Lebens sehend. Damals wurde ich in einem Gesichte durch einen großen Drang genötigt, öffentlich zu sagen, was ich gesehen und gehört hatte. Ich teilte dies einem Mönch, meinem Beichtvater, mit, einem Manne voll guten Willens. Ich war aber damals sehr kräftig. Er hörte diese wunderbaren Erscheinungen gern und riet mir, sie niederzuschreiben und geheim zu halten, bis er sähe, wie und woher sie wären. Nachdem er erkannte, daß sie von Gott waren, teilte er sie einem Abt mit und arbeitete eifrig mit mir in diesen Dingen.“

„Als ich zweiundvierzig Jahre und sieben Monate alt war, durchströmte ein vom Himmel kommendes feuriges Licht mein ganzes Gehirn und entflammte mein Herz wie ein Feuer, das nicht brennt, aber wärmt, der Sonne gleich, die mit ihren Strahlen die Gegenstände erwärmt, und plötzlich hatte ich das Verständnis der Schriftauslegung, nämlich des Psalters, des Evangeliums und anderer Bücher des alten und neuen Testamentes.“

„In diesen Visionen verstand ich die Schriften der Propheten, der Evangelisten und einiger heiliger Philosophen ohne allen menschlichen Unterricht. Einiges aus diesen Büchern erklärte ich, da ich doch kaum die Buchstaben kannte, soviel mich die

ungelehrte Frau gelehrt hatte.[1]) Ich sang auch ein Lied zur Ehre Gottes und der Heiligen, ohne von einem Menschen darüber belehrt worden zu sein, denn ich hatte nie irgend einen Gesang gelernt. Da diese Dinge der Mainzer Kirche bekannt wurden, so sagten sie, es komme alles von Gott und durch die Prophetengabe. Hierauf wurden meine Schriften dem Papst Eugen, als er zu Trier war, gebracht, welcher sie vor vielen vorlesen ließ; er schickte mir einen Brief und hieß mich meine Gesichte genauer aufschreiben."

Der hier genannte Papst ist Eugen III (1145—1153). Derselbe ließ auf Anregung seines Lehrers, des heiligen Bernhard von Clairvaux, die heilige Hildegard durch eine Kommission untersuchen und erklärte sie für eine echte Prophetin. Auch Anastasius IV, Hadrian IV und die Kaiser Konrad III und Friedrich Barbarossa fragten Hildegard in den wichtigsten Angelegenheiten um Rat. Sie starb am 17. September 1179.

Ebenso wie bei den Heiligen kommt der Somnambulismus bei den Hexen vor. Da ich schon früher an dieser Stelle hierher gehörige Beispiele gab, kann ich mich jetzt mit einem bloßen Hinweis auf dieselben begnügen.[2])

Auch die scheinbare Entrückung der Somnambulen ins Jenseits, deren ältestes Beispiel wir bei Eros von Pamphilien begegnen, mangelt im Mittelalter nicht. Von vielen Beispielen gebe ich nur ein wenig bekanntes, weil dasselbe erstens einem der alten Kultur völlig fremden Volk entstammt, und weil mit dem Entrücktsein prophetische Gesichte und die Hypostasierung eines der bekannten „Führer" der Somnambulen vergesellschaftet sind. Das Beispiel entnehme ich Clavigeros Geschichte von Mexiko[3]):

„Prazanzin, die Schwester des Montezuma, starb 1509. Ihr Bruder ließ sie nach einem prächtigen Leichenbegängnis in einer unterirdischen Höhle des Gartens des Palastes beisetzen und die Öffnung mit einem Stein zusetzen. Des folgenden Tages erwachte Prazanzin wieder, kehrte ins Leben zurück und ließ ihrem Bruder melden, daß sie ihm Dinge von Wichtigkeit mitzuteilen habe. Dieser kam voll Erstaunen zu ihr und hörte von ihr folgendes: In meinem Todeszustande sah ich mich auf eine weite Ebene versetzt, die ich nicht übersehen konnte. In der Mitte gewahrte ich einen Weg, der sich weiterhin in viele Fußsteige teilte. Auf der einen Seite floß ein Strom mit fürchterlichem Geräusch. Ich wollte hinüberschwimmen; da ward ich eines schönen, in ein schneeweißes, blendendes Gewand gekleideten Jünglings gewahr, der mich mit den Worten bei der Hand faßte: halt, es ist noch nicht Zeit; Gott liebt dich, ob du es gleich nicht weißt. Darauf führte er mich am Ufer hin, wo ich eine Menge Menschenschädel und Knochen bemerkte und ein ängstliches Stöhnen hörte. Auf dem Flusse sah ich einige große Schiffe mit Menschen von fremder Farbe und Kleidung gefüllt. Sie waren schön und hatten Bärte, Fahnen und Helme. Es ist Gottes Wille, sagte der Jüngling, daß du leben sollst und Zeuge sein der großen Veränderungen, welche diesen Reichen bevorstehen. Das Stöhnen rührt von den Seelen deiner Vorfahren her, die für ihre Sünden büßen. Die in den Schiffen werden sich durch ihre Waffen zu den Herren aller dieser Reiche machen. Mit ihnen wird auch die Kenntnis des einzig wahren Gottes kommen. Nach Beendigung des Krieges, und wenn das Bad, das von allen Sünden reinigt,

[1]) Hildegard meint die Nonne, welche sie lesen lehrte.
[2]) Sphinx VIII. 44, S. 97 ff., IX. 51, S. 155 ff.
[3]) Leipzig 1789. S. 165 (Deutsche Ausgabe.)

bekannt sein wird, sollst du es zuerst empfangen und andere dadurch zur Nachfolge reizen. Nach dieser Rede verschwand der Jüngling, und ich fand mich wieder lebendig, schob den Stein von der Thüre weg, und nun bin ich wieder unter den Menschen. Die Prinzessin lebte, wie man sagt, noch viele Jahre eingezogen. Sie war die erste, welche zu Tlatlalolko 1524 getauft wurde."

Daß die Aztekin Prazanzin im Jahre 1509 nicht mit obigen Worten gesprochen haben kann, ist ohne weiteres klar; aber vielleicht hat sie später als Christin ihr Erlebnis so oder ähnlich erzählt, denn eine Thatsache liegt der Erzählung ganz offenbar zu Grunde, und deshalb glaubte ich sie nicht übergehen zu dürfen.

Es bliebe nun etwa noch das spontane und erstrebte Geistersehen zu besprechen. Da aber diese somnambulen Zustände nicht allein in der Persönlichkeit des Sehers wurzeln, so kann ich sie hier füglich beiseite lassen.

Über Somnambule von der Reformationszeit bis zum 18. Jahrhundert kann ich auf den Aufsatz: „Seher und Medien des siebenzehnten Jahrhunderts" [1]) und den „Prossener Mann" [2]) verweisen; desgleichen über die Mittel zur Erzeugung des Somnambulismus in älterer Zeit auf den Artikel „Hypnotisches Hellsehen". [3])

[1]) Sphinx II. 7, S. 51 ff. [2]) Sphinx III. 15, S. 188.
[3]) Sphinx I. 2, S. 130.

Das Unbewußte.

Von
Franck Forster.



Sehet, wie dem Felsenmunde
Perlenrein der Quell entweicht,
Frisch und süß und hüpfend leicht,
Tag und Nacht und Stund' um Stunde. —

Leitet ihn durch dunkle Röhren
Zu der Sonne grellem Schein,
Wird er nicht so perlend rein
Unserm „Tage" angehören. — —

Seht den Quell in unsern Tiefen:
Faßt ihn nicht mit engem Zwang;
Rein erklingt er wie Gesang,
Wenn wir ihn nicht polternd riefen! — —



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Ein telepathischer Wahrtraum.

Bei Gelegenheit der Verhaftung des Raubmörders **Wetzel** im „Sächsischen Hofe“ zu Leipzig wurde von dem dortigen „Tageblatt und Anzeiger“ am 3. November 1891 (Morgen-Ausgabe zu No. 359, I. Beiblatt) die folgende Thatsache mitgetheilt, die für sich selbst redet:

Am Tage seiner Verhaftung in Leipzig wurde ihm am Morgen eine böse Vorbedeutung zu Teil. Er hatte mit seinem Fahrrad das Hotel „Sächsischer Hof“ verlassen und fuhr zu seiner „Braut“. (Wetzel knüpfte allenthalben, wohin er kam, „Verhältnisse“ an.) Das junge Mädchen empfing ihn in gedrückter Stimmung. Auf seine Frage, was sie denn habe, antwortete sie, sie habe einen **schlimmen Traum** gehabt; sie hätte ihn als Verhafteten gesehen und fügte hinzu: „Gustav, hast Du denn etwas begangen?“ Er erklärte sich jedoch mit der heitersten Miene für den unschuldigsten Menschen von der Welt. Danach aber ist ihm doch bald unheimlich bei dem Mädchen geworden; er hat sich entfernt und ist ins Hotel zurückgekehrt, in der festen Absicht, Leipzig sofort zu verlassen. Daß ihn gleich bei seiner Ankunft im Gasthofe das Verhängniß ereilte, ist bekannt.

H. S.

Crookes als Zeuge für die übersinnlichen Thatsachen.

Wie denkt **William Crookes** heute über seine psychischen Forschungen vom Jahre 1874 ist eine Frage, die oft im Verkehr mit den vom Materialismus angekränkelten Zeitgenossen aufgeworfen wird, und für gewöhnlich wird hierauf in sachlicher Unkenntnis ungefähr folgende Antwort gegeben: Seit jener Zeit, in welcher Crookes solch' außerordentliche Thatsachen feststellte, hat er sich in vollständiges Stillschweigen über diese Forschungen gehüllt. Offenbar hat er nachträglich den Betrug durchschaut, dem er zum Opfer gefallen war.

Die Leser der Sphinx freilich, welche die „Aufzeichnungen über Sitzungen mit D. D. Home“ von Crookes, aus den Proceedings der Society for Psychical Research vom Dezember 1889 entnommen, in unsern April- bis Juni-Heften 1890 lasen, erinnern sich der dieser Wiederveröffentlichung seiner psychischen Forschungen vorangeschickten Bemerkungen

in denen Crookes u. A. sagt: „ihre Veröffentlichung wird auf alle Fälle zeigen, daß ich nicht anderer Ansicht geworden bin," u. s. w.

Weil nun aber auch der französische Okkultismus sich auf diese Experimente von Crookes zu berufen pflegt, hat in Folge einer skeptischen Äußerung des Pariser „Univers Illustré" über die gegenwärtige Haltung des berühmten Physikers ein gewisser Paul Morin durch ein in „l'Initiation" vom Juni 1891 publicirtes Schreiben an Crookes eine abermalige Erklärung des Letzteren hervorgerufen. Diese, jeden Zweifel beseitigende Erklärung ist in „l'Initiation" vom Oktober 1891 im englischen Originaltext wiedergegeben; sie lautet übersetzt folgendermaßen:

„London, 17. Juli 1891.

Mein Herr! Seit der Veröffentlichung meiner Untersuchungen der dem Spiritualismus zugeschriebenen Phänomene im Jahre 1874 habe ich keine Veranlassung gefunden, meine dort ausgesprochene Anschauung zu ändern. Der Ihrige, William Crookes.

Das ist klar und deutlich. L. D.

Neuestes aus England.

Annie Abbott und die Review of Reviews.

Der uns in unserm gegenwärtigen Hefte noch gelassene Raum gestattet uns leider nicht mehr, in entsprechender Weise auf zwei Gegenstände einzugehen, welche neuerdings auf phänomenalistischem Gebiet in England sehr viel von sich reden machen.

Der eine ist das Auftreten von Fräulein Annie Abbott als „der kleine Magnet von Georgien". Unsere Leser werden die wunderbaren Vorgänge, welche durch sie hervorgebracht werden, wohl schon aus den Tagesblättern kennen. Es sind magische Kunststücke der Schwerkraft-Veränderung. Das, was diese merkwürdige kleine Dame vollbringt, hat sein Seiten- und Gegenstück nicht nur in der Levitation, sondern schon im Fliegen der Vögel, was auch nur auf einer Umwendung (Inversion) der Schwerkraft beruht. Wichtiger aber wird für viele unserer Leser die Frage sein, ob die Ursache jener Leistungen der Abbott in ihr selbst allein zu suchen sind oder in der Mitwirkung fremder (übersinnlicher) Intelligenzen. Wir haben Frl. Abbott noch nicht selbst gesprochen, das Princip der Entscheidung über diese Frage scheint uns aber ein sehr einfaches zu sein: Vollbringt sie ihre Leistungen vermittelst ihrer eignen Willenskraft und im Verhältnisse des Aufwandes derselben, dann ist sie allein die Ursache, sonst wirken fremde Kräfte mit.

Der andere Gegenstand des öffentlichen Interesses in England, der von ungleich größerer Bedeutung ist und den wir hier vorläufig wenigstens erwähnen müssen, ist die Weihnachts-Nummer der von dem berühmten Mr. Stead so meisterhaft redigierten, einflußreichen „Review of Reviews". Dieses Heft ist eine überaus geschickte Propaganda-Schrift für die Society for Psychical Research in London und befaßt sich mit dem Gegenstande der Telepathischen Erscheinungen. Daß dieses Heft den wenig schönen Titel „Real Ghost Stories" (wirkliche Gespenster-Geschichten)

trägt, ist eine notwendige Konzession an das Sensations-Bedürfnis des Publikums. In Deutschland freilich würde gerade solcher Titel das maßgebende Publikum besonders abstoßen, in England aber ist das anders. Doch dies ist ja nur eine Äußerlichkeit. Das Verdienst, welches sich Mr. Stead jetzt wieder mit diesem mutigen Schritte erworben hat, ist eine hervorragende Thatsache, die in ihrer geschichtlichen Bedeutung in den kommenden Jahren und Jahrzehnten wohl noch mehr als gegenwärtig wird gewürdigt werden. — Von den verschiedenen Vorfragen, welche Mr. Stead in seiner Einleitung beantwortet, scheint uns die wichtigste: Welchen Zweck und Nutzen haben solche übersinnlichen Thatsachen, wenn sie sich nun als unumstößlich wahr nachweisen lassen? Aus den treffenden Ausführungen Steads mag hier nur der eine Satz hervorgehoben werden: „Die Telepathie wird sich zur Telegraphie etwa so verhalten, wie der Dampfwagen zur Postkutsche." Es liegt aber auch weiter auf der Hand, daß in dem Zeitalter unserer an dem Sinnenfälligen klebenden Kultur allein der sichere Nachweis übersinnlicher Thatsachen geeignet erscheint, die blind Dahinlebenden und -strebenden aufzurütteln und in ihnen das Bewußtsein zu erwecken, daß es etwas Höheres, Übersinnliches giebt. Ist dieser Standpunkt einmal gewonnen, so ist alles Weitere nur eine Zeitfrage der selbstverständlichen Fortentwickelung. Wir werden noch auf diese Sammlung der „Review of Reviews" eingehend zurückkommen.

H. S.

Geistige Heilung.

Im Juli des Jahres 1871 befand ich mich in San Michel, Oedenburger Komitat, Ungarn, woselbst die Verwaltung des Eisenbahnspitals unter meiner Leitung stand. Dortselbst befand sich dazumal ein Patient, der mein besonderes Interesse und Mitleid erregte. Es war dies ein junger Tagelöhner (32 Jahre alt), der große Leiden erduldete infolge eines Übels am linken Fuße; in den Rist desselben waren mehrere kleine, tiefe Löcher gebrochen, aus denen fortwährend Würmer kamen, welche nicht zu vertilgen waren. Deshalb heilten die Wunden nicht, trotz aller angewandten Mittel des Arztes.

In derselben Gegend nun befand sich ein sehr alter Mann, ein Müller, der als Wundenheiler einen besondern Ruf in weitem Umkreis genoß. Von allen Gegenden pilgerten Kranke und mit Wunden Behaftete zu ihm, und man sagte, er heile sie alle schnell und sicher, und zwar nur durch gewisse Sprüche und Gebete.

Mit dem Sohn dieses Müllers war ich gut bekannt, und da er von meiner Teilnahme für den kranken Tagelöhner hörte, riet er mir, die Sache doch seinem Vater zu erzählen, der würde unfehlbar helfen; notwendig sei dazu, daß er das genaue Alter des Kranken, sowie seine Personalbeschreibung erhalte. Am andern Morgen verfügte ich mich zu dem Alten und berichtete ihm alles.

„Gut," sagte er, „sorgen Sie sicher, daß von Seite des Arztes durchaus nichts mehr an dem Kranken mediziniert oder vorgenommen werde;

verhindern Sie das sicher, sonst kann ich nicht helfen. Gelingt Ihnen dies, so werden Sie sehen, daß am morgigen Nachmittag Punkt 1/2 4 Uhr alle Würmer sich entfernen und daraufhin die Wunden schnell und gut heilen werden."

Nach meiner Heimkunft ins Spital kam der Arzt und brachte Kreosot, um es in die Wunden zu gießen. Es gelang mir aber, die sofortige Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern und da der Arzt vor dem Abend des nächsten Tages nicht zu erwarten war, so unterblieb die weitere Anwendung leicht. Ich sah mit Spannung dem kommenden Tage entgegen und befand mich Punkt 1/2 4 Uhr nachmittags beim Kranken. Wie nun der Alte gesagt hatte, so geschah es wirklich; in überraschender Schnelle entfernten sich zahllose Würmer, die Wunden heilten wunderbar rasch und gut, so daß in wenigen Tagen der Kranke als genesen entlassen wurde.

Ich kam in der Folge öfter in das Haus des Müllers, und ich wünschte sehr, einiges über das äußerliche Verfahren bei solcher Heilung zu erfahren. Als ich vertrauter mit dem Alten wurde, brachte ich die Rede auf diesen speziellen Fall und er erwiderte: „Das Gebet und der Wille sind die Hauptsache dabei, ich habe sonst kein Mittel. Wie immer, betete ich auch in diesem Falle, dann sprach ich ungefähr so, mir lebhaft den Kranken vergegenwärtigend: ‚Du hast 100 Würmer, nun sind es nur mehr 99, du hast 99, nun sind es nur mehr 98, und so machte ich fort, bis: du hast 1 — nun hast du keinen mehr!‘ Und dann betete ich wieder."

Mehr konnte ich von dem Müller nicht erfahren, und bemerke noch, daß er nie und um keinen Preis eine Belohnung für seine Hilfeleistung von irgend jemand anzunehmen pflegte.

Ich habe Vorstehendes genau der Wahrheit und getreulich dem damaligen Sachverhalte nach erzählt, was ich mit meiner Unterschrift hiermit bestätige.

Kössen, 27. Juni 1891. **Carl Mutschlechner.**

Psychische Studien.[1])

Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Leser der „Sphinx" an den in einem kurzen Auszuge schon in unserm Aprilheft vorgeführten Studien Featherstone-Haughs[2]) Gefallen fanden, folgt hier eine Fortsetzung über die so vielen Widerspruch erfahrende Frage des Identitäts-Nachweises der sich mediumistisch manifestierenden Intelligenzen. Featherstone-Haugh kennt alle Gründe für und gegen die vielen sich dem Forscher entgegentürmenden Schwierigkeiten. Er giebt dann einen Bericht über

[1]) Aus dem Rel. Philos. Journal, Chicago. Jan. 31, 1891.

[2]) Auch der Herausgeber des „Light" macht die psychischen Studien dieses Amerikaners zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung in seinen „Notes by the way" („Light" vom 28. März 1891), jener fortlaufenden Rundschau, welche — nebenbei bemerkt — wohl zum Besten und Lehrreichsten gehört, was überhaupt über die spiritistische Bewegung geschrieben wird.

ein Experiment, welches er ganz ausdrücklich zu dem Zwecke des Nachweises ersonnen hatte, obwohl die sich manifestierende Intelligenz über etwas, was nur sie wissen kann, korrekten Aufschluß zu geben vermag.

Bei jeder Gelegenheit, so oft ich die Sitzungen der Frau Lord (des Mediums) besuchte — in Zwischenräumen von fünf Jahren manches Mal — behauptete allemal eine Intelligenz gegenwärtig zu sein, welche immer denselben Namen angab, mit nicht nur immer der gleichen Stimme, sondern auch derselben Sprache. Ich verschaffte mir die Photographie der Person, deren Name so oft ausgesprochen war, und legte dieselbe zu verschiedenen andern desselben Geschlechts und desselben Alters. Als ich alsdann wieder eine Sitzung besuchte, nahm ich, sobald das Licht ausgelöscht war, das Packet Photographien aus meiner Tasche, legte es auf meine Kniee, und als nun die Intelligenz ihre Gegenwart anmeldete, ersuchte ich sie in Gedanken, ihr eigenes Bild herauszusuchen. Die Bilder wurden hierauf, wie es das Besehen erfordert, durcheinander gemengt und eines wurde mir unter Berührung meines Gesichtes hingehalten, das ich dann mit 1 markierte. Später, im Verlauf desselben Abends stellte ich dieselbe Bitte noch zweimal und markierte die mir hingehaltenen Bilder mit 2 und 3. Nachdem das Gas wieder angezündet war, fand ich dasselbe Bild mit 1, 2, 3 bezeichnet. Es war nicht nur das rechte, sondern es wurde mir auch jedesmal die Rückseite des Bildes hingehalten, und dadurch zu meiner großen Befriedigung jede Beschädigung durch meinen Bleistift vermieden. Dieses Experiment wiederholte ich später mit demselben Erfolg.

Die bisher beliebte Abweisung sollte nun nachgerade einer gerechten Beurteilung der unserer Beobachtung zugänglichen Thatsachen und des so leicht und sicher anzutretenden Beweises Platz machen. Bei dem soeben mitgeteilten Experiment konnte ich nicht wissen, welches Bild ausgewählt worden, und berührte dasselbe auch nur mit der Spitze meines Bleistiftes, und, um es wieder zu den übrigen zu stecken, nachdem es mir auf die Kniee gelegt worden war. Das Medium hatte weder das Original, noch die Photographie jemals gesehen, und wußte auch nicht, was für Experimente ich anstellte, da meine Bitte ja in Gedanken gestellt wurde. Das Zimmer war vollständig dunkel. Die Möglichkeit eines Gelingens des Experiments durch menschliches Wissen scheint demnach hier vollständig ausgeschlossen. Das Resultat konnte ferner naturgemäß nur von einer Intelligenz herrühren, die imstande war, ihr eigenes Konterfei zu erkennen, und die hinreichend Kenntnis und Fähigkeit besaß, um unter diesen Umständen so zu handeln — wenigstens ist dies die einzige für *unser* Verständnis mögliche Erklärung.

Das Medium behauptete nachher, es könne sich der Erscheinung dieser Vision recht wohl erinnern und deren Photographie aus einer Zahl anderer leicht herausfinden. Ich gab ihr demnach mehrere Bilder in die Hand, und stellte mich so, daß ich ihr Thun beobachten, sie dagegen mein Gesicht nicht sehen konnte. Sie legte die drei oder vier ersten ab und gab mir ohne weiter hinzublicken, selbst als ich sie hierzu aufforderte, die richtige Photographie, der von ihr gesehenen und beschriebenen Vision. So identifizierte also das Medium mittelst seines Gesichtssinns durch die Ähnlichkeit mit einer Vision das Bild einer von ihm nie gesehenen, ihm *ganz unbekannten Person*.

Wir wollen diese lehrreiche Studie hier abbrechen, welche dem Leser wohl den Beweis für die bei uns immer wieder angezweifelte Thatsache liefern wird, daß man auch in den Vereinigten Staaten schon vor Gründung der Society for psychical Research in London und deren amerikanischem Zweige exakte Studien anzustellen verstanden hat. L. D.

Bemerkungen und Besprechungen.

Der Spiritismus im Roman.

Bewunderung und Unmut waren die Gefühle, mit denen wir Bölsches neuen, spannenden und geistvollen Roman „die Mittagsgöttin“ [1]) lasen. Wie viel Kunst und echte Poesie hat der Verfasser verschwendet, um darzulegen — was? Daß auch auf dem Felde des Spiritismus betrogen werde, und daß edle, wahrheitsliebende Menschen, wenn sie (wie jener berliner Journalist in unserem Roman) geistig unreif oder (wie der „Spreewaldgraf“ und Frey) nicht überzeugungsfest sind, leicht das Opfer einer geschickten Schwindlerin werden, welche die menschlichen Leidenschaften auszubeuten versteht!

Eben dieser unwürdige, schon so abgenutzte Rahmen zu der schönen Erzählung hat uns verstimmt; nicht aber des Verfassers Absicht, den Spiritismus von der lächerlichen, gefährlichen und abstoßenden Seite zu zeigen. Wie Bölsche über die spiritistische Doktrin als solche denkt, verrät er in seinem Roman nicht. Dies ist an einem Kunstwerk nur zu loben. Eins aber hat er — vielleicht wider Willen — uns doch verraten (Bd. I, Abschn. VI), nämlich daß auch er zu der in unserer Zeit täglich wachsenden Zahl derer gehört, welche, bei aller Hochachtung vor der mechanischen Wissenschaft, sich nicht mehr überreden lassen, von dieser allein sei die Lösung aller Welt- und Menschenrätsel zu erwarten — eine Einsicht, von der nur ein Schritt ist zur Anerkennung (wir wollen nicht sagen des Spiritismus, sondern) des Übersinnlichen überhaupt. Man braucht sich nur klar zu machen, und dies ist Bölsche noch nicht gelungen, daß doch die übersinnliche und sinnliche Welt nur Eine Welt bilden, daß demnach durch das Hereinragen jener in die unsrige die allgemeinen Fundamente der Wissenschaft ebenso wenig verrückt werden, als die Grundsätze der Astronomie es würden, wenn wir heute plötzlich die uns abgekehrte Seite des Mondes wahrnähmen. **R. K.**

Ein Buch für Frauen

nennen wir die Schrift von Franz von Nemmersdorf [2]), nicht etwa, weil sie für den Toilettentisch oder die Familienstube bestimmt ist — obgleich sie sich auch auf dem ersteren nicht so ganz übel ausnehmen möchte —, sondern vielmehr weil sie eine Frage behandelt, welche im Vordergrunde aller weiblichen Interessen steht, und von deren richtiger Lösung das Glück des Weibes abhängt: das Verhältnis des Weibes zum Manne.

Dieses Verhältnis, sowohl in als außer der Ehe, ist jetzt kein gesundes und vernünftiges, da unsere Frauen, durch ihre Erziehung, zu moralisch verkrüppelten, lügenhaften, den Wert ihrer Persönlichkeit und den der

---

[1]) Wilhelm Bölsche, Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. 3 Bde. (Deutsche Verlags-Anstalt). 1891. (Geh. 8 M., geb. 11 M.)

[2]) Franz von Nemmersdorf, Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben. Leipzig (bei Spohr). 173 Seiten.

geistigen Güter nicht kennenden Wesen, zu Lasttieren oder Zierpuppen gemacht werden, die, weil sie dem brutalen Egoismus des Mannes, der vor der Ehe solche Frauen begehrt und in der Ehe verwünscht, keinen offenen Widerstand zu leisten vermögen, sich durch kleinliche, unredliche Mittel an ihm rächen, und auf diese Weise auch das äußere Glück und sogar die Möglichkeit des Zusammenlebens aufheben.

Nur wahre Bildung, vernünftige, menschliche — nicht wie bisher, „ausschließend geschlechtliche" — Erziehung kann die Frau aus ihrer unwürdigen Lage herausziehen. Mit ihrer Befreiung sind auch die Männer gerettet, die der Frauen bedürfen. „Denn die Interessen der Menschheit sind, recht verstanden, durchaus solidarisch. Besonders ist die Verbindung der Geschlechter, ungeachtet aller Differenzpunkte, eine so innige, daß notwendig alle Zustände des einen auf das andere reagieren" (S. 5). Eine geistig hochstehende, intellektuell entwickelte, gebildete Frau kann und wird edleren Zwecken nachstreben, als Männer zu fangen oder der Belustigung derselben zu dienen; und in der Ehe wird sie auch ihre physische Freiheit zu wahren wissen und sich nicht zu der Rolle einer Kinder ohne Zahl gebärenden Maschine herabwürdigen lassen.

Freilich muß ein solches Weib — das Gegenteil der viel gepriesenen und besungenen „Weiblichkeit" — wie ein kalter Wasserstrahl auf die meisten Männer wirken; aber das ist ja gerade, was not thut.

Man bedenke nur die Folgen, welche die Verwirklichung dieses Ideals eines Weibes nach sich ziehen würde; ihre Summe ist gleich irdische Glückseligkeit: die Männer sind vor den Weibern und diese vor jenen sicher; der „Kampf der Geschlechter" hat ausgetobt, weil das Feuer der Leidenschaft, des Hasses und der Liebe, das beide Parteien beseelte, erloschen ist; die Zahl der Ehen und der Geburten ist auf ein Minimum reduziert; keine Übervölkerung, keine Kriege, kein Elend 2c. 2c.

Dies alles haben wir bei Nemmersdorf zum Teil wirklich, zum Teil zwischen den Zeilen gefunden. Neu ist es nicht, aber wahr und noch sehr wenig anerkannt. Und so freuen wir uns über das Erscheinen des kleinen Buches und wünschen, daß es noch mehrere, vom Verfasser (oder der verkappten Verfasserin?) jedoch in jeder Beziehung sorgfältig verbesserte Auflagen erlebe. R. K.

Erweiterung und Verinnerlichung der Anschauungen.

Was bietet sich dem Menschen dar, der aus dem Kindertraum der Märchen- und Legenden-Welt des exoterischen Kirchentums erwacht? — Das wird davon abhängen, was es war, das ihn daraus erweckte. Trostlosigkeit in Leid und Not wird sein Los sein, wenn er in die des inneren Verständnisses bare Bildungsphilisterei oder gar in die brutal-materialistische Geistesatmosphäre der sich für „aufgeklärt" haltenden Ungebildeten hineingerät. In letzter Linie ist die Ursache solcher Erweckung allerdings die Wissenschaft, und da, wo sie zur philosophischen Erkenntnis und zur ethischen Läuterung führt, bietet sie dem Erweckten auch besseren Ersatz; aber wenn die oberflächlich lebenden und denkenden Gesellschaftskreise und die unteren

Volksschichten doch vom Geist der Wissenschaft ganz unberührt bleiben, so ist ihnen gar eine nachfolgende tiefere Erkenntnis noch völlig verschlossen. Diesen Mangel für jene weiten Kreise unserer Zeitgenossen zu ergänzen, das ist der natürliche Beruf des Spiritismus oder empirischen Spiritualismus; und dieser Beruf ist auch von den Vertretern dieser Richtung, so in England wie in Nord-Amerika, richtig erkannt. Sie waren stets bestrebt, dieser Aufgabe zu genügen durch die Verbreitung von Büchern und Schriften, welche den Gesichtskreis ihrer Anhänger auf Grundlage von nachweisbaren Thatsachen der Vergangenheit erweitern. Aus dieser umfangreichen Litteratur mögen hier als Beispiele zwei Arbeiten herausgehoben werden.

Unter den vielen Werken des psychisch selbst entwickelt gewesenen Okkultisten Dr. Paschal Beverley Randolph nennen wir besonders den „Voradamitischen Menschen"[1]), der zuerst im Jahre 1863 erschien, jetzt in 6. Auflage vorliegt. Im Auslande herrscht nicht, wie in Deutschland, die gute litterarische Gewohnheit, bei jeder Behauptung, die man aufstellt, den genauen Fundort der Quelle, aus der man sie entnommen hat, anzugeben; für die weiteren Leserkreise aber ist dieser „Mangel" ein Vorteil, weil die Bücher dadurch ihren „wissenschaftlichen" Charakter einbüßen und mehr den einer Unterhaltungs-Lektüre annehmen. Dies ist auch bei Randolphs Werken, so wie bei denen des weiter zu erwähnenden Kersey Graves, der Fall. In diesem Buche Randolphs aber ist in geistreicher Weise ein allumfassendes Material dargestellt, welches uns auf ein für uns ganz unergründliches Alter des Menschengeschlechts schließen läßt, und der Verfasser verfehlt auch zum Schlusse nicht den entsprechenden Ausblick in die Zukunft zu thun, die uns eine unermeßliche Vervollkommnung der Menschheit hoffen läßt.

Ebenso zahlreich wie die Werke Randolphs sind die des schon erwähnten Kersey Graves. Eines der weitest verbreiteten ist: „Sechzehn gekreuzigte Welt-Heilande vor Christus"[2]), zuerst 1875 erschienen, jetzt in 13. Auflage. Während Randolphs Buch vornehmlich dahin arbeitet, den zeitlichen Horizont der von den biblischen Legenden sich emancipierenden Leser über deren hergebrachte 6000 Jahre zu erheben, führt Graves in volkstümlicher Weise alle möglichen Gesichtspunkte der vergleichenden Religions-Wissenschaft vor. Er weist dabei in überzeugender Weise nach, daß jeder Zug des Lebens und der Lehre Jesu Christi sich auch in anderen Religionen, und sogar in den Überlieferungen über Krischna und den

[1]) Pre-Adamite Man: demonstrating the existence of the human race upon this earth 100,000 years ago. By Dr. P. B. Randolph. 6th ed. Randolph Publ. Co. Toledo (Ohio, U. S. A.) 1888. Price 2$ post free. In London bei J. Burns, 15 Southampton Row, London W. C. — Price 8 sh. 6 d.

[2]) The World's sixteen crucified saviours; or Christianity before Christ, containing new, startling and ex Traordinary revelations in religions history, which disclose the oriental origin of all the doctrines, principles, precepts and miracles of the Christian New Testament. By Kersey Graves. Boston, Colby & Rich, 13th ed. 1890. In London bei J. Burns, 15 Southampton Row, London W. C. — Price 6 sh. 6 d.

Buddha Gautama fast vollständig wiederfinden. Wie Graves selbst wiederholt hervorhebt, legt er kein Gewicht darauf, ob jede einzelne seiner Angaben stichhaltig sei oder nicht; er hat dieselben eben da entnommen, wo er sie fand, und war nicht gerade immer in der Lage jede auf ihren ersten Ursprung zu prüfen. Das aber ist hier unwesentlich.

Viel wichtiger als diese Frage, ob es sich im einen oder andern Falle um wirklich stattgehabte Vorgänge handelt, ist die Thatsache, daß überall in den verschiedenen Zeiten und Völkern den religiösen Heilanden dieselben oder ähnliche Erlebnisse und Lehren zugeschrieben wurden. Dadurch wird nun keineswegs der innere Kern irgend einer Religion angegriffen, sondern nur die verschiedenen von einander abweichenden Religions*formen* erscheinen als unwichtig. Gerade das *innere Wesen* der Religiösität wird durch die Übereinstimmung der Grundzüge in allen Religionen nur bestätigt, und die Überzeugung von ihrer Grund-Wahrheit gestärkt. Diese Grundlage ist eben in allen eine rein natürliche, d. h. göttliche.

Es werden auch durch die richtige Schlußfolgerung aus solchen Untersuchungen weder die Dogmen des Katholizismus noch die des Protestantismus als irrtümliche Formen nachgewiesen, sondern es wird dadurch vielmehr die Bedeutung dieser Sinnbilder verständlich. Deshalb also, weil z. B. auch schon vor Christus so und so viel andere welterleuchtende Weise als „Gott" verehrt wurden, folgt doch keineswegs, daß man den Christus Jesus nicht so nennen könnte. Er, so gut wie andere vor ihm und nach ihm, hatte sich vom Menschen zum Gottmenschen erhoben, und ihm nachzufolgen, d. h. auch göttlich zu werden, so wie er, ist ja der Inbegriff der Forderungen die sowohl der Katholizismus wie der Protestantismus an jeden Christen stellt.

Ganz besonders wichtig und weittragend ist der Kernpunkt der Darstellung Graves, nämlich die von sogar noch mehr als sechzehn vorchristlichen (und auch manchen christlichen) hoch entwickelten Weisen hergebrachte Überlieferung, welche sie in dieser oder jener Weise mit einer Kreuzigung in Verbindung bringt. Daß alle diese Männer wirklich am Kreuze gestorben sein sollten, ist schon von vorne herein unwahrscheinlich; für den esoterisch lebendigen Christen ist es auch gleichgültig, ob der geschichtliche Jesus wirklich an das Kreuz geschlagen wurde, vielmehr ist auch dies wahrscheinlich *nicht* der Fall gewesen, und die Berichte der Evangelien, welche sich als Erzählungen *äußerer* Ereignisse darstellen, sind in Wirklichkeit Berichte von *inner*sinnlichen Vorgängen. Jeder praktische Mystiker weiß, welche Rolle die Kreuzigung in der inneren Entwicklung spielt und was sie bedeutet. Daß nun solche Vorgänge, wenn auch nur äußerlich versinnbildlicht, von allen andern hoch entwickelten Weisen auch vor Jesus Christus berichtet werden, deutet nur an, daß der praktische Weg zur inneren Vollendung vom Uranfang an der gleiche war wie noch bis auf den heutigen Tag. H. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. *Hübbe-Schleiden* in Neuhausen bei *München*.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

An unsere Leser.

Zur Erweiterung unserer Monatsschrift.



Wir bitten unsere Leser, gütigst zu entschuldigen, daß dieses Heft um einige Wochen später als gewöhnlich erscheint. Der überall sich geltend machende Streik der Buchdruckergehilfen sowie andere hemmende Verhandlungen machten diese Störung unseres regelmäßigen Geschäftsganges unvermeidlich.

Auch unser nächstes Heft wird wieder erst in etwas längerer als monatlicher Frist, im Anfang Februar, erscheinen. Hierfür liegt der Grund in der reicheren Ausstattung unserer Monatsschrift, welche durch die im Einleitungs-Artikel dieses Heftes erklärte „Erweiterung unseres Programms" bedingt ist und längere Vorbereitungen erfordert.

Mit dem künftigen Jahrgange geht die „Sphinx" in den Verlag der Herren C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig über; und die Jahrgänge werden dann, statt vom Januar bis zum Dezember, vom März bis zum Februar laufen. Unsere Hefte werden fernerhin in neuem, schönerem Gewande auftreten und, statt vier, je sechs Bogen stark sein, auch jedes eine oder zwei künstlerische Beilagen bieten. Es wird somit dann, statt wie bisher halbjährlich, alle vier Monate, also dreimal im Jahre, ein Band von gleichem Umfang wie die bisherigen Halbjahrsbände geliefert werden. Der Preis für jeden Band aber bleibt der gleiche wie bisher (6 Mark); nur wird die Zeit der Lieferung für den Abonnementsbetrag von sechs auf vier Monate verkürzt. — Alle auf die Zusendung der Zeitschrift bezüglichen Mitteilungen, Bestellungen, Anzeigen, Abonnementsbeträge u. s. w., bitten wir, vom 1. Januar 1892 an nicht mehr an die Expedition in Gera zu senden, sondern an die Firma C. A. Schwetschke & Sohn in Braunschweig. (Die bereits eingezahlten Beträge werden den neuen Verlegern überwiesen.) Alle redaktionellen Zuschriften dagegen sind nach wie vor an den unterzeichneten Herausgeber zu richten.

Mit dem reicheren Programm erweitert sich zugleich der Kreis unserer Mitarbeiter. Wir werden im nächsten Hefte, dem ersten des neuen Jahrgangs (März 1892), welches allen bisherigen Abonnenten zugesandt oder bei ihren Buchhandlungen zur Verfügung gestellt wird, sowohl eine Übersicht einiger der hauptsächlichsten Beiträge unserer nächsten Bände, sowie auch die Namen derjenigen Schriftsteller aufführen, die uns weitere Arbeiten aller Art versprochen haben. Für die künstlerische Ausstattung unserer ferneren Hefte hat uns unter andern Herr Professor Gabriel Max seine Mitwirkung zugesagt.

Die Expedition der Sphinx
(Th. Hofmann)
Gera (Reuß).

Der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden
Neuhausen bei München.

